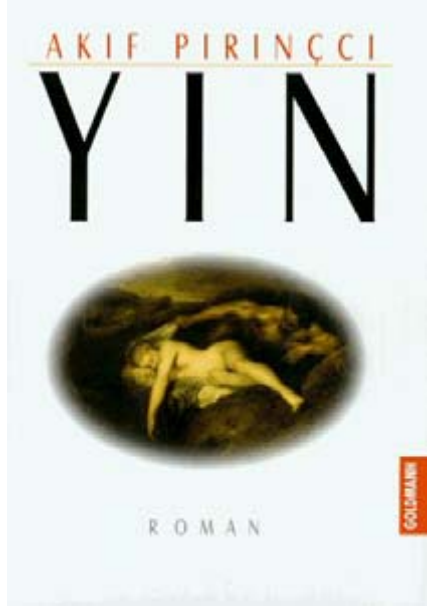


	Akif Piriñçi Yin scanned by unknown corrected by jdv
YIN DIE WELT DER FRAUEN Das neue Meisterwerk von Akif Piriñçi Ein heimtückisches Virus vernichtet binnen kurzer Zeit alle Männer. Sieben Frauen haben die Zukunft der Menschheit in Händen. Akif Piriñcis neuer Roman ist der grandiose Entwurf einer anderen Welt, grausam und schön, brutal und verlockend. Ein Roman wie ein Jahrhundertgewitter.	

ISBN: 3-442-30497-0
Verlag: Goldmann
Erscheinungsjahr: 1. Auflage 1997

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Ein heimtückisches Virus hat sich in den Chromosomen eingenistet und vernichtet binnen kurzer Zeit alle Männer. Zurück bleiben die Frauen, ausgeliefert einer Welt zwischen radikal neuen Gesetzen und altbekannten Spielregeln. Sieben von ihnen werden die Zukunft ihres Geschlechts maßgeblich beeinflussen. Im Kampf ums Überleben verflechten sich ihre Lebenslinien bis hin zum virtuoson Finale, das in ein wahres Pandämonium der Leidenschaften mündet.

Scharfsinnig und fesselnd entwickelt Akif Pırınçci ein faszinierendes Szenario voller Verbrechen und Leidenschaft, Mißgunst und Haß und Todessehnsucht und Überlebenswillen.

Autor



Der Autor: Akif Pirinçci (Jahrgang 1959) ist einer der erfolgreichsten jungen deutschsprachigen Autoren. Und einer der individuellsten obendrein. Seit »Felidae« – 1990 als bester Kriminalroman ausgezeichnet – hat er die Bestsellerlisten erobert, selbst in England und Japan. Bisher erschienen von ihm vier Romane mit mehreren Millionen Exemplaren Auflage. Akif Pirinçci lebt in Bonn.

»Nach deinem Mann wird dein Verlangen sein, er aber wird
über dich herrschen.«

Genesis/Der Sündenfall

Der Biologe David Crews staunte, als er in Texas Eidechsen jener Art beobachtete, der die Männchen fehlen. Die Weibchen bringen nur Töchter zur Welt – durch Jungfernzeugung. Dennoch reagieren sie merkwürdigerweise auf Balzgehebe, das ihnen andere Weibchen vorführen. Crews hält dies für ein Verhaltensrelikt und für einen deutlichen Hinweis darauf, daß es bei dieser Art einmal Männchen gegeben habe. Womöglich wurden sie »aufgegeben«, weil es in der Wüste so schwer ist, einen Partner zu finden.

ADAM

DAS HERZ DES MANNES

Das Herz des Mannes ist ein dunkles Verlies, in das nur wenige Lichtstrahlen dringen. Gewaltige Kraftmaschinen befinden sich darin, meist emsig ratternd, stets in Gefahr, außer Kontrolle zu geraten. Dem Murmeln von Gebeten gleich erzeugen sie ein unregelmäßiges Raunen: »Höher, Höher! Mächtiger, Mächtiger! Alles, Alles!« Doch das Drehen der Zahnräder und das Stampfen der Kolben geschieht im geheimen, in der Finsternis des Verlieses; draußen ist nur Maske. Nur einmal, in den Sonnentagen der Jugend, strömt etwas Licht in das Bollwerk, und alle Maschinen strahlen in ihrem Chromglanz. Wärme geben sie ab, und ihre rhythmischen, klaren Bewegungen sind faszinierend anzuschauen. Dann aber, sehr schnell sogar, erlischt das Licht, und man hört nur noch das unheimliche Pochen der Ventile und das dumpfe Trommeln der Hämmer. Von Jahr zu Jahr wird das Herz des Mannes ein immer verwunschenerer Ort, von dem niemand weiß, was darin vorgeht. Warum arbeiten die Maschinen aber unablässig, bis zu ihrem eigenen Untergang? Was ist ihr Bestreben? Ist es, weil sie den anderen Maschinen beweisen wollen, daß sie die besseren Maschinen sind? Oder erhoffen sie sich durch ihr Tun einen Zugang in das Herz der Frau, wo keine Maschinen sind, sondern nur unendlicher Raum? Keiner weiß es.

Aus »Wie man Frauen wirklich kriegt und sie sich untertänig macht« von Rufus Salamander

Helena

Die Erinnerung ... Manchmal kam die Erinnerung. Wie ein galoppierendes Pferd, das aus einer Nebelbank hervorbricht und sich mit bedrohlicher Geschwindigkeit nähert. Die Erinnerung, sie kam immer näher, berührte sie und überwältigte sie. Die Erinnerung – sie kam auch jetzt. Erinnerst du dich, Helena? An die Pferde und an die Männer? An die Männer, und wie sie gestorben sind? Aber zuvor waren da noch die Pferde. Ein Pferd. Ein Schaukelpferd ... Die Erinnerung, die blutige Erinnerung ...

Ihr Vater war eines herkömmlichen Todes gestorben. Im Gegensatz zu den anderen Männern, die in diesen Tagen starben. Wäre sie eine Zynikerin gewesen, hätte sie darüber gelacht. Aber Helena war keine Zynikerin, sondern eine Frau, der eine grandiose Karriere als Zynikerin noch bevorstand. Außerdem war ein Friedhof kein Ort, an dem man lachte. Es würde sich gespenstisch anhören.

Der frühe November hatte sich einen bleifarbenen Wolkenumhang übergestülpt und jenen, die ihn ertragen mußten, unbefristeten Dauerregen verordnet. Helena wehten die schulterlangen Haare ins Gesicht, als sie auf dem großen Hügelfriedhof am Stadtrand den mit Holzreliefs von Eichenlaubgirlanden verzierten Sarg betrachtete. Innerhalb von Monaten hatten sich in die ehemals pechschwarze Frisur die ersten weißen Strähnen eingeschlichen. Der Gedanke, die Haare zu färben, gefiel ihr nicht, aber sie würde es tun und sich sogar daran gewöhnen. Wie das Unfallopfer, das sich an die Krücken gewöhnt und sich an das frühere Leben ohne sie nur noch schemenhaft erinnern kann.

Von hier oben hatte man trotz des schlechten Wetters einen atemberaubenden Blick auf die Stadt. Sie glich einem Aquarell

eines Montagsmalers, der sich an dunstigen Moorlandschaften versucht hat. Wären nicht die schwarzen Rauchschwaden am Horizont gewesen, hätte sie diese düstere Romantik genießen können. Doch kein Herbstlaub wurde dort in der Ferne verbrannt, sondern Leichen, Tausende von Leichen.

Papa Zeus war dagegen eines herkömmlichen Todes gestorben. Etwa vor einem Jahr hatte er, vermutlich zum ersten Mal in seinem Leben, ihr gegenüber etwas Intimes von sich preisgegeben: »Helena, ich fürchte, ich habe Krebs. Ich werde bald sterben.« Er hatte es wie immer mit diesem unergründlichen Wolfslächeln ausgesprochen, von dem Helena seit ihrer Pubertät vermutete, daß es ihm den Weg in Dutzende von Betten von Frauen geebnet hatte. Ein vordergründig warmes Lächeln, scheinbar so offen wie das eines Engels. Aber dahinter glühte wild pulsierende Animalität, die unaussprechbare Phantasien wachrief. Natürlich hatte sie ihm nie etwas nachweisen können. Ihr Vater war ein sehr verschlossener Mann gewesen. Die Fassade aus milder Freundlichkeit und interessierter Einfühlsamkeit hatte immer nur dazu gedient, sein wahres Antlitz zu verbergen. Und seine vielfältigen Aktivitäten. Die vielen Reisen, die undurchschaubaren Verpflichtungen, die ihn beinahe jeden zweiten Abend aus dem Haus trieben, und die griechischen Kryptogramme in seinem Notizbuch, die außer ihm niemand zu entziffern vermochte.

Oft hatte sie ihre Mutter weinen gesehen. Betrunknen in der dunklen Küche sitzend, das von Heulmarathons entzündet wirkende Gesicht periodisch von der Glut einer Zigarette rötlich erhellt. Erst viel später, als Helena schon eine erwachsene Frau gewesen war, ließ das Mitgefühl für ihre Mutter nach, und die traumatischen Erinnerungen verblaßten. Sie begann, die unmögliche Konstellation, die Anlaß zu tränenreichen Schuldzuweisungen hinter verschlossenen Türen und wochenlangem Schweigen gegeben hatte, in einem nüchternen Licht zu sehen. Was hatte sich diese Frau, die weder besonders gut aussah noch

übermäßig Esprit versprühte, bloß gedacht, als sie einen Griechischlehrer mit der Erscheinung eines Leichtathleten heiratete? Daß er jeden Abend mit Pfeife im Mund und Pantoffeln an den Füßen den Kamin bewachen würde? Daß er in Anbetracht seiner ewig jungen Studentinnen, die ihn anbeteten und seinetwegen selbst bei minus zehn Grad weit ausgeschnittene Kleider trugen, den Blick verschämt abwenden und in der Ilias vergraben würde? Hol's der Teufel! Helena hatte irgendwann genug eigene Probleme. Und irgendwann wurden die Alten wirklich alt und hatten etwas anderes zu tun, als sich mit den Irrungen und Wirrungen ihrer Libido zu beschäftigen – außer Zeus!

In der kleinen Kapelle neben dem schmiedeeisernen Eingangstor hatte Helena ihn im Sarg zum letzten Mal gesehen. Er hatte trotz seiner dreiundsechzig und der Leichenblässe wie immer umwerfend ausgesehen. Sie kannte so manche Frau, die ihr eigenes lebendiges und viel jüngeres Exemplar gegen ihn eingetauscht hätte. »Jetzt bist du tot, du altes Scheusal!« hatte Helena gedacht. »Und all deine Liebeleien sind nur noch kleine Geisterliebesfilme in einem Geisterkino.« Dann hatte sie überlegt, was er *ihr* eigentlich gegeben hatte. (Von »hinterlassen« konnte keine Rede sein; Zeus war arm gestorben wie alle guten Liebhaber, deren Lebensbilanz im Gegensatz zu den von Eros verschmähten Männern in jeder Beziehung gänzlich anders ausfiel.) Liebe war es jedenfalls nicht gewesen. Nicht die Liebe eines Vaters, die warme Erinnerungen an schmatzende Küsse, zuckerwatteverklebte Zoobesuche und von Butterkeksen gelinderte Kindertragödien weckte. Nein, die großen Vatermomente, die nach Meinung vieler Psychologen von prägender Bedeutung in der Sozialisation eines Mädchens waren, hatten sich im Grunde genommen ausschließlich in diesem unverwechselbaren Wolfslachen manifestiert. Stets hatte eine schmerzliche Distanz geherrscht, und seine häufige Abwesenheit hat wie eine nie verheilende Wunde auf ihrer kleinen

Kinderseele gelastet. Ein geistesabwesendes Tätscheln, später der obligatorische Hunderter an Geburtstagen zu Weihnachten und das Verlegenheitsessen beim Italiener, wenn man sich zufällig in der Stadt begegnete, das war alles, was Helena von ihrem Vater je bekommen hatte.

Jetzt, mit dreiunddreißig Jahren, nach Studienabschlüssen in Geschichte und Politik, einer gescheiterten Journalistenkarriere, eine ziellose Akademikerin, die für eine miserable Regionalzeitung schrieb, konnte sie es sich endlich eingestehen. Jetzt, da er ausgestreckt in dieser Kiste lag und bald für immer in der Versenkung verschwinden würde, konnte sie die Wahrheit akzeptieren. Daß Zeus, der bürgerlich Robert geheißen hatte, ein jämmerlicher Vater gewesen war, ein eiskalter Mann, der Frauen durch sein blendendes Äußeres, seine erstklassigen Manieren und seine zur Schau gestellte Bildung beeindruckte, verführte und schließlich beherrschte. Wie fast alle Männer bar jeder Empfindung für die wahren Bedürfnisse und Sehnsüchte einer Frau, der eigenen Frau, der Tochter. Eine Niete par excellence!

Und trotzdem ... Trotzdem hatte sie ihn geliebt, so sehr geliebt, daß sie sogar zum Inzest bereit gewesen wäre. Es war das Wolfslächeln, nicht wahr, Helena? Ja, aber warum war das so? Warum liebte man diese Wölfe? Wenn die Rauchschwaden am Horizont eines Tages verzogen sein würden, würde sie vielleicht eine Antwort darauf finden. Doch dann würde es sie nicht mehr interessieren.

Durch die heißen Tränenschleier betrachtete Helena die unwirkliche Szenerie. Der Friedhof erstreckte sich stufenförmig bis hinunter ins Tal, wobei die einzelnen Terrassen aus breit angelegten, herbstmüden Grasflächen mit unzähligen pompösen Grabstätten bestanden. Von ihrer hohen Warte aus hielten die Toten das Treiben der Lebenden unten in der Stadt gewissermaßen immer im Auge. Aber vielleicht war es ihnen auch einerlei und sie kümmerten sich um ihren eigenen Kram. Das

frisch ausgehobene Grab klaffte gegen den bleiernen Himmel wie ein obszönes Maul, dem es gleichgültig ist, was es verschluckt. Es hatte nicht die vorschriftsmäßige Tiefe, weil für das gesamte Areal nur noch ein einziger alter Arbeiter zuständig war und dieser mit dem Minibagger nur bedingt umgehen konnte. Nun stand der Sarg ein paar Meter von der Grube entfernt, und es war allen Anwesenden ein Rätsel, wie sie den guten alten Robert dort hineinkriegen sollten, ohne sich einen Bruch zu heben. Wegen der Epidemie und ihrer Folgen war es heutzutage beinahe unmöglich, eine ordentliche Bestattung zu erhalten. Normalerweise machte man kurzen Prozeß und verbrannte die Leichen, vorwiegend in Müllverbrennungsanlagen. Doch diese Grabstätte war eines der kleinen Geheimnisse ihres Vaters gewesen, von denen Helena erst vor vier Tagen erfahren hatte. Er hatte den Platz bereits vor vielen Jahren gekauft und sich einen Priester zur Beerdigung ausbedungen. Merkwürdig, sie hatte zeit ihres Lebens den Verdacht gehegt, er sei eingeschriebenes Mitglied bei den Teufelsanbetern und würde darauf bestehen, daß man seinen Leichnam zu Gulasch verarbeitete und an die Gemeinde zum Abendessen servierte oder etwas in der Art. Was für eine Enttäuschung!

Der junge Priester, der vor der Grube stand und die Zeremonie durchführte, war krank – wie *alle* Männer. Seine Gesichtsfarbe wechselte zwischen einem schimmernden Grün und einem fleckigen Gelb, auf seiner Stirn perlte Schweiß. Die Hände, die das Gebetbuch hielten, zitterten, der Kopf zuckte unwillkürlich in gleichmäßigen Intervallen. Doch das schlimmste war sein Husten. Seine Rede wurde immer wieder durch ein keuchhustenähnliches Bellen unterbrochen, das offenbar gewaltige Schleimklumpen in seinen Rachen hinaufbeförderte, die er im nächsten Augenblick wieder unter schmerzlicher Anstrengung verschluckte. Manchmal, wenn er es nicht mehr schaffte und die Not über die Scham siegte, wandte er sich zur Seite und spuckte einen blutdurchsetzten grauen Brocken aus. Er war ein dürrer,

unattraktiver Mann, mit knochigen Gliedern und einem vogelförmigen Gesicht. Helena überlegte, ob er sterben würde, ohne je mit einer Frau geschlafen zu haben. Sie hatte diese Knaben aus der katholischen Abteilung nie richtig einschätzen können. Genehmigten sie sich wirklich eine kalte Weihwasserbrause, sobald sie eine Verhärtung zwischen ihren Lenden verspürten, oder feierten sie hinter dem Rücken der Öffentlichkeit heimlich Orgien, wie es die Medien früher immer wieder aufgedeckt zu haben vorgaben? Nun war auch das gleichgültig geworden, denn all ihre flehentlichen Gebete und ihre über Satellit in die ganze Welt ausgestrahlten Mammutmessen hatten Gott nicht dazu gebracht, bei ihnen ein Auge zuzudrücken.

»Herr, unser Gott, dein sind wir im Leben und im Tod«, hob der Geistliche nun zum Schlußgebet an. »Wir bitten dich: Segne dieses Grab und führe deinen Diener, dessen Leib wir hier bestatten, zur Auferstehung und zum ewigen Leben. Uns aber stärke im Glauben an das unfäßbare Geheimnis des Lebens in Jesus Christus, unserm Herrn. Amen.«

Die letzten Sätze stieß er brabbelnd und keuchend hervor, was auf einen weiteren Schleimbatzen hindeutete. Er schluckte verzweifelt, doch es schien nicht zu helfen. Daraufhin drehte er sich zur Seite und spuckte einen voluminösen Klumpen auf den Erdhügel neben der Grube. Diesmal bestand das Sekret vollständig aus Blut. Das fahle Gesicht von kaltem Schweiß bedeckt, gab er sich in gekrümmter Haltung einer gräßlichen Hustenattacke hin. Die kehligen Laute, die an das Klagen eines malträtierten Ochsen erinnerten, waren so furchteinflößend, daß nun sogar die drei anderen Trauergäste ihre Blicke vom Sarg abwandten und auf den Kranken richteten. Bislang hatten sie die akustische Begleitung seiner Höllenqual mit einer Gelassenheit registriert, als handle es sich um einen experimentellen Trauer-
gesang.

Es ist eine Komödie, dachte Helena, ich befinde mich im

letzten Akt einer Komödie über die Narreteien zwischen den Geschlechtern. Selbstverständlich gehörten die drei Grazien nicht zur Familie. In telepathischer Ahnung über Roberts Lebenswandel hatte die Verwandtschaft ihn stets mit derselben noblen Kälte behandelt wie ein Königshaus den Kronprinzen, der eine Bürgerliche zur Frau nimmt. Viele waren von der Sippe ohnehin nicht mehr übriggeblieben, jedenfalls von den Männern. Ihre Mutter war schon vor sechs Jahren bei einem schweren Autounfall ums Leben gekommen. Der Gedanke, daß sie wenigstens nicht hatte leiden müssen, spendete ihr einen gewissen Trost. Bei dem Frontalzusammenstoß mit einem Lastzug hatte die Lenkstange sich in ihren Kopf gebohrt. Natürlich war sie wieder mal besoffen gewesen.

Nein, Helena, schau genau hin, du siehst drei Leidensgenossinnen vor dir, allesamt willige Opfer des Wolfslächelns. Das Ganze war in der Tat eine Komödie, ein moralisierender Bauernschwank, in dem die Figuren die einzelnen Verirrungsstufen des Helden verkörpern. Nur der Anstand verbot das ein Fernsehprofessor dem ungebildeten Publikum nahezubringen versucht. Titel: »Das Verschwinden von Zeus löst unter den Musen Hysterie aus. Unbekannter Künstler, zirka 1830.«

»... Zeus' Rückzug in den Olymp, liebe Zuschauer, hat ganz offenbar eine Konfusion zur Folge. In ihrer Verwirrung klammern die Musen sich verzweifelt an den impotenten Poseidon. Der Sarg im Eck unten links ist ein humoristisches Element, denn er ist leer. Der Göttervater schaut dem aufgeregten Treiben von oben amüsiert zu; der verschleierte Himmel ist ein Symbol für das Versteckspiel. Wie jeder weiß, liebe Zuschauer, ist dies die Strafe dafür, daß Zeus' Fruchtbarkeit über Gebühr strapaziert wurde. Doch wie die Rauchschwaden am Firmament erahnen lassen, wird er alsbald vom Himmel herabsteigen und seine anstrengende Besamungstätigkeit wieder aufnehmen. Da braut sich was zusammen, könnte man sagen ...«

Nicht lachen, Helena, denn das Lachen könnte leicht in

Weinen umschlagen. Außerdem neigt sich das Zeitalter, da Frauen sich wegen Männer in die Haare gerieten, seinem Ende zu. Und vergiß nicht, Helena, Zeus machte sie zu Knallchergen in diesem Eifersuchtsmelodram und nicht umgekehrt. Zeus ist aber tot, und die Lebenden werden nur weiterleben können, wenn sie zu jener Liebe zurückfinden, die sie als Schwestern einst verband.

»Danke, es geht schon wieder«, sagte der Geistliche und streifte mit spitzen Fingern die Hände der drei Frauen von seinem Körper, als wären sie kleine Schlangen, die in sein Innerstes kriechen wollen. Langsam gewann er wieder an Haltung und fuhr sich mit einem eilig aus dem Talar gezogenen Taschentuch über den blutbesudelten Mund.

»Die Zeremonie ist zu anstrengend für Sie, Pater. Sie sind kränker, als Sie glauben«, sagte die ältere Dame, während sie von dem Geistlichen eher unwillig abließ. Der ignorierte ihren Einwand trotzig und nahm mit entschlossenem, sehr blassem Gesicht sein Gebet wieder auf.

»Was gesät wird, ist armselig, was auferweckt wird, ist herrlich. Dank sei Gott, der uns den Sieg verleiht, selbst über den Tod hinaus, durch unsern gekreuzigten und auferstandenen Herrn Jesus Christus.«

Plötzlich hatte Helena den Verdacht, daß der Geistliche diese Anstrengung nicht der Hinterbliebenen wegen auf sich nahm, sondern einzig und allein dem Toten zuliebe. Es war kein Geheimnis, daß seit dem Ausbruch der Krankheit ein unausgesprochener Vorwurf in der Luft lag: Warum wir und nicht ihr? Obgleich die medizinische Ursache in der Öffentlichkeit lang und breit, bisweilen sogar stündlich, erläutert worden war – Helena verstand sie immer noch nicht ganz –, hatte zwischen den Geschlechtern trotzdem eine Eiszeit eingesetzt. Eine Eiszeit allerdings, die durch den unabänderlichen Verlauf der Krankheit endlich schien. Zudem hatten unterschiedliche religiöse Strömungen das Feuer des Mißtrauens und der

abstrusen Anschuldigungen kräftig angeschürt, so daß Frauen nicht selten in die makabre Situation gerieten, sich für ihre Unversehrtheit entschuldigen zu müssen. Zu großen Auseinandersetzungen kam es glücklicherweise nicht, da die Mitglieder der »Gegenseite« von Tag zu Tag schwächer wurden und schließlich starben. Was blieb, war ein häßlicher Aberglaube hinsichtlich der Schuld, der die zwischenmenschlichen Beziehungen bis in die Familien hinein vergiftete. Und ein weiteres Gift tat bei den *noch* millionenfach vorhandenen, wenn auch sehr kranken Männern seine Wirkung: der Abscheu gegen alles Weibliche. Unterschwellig brodelte dieser Abscheu bei jeder Begegnung zwischen den Geschlechtern; er beherrschte die Gedanken der siechen Männer und paradoxerweise auch die der Frauen. Es war, als wären alle Männer in den Krieg gezogen und als Untote wieder zu ihren Frauen und Töchtern zurückgekehrt. Und es war, als würden sie sich immer wieder die gleiche Frage stellen, wenn man in ihre verwesten Gesichter blickte: Warum wir und nicht ihr?

Genau, Zeus, Jesus Christus und der Pfarrer steckten alle unter einer Decke. So dachte Helena jetzt, als sie die kalte Zurückweisung des Pfarrers gegenüber den drei Grazien durchschaut zu haben glaubte. Obwohl er buchstäblich selbst am Rande des Grabes stand, wollte er es sich nicht nehmen lassen, einem Bruder die letzte Ehre zu erweisen. Vielleicht hatten sie früher gemeinsam Met aus Hörnern getrunken und regelmäßig Jungfrauen aus dem Nachbarstamm entführt.

Helena fiel noch etwas auf. Etwas, das fehlte. Ja, es fehlte etwas bei dieser grotesken Bestattung. Bloß was?

Das Glockengeläut! Es läuteten keine Glocken.

Im nächsten Augenblick sah sie ein, daß der einzige Friedhofsarbeiter, der auch nicht gerade wie das blühende Leben aussah, vermutlich etwas Besseres zu tun hatte, als bei jeder Bestattung die Glocken zu läuten. Ohne Männer würde es vielleicht überhaupt kein großes Tamtam mehr geben, weder bei

traurigen noch bei freudigen Anlässen.

Die Glocken hörte man nicht, dafür jedoch das ferne Wiehern von Pegasus. Und da wurde Helena schlagartig klar, daß Zeus ihr doch etwas hinterlassen hatte. Eine äußerst lebensnotwendige Hinterlassenschaft sogar, wie sich allmählich herauskristallisierte.

Als sie fünf Jahre alt gewesen war – sie erinnerte sich daran wie an eine religiöse Vision –, hatte ihr Vater sie eines Nachmittags aus dem Schlaf gerissen, als er wie aus heiterem Himmel in ihrem Zimmer erschienen war. Bis dahin war der Tag eine einzige Katastrophe gewesen. Im Kindergarten hatte eine schadhafte Wippe sich aus ihrer Verankerung gelöst, ihr Schienbein getroffen und es gebrochen. Nach Schock, Schmerz, der Fahrt zum Krankenhaus und schließlich dem allerersten Gips in ihrem Leben hatte ihre Mutter sie ins Bett gesteckt. Sie träumte gerade von einem Wippenmonster, das sie auf seinen stampfenden Wippenbeinen durch eine surreale Landschaft verfolgte, als ihr Vater durch sein Erscheinen dem Spuk ein Ende bereitete. Es war das einzige Mal gewesen, daß er ihretwegen die Arbeit unterbrochen hatte. Offenkundig war er ernsthaft besorgt um seine Tochter gewesen. Nachdem er in seiner nüchternen Art ein paar tröstende Worte wie zu einer Erwachsenen gesagt hatte, stellte er ein großes, unförmiges, in Zeitungspapier eingewickeltes Ding feierlich in die Mitte des Zimmers und erklärte: »Wenn du mit deinem Gips nicht so wild herumhampelst, bis der Bruch ausgeheilt ist, Helena, gehört *das da* dir.«

Er riß das Papier herunter, und zum Vorschein kam ein schneeweißes Schaukelpferd, das in seiner naiven Anmut dem Kollektivtraum aller kleinen Mädchen dieses Universums entsprungen zu sein schien. Helena spürte, wie ihr vor Freude ein wenig schwindelig wurde, und obgleich sie damals nicht wußte, daß man für alles im Leben bezahlen muß, erschien ihr intuitiv der Preis eines gebrochenen Schienbeins für solch eine

Kostbarkeit durchaus angemessen. Es sah fast so aus wie ein klassisches Karussellpferd. Formvollendet geschnitzte, sorgfältig lackierte Holzteile, Steigbügel aus Metall und echtes Pferdeschwanzhaar – ein romantisches Fabeltier, wie sie es sich schöner nicht hätte vorstellen können.

»Wie heißt es?« wollte Helena wissen, die vor Aufregung einem Herzinfarkt nahe war.

»Pegasus!« antwortete Zeus und erzählte lang und umständlich die Geschichte des gleichnamigen Flügelrosses aus der griechischen Mythologie. Doch Helena hörte nicht einmal mit einem Ohr hin, da das Wundertier ihre gesamte Aufmerksamkeit beanspruchte.

Natürlich war es das falsche Geschenk. Sie saß bereits am nächsten Tag auf dem Holzpferdchen und riß trotz vor Schmerz pochendem Schienbein so heftig an den Zügeln, daß es sich gewaltig aufbäumte und durch seine ausladenden Schaukelbewegungen die Reiterin in einen Rauschzustand versetzte. Drohungen der Mutter, das Objekt der Begierde zu beschlagnehmen, wenn sie sich nicht schone, fruchteten wenig. Die kleine Helena wußte natürlich, daß das Spielzeug lediglich die Imitation eines echten Tieres war, eines Tieres von furchteinflößender Größe und Kraft, aber auch von magischer Schönheit. Sie hatte Pferde schon im Fernsehen gesehen und bei einem Ausflug ins Grüne.

Diese Eindrücke und Pegasus selbst legten so den Keim zu einer Liebe, welche all ihre Liebschaften überdauern sollte, insbesondere die mit Männern. Das Schienbein war irgendwann ausgeheilt, aber an dessen Stelle war nun ein anderes Leiden getreten: das öde Leben ohne ein Pferd. Um ihre Eltern von der existentiellen Bedeutung von Reitstunden zu überzeugen, zog sie im Laufe der folgenden Monate sämtliche Register des Kinderterrors. Die Palette reichte von aggressivem Betteln über Essensverweigerung bis hin zu beängstigenden Tobsuchtsanfällen, die selbst einer Teufelsbesessenen zur Ehre gereicht

hätten. Sie hatte schon damals gespürt, daß man an seine Ziele inbrünstig glauben und hart für sie kämpfen mußte. Der geringste Zweifel am künftigen Erfolg bedeutete, daß man ihn eigentlich gar nicht wollte. Und der Verzicht gleich am Anfang war bei weitem ehrenvoller als die Kapitulation am Ende. Schließlich gelangten Vater und Mutter zu der Überzeugung, daß das Leben für sie bei weitem erträglicher wäre, wenn ihre Tochter sich durch den Sturz von einem Pferd das Genick bräche, als wenn sie selbst durch das ständige Gerede über Pferde den Verstand verlöre.

Das Pferd, auf dem sie ihre ersten Reitstunden erhielt, hieß Dominik und war ein alter Rappe. Der Reitlehrer mit dem kantigen Gesicht und beidseitig gebrochenen und schiefverheilten Schlüsselbeinen, den sie anfangs für einen Soldaten hielt, weil sie seine Reitkleidung mit einer Militäruniform verwechselte, hatte ihr gesagt, daß Dominik ein ausgesprochen gutmütiges Wesen besäße. Deshalb sei er speziell für die Kinderreiterei ausgesucht worden. Dennoch war ihr erster innerer Impuls, auf der Stelle Reißaus zu nehmen, als sie das Tier an der Außenbox zum ersten Mal zu Gesicht bekam. Sie hatte noch nie einem so mächtigen Geschöpf gegenübergestanden. Der Gedanke, auf ihm zu sitzen oder es gar zu beherrschen, überstieg ihr Vorstellungsvermögen. Sie glaubte durch sein glänzendes, wenn auch etwas angegrautes Fell hindurchschauen und die gewaltigen Muskeln und Sehnen sehen zu können, die wohl den schrecklichen Riesen in den oft gehörten Märchen nicht unähnlich waren. Es hatte einen kolossalen Kopf, etwa sechsmal größer als der ihrige, und mit seinen kohlrabenschwarzen Augen registrierte es jede ihrer Bewegungen. Doch am meisten angst machten ihr seine kräftigen Beine, von denen man sich besser fernhielt. Schon ein gedämpftes Scharren der Hufe ließ ihr den Atem stocken und sie vor Ehrfurcht erstarren. In Gesellschaft von Pegasus, dem Hölzernen, stellte Helena nun ernüchtert fest, hatte der Wunsch, reiten zu wollen, irgendwie mehr Romantik

versprochen.

Der Reitlehrer, der ihre Gedanken zu lesen schien, lächelte listig, packte das kleine Mädchen unversehens unter den Armen, hob es in die Höhe und lehnte seinen Kopf gegen Dominiks Flanke. Helena, nun in Gefahr, vor Panik das Bewußtsein zu verlieren, roch den strengen Geruch des Tieres, der sie zunächst abstieß. Dann aber entfaltete sich dieser Geruch wie ein erlesener Fächer, gewährte ihr quasi Einblick in den Seinszustand einer nichtmenschlichen Kreatur und löste in ihr Assoziationen an eine urwüchsige Welt voller Abenteuer und Wildheit aus. Das Ohr auf das warme Fell des Tieres gepreßt, machte Helena anschließend eine weitere interessante Entdeckung: Sie vernahm Dominiks dumpf tönenden Herzschlag, der einem geheimnisvollen Gestampfe unter dem Erdboden glich.

»Hörst du das?« fragte der Reitlehrer streng.

»Ja«, antwortete Helena, während sie dem kräftigen Bumm-bumm lauschte.

»Es ist Dominiks Herz. Weißt du, was dieses Herz will, Helena?«

»Nein.«

»Es will dasselbe wie du: Liebe!«

Helena lachte, als habe man sie gekitzelt.

»Und laufen!« ergänzte er, nun ebenfalls erheitert.

Inzwischen war es eine Ewigkeit her, daß sie das Pochen eines Pferdeherzens zum ersten Mal gehört hatte. Noch heute sah sie im Geiste wie auf einer Ahnentafel jeden einzelnen Namen der Pferde, die sie einmal geritten hatte. Black Flash oder Meteor oder Atlas, hatten sie geheißen. Bei Lichte besehen alles recht männliche Namen, auch wenn es sich vorwiegend um Stuten gehandelt hatte. Damals war sie in die Welt der Reitställe und Sattelkammern mit derartiger Begeisterung eingetaucht, als sei

sie geradewegs ins Schlaraffenland geschubst worden. Schon bald hieß sie bei den erwachsenen Reitern im Clubhaus halb amüsiert, halb anerkennend »die Kleine«, eine allgegenwärtige Däumlingserscheinung, die bestimmt nicht weit sein konnte, wenn neue Tiere zugeritten, die Geburt eines Fohlens erwartet oder einfach nur über Pferde gefachsimpelt wurde. Vom liebenswürdigen Maskottchen, das zuweilen auch eine naseweise Plage sein konnte, stieg sie im Lauf der Jahre zu einer vollendeten Reiterin auf, vor der selbst gestandene Reitsportler den Hut zogen. Was aber nach außen wie Besessenheit wirkte, entpuppte sich bei näherer Analyse eher als Flucht vor den traurigen Zuständen im Elternhaus. Ein ewig abwesender Vater und eine stets alkoholisierte Mutter, die bisweilen den Eindruck erweckte, als habe man sie vor dem Fernseher in Kunstharz gegossen, waren nicht unbedingt das, was ein heranwachsendes Mädchen sich gern zu Hause aufhalten ließ.

Merkwürdigerweise, für die »Experten« im Clubhaus jedenfalls, fand sie nie Gefallen am Reitsport, bei dem schon der Name irgendwie nach Trimm-dich für Pferde klang. Im Gegensatz zu den Zuschauern, die sich an Sonntagnachmittagen auf der angrenzenden Dressurrennbahn an den geschmeidigen Bewegungen dieser schönen Tiere ergötzen, hatte Helena tagtäglich die Kehrseite der Medaille vor Augen. Pferde, die man mit Stöcken schlug, damit sie parierten, die man kaputt oder gar zu Tode ritt, und Pferde, die man zu früh, schon mit drei Jahren, in die Pflicht nahm und innerhalb kürzester Zeit verschleiß. Nein, sie hatte sich damals von Dominiks Herzschlag nicht verzaubern lassen, um ihm und seinesgleichen zuerst die Würde und dann das Leben zu nehmen.

Dominik verendete übrigens kläglich. Während einer Wirtschaftskrise verringerte sich die Kinderkundschaft dramatisch, so daß man ihn im Stall versauern ließ. Zwar hatte sie sich immer wieder die Zeit genommen, ihn auszureiten, doch forderte auch die Schule ihren Tribut, ganz abgesehen davon, daß

der Reitstall von »der Kleinen« selbst für diesen Ehrendienst ein gewisses finanzielles Entgegenkommen erwartete. Durch das lange Herumstehen im feuchten Stall zog sich Dominik schließlich eine schwere Lungenentzündung zu und siechte ein paar Monate erbärmlich dahin, bis ihm der Schlächter den Gnadenschuß gab.

Dominiks Tod hatte für Helena auch den Abschied vom einst heißgeliebten Reitbetrieb bedeutet. Sie konnte sie nicht mehr sehen, die arroganten Anwälte, die mit ihren Herrenreitermanieren Pferde zu Krüppeln ritten, die sektbeduselten Ärztgattinnen, die ein Pferd mit einem Turngerät verwechselten, die vielen Psychopathen, die an Pferden ihre Autoritätsprobleme auslebten und sie dabei mit allerlei Folterinstrumenten quälten. Sie konnte sie nicht mehr sehen, diese gedemütigten, verstümmelten Götter der Wildnis, die keineswegs dazu erschaffen worden waren, über unsinnig hohe Hürden zu springen, sondern dazu, dicht an dicht aneinandergedrängt in Sonnenuntergänge zu galoppieren. Sie hatte irgendwann einen abgrundtiefen Ekel vor dem Zauberreich, in dem sie einmal die Prinzessin gewesen war, mit hervorragenden Aussichten auf die Krone, und lange Zeit vernahm sie das Pochen eines Pferdeherzens wie hinter einer Mauer der Scham und des Bedauerns. Das Studium und der Tod ihrer Mutter entfernten sie immer mehr von der Reiterei und allem, was damit zusammenhing, obgleich das Verlangen, mit der Wange an einem Pferdehals über Wiesen und Täler zu fliegen, niemals wirklich verschwand. Manchmal, wenn sie unruhig schlief, hörte Helena den Herzschlag aller Pferde dieser Welt, und das dumpfe regelmäßige Hämmern vermischte sich mit dem Getrommel ihrer Hufe, bis die Geräusche irgendwann verstummten, weil allen Pferden Flügel gewachsen waren wie Pegasus, und sie in vollendeter Glückseligkeit in den Himmel schwebten.

Den Wunsch nach einem eigenen Pferd hatte sie nie aufgegeben. Als sich abzuzeichnen begann, daß das Sterben der Män-

ner nicht auf eine kurzfristige Grippeepidemie zurückzuführen war, verstärkte sich ihr Bedürfnis nach Sicherheit. Deshalb hatte sie vor eineinhalb Jahren in einem Anfall von Entschlossenheit etwas, wie sie damals glaubte, sehr Wagemutiges getan. Sie hatte den schönen Schmuck ihrer Mutter verkauft, ihre Ersparnisse von der Bank abgehoben und sich mit dem Geld ein Pferd und die Mühle gekauft. Bei der Mühle, einer wahren Bruchbude, handelte es sich um keine abenteuerliche Investition, da die Immobilienpreise durch die Umstände tief in den Keller gepurzelt waren. Ganz anders sah es bei Last- und Zugtieren aus, obgleich Helena seinerzeit wohl zu den wenigen gehört hatte, die die sich anbahnende Entwicklung richtig einzuschätzen wußten.

Irgendwann in der grauen Vorzeit hatte sie in einem dieser keck daherkommenden Frauenmagazine einen Artikel über Erdölförderung gelesen. Selbstverständlich war die Reportage, die hauptsächlich aus knalligen Hochglanzfotos bestand, nur ein Aufhänger für die Präsentation von muskelbepackten, rohölverschmierten Kerlen mit nackten und sehr haarigen Oberkörpern in markanten Posen gewesen. Dennoch konnte Helena dem wenigen, was der Bericht an Fakten hergab, entnehmen, daß nahezu neunzig Prozent der Weltenergie aus fossilen Brennstoffen stammte. Man brauchte kein Berufsberater zu sein, um zu wissen, daß eine solch kraftaufwendige, mit Einsamkeit und unattraktiven Lebensdingungen verbundene Drecksarbeit wie die Förderung von Öl oder Kohle nicht von Frauen verrichtet wurde. Höchstwahrscheinlich gab es weltweit keine *einzige* Frau, die in diesem Bereich tätig war. So war es logisch, daß die gesamte Energieversorgung mit dem stufenweise Verschwinden der Männer früher oder später zusammenbrechen würde. Auch andere Annehmlichkeiten, ja Lebensnotwendigkeiten würden durch die Abwesenheit der Männer noch ausfallen. Doch der Wegfall von Energie würde sich am gravierendsten bemerkbar machen. Als sie Pegasus gekauft hatte, waren das

noch Gedankenspiele gewesen. Daß ihre Befürchtungen so rasch Wirklichkeit werden sollten, hatte allerdings nicht einmal sie geglaubt.

Pegasus, dessen wahren Namen sie nicht kannte, hatte sie einem zwielichtigen Bauern abgekauft, der Schlachter und Tierhändler in Personalunion zu sein schien. Sie war durch den Tip einer Kollegin auf ihn gestoßen. Als sie seinen heruntergekommenen, nach Kadavern und Kot stinkenden Hof an einem brüllend heißen Sommertag betrat, vermeinte sie sogar die Verzweiflungsschreie exotischer Vögel zu hören. Der fast zahnlose, unrasierte Mann, der sie in Empfang nahm, war gekleidet wie ein Clochard; an seinem schmutzigen Hemdkragen entdeckte sie eingetrocknete Blutspritzer. Während er sie mißtrauisch ausfragte, wie sie an ihn geraten sei, stellte Helena fest, daß er nach Schnaps, heimlich ausgestoßenen Fürzen und Krankheit roch. Doch das entsetzlichste war sein Gesicht, auf das die Krempe eines zerschlissenen Hutes einen Schatten warf. Es war eine furchenreiche, wie mit einem Meißel gehauene Physiognomie, eines Scharfrichters würdig, erstarrt durch die Grausamkeiten, die er den Tieren tagtäglich antat.

Nachdem er sich von ihrer Kaufabsicht überzeugt hatte, führte er sie zu einem unsäglichen Verhau. Helena konnte sich nicht vorstellen, daß darin ein Pferd länger als ein paar Tage überleben konnte. Die aus löchrigem Wellblech zusammengezimmerte Minibaracke sah eher wie eine Fahrradgarage aus. Der unablässig ächzende, hastige Blicke um sich werfende Mann löste eine rostige Kette und nahm die Eingangswand der Box ab, indem er sie einfach auf den Boden fallen ließ. Das Tier, das Helena in der von übelkeitserregendem Gestank durchdrungenen Dunkelheit sah, ließ sie vor Bewunderung den Atem anhalten, gleichzeitig trieb der Anblick ihr die Tränen in die Augen. Der Falbe war stark abgemagert und hinten mit seinem eigenen Kot beschmiert, der durch die Verkrustung einen rissigen Panzer gebildet hatte. Überall an seinem Körper

schimmerten von Insektenstichen und Dreck resultierende rötliche Entzündungen, so daß an Putzen und Striegeln vorerst nicht zu denken war. Der schwarzmähnige Kopf mit dem für Falben so charakteristischen wilden Ausdruck hing apathisch herunter. Das Pferd oder besser gesagt diese Halbleiche von einem Pferd, schien den Menschen nur noch um einen Gefallen zu bitten: es zu töten, damit ihm Flügel wüchsen und es emporfliegen könne in den erlösenden Himmel.

Der Bauer log, als er das Alter des Tieres mit höchstens sieben Jahren angab. Entweder lag es jenseits seiner Erfahrungswelt, daß auch eine Frau Ahnung von Pferden haben konnte, oder es war ihm schlicht gleichgültig, was sein Gegenüber von ihm dachte. So abgrundtief böse, wie Helena ihn in seiner kleinen bösen Welt kennengelernt hatte, tippte sie auf letzteres. Nachdem sie die geschundene Kreatur eingehend untersucht hatte, veranschlagte sie ihr Alter auf zehn bis zwölf Jahre. Und dann nannte der Mann einen unverschämten Preis, den sie jedoch sofort akzeptierte, weil sie nicht an einem so wunderschönen Tag ihren ersten Mord begehen wollte. Sie merkte nämlich, wie ihr ganzer Körper vor Wut und unendlicher Trauer zu beben begann, und sie mußte sich enorm zusammenreißen, um nicht eine herumliegende Schaufel auf dem Kopf dieses degenerierten Höllenwächters zu zertrümmern. Ihre Gedanken kreisten nur noch darum, wie sie ihm sein Opfer entreißen konnte, ohne daß seine unverschämten Begehrlichkeiten in den Himmel wuchsen. Sie wäre ohne Murren auch auf das Doppelte der gewünschten Summe eingegangen.

Der Mann steckte die Geldscheine in seiner diebisch paranoiden Art ein und lächelte dann sein zahnloses Schachererlächeln, als habe er das Verbrechen des Jahrhunderts begangen. Gleich darauf verfiel er wieder in eine erbärmliche Husterei. Warum er sich über das viele Geld freute, obwohl er wissen mußte, daß er bald ein weiterer stinkender Kadaver unter den vielen Kadavern auf diesem beschissenen Hof sein würde, blieb

Helena bis zuletzt ein Rätsel. Wahrscheinlich aus alter Gewohnheit. Für Überraschungen allerdings schien er noch gut zu sein. Zum fabelhaften Geschäftsabschluß bot er ihr allen Ernstes einen Schnaps an, als ob selbst Kaltherzige und Sadisten altehrwürdige Bräuche achteten, die es zu pflegen galt.

Helena lehnte ab, lud das Pferd in den alten Transporter, den sie gebraucht gekauft und mühsam restauriert hatte, und entfloh dieser alptraumhaften Szenerie. Mit einschläfernder Langsamkeit fuhr sie die staubige Landstraße durch das wogende Meer der Getreidefelder, weil sie bei höherer Geschwindigkeit mit dem endgültigen Zusammenbruch ihrer Fracht rechnen mußte. Vermutlich hatte das kranke Vieh seit Tagen kein Futter erhalten, höchstwahrscheinlich auch kein Wasser. Der plötzliche Umgebungswechsel, die Hitze und die holprige Fahrt in der Box konnten bei solch einem entkräfteten Tier leicht zu einem Kreislaufkollaps führen.

Sie war noch keine fünf Kilometer gefahren, als sie panisches Wiehern und Getrampel aus dem Transporter vernahm. Der durch das offene Seitenfenster hereindringende Fahrtwind hatte sie bis dahin vor einem heftigen Schweißausbruch bewahrt. Doch nun, da sie die furchterregenden Geräusche hörte, war sie auf einen Schlag schweißgebadet. Sie stoppte auf einem Grasstreifen neben einem Roggenfeld, lief nach hinten zum Anhänger und öffnete rasch die Klappe. Wild ausschlagend und sich immer wieder aufbäumend, daß Boden und Wände des altersschwachen Transporters ernsthaft auseinanderzubrechen drohten, versuchte das Pferd der Enge zu entkommen. Als es nun spürte, daß sich ihm hinten eine Fluchtmöglichkeit bot, riß es sich von der Leine und stürzte halb taumelnd, halb schlitternd hinaus. Helena rettete sich mit einem Sprung zur Seite, um von den wirbelnden Hufen, die wie außer Kontrolle geratene Hämmer nach ihr schlugen, nicht getroffen zu werden. Das Pferd hatte einen regelrechten Tobsuchtskoller, schwang sich mit furchterregendem Wiehern in die Höhe, strampelte heiß-

blütig, als stecke ihm ein Dorn in der Haut, und machte wiederholt Anstalten, sie niederzutrampeln. Beruhigende Zurufe und zaghafte Annäherungsversuche mit ausgestreckter Hand bewirkten nichts.

Plötzlich hatte Helena eine Idee. Sie riß vom saftig grünen Seitenstreifen des rechts gelegenen Ackers ein Büschel Gras ab und streckte es vorsichtig dem fiebrig schnaubenden Wildfang entgegen. Der Falbe beruhigte sich nur langsam, doch sein Interesse war geweckt. Nachdem er eine Weile noch mißtrauisch vor und zurück stampfte und unschlüssig auf der Stelle trat, näherte er sich ihr mit höchster Wachsamkeit.

»Pegasus«, sagte Helena, wobei sie ihn konzentriert im Auge behielt, »Pegasus, die Qual hat ein Ende. Ich lasse es nicht zu, daß man dir je wieder ein Leid zufügt, mein Junge. Du wirst sehen, die Flügel, die man dir gestutzt hat, werden wieder wachsen, und gemeinsam werden wir dann den Himmel durchbrechen. Komm, beruhige dich, mein Junge, friß, und laß in dein Herz hineinhorchen.«

Das Tier, auf dessen Fell sich vor Hitze und Anstrengung ein weißer Schaum gebildet hatte, kam, den Kopf auf- und abwiegend, auf sie zu, schnaubte ein paarmal kräftig und fraß ihr dann hastig aus der Hand. Helena streichelte seinen Kopf, und Pegasus begann zu grasen.

Die ganze Aktion dauerte über eine halbe Stunde, und am Ende hatte sie den Eindruck, daß das lange Herumstehen in der Sonne auf ihr Hirn denselben Effekt ausgeübt hatte wie ein Hochofen auf eine *Pizza*. Pegasus und die Felder verschwammen vor ihren Augen, als seien sie die Fortsetzung ihrer Pferdeträume, und sie spürte, wie die Bullenhitze ihr die Kehle zuschnürte. Und einem Traum gleich kam es auch, daß Pegasus plötzlich den Kopf emporreckte, fahrig witterte, sich schließlich abwandte und in das Getreidefeld hineintrabte. Helena hatte nicht mehr die Kraft, ihn erneut durch therapeutische Spielchen auf den rechten Pfad des Pferdeknicke zurückzuführen. So tat

sie das, was man in Träumen meistens tut: Sie ließ sich einfach treiben und folgte ihm.

Nachdem sie ihm durch den hüfthohen Roggen wie unter Hypnose eine Weile hinterhergelaufen war – ihr entrückter Bewußtseinszustand ließ ihr den kleinen Spaziergang wie eine Erdumrundung erscheinen –, endete das Feld an einem steilen Abhang. Am Fuße dieser Böschung befand sich ein von wildwucherndem Grün umringter See, dessen Oberfläche die einfallenden Sonnenstrahlen in solcher Intensität reflektierte, daß einem beim Hinsehen die Augen schmerzten. In der Ferne, fast schon am Horizont, etwa ein Kilometer vom gegenüberliegenden, ebenfalls steil ansteigenden Ufer entfernt, ragte ein auffallender gewaltiger Neubau in die Höhe, der durch den flimmernden Hitzeschleier wie eine Fata Morgana wirkte. Das runde Gebäude schien nur aus Glas zu bestehen. Helena kannte es aus vergangenen, männerreichen Tagen, als sie noch für ein bekanntes Wochenmagazin gearbeitet hatte. Das Gynäkologische Institut für Insemination und In-vitro-Fertilisation war einstmals die größte Befruchtungsklinik auf dem Kontinent gewesen, und sie hatte die Ehre gehabt, bei der feierlichen Eröffnung dieses imposanten Ladens ein paar Fotos schießen zu dürfen. Inzwischen fand Befruchtung dort wahrscheinlich nur noch zwischen Ratten, Insekten und sonstigem Ekelgetier statt, denn sie konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, daß noch ein menschliches Wesen in dem Kasten arbeitete. Aber wen interessierten solche Spekulationen heutzutage noch?

Ohne Helena zu beachten, galoppierte Pegasus den steilen Hang hinunter. Der Durst hatte ihn hier hergetrieben. Von ihrer Höhe aus sah sie, wie er unten wie ein vom Stapel gelassenes Schiff ins Uferwasser hineinstürmte. Sie wollte ihm vorsichtig folgen, doch schon nach dem ersten Schritt verhedderte sich ihr Fuß an einem nach außen gewachsenen Wurzelarm. Sie verlor das Gleichgewicht und kullerte hilflos schreiend abwärts, bis sie schließlich neben Pegasus in das flache Wasser klatschte. Das

Pferd ließ sich von dem Doppelgenuß aus Trinken und Baden nicht beirren und kommentierte die neue Gesellschaft an seiner Seite mit einem blasierten Kopfschütteln. Das herrlich kalte Naß riß Helena augenblicklich aus ihrer Trance, und als sie spürte, wie die Hitze in ihrem Körper schlagartig der Frische wich, betrachtete sie den Unfall nun plötzlich als eine geradezu von Gott gesandte Wohltat. Ein Bad in einem kühlen See, was konnte einem bei dieser Hitze Besseres passieren! Das Glück dieser Erde lag tatsächlich auf dem Rücken der Pferde. Oder etwas darunter.

Rasch streifte sie die löchrige Jeans herunter, befreite sich von ihrem Hemd – und nach einem verstohlenen Blick auf den Hang vom Büstenhalter. Sie wollte gerade wieder in das wohlige Wasser eintauchen, als sie sich einen Ruck gab und den Slip ebenfalls auszog und zum Ufer warf. Gleich darauf spürte sie einen sanften Stoß an ihrem Rücken, und ehe sie darauf reagieren konnte, plumpste sie ins Wasser zurück. Mit den Armen rudern und auf dem schlammigen Boden nach Halt suchend, drehte sie sich um und erkannte in dem Übeltäter Pegasus, der sich köstlich über seinen Streich zu amüsieren schien.

Na warte, dachte Helena ... Und aus diesem Na-warte wurde der Beginn einer Affäre, auf die selbst Helden und Heldinnen italienischer Fotoromanzen neidisch gewesen wären. Leidenschaft, wie sie sie Menschen gegenüber niemals empfunden hatte, und Leidenschaft, die er sich trotz der erlittenen Hölle bewahrt hatte wie eine Vulkanlandschaft eine trotzig empor-sproßende Blume. Sie veranstalteten Verfolgungsjagden im knietiefen Wasser, sie balgten und rangen miteinander. Sie, eine einsame, nackte Frau, die sich in diesen unwirklichen Momenten endlich befreit fühlte von ihren vielgestaltigen Angst-dämonen, die endlich ganz Körperempfinden und Bewegung sein durfte und den rauen Hautkontakt mit diesem mächtigen, muskulösen Wesen vorbehaltlos genoß. Und Pegasus, das mißhandelte Geschöpf, das erkannt hatte, daß die Tage der

Dunkelheit und der Pein für immer vorbei waren. Als Helena nach dem ausschweifenden Geplanske endlich die Puste ausging, konnte sie sich nur noch mühsam an ihrem Spielgefährten hochziehen. Dann saß sie oben, schlang ihre Arme um seinen kräftigen Hals und streichelte seine mit Wasser vollgesogene Mähne. Es war das erste Mal, daß sie nackt auf einem Pferd saß, und sie fand, daß sie sich daran gewöhnen könnte. Die Sonne ging nun allmählich unter und färbte den Himmel zum Abschied mit atemberaubenden Goldtönen. Pegasus trug die ermattete Frau gemächlich durch das Wasser wie eine griechische Göttin über ein magisches Land. Der See flüsterte sein leises Wellenflüstern, eine Wildentenfamilie schwamm in der Ferne unendlich langsam zu ihrem Nest, ein Uhu kündigte die beginnende Nacht an. Ab und zu, dachte Helena, wenn auch sehr selten, vielleicht sogar nur ein einziges Mal, gibt es tatsächlich Glück im Leben. Das ist, verdammt noch mal, ein Naturgesetz!

»Christus spricht: Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt, und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben.«

Die Stimme des Priesters klang wie die geheimnisvolle Botschaft eines Tonbandes, das rückwärts abgespielt wird. Der blutige Glibber, den die Luftröhre in immer dickeren Klumpen hinaufbeförderte, verkleisterte zunehmend seine Stimmbänder, so daß das Gesprochene sich in bizarre Tonlagen verirrte, was nicht eines komödiantischen Elementes entbehrte. Der an der Pforte angebundene Pegasus wieherte immer noch laut und klagend. Er mochte die Einsamkeit nicht; die Einsamkeit brachte düstere Erinnerungen an das Leben in der Hölle zurück. Wenn die Erinnerung nicht wäre, dachte Helena, gäbe es weder Höllen noch Paradiese, sondern nur eine einzige Welt, in der man ohne Dämonen sein wahres Leben lebt.

Manchmal aber kam die Erinnerung. An die Pferde und an die

Männer. Und an den hustenden Priester ...

Er unterbrach sein Gebet und bedeutete mit dem Gebetbuch in der Hand allen anwesenden Frauen, die unter dem Sarg verlaufenden Seile zu ergreifen, um Zeus in seinen ewigen Tempel hinabzulassen. Der Regen hatte sich inzwischen in ein Gewitter verwandelt, und die nadelscharfen Tropfen drangen der kleinen Trauergemeinde durch die Kleider. Die Frauen hievten den Sarg an den Seilen ein paar Zentimeter über den Boden hoch und versuchten ihn so bis zum Rand der Grube zu balancieren. Die Kiste erwies sich jedoch als schwerer als befürchtet, deshalb setzten sie sie immer wieder ab und schleiften sie Stück für Stück vorwärts.

»Wir übergeben den Leib der Erde. Christus, der von den Toten auferstanden ist, wird auch unsern Bruder zum Leben erwecken.«

Da bin ich mir gar nicht so sicher, dachte Helena, während sie sich an ihrem Seil zu schaffen machte und dabei mit einem Auge sah, wie der Priester trotz seiner Ausfallerscheinungen immer ungehaltener über die Ungeschicklichkeit der Amateursargträgerinnen wurde. Schließlich platzte ihm der Kragen, und er ergriff selbst das Seil, an dem Helena zugegebenermaßen eher wütend riß als zog. Inzwischen waren sie am Rande der Grube angelangt, und es entstand eine kleine Konfusion, weil niemand wußte, wer nun auf die andere Seite des Grabes wechseln sollte, um beim Einsenken des Sarges die optimale Flaschenzug-Konstellatation zu gewährleisten.

»Der Herr schenke dir ewige Ruhe«, sagte der Geistliche und ließ plötzlich das Seil aus seiner Hand gleiten, woraufhin der halb über der Grube schwebende Sarg zur Seite kippte, am Grabrand aufschlug, wegrutschte und mit dumpfem Gepolter in die Tiefe stürzte. Beim Aufprall brach er krachend auseinander, der Sargdeckel flog aus den Angeln, und Zeus, der schöne Zeus mit dem Wolfslächeln, wurde herausgeschleudert.

»Ich komme wieder, Mädels!« hörte Helena ihn rufen, als sie die Leiche in dem drolligen weißen Hemd und mit den grotesk angewinkelten Gliedern ungläubig anstarrte. »Ich komme zurück, und dann fick' ich euch noch mal so richtig durch!«

Der Priester, dessen Augen sich zu der Größe von Ping-Pong-Bällen geweitet hatten, wandte sich mechanisch wie auf einem Drehteller der fassungslosen Frau an seiner Seite zu, formte den Mund zu einem riesigen Trichter und erbrach einen nicht enden wollenden Blutschwall in ihr Gesicht.

Helena sah am Ende aus, als sei sie mit knapper Not einem Massaker entronnen. Während ihm aus den Mundwinkeln noch ein dünner Blutfaden rann, erklang ein lautes Rasseln aus seinem Inneren und schließlich ein furchteinflößendes Knattern aus seinem Hintern. Zwischen seinen Schuhen unter dem Ornatsrock bildete sich eine burgunderfarbene Pfütze, in der rosa schimmernde Fleischstücke schwammen. Der abscheuliche Gestank, den er absonderte, explodierte in ihrer Nase.

»Siehst du«, hörte Helena Zeus laut lachen, »ein Mann darf seinen überschüssigen Saft nicht für sich behalten. Sonst scheidet er irgendwann seine Gedärme aus. Und das, meine Liebe, stinkt!«

Sie ignorierte die Geisterstimme und umfaßte den in seinem Leiden gefrorenen Mann, der sie so indifferent anstarrte wie ein frisch geborenes Baby.

»Sie müssen sich hinsetzen, Sie Armer. Es wird schon wieder ...«

Er schlang seine Hände um ihre Taille, als bitte er sie zum Tanz, wobei sein Griff immer fester wurde. Seine Pupillen kippten nach hinten weg, so daß man nur noch das Weiß der Augäpfel sah, und seine Zähne schlugen laut klappernd aufeinander. Dabei erbrach er weiteres Blut und defäkierte ohne Unterlaß dieses entsetzliche Gemisch aus Kot und Eingeweiden. Das Zittern seines Körpers ging rasch in ein Beben über, er

taumelte, und als Helena versuchte, sich von ihm loszureißen, verlor er das Gleichgewicht, stürzte über den Rand und nahm zumindest eine Frau mit ins Grab.

Wie damals, als sie den Hang zum See heruntergerollt war, hatte sie auch diesmal keine Chance, den Fall aufzuhalten. Statt eines strahlenden Sees aber sah sie diesmal Zeus' verrenkten Leib auf sich zukommen, dessen Arme so ausgestreckt waren, als wolle er sie noch einmal umarmen. Dann spürte sie den Schmerz und gleichzeitig die kalte Berührung mit der Wange ihres Vaters. Er schied einen säuerlichen Geruch aus, und Helena lag es auf der Zunge, ihm zu einem anderen Rasiewasser zu raten, geradeso, als habe sie ihm soeben einen Kuß gegeben. Sie war hart auf dem Sarg aufgeschlagen, und mit der Gewißheit eines erfahrenen Knochenspezialisten wußte sie, daß sie sich das Schienbein gebrochen hatte, und zwar genau an der Stelle, an der es vor achtundzwanzig Jahren schon einmal gebrochen war. Was für eine hübsche Assoziationskette, dachte Helena: Schmerz, Vater, Pferd, Tod, Schmerz, Vater ...

»So schließt sich der Kreis«, hörte sie ihren Vater antworten. »Wir Männer können im Leben erst so richtig einen Sinn erkennen, wenn wir euch Frauen ein bißchen weh tun.«

»Ich weiß«, sagte Helena. »Aber trotzdem vermisse ich euch jetzt schon.«

Margit

Margit stand im Wohnzimmer und betrachtete sich im Spiegel über dem Kaminsims. Der Kamin war nicht echt, nur eine Attrappe, die Oliver und sie vor acht Jahren, als es eine märchenhafte, weiße Weihnacht gegeben hatte, in einer diffusen Sehnsucht nach Heimeligkeit im Baumarkt gekauft hatten. Sie hielten es für eine gute Idee, und in der Tat vermochte diese Kulisse in der ersten Zeit an verschneiten Winterabenden einen beinahe realistischen Eindruck von Hüttenromantik zu vermitteln. Das Ding bestand aus einem Gips-Kunststoff-Gemisch, und hatte dort, wo das offene Feuer lodern sollte, glutfarbenes, geriffeltes Glas, das aus dem Innern der Konstruktion beleuchtet wurde und so ein Feuer vortäuschte.

Leider war die Freude nicht von Dauer. In einem mysteriösen Entzauberungsprozeß kam dem kostbaren Stück mehr und mehr der Effekt der Echtheit abhanden. Natürlich hatten sie es von Anfang an nicht für einen wirklichen Kamin gehalten, sondern in augenzwinkernder Übereinkunft stets für etwas *Kaminartiges*. Der Zahn der Zeit jedoch hatte sogar dieses Wenige an Schein neutralisiert und es gänzlich zu einem obskuren Fremdkörper in ihrem Wohnzimmer verkümmern lassen. Sein Glanz war verblaßt, die Nahtstellen der Einzelteile hoben sich durch die Sonneneinstrahlung als welke Linien hervor, so daß man den billigen Schwindel bereits auf den ersten Blick durchschaute.

So war es Margit immer ergangen. Sie hatte nie das Echte im Leben bekommen, sondern immer nur Attrappen, Oliver zum Beispiel, den Margit für eine fleischgewordene Attrappe hielt, die Attrappe eines Mannes. Die Ursache dieses wiederkehrenden Lebensmusters kannte sie nur allzu gut: Sie war häßlich, war schon immer häßlich gewesen. In anderen Kreisen hätte man wohl unattraktiv statt häßlich gesagt, was aber, wie sie

fand, auf dasselbe hinauslief. Das betraf natürlich hauptsächlich ihre Wirkung auf Männer; der Eindruck, den ihre Erscheinung bei Frauen hervorrief, war komplizierter. Margit war achtundvierzig Jahre alt, maß einhundertneunzig Zentimeter und wog hundertzwanzig Kilo. Früher hielt sie sich für dick, eine Selbsteinschätzung, die keineswegs von Minderwertigkeitsgefühlen herrührte, da jeder in ihrer Umgebung sie ebenfalls für dick hielt, einschließlich ihrer Eltern. »Jumbo« war noch einer der netteren Spottnamen, mit denen ihre Schulkameraden sie bedacht hatten.

Margit gewann Zutrauen zu ihrem Körper und begann ihn, so wie er war, zu akzeptieren, als sie 1972 die Übertragung der Olympischen Spiele im Fernsehen verfolgte und zum ersten Mal Frauen mit ähnlicher Statur sah. Es waren die Kugelstoßerinnen gewesen, vornehmlich aus dem Ostblock, stämmige, kräftige Frauen, die trotz ihres wuchtigen Körperbaus statt Scham grenzenloses Selbstbewußtsein ausstrahlten. Schon in der Pubertät hatte sie bemerkt, daß ihre Muskeln bei weitem stärker entwickelt waren als die ihrer Freundinnen und ihr körperliche Anstrengung im Gegensatz zu ihnen kaum etwas ausmachte. Die anderen Mädchen kokettierten geradezu mit ihrer physischen Schwäche, vor allem wenn Männer anwesend waren. Männer, so hatte sie damals gelernt, bevorzugten zierliche, schwache Frauen, keine, bei denen die Gefahr bestand, daß sie ihnen bei einer körperlichen Auseinandersetzung überlegen sein könnten.

Damals jedoch hatte Margit zwischen fett und stämmig kaum unterscheiden können, schon deshalb nicht, weil sie keine einzige Frau mit einem ähnlichen Körperbau kannte. Ihr fehlte einfach der Vergleich. Erschwerend kam hinzu, daß der Schöpfer sie mit einem Gesicht ausgestattet hatte, welches nicht gerade zum festen Repertoire feuchter Knabenträume gehörte. Groß, rund und massig war es, lediglich von ein paar grimmigen, tiefen Furchen durchzogen, und erinnerte an das Statuengesicht der heldenhaften Frau am Kriegerdenkmal auf

dem Marktplatz, die eine nie wehende Fahne hochhielt und von Taubenschuß gesprenkelt war. Wie oft hatte Margit davon geträumt, daß in diese steinerne Frau endlich ein Blitz einschlagen und sie in die Luft sprengen möge. Zudem hatte sie sich von klein auf angewöhnt, ihre schwarzen Haare glatt und auf Ohrlänge zu tragen, weil sie ihr Erscheinungsbild nicht durch eine auffallende Frisur forcieren wollte. Dadurch sah sie zwar wesentlich unweiblicher aus, als sie es in Wirklichkeit war, doch nahm sie diesen Nachteil für ein bißchen Unauffälligkeit gern in Kauf. Freilich hatte es wenig genützt. Sie *blieb* der komische Riesenvogel, der sofort Aufsehen erregte, sobald er seinen Fuß irgendwohin setzte. Es gab unter den Frauen viele schillernde Vögel, die schnell ein staunendes Publikum fanden, wo auch immer sie auftauchten. Sie hatte nie zu ihnen gehört. Die Aufmerksamkeit, die man ihr zuteil werden ließ, war stets eine hämische gewesen. Die Männer hatten immer hinter ihrem Rücken über sie gelacht. Die Frauen auch.

Margit blickte in den Spiegel über dem Kaminsims und dachte über ihr Leben nach. Nicht über das vergangene, sondern über das neue, das verheißungsvolle, das bessere. Sie schulterte einen Spaten wie ein Soldat sein Gewehr und kniff entschlossen die Augen zusammen. Den Spaten und eine Hacke hatte sie soeben aus dem Keller geholt, um ihren Ehemann draußen im Garten zu begraben. Er lag regungslos mit gefalteten Händen im Schlafzimmer. Margit hatte die Hände in diese fromme Position gebracht, obwohl sie eine heimliche Atheistin war. Als ein krankhaft praktisch veranlagter Mensch, der stets zu notwendigen und logischen Schritten neigte, stand sie einer Welt außerhalb der Vernunft ablehnend gegenüber und infolgedessen auch Gott, den sie für den Hauptpopanz dieser dubiosen Schimärenwelt hielt. Gott, hatte sie immer wieder festgestellt, war ein geistiger Kaugummi für Leute, welche an einer ganz speziellen Art Nikotinentzug litten. Das Nikotin hieß dabei Glück oder die Vorstellung von Glück. Und weil fast alle

Menschen das Glück bestenfalls nur berührten und niemals wirklich besaßen, klammerten sie sich verzweifelt an ihren Kaugummi, an den Ersatz, an Gott, der ihrer Meinung nach nichts anderes zu tun hatte, als ihnen Glück widerfahren zu lassen.

Sie hatte oft über solche Dinge nachgedacht, aber davon weder ihre Familie noch ihre Bekannten etwas wissen lassen. Ihre Welt war eine kleine Welt, bevölkert von kleinen Leuten mit kleinem Denkvermögen. Deren Gedanken kreisten um einen preisgünstigen Pauschalurlaub an einem zubetonierten, schmutzigen Strand irgendwo im Süden oder um einen kleinlichen Versicherungsbetrug, dessen Erfolg sie in Hochstimmung versetzte, weil sie sich das Geld für ein Sektklas erschwindelt hatten. Sie hätten Margit nicht verstanden oder noch schlimmer, hätten sie ausgelacht, wie früher, als sie noch nicht den institutionellen Schutzwall der Ehe vorzuweisen hatte, der die anderen daran hinderte, sie wegen ihres Aussehens zu verspotten. »Jumbo kann ja denken!« hätten sie gefrotzelt. Vielleicht hätten sie sie auch einfach für verrückt erklärt.

Weshalb sie dennoch die Hände des Toten gefaltet hatte, hatte einen simplen Grund: Es gehörte sich so. Ordnung mußte sein. Auch über Ordnung hatte Margit oft nachgedacht, und war zu dem Schluß gelangt, daß sie wohl ohne Ordnung schon vor langer Zeit den Verstand verloren hätte. Ordnung löste die Probleme zwar nicht wirklich, aber sie machte die Dinge irgendwie überschaubar. Wenn alles vor Sauberkeit glänzte und alle anstehenden Aufgaben erledigt waren, hatte sie das Gefühl, daß sie ein ins Chaos abgleitendes Universum im letzten Augenblick gerettet hatte.

Jedesmal nach einem Großreinemachen, was ungefähr alle drei Tage geschah, verharrte sie deshalb stundenlang wie angewurzelt dort, wo sie sich gerade befand, weil sie befürchtete, diese lediglich von Reinheit und Ordnung zusammengehaltene fragile Konstruktion sonst zu ruinieren wie ein Kleinkind den mühsam

aufgebauten Klötzchenturm durch eine unvorsichtige Bewegung. In diesen beinahe tranceartigen Phasen taten sich vor ihrem geistigen Auge sonderbare Bilder auf, die sie erschreckten und gleichzeitig euphorisierten. Bilder, die den Visionen von kubistischen Malern glichen, von denen sie als Teenager einmal eine Ausstellung besucht hatte. Darin sah sie sich wie einen Zeppelin en miniature durch das Haus schweben und die aufgeräumte, geputzte und vom Staub befreite Pracht wohlgefällig in Augenschein nehmen. Die Bude ähnelte jetzt jenen keimfreien Interieurs, die Reklamespezialisten für Anzeigen von Designermöbel zusammenstellen, eine Szenerie, von der man sich nur schwer vorstellen konnte, daß darin jemals etwas Lebendiges wohnen würde. Die Gardinen, Sessel, Teppiche, sie alle strahlten vor Sauberkeit, ja, waren geradezu wieder funkelnagelneu geworden, als hätten sie in einer Zeitmaschine eine Reise zurück zum Tag ihrer Lieferung unternommen. Die geschmacklosen Schuhe von Oliver, die er meistens schmutzig auf den Flur warf, sie standen frisch poliert in Reih und Glied im Schuhschrank wie Soldaten bei einer Parade. Im Kühlschrank befanden sich keine unappetitlich anzuschauenden Reste, sondern farblich aufeinander abgestimmte Inseln, die an Stilleben großer Meister erinnerten. Die Toilette enthielt nirgendwo verräterische Spuren der menschlichen Biologie, im Gegenteil, es roch nach Silberwald, und alles glitzerte und funkelte so betörend, daß man den eigentlichen Zweck dieses Ortes glatt hätte vergessen können.

So schwirrte Margit in ihren Träumen in dem kleinen Haus umher, lächelte entzückt über das tadellose Tuckern des Luftbefeuchters oder die fuselfreie Ästhetik des Teppichbodens, segnete ihre blitzenden Küchengeräte, bis die Glücksschauer eine zelluläre Veränderung in ihr hervorriefen, und sie sich wie der Geist aus der Flasche aufzublähen begann. Sie wurde größer und größer, sprengte bald die Dimensionen des Heimes, das sich schnell wie ein Puppenhäuschen ausnahm, drang auf wunder-

same Art und Weise durch Mauern und Dach hindurch, stieg ballonhaft zum strahlenden Himmel empor und richtete dabei den Blick nach unten auf die schäbige kleine Siedlung, in der sie sich zeit ihres Lebens wie ein Gulaghäftling gefühlt hatte. Nun jedoch lag über diesem verhaßten Ort der antiseptische Charme eines Reißbrettentwurfes, mit pastellfarbenen Einsprengseln. Häuslein neben Häuslein, jeweils getrennt durch akkurat gestutzte Rasen mit Blumenbeeten und Betonplattenauffahrten zu den Garagen, wirkte der Stadtteil mit einemmal quasi wie die Bebilderung ihrer von Symmetrien beherrschten Denkmuster, wie Realität gewordene Geometrie. Sie wußte, daß keine Menschen dort unten lebten. Menschen widersprachen der Geometrie, führten Chaotisches im Schilde, brachten alles in Unordnung. Was sie Gefühle nannten, waren gefährliche Kanonen der Irrationalität, mit denen sie sich gegenseitig beschossen und zerstörten.

Margit wußte in diesen Visionen immer, daß sie Gott geworden war, der Gott der Ordnung, der groß und mächtig über seinem Reich schwebte. Und dank dieser Allmacht konnte sie durch einen seltsamen Willensübertragungsprozeß, den sie sich selbst nicht zu erklären vermochte, diese Reißbrettlandschaft manipulieren, letzte Korrekturen an ihr vornehmen, ihr eine endgültige Ordnung aufzwingen. Sie arbeitete an Form und Position der Gebäude und Gärten, ließ das Grün grüner werden und das Licht der Sonne goldener, und das wirre Geschlinge der Straßen verwandelte sie flugs in klare Linien, als seien sie verknotete Schnüre, die aufgedröselt würden. Margit betrachtete das Resultat ihrer Übung voll Genugtuung: ein Schnittmuster, übersichtlich, einfach und unendlich schön. Und zu ihrer Überraschung, waren dort unten plötzlich doch Menschen! Sie kamen fröhlich lachend aus ihren Häusern gestürmt und schauten ehrfurchtsvoll zu ihr auf, applaudierten, waren außer sich vor Begeisterung und Dankbarkeit. »Margit, o du große Frau!« riefen sie, »Du hast unser Leben *geordnet*! Wir lieben dich, wir

beten dich an!«

Natürlich verwechselte Margit diese absonderlichen Phantasien niemals mit ihrer eigenen tristen Wirklichkeit. Sie war ja schließlich nicht verrückt. Dennoch sagte etwas in ihr, daß sie damit aufhören müsse. Sie spürte immer stärker eine Art Abhängigkeit von der Tagträumerei, und obgleich sie diese irrealen Momente einerseits genoß, wurde sie andererseits danach stets von Schuldgefühlen geplagt, da sie befürchtete, bald mit Haut und Haaren von ihnen verschlungen zu werden.

Das wulstige, wie von unzähligen Bienenstichen verquollene Gesicht im Spiegel über dem falschen Kaminsims schien noch der alten Margit zu gehören. Jener Frau, die jahrzehntelang ein bürgerliches Kasperletheater mit Ehemann, Kind und einem nur zur Hälfte abbezahlten Eigenheim hatte inszenieren müssen. Nun jedoch hatte sich etwas verändert. Etwas Grundlegendes. Margit wußte, daß hinter diesem vertrauten Gesicht jetzt ein völlig neuer Mensch steckte – mit völlig neuen Aufgaben. Es war wie eine Wiedergeburt.

Oft hatte sie im Fernsehen Berichte über Frauen in der Lebensmitte gesehen, die unter dem Motto »Die Kinder sind aus dem Haus – was nun?« standen. Einfältige Hühner waren da zu begutachten gewesen, für die der Gipfel der neuen Freiheit darin bestand, endlich wieder als unterbezahlte Sekretärin arbeiten oder für das hungernde Afrika Geld sammeln zu dürfen. Die langwierige und dornenreiche Erziehung des Ehemannes zu einem zivilisierten menschlichen Wesen, das Aufziehen von Ungeheuern, die man gemeinhin verniedlichend als Kinder bezeichnete, und der öde, allein durch beständiges Lästern über Leidensgenossinnen zu ertragende Hausfrauenalltag hatte diesen Weibern offenbar das Hirn vernebelt. Sie setzten ihre belanglosen Aktivitäten allen Ernstes mit Selbstverwirklichung gleich, ein Begriff übrigens, dessen Bedeutung die wenigsten von ihnen in seiner ganzen Tragweite zu erfassen schienen. Nachdem jedoch feststand, daß alle Männer sterben würden und die

ihrigen auch schon gestorben waren, galt für Margit eine etwas abgewandelte Devise: Die Kinder sind aus dem Haus – und der Ehemann auch! Weshalb sich dann aber mit Kinkerlitzchen aufhalten? Weshalb sogenannte sinnvolle Aufgaben übernehmen, die irgendwelche Ziegen mit wichtigtuierischem Gehabe für solche »unattraktiven« Frauen wie sie bestimmt bereits in der Schublade hatten? Weshalb ... ja, weshalb eigentlich nicht die Weltherrschaft anstreben?

Margit drehte sich vom Spiegel weg und schlenderte mit dem Spaten in der Hand in Richtung Schlafzimmer, wo Oliver mit gefalteten Händen wartete. Unterwegs dachte sie über die Männer und ihr plötzliches Ende nach. Im Gegensatz zu fast allen anderen Frauen hatte Margit nie Schwierigkeiten gehabt, die Männer zu verstehen. Nicht, weil sie Oliver all die Jahre lang akribisch studiert hatte. Sie hatte ihren Ehemann niemals als einen richtigen Mann betrachtet, sondern vielmehr als ihren verlängerten Arm – oder sollte sie besser sagen, sich selbst als seinen verlängerten Penis? Es lag wohl eher daran, daß ihr Denken dem der Männer so ähnlich war.

Ihre eigenen Beobachtungen hatten sie zu der Erkenntnis gelangen lassen, daß die Eierköpfe in den Medien mit ihrem blödsinnigen Gequatsche von der Gleichheit von Mann und Frau ziemlich daneben lagen. Männer unterschieden sich von Frauen keineswegs allein durch ihr Geschlecht und ein paar anerzogene Macken. Nein, da gab es tatsächlich einen *fundamentalen* Unterschied. Männer waren Verdammte, sie wurden allzeit von etwas getrieben, als sitze ihnen ein boshafter Dämon im Nacken, der sie quälte und sie zwang, Dinge zu tun, die sie nicht tun wollten, aber tun mußten. Sogar ein so antriebschwacher und leidenschaftsloser Mann wie Oliver war immer wieder in depressive Phasen der Selbstzerfleischung gerutscht, in denen er sich betrank und laut darüber klagte, daß die ganze Welt sich gegen ihn verschworen habe. Wahrscheinlich dachte er, daß er eine Niete sei. Damit hatte er natürlich vollkommen recht

gehabt. Nun gab es auch unter den Frauen haufenweise Nieten; aber die gingen wenigstens nicht sich selbst und anderen andauernd auf den Wecker, sondern kauften sich einen Lippenstift oder genossen die Sonne. Nicht nur, daß Männer sich über die kleinen Dinge des Alltags nicht freuen konnten, sie waren auch unfähig, das Glück des Augenblicks zu genießen. Ihr wahres Leben fand in der Regel in der Zukunft statt, in einem infantilen Wunderland, dessen Grenze sie irgendwann passieren würden, um dann endlich an der großen Party teilzunehmen.

Männer waren kleine Jungs, fand Margit. Sie erschufen Dinge, auf die Frauen in tausend Jahren nicht kommen würden. Sportwagen zum Beispiel. Natürlich gab es viele Frauen, die enthusiastische Liebhaberinnen von schnittigen Flitzern waren. Doch die Vorstellung, daß Frauen in einem Büro saßen, einen Sportwagen entwarfen, ihn zusammenmontierten und, um ihn sich selbst leisten zu können, zehn oder fünfzehn Jahre einen nicht geringen Teil ihres Lohnes dafür sparten, war mehr als grotesk. Margit hatte die dunkle Ahnung, daß mit dem Verschwinden der Männer auch das Schicksal des Autosports besiegelt war.

Männer taten allerdings auch Dinge, die Frauen freiwillig nie tun würden. Notwendige Dinge, die getan werden mußten. Nur Männer arbeiteten in einem Reich, das sich den Blicken der Allgemeinheit, die einen noch so lächerlichen weiblichen Einbruch in eine Männerdomäne frenetisch feierte, vollkommen entzog. Dieses geheimnisvolle Reich war ein so selbstverständlicher Bestandteil der westlichen Zivilisation, daß es außer von denen, die darin ihren Dienst taten, gar nicht wahrgenommen wurde. Der Vorgang glich der Ignorierungspsychologie, die man im Alltag gegenüber seinen Armen und Beinen walten läßt. Ausschließlich Männer arbeiteten im Kanalisations-System, in der Frachtschiffahrt, in den produktiven Bereichen der Rohstoffgewinnung, der Stahlverarbeitung, der Müllbeseitigung, der Wasser- und Energieversorgung, der

Fahrzeugfabrikation, des Güterverkehrs, des Baugewerbes und in vielen anderen existentiellen Schlüsselindustrien. Ein junges Mädchen mochte vielleicht davon träumen, die Männer eines Tages im Computerprogrammieren zu schlagen, aber ob je ein Mädchen geboren wurde, dessen Erfüllung die Beschäftigung in einem Zementwerk ist, bezweifelte Margit. Die Grundausrüstung für die Zivilisation hatten bisher nur die Männer besorgt.

Von älteren Frauen, vor allem von ihrer Mutter, hatte Margit erfahren, daß in Kriegszeiten solche Arbeiten auch von Frauen erledigt worden waren. Doch das war stets unter Zwang, bei einer starken Bedrohung von außen oder unter diktatorischen Verhältnissen geschehen. Und das war der springende Punkt. Um eine leidlich funktionierende Infrastruktur zu gewährleisten und ein einigermaßen bequemes Leben führen zu können, mußten Frauen zu bestimmten Aufgaben gezwungen werden. Die Frage war allerdings, wie man solche Zwangsmaßnahmen einer rein weiblichen Bevölkerung verkaufen konnte. Margit hatte diesbezüglich, wie sie glaubte, eine geniale Idee, und diese Idee führte sie wieder zu Oliver mit den gefalteten Händen, der, ohne es je geahnt zu haben, Margit ein sehr kostbares Erbe hinterlassen hatte: den Schlüssel zur absoluten Macht!

Sie betrat das Schlafzimmer, ließ den Spaten zu Boden gleiten und näherte sich ihrem Ehebett, auf dem der Leichnam lag. Der Mann, der in ihrem Leben sechsundzwanzig Jahre lang einen vergleichbaren Stellenwert eingenommen hatte, wie ein defektes Werkzeug, das man in Ermangelung eines neuen nicht wegzuerwerfen wagt, war kaum mehr wiederzuerkennen. Nicht, daß er ihr vorher besonders vertraut gewesen wäre. Er wog nur mehr fünfundvierzig Kilo, so daß Gesicht und Körper sich lange vor dem Tod das jenseitige Design zugelegt hatten. Seit vielen Monaten hatte Margit schon in einen Totenschädel geschaut und täglich ein lediglich mit einer hauchdünnen Pergamenthaut bespanntes Gerippe gewaschen. Doch in letzter Zeit war die

ganze Angelegenheit richtig unappetitlich geworden. Unter Krämpfen hatte der gute Oliver, den alle als einen freundlichen, aber höchst langweiligen Kollegen und Nachbarn kannten, explosionsartige Blutstürze in eine Gummihose verrichtet oder sich in eine medizinische Chrompfanne erbrochen. Am Ende hatte er sie gebeten, ihn zu vergiften oder zu erdrosseln oder sonstwie umzubringen, was Margit nicht gerade in einen ernstzunehmenden Gewissenskonflikt gestürzt hatte. Aber als sie zur Tat schreiten wollte, hatte er bereits das Bewußtsein verloren und war seitdem nicht mehr aufgewacht.

Genauso lange und intensiv wie sie ihr eigenes Spiegelbild betrachtet hatte, so eingehend blickte Margit nun in das Gesicht ihres nie geliebten Ehemannes. Und erinnerte sich ...

Mit Zwanzig hatte sie den Traum längst begraben, einen halbwegs normalen Mann kennenzulernen und eine Familie zu gründen. Ihre Begegnungen mit dem anderen Geschlecht, insbesondere die sexuellen, hatten sich bis dahin auf Deppen beschränkt, deren bevorzugtes Wochenendvergnügen darin bestand, sich in heruntergekommenen Tanzschuppen mit ihren Kumpels um den Verstand zu saufen. Damals arbeitete sie in einer Metzgerei und ließ sich von einem Analphabeten, der alles, was mit Buchstaben und Zahlen zusammenhing, seiner ebenso widerwärtigen Frau anvertraute, als Verkäuferin, Putzfrau, Busengrabschobjekt und nicht selten als Zielscheibe spontaner Ohrfeigen mißbrauchen. Sie brauchte das Geld, auch wenn es vorne und hinten nicht reichte, und dafür nahm sie ihr Sklavendasein vierzehn Stunden täglich in Kauf.

Und dann kam Oliver. Als sie ihn zum ersten Mal sah, hatte sie sofort gewußt, daß er der geborene Versager war und geradezu danach bettelte, ein allgewaltiges Wesen möge ihn an der Hand nehmen und wie eine Holzente an einer Schnur durch das Weltgeschehen ziehen. Irgend etwas stand in den Gesichtern solcher Typen geschrieben, irgend etwas Müdes, Resignatives, irgend etwas, das signalisierte, daß sie in dem großen

Massenrennen, das jede neue Männergeneration zu veranstalten pflegt, gleich am Anfang gestolpert und hingefallen waren. Sie stellten gewissermaßen die rangniedrigsten Rudeltiere dar, die stets der Meute hinterherliefen, ohne zu wissen, warum.

Es war in einem dieser miesen Tanzschuppen gewesen, wo sie einmal im Monat mit einem Pulk ebenfalls skurril aussehender Freundinnen hinging, um ein bißchen Spaß zu haben. Vielleicht auch ein bißchen besoffenen Sex, nach dessen mühsamer Verrichtung der Erschöpfte stets durchblicken ließ, daß eigentlich an jeder Straßenecke haufenweise Millionärstöchter auf ein Fingerschnippen von ihm warteten. Auch Oliver hatte dieses herablassende Grinsen in den Mundwinkeln gehabt, das sich selbst die Quasimodos gegenüber häßlichen Frauen gestatten. Aber wie Margit gleich erkannte, handelte es sich in seinem Falle um ein abgeschautes Ritual, um eine schäbige Nachäffung seiner Kumpane, die in ihrer jugendlichen Debität annahmen, daß die Knochen- und Seelenzertrümmerungsmaschinerie der Welt bei ihnen eine Ausnahme machen werde und daß auf sie eine glorreiche Männerzukunft warte.

Die jungen Männer, die sich in einer idiotischen Variante von dem versuchten, was man damals niveauvoll als Flirt bezeichnete, waren allesamt Arbeiter gewesen. Frischfleisch für die prosperierende Wirtschaft der sechziger Jahre. Ihr Verhältnis zu Frauen war durchsetzt von Sagen und Mythen über die weibliche Biologie und bestimmt von hinter Zoten versteckten sexuellen Empfindungen und frühzeitigem Dominanzgebaren. Ein Traumauto schien für sie ein erstrebenswerteres Ziel als die Traumfrau fürs Leben. So wie sie an ihrem Tisch feixten, sich hinter vorgehaltener Hand gegenseitig schmutzige Dinge in ihre schmutzigen Ohren flüsterten und daraufhin losprustend auf ihre Schenkel schlugen, konnte Margit kaum unterscheiden, ob sie die Frauen auslachten oder ihre Unsicherheit überspielten. Der übermäßige Alkoholkonsum machte aus ihnen keineswegs hemmungslose Charmeuse, sondern schmierige Witzfiguren, die

allen Ernstes glaubten, ihr kindisches Verhalten bringe weibliche Seelen zum Zerfließen. Und das Wunderlichste daran war, daß die Frauen um sie herum auf dieses entwürdigende Theater wie in die Brunft gekommene Äffinnen reagierten. Auch sie lachten, verschämt oder kokett, und schnatterten mit ihren Freundinnen über die höhnischen Anträge. Margit wähnte sich in einem Experiment von Verhaltensforschern.

Dann aber kam die Erkenntnis, und sie verstand alles. Nicht allein die Männer, der malochende Kaffeesatz einer Maschinen-gesellschaft, waren ungehobelt und dumm, nein, auch die Damen waren aus keinem edleren Holz geschnitzt. Getretene Kreaturen, die ihre Kleider selbst nähten und deren Naivität gegenüber Männern derart grenzenlos war, daß sie deren Überheblichkeit und allgegenwärtige Gewalt mit derselben Selbstverständlichkeit ertrugen wie den Schnee im Winter. Ihr Lebensweg war vorgezeichnet. Früher oder später würden sie diese Hohlköpfe heiraten, sich von ihnen schlagen und schwängern lassen und gänzlich in einem Kuhdasein aufgehen. Sie würden Hochzeiten von irgendwelchen degenerierten Adligen mit atemloser Andacht verfolgen, als würde diesen bald der Heiland geboren, und in schwachsinnigen Schlagertexten einen philosophischen Bezug zu ihrem kümmerlichen Leben vermuten. Dumme Männer, dumme Weiber, dachte Margit. Weshalb war sie nicht vorher darauf gekommen?

Doch würde ihr eigenes Leben anders verlaufen? Sie war kein Genie, sondern nur durchschnittlich intelligent und praktisch veranlagt. Keine Schul- und Berufsausbildung, sondern bloßer Ehrgeiz. Vor allen Dingen war sie keine Schönheit, und das erschwerte einiges in einer Zeit, in der Frauen allein dadurch ein paar Stufen erklimmen konnten.

Deshalb beschloß Margit, wenn schon nicht einen spektakulären, so doch einen akzeptablen Weg einzuschlagen.

Der schüchterne junge Mann bahnte sich leicht torkelnd einen Weg zur Theke. Offenbar hatte er von den Ferkeleien seiner

Kumpel die Nase voll, weil er die Pointen nicht so ganz verstand. Margit folgte ihm. Sie stellte sich neben ihn und versetzte ihm einen versehentlich scheinenden Schubs, als er gerade ein weiteres Bier ausgehändigt bekam. Bevor er richtig reagieren konnte, rutschte ihm das Glas aus der Hand, und der gesamte Inhalt ergoß sich über sein weißes Hemd und seine Hose. Er sah aus, als habe er beim Duschen das Ausziehen der Kleider vergessen. Donnerwetter, mit solch einem großartigen Erfolg hatte sie gar nicht gerechnet.

»Um Himmels willen, nein!« kreischte Margit theatralisch vielleicht ein wenig zu laut, denn sowohl ihre Freundinnen als auch die Hornochsen, die er seine Freunde nannte, schauten von ihren Tischen zu ihnen herüber. »Was für eine Katastrophe. Wie konnte ich nur so ungeschickt sein!«

»Macht nichts, macht nichts ...«, brabbelte das Opfer, wobei es sich wie ein kleiner Junge mit gespreizten Fingern ans nasse Hemd patschte und seine Hilflosigkeit ungeschickt hinter einem verschämten Lächeln zu verbergen suchte.

»Macht nichts«, sollte Margit in den folgenden Jahrzehnten erfahren, war Olivers Leitspruch fürs Leben. Selbst wenn man ihm Haus und Hof angezündet, seine Frau geschändet, seine Kinder gemeuchelt und ihm einen Vorschlaghammer auf den Kopf gehauen hätte, seine Reaktion darauf wäre immer dieselbe gewesen: »Macht nichts.«

»Es tut mir so leid. Wie kann ich das nur wiedergutmachen?« weinte sie beinahe und fummelte mit gespielter Ratlosigkeit und Verwirrung an seinem Oberkörper herum. Sie wußte, daß es einen Mann erregte, wenn er von einer jungen Frau berührt wurde, gleichgültig, wie attraktiv diese war.

Deshalb berührten junge Frauen einen Mann auch nur im äußersten Notfall oder wenn sie ihn liebten, um Mißverständnisse gar nicht erst aufkommen zu lassen. Das ästhetische Frauenideal des Mannes war nämlich so stabil wie ein

Wackelpudding. Das Erträumte wurde flugs über Bord geschmissen, sobald etwas im wahrsten Sinne des Wortes Handfestes in greifbarer Nähe auftauchte. Nicht von ungefähr witzelten sie, daß man sich eine Frau »schönsaufen« könne. In dieser Beziehung hatten sie den Frauen in der Tat was voraus.

Margit sah, daß der Wirt hinter der Theke das Malheur mitbekommen hatte und nun ein trockenes Tuch herüberreichte. Schnell faßte sie den Burschen unterm Arm und zog ihn von der Theke weg. »So können Sie nicht herumlaufen. Sie werden sich erkälten. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Kleider säubere und trockne.«

»Ach, das ist nicht nötig. Ist eh billiges Zeug ...«, setzte er zur Erwiderung an, und sein schlagartig rot angelaufenes Gesicht offenbarte, daß es ihm Unbehagen bereitete, im Mittelpunkt zu stehen. Wahrscheinlich betete er jeden Morgen zum Gott der grauen Mäuse, daß man ihn auch heute übersehen möge, ein Wunsch, der wohl immer in Erfüllung ging. Hätte Margit ihm vorgeschlagen, er könne dieser peinlichen Situation entrinnen, wenn er sich noch einmal mit Bier übergießen ließe, er wäre bestimmt darauf eingegangen.

»Nein, das kann ich nicht zulassen«, sagte Margit barsch, bevor er den Satz zu Ende bringen konnte. Er zuckte zusammen. Immer noch ahnte er nicht, was gespielt wurde. »Ich muß darauf bestehen. Meine Wohnung liegt praktisch um die Ecke ...« Das stimmte zwar nicht, doch wenn sie erst einmal einige Straßen zurückgelegt hätten, würde er frieren und sich nur noch auf das warme Ziel freuen. Außerdem war er besoffen und deshalb außerstande, Entfernungen richtig einzuschätzen.

»... Ich werde mich erst besser fühlen, wenn Sie wieder trocken sind. Sie tun mir einen Gefallen damit. Ich habe auch was zu trinken zu Hause. Bitte kommen Sie!«

Das mit dem Alkohol hatte sie eher beiläufig gesagt, so daß er es als spontanen Einfall, ohne irgendwelche Hintergedanken,

auslegen und sich gleichzeitig einer Fortsetzung des feuchtföhlichen Abends sicher sein konnte. Ein nacktes Weib zur eigenen Verfügung und reichlich Alkohol: Was konnte ein junger Mann vom Leben mehr verlangen? Vielleicht ein bißchen Grips in der Birne, antwortete sich Margit selber in Gedanken.

Ohne daß es ihr selbst aufgefallen wäre, hatten sie sich bereits bis zum Ausgang gekämpft. Sie waren schon ein komisches Paar gewesen, ein verwirrter Mann mit einem unbeholfenen Dauerlächeln und eine zwei Kopf größere Frau, die ihn untergehakt wie eine Schaufensterpuppe neben sich herschob.

»Kommen Sie, kommen Sie!« befahl sie.

»Ich weiß nicht, ich weiß nicht«, antwortete er. Margit sollte später noch feststellen, daß »Ich weiß nicht« Olivers zweite Lebensdevise war. »Ich weiß nicht« schien das Höchstmaß an Entschlußkraft zu sein, das er aufzubringen vermochte.

Hinter den wirbelnden Silhouetten auf der Tanzfläche sah sie die Gesichter der Werbenden und Umworbenen an den beiden Tischen. Zwei häßliche Klumpen von Lebewesen, die einander so fremd waren wie durch Galaxien getrennte Planeten und die durch eine üble Laune der Natur doch miteinander verschmelzen *mußten*. Einige schauten ihnen in einer Kombination aus Erstaunen und Neid hinterher. Margit mußte sich beeilen. Sonst kam noch einer seiner Gefährten aus dem Neandertal auf die Idee, sich im letzten Moment auf ihn zu stürzen und ihn zu beschwören, nicht mit dieser Riesenfrau in sein Unglück zu rennen. Das war nicht nur ein witziger Gedanke. Da Männer konstant in ihrem Zukunft-Wunderland lebten, glaubten sie, schon im nächsten Augenblick könne ihnen etwas Besseres in den Schoß fallen als das, was bereits auf ihrem Schoß saß. Diese ominöse Theorie schien manchmal sogar die Haupttriebfeder ihrer Leistungsfähigkeit zu sein, weshalb sie sich auch befließigt fühlten, ihre unwissenden Geschlechtsgenossen davon zu überzeugen.

Irgendwie schafften sie es, seine Jacke aufzutreiben und auf die Straße zu gelangen, was ungefähr so unkompliziert vonstatten ging wie das Abholen eines Knirpses vom Kindergarten. Schließlich gingen sie nebeneinander durch die dunklen Gassen in Richtung ihrer kleinen, stickigen Dachkammer. Natürlich war Herrenbesuch nicht erlaubt. Doch ihre greisenhafte Wirtin, die das Vermieten eines Kämmerchens zum Höchstpreis für eine soziale Tat hielt, machte nicht gerade den Eindruck, als wäre sie die erste in der Menschheitsgeschichte, die intime Begegnungen zwischen den Geschlechtern in einer Pension verhindern könne.

Während sie durch die Nacht marschierten, versuchte Margit mit allen Mitteln ein Gespräch in Gang zu bringen. Eigentlich war es die Aufgabe des Mannes, für die Unterhaltung zu sorgen. Frauen empfanden mangelnde Eloquenz ihres Gesprächspartners als unangenehm und reagierten mit Ablehnung. Männer, die sich in Gegenwart einer Frau auszudrücken wußten, hatten auch häufiger Rendezvous. Sie und ihre Freundinnen träumten von einem Mann, der sie mit seinem Geplauder bezirrte, sie zum Lachen brachte und peinliche Pausen elegant zu überbrücken verstand. Schließlich waren sie allesamt Frauen, die selbst nichts zu sagen hatten und noch weniger zu lachen. Margit sah jedoch in der Einsilbigkeit ihres Mitwanderers eher einen Gewinn. Nach ihrer Erfahrung war Redegewandtheit in der Regel mit Klugheit gepaart. Und Klugheit war nun wirklich das allerletzte, was sie von diesem Mann erwartete. Wenn ich Klugheit will, dachte Margit schmunzelnd, kaufe ich mir ein Lexikon!

Er heiße Oliver, sei Metallarbeiter und rackere sich in einer Röhrenfabrik ab, brachte sie nach einer guten Strecke Fußmarsch aus ihm heraus, obwohl es sie nicht sonderlich interessierte. Sie hatte die dunkle Ahnung, daß das Leben der Leute, die in denselben Lokalen wie sie verkehrten, so aufregend war wie eine Dienstanweisung für Schaffner. Die Menschen um sie herum erinnerten sie manchmal an die eindimensionalen Figuren in den Malheften, denen sie als

kleines Mädchen mittels Buntstiften ein farbiges Äußeres verliehen hatte. Elementare Gestalten hatten sich in diesen Heften getummelt wie zum Beispiel der Feuerwehrmann, die Mutter oder der Ballonverkäufer, Gestalten, die auf eine einzige Funktion reduziert waren. Später hatte sie manchmal den Eindruck, daß sie selbst in einem Malbuch lebte, umzingelt von Personen ohne jedwede Tiefe. Ihre anspruchslose äußere Erscheinung entsprach exakt ihrem inneren Wesen. Und da war niemand, der sie bunt anmalte.

Margit schaffte es, den desorientierten jungen Mann zur Pension zu lotsen, indem sie ihm durch das atemlose Frage-Antwort-Spiel keine einzige Minute zum Nachdenken gewährte. Nachdem sie leise durch die finsternen Flure geschlichen und die nervenaufreibend knarrende Treppe bewältigt hatten, waren sie endlich in ihrem Zimmer. Während sie auf dem kleinen Gaskocher Wasser für die Reinigungsaktion kochte, stand er wie angewurzelt mitten im Raum und kratzte sich verlegen am Kopf. Er fragte sich vermutlich, was er hier verloren hatte, und leise begann es ihm zu dämmern, daß er überrumpelt worden war.

In dem Licht der nackten Glühbirne, die von der Decke baumelte, wirkte er noch erbärmlicher als in dem farbigen Geflimmer des Tanzlokales. Selbst das Quentchen Verwegenheit, das jeden jugendlichen Mann umwehte, war auf einmal wie weggeblasen. Margit registrierte aus den Augenwinkeln seine veränderte Erscheinung. Er hatte eine blasse Haut, unregelmäßigen Bartwuchs, neigte zu übermäßigen Schweißausbrüchen, was die Flecken unter den Achseln belegten, und er war auffallend klein. Eine völlig bedeutungslose Figur, die als menschliches Beiwerk in einem Industriefilm auftaucht, jene anonyme Mannsgestalt, die roboterhaft an einer Maschine steht und Hebel und Knöpfe betätigt. Plötzlich kam ihr der Gedanke, daß er sie ebenso nüchtern betrachten könne. Schließlich lud ihr eigenes Aussehen selbst volltrunkene Männer nicht dazu ein, niederzuknien und Dankesgebete an Amor zu richten. In dieser

Beziehung hatten sie beide den kürzeren gezogen – nur daß ihr diese Tatsache bewußt war.

Schnell goß sie das warme Wasser aus dem Kessel in eine Schüssel, tunkte ein Tuch ein und begann, damit an seinem Hemd zu reiben. Jeder normale Mann wäre spätestens an diesem Punkt in schallendes Gelächter ausgebrochen oder hätte sich grunzend auf sie gestürzt. Oliver nicht. Er stand mit unbewegter Miene da, als horche ihm ein Arzt die Lungen ab, starrte ins Leere und rekapitulierte wahrscheinlich im Geiste die Fußballergebnisse vom letzten Wochenende. Also mußte sie nochmals etwas nachhelfen.

Margit rieb entlang der Bauchgegend immer tiefer und tiefer und gelangte an seine Hose. Kurz überlegte sie, ob sie die Sache beschleunigen und seine Genitalien berühren sollte. Anschließend würde sie ihm das übliche Theater vorspielen und so den Beischlaf provozieren. Aber dann fiel ihr ein, daß sie sich diesmal hinsichtlich ihrer Ehrbarkeit keine Blöße geben durfte. Es war paradox. Obgleich Männer sich Tag und Nacht mit schweinischen Gedanken beschäftigten und jeder zweiten Frau im fruchtbaren Alter ihre stetige Bereitschaft signalisierten, erwarteten sie von der Gegenseite eine Art vages Zölibat. Spürte ein Mann, daß eine Frau die horizontalen Aktivitäten mit der gleichen Hingabe wie ein Mann betrieb, so war sie für ihn eine Hure, was Margit übrigens ziemlich ungerecht fand, denn die letzteren trieben es ja für Geld.

Sie vermied es, mit dem nassen Tuch um die brisante Stelle zu reiben, wenngleich dort noch keine Wölbung zu sehen war, und verlegte sich auf das obere Hosenbein. Sie wußte, daß er in dieser Haltung irgendeine unwillkürliche Bewegung machen mußte, und darauf setzte sie alle ihre Hoffnungen. Als trotzdem nichts geschah – offenbar hatte sie es mit einem noch größeren Vollidioten zu tun, als sie angenommen hatte –, drückte sie unter dem Vorwand der Beseitigung eines besonders widerspenstigen Flecks kräftig gegen seinen Oberschenkel. Das führte

zum gewünschten Ergebnis. Er verlor ein wenig das Gleichgewicht und stützte sich mit einer Hand auf ihre Schulter.

»Sie gehen aber ran!« schrie sie auf, und tat ihrerseits so, als verlöre sie das Gleichgewicht. Sie ließ das Tuch fallen, griff schnell nach seinem Gesäß, erhob sich und brachte ihr Gesicht so nah an seines, daß sich ihre Nasen berührten. Da war er verloren! Sie sah es an seinem Blick. Er schwamm. Sie gab sich Mühe, ihren eigenen ebenfalls zum Verschwimmen zu bringen, jene sexuell motivierte Entrücktheit in ihren Augen aufleuchten zu lassen, die zwischen tranceartigem Weggetretensein eines Geistesgestörten und dem Ausdruck des Schmerzes schwankte und die Männer für den ultimativen Liebesbeweis hielten. Es gelang ihr. Er wurde aktiv, umklammerte und küßte sie. Seine Zunge schmeckte nach saurem Bier, und obwohl sein Atem nach abgestandenem Zigarettenrauch roch, haftete ihm doch eine Note an, die unheimlich verlockend war und die sie nur als den Duft der Jugend umschreiben konnte. Doch sie wußte, kein anderer Duft verflog schneller als dieser, und zurück blieb stets der dominante Gestank, der nur vorübergehend von einer Frische überdeckt worden war.

Während sie sich küßten, schaute sie an seiner Schläfe vorbei in den mannshohen Standspiegel, den sie zusammen mit einer Schneiderpuppe auf dem Flohmarkt erstanden hatte. Die kahle Glühbirne, unter der sie standen, tauchte sie in grelles Licht und ließ ihr Tun kalt und hoffnungslos wirken. Ihr fiel auf, daß sie ihn wie eine riesige Bärin fest umarmte und er sich lediglich wie ein Kind an sie klammerte. Es sah grotesk aus, wie die böse Karikatur eines Liebespaares. So lieben sich also arme und häßliche Leute, dachte Margit traurig, und über diese Erkenntnis hätte sie in Tränen ausbrechen können.

Sie fielen auf das schmale Bett. Und plötzlich war er nicht mehr der schüchterne Junge, den Mutti an der Hand nehmen und zum Süßigkeitenstand führen muß. Er funktionierte wie ein Apparat, der sein Programm debil und genial zugleich abspulte.

Sie befreiten sich hastig und ungeschickt von ihren Kleidern, ohne zu merken, daß einer von ihnen falsch spielte. Ja, nicht einmal Margit selbst nahm ihre eigene Inszenierung der hocherregten Eva noch wahr. Sie hatte die Männer in dieser Beziehung schon so oft getäuscht, daß ihr alle Kniffe in Fleisch und Blut übergegangen waren. Sie hätte in dem Fach heranwachsende Mädchen unterrichten können. Der neue Kandidat spürte offenbar auch nichts davon. Ohne sie zu streicheln oder an den richtigen Stellen zu liebkosen, wälzte er sich stöhnend und keuchend auf ihr, wie hypnotisiert nur auf die eigene Lust konzentriert. Hin und wieder küßte er sie, doch Margit wußte, daß er sich damit nur ihrer Leidenschaft versichern wollte. Denn das Vorhandensein weiblicher Leidenschaft war es, was dem magischen Stab die Härte verlieh. Entweder das oder die totale Abwehr, was die Vergewaltigung so reizvoll machte. Die laue Mitte war Gift für die Bumserei.

Was sie betraf, so hatte sie schon vor langer Zeit aufgehört, auf einen Orgasmus durch einen Mann zu hoffen. Sie glaubte, daß viele Frauen in dieser Hinsicht sich selbst und anderen etwas vormachten. Anders sah die Angelegenheit aus, wenn Margit sich selbst befriedigte. Obwohl zu jener Zeit weibliche Onanie im Bewußtsein der Bevölkerung einen ähnlichen Platz einnahm wie die Geheimnisse der Quantenphysik, gehörte Margit zu den wenigen Frauen, die die verbotenen Früchte ihrer Handarbeit ohne eine Spur von Schuldbewußtsein genossen. Mindestens einmal in der Woche, im Sommer öfter, gab sie sich ihrer verbotenen Leidenschaft hin. O ja, es war nicht so, daß Margit gar nichts von ihrem Leben hatte. Die Natur hatte die Menschen so ausgestattet, daß sie sich sogar in der Hölle einen Begriff vom Paradies machen konnten.

Oliver mit seinem tapferen Gulliver rackerte sich immer noch auf ihr ab, wie ein Bauer, der eines durchgedrehten Rindes Herr zu werden versucht. Sie spürte, daß ihr massiger Körper ihn stark erregte. Wahrscheinlich sah er eine Frau wie sie zum

ersten Mal nackt. Margit wußte, genauso wie es Männer gab, die von ihrem Mammutkörper abgestoßen wurden, gab es auch welche – allerdings nicht allzu viele –, die einen eigentümlichen Reiz empfanden, sich in ein solch gewaltiges Fleischmeer fallenzulassen und auf seinen Wogen zu reiten. Das spürte sie. Bei dem Geschäft gab es keine Verstellung. Es sei denn, man war eine erfahrene Füchsin wie sie. Irgend etwas passierte beim Geschlechtsakt, das aus beiden Beteiligten hochbegabte Telepathen machte. Die unerbittliche Nähe, die vollkommene Konzentration, vermutlich sogar eine mysteriöse Substanz, die der Körper dabei absonderte, befähigte die Liebenden, sich in die Hirnwindungen des anderen hineinzuzusetzen. Nur durch Bumsen lernte man einen Menschen wirklich kennen, so komisch das auch klang.

Oliver keuchte, er begann schlappzumachen. Margit hatte ohnehin nicht damit gerechnet, daß diese Nacht einen sexuellen Wendepunkt ihres kümmerlichen Daseins bedeuten würde. Doch der Mann, der auf ihr lag und sich gewissenhaft abmühte, sollte für sie eine Veränderung ganz besonderer Art herbeiführen. Da durfte sie ihn nicht enttäuschen. Sie mußte ihn unbedingt an sich binden.

Sie umfaßte mit beiden Händen seine Taille, hob ihn sachte nach oben und richtete sich selber auf. Dabei achtete sie darauf, daß sie seine rhythmischen Beckenbewegungen nicht aus dem Takt brachte. Er sollte die Illusion der Kontrolle über sie so lange wie möglich behalten. Es klappte. Ohne daß er sich dessen richtig bewußt wurde, nahmen sie nun eine lockere Sitzstellung ein. Unmerklich begann Margit ihren Rhythmus mit dem seinen zu synchronisieren und stimulierte seinen Penis zusätzlich, indem sie ihre Vulva zügig vor und zurück bewegte, so daß die Zonen um die Geschlechtsteile hart aufeinanderstießen. Dabei stöhnte sie laut und ließ die Hände zu seinen Pobacken gleiten. Noch ehe er mitkriegte, daß er drauf und dran war, ihr das Ruder zu überlassen, und einen Rückzieher machen konnte, zwang sie

ihm durch heftiges Vor- und Zurückreißen seines Hinterns die kontinuierliche Schaukelbewegung auf. Natürlich merkte er es doch, war irritiert und stockte für den Bruchteil einer Sekunde.

Margit umschlang ihn kraftvoll und warf sich mit ihrem ganzen Gewicht auf ihn, so daß er fast keine Luft mehr bekam. Dann fickte *sie* ihn. Sie war ganz groß über ihm, und wirbelte schweißtriefend wie ein Tornado über eine Wüste. Oliver war regelrecht geschockt. Während sein Unterleib von der Riesin erdbebengleich durchgeschüttelt wurde, starrte er sie mit offenem Mund an, als sei ihm eine Offenbarung zuteil geworden. Gulliver dagegen pflegte scheinbar seine eigenen Ansichten über die Sache. Er war ganz und gar nicht irritiert, im Gegenteil, er wurde wieder steif. Dies feuerte sie noch mehr an. Jetzt ritt sie ihn regelrecht, ließ seinen Penis in ihrer Vagina mit der Geschwindigkeit einer Nähmaschinennadel auf und ab flutschen. Gleichzeitig bemühte sie sich krampfhaft, einen Pseudoorgasmus zu bekommen. Denn ihr Instinkt sagte ihr, daß all die Kontraktionen und Bewegungen ihrer Fortpflanzungsorgane dazu beitrugen, daß die Spermien an den richtigen Ort gelangten. Dank regelmäßiger Temperaturmessung wußte Margit nämlich, daß dieser Tag ihr fruchtbarster im Zyklus war.

Zwei Monate später heirateten sie.

Sieben Monate später gebar sie einen Sohn.

Er war behindert.

Margit brachte ihn um.

Alle Kinder sehen nach der Geburt monströs aus. Doch als die Schwester in diesem grauen Achtbett-Krankenhauszimmer eine halbe Stunde nach der Entbindung den nur zweitausend Gramm wiegenden Jungen in ihre Hände legte, hatte sie sofort gewußt, daß es sich bei ihm tatsächlich um ein Monstrum handelte. Er war irgendwie ... nicht in Ordnung. Er hatte das Gesicht eines Idioten, aufgequollen, mit breiter Nase und einem winzigen Kinn, wie die verschlagenen Visagen von Hunnen, die sie

einmal in einem Historiensinken über Attilas Feldzüge im Kino gesehen hatte. Jedes Auge guckte in eine andere Richtung, als schiele er. Er gab ein katzenartiges Winseln von sich und wollte nicht an die Brust. Dann betrat der Arzt das Zimmer. Er machte ein betroffenes Gesicht, doch Margit entging nicht, daß die Betroffenheit nur aufgesetzt war, er bloß ein routiniertes Schauspiel vorführte. Solche feinen Herren kümmerte das Los von Frauen wie ihresgleichen in Wirklichkeit einen Scheißdreck, noch weniger das Los ihrer schwachsinnigen Babys. Wahrscheinlich überlegte er gerade, welche Politur er dem Lack seines neuen Wagens zumuten sollte oder sonst etwas Weltbewegendes. Er erklärte, bedauerlicherweise hätte das Neugeborene auf die ersten Reaktionstests kaum angesprochen, was eine Behinderung nicht ausschlosse. Sie solle sich jedoch vorerst keine Sorgen machen, so etwas käme gelegentlich vor.

Margit kam in dieser Nacht nicht dazu, sich von der Niederkunft zu erholen. Sie weinte ununterbrochen und verfluchte abermals ihr Los. Sie hatte dem Schicksal ein Schnippchen schlagen und durch strategisch geschicktes Vorgehen zu einer ganz normalen Familie gelangen wollen. Sie hätte es besser wissen müssen, denn das Schicksal ließ sich nicht ins Handwerk pfuschen, schon gar nicht bei solch elementaren Dingen. Das Schicksal pfuschte den Menschen hinein, nicht umgekehrt. Was hatte sie denn gedacht, was für ein Kind sie bekommen würde? Einen gesunden, blauäugigen Wonnepropfen, dem man im Sommer bunte Kleidchen anzog, ein lustiges Mützchen aufsetzte und mit vor Stolz geschwellter Brust im Kinderwagen spazierenfuhr? Einen aufgeweckten Winzling, der sie innerhalb weniger Monate mit komisch-genialen Sprüchen überraschen und seine Umwelt mit detailgenauen Krakeleien in Erstaunen versetzen würde? Was für ein anmaßender Wunsch! Das Ding, das sie sich ein paar Minuten hatte anschauen dürfen, würde vermutlich erst mit zehn Jahren »Mama« sagen können – wenn überhaupt. Es würde noch als Erwachsener sabbern und lallen,

und alle würden sie mitleidig angaffen, wenn sie mit ihm durch den trostlosen Wohnblock zog wie ein Schausteller mit seiner Mißgeburtenattraktion von Jahrmarkt zu Jahrmarkt. Und alle würden hinter vorgehaltener Hand zwischen Empörung und Belustigung flüstern, daß genau *das* herauskäme, wenn eine wie sie unbedingt ein Kind haben müßte. Margit hatte also wieder mal Pech gehabt. Sie bekam kein Kind, sondern wie üblich eine Attrappe.

Und doch ... da war ein Gefühl gewesen, nur ganz kurz, wie ein warmer Windhauch, der den Frierenden unerwartet streift. Als sie »das Ding« in den Händen gehalten hatte, hatte sie einen intensiven Strom alles durchdringender Liebe gespürt, so intensiv, daß sie darüber erschrak. Eine gewaltige Blase zärtlicher Empfindungen war in ihr zerplatzt. »Das Ding« war ja ihr Kind, mußte Margit sich plötzlich eingestehen, keine Ware, die sie per Versandhauskatalog bestellen, und, wenn sie nicht in Ordnung war, wieder zurückschicken konnte. Neun Monate hatte sie es unter ihrem Herzen getragen, gespürt, wie es Stück für Stück von ihrer Seele und ihrem Körper Besitz ergriffen hatte. Es hatte auch gesprochen – und etwas versprochen: »Ich komme! Ich komme!« hatte es beteuert. »Und wenn ich erst da bin, wird alles anders sein. Wart's nur ab!«

Margit blickte durch ihre Tränen zu den anderen sieben Frauen in ihren Betten. Sie alle schliefen. Obgleich allein der durch das Fenster strömende schummerige Schein einer Straßenlaterne das Zimmer in ein Halbdunkel tauchte, konnte Margit sehen, daß ihr Schlaf ein glücklicher war. Einige unter ihnen hatten bereits entbunden. Kerngesunde Klopse, manche über vier Kilo schwer, mit strahlenden Augen. Die Welt würde sich natürlich weiterdrehen, und diese Frauen würden wieder zu ihren ewig mißgelauten, brutalen Männern und ihrem tristen Alltag zurückkehren, in dem Sex in Form von Brachialvergewaltigungen stattfand und Liebe in klebrigen Fernsehserien. Sie würden zwischen vollgeschissenen Windeln, Kindergeplärre und der

Bewirtung eines rund um die Uhr besoffenen Ehemannes irgendwann den Verstand verlieren, ohne sich dessen bewußt zu sein, bis ihr Selbstwertgefühl vom Gelingen eines Käsekuchens abhing. Und dennoch hatten sie in dieser Nacht eine Erfahrung gemacht, die Margit leider nicht mit ihnen teilen konnte und ohne die keine Frau auf Erden sich wirklich vollkommen fühlte. Die Erfahrung, ein gesundes Kind auf die Welt gebracht zu haben, mit einem süchtig machenden Geruch und einem Antlitz, in dem sich der eigene so lebhaft widerspiegelte. Das war der Unterschied! Der Unterschied, der sie immer von den anderen Frauen getrennt hatte. Sie war klug, aber im Innersten krank. Die anderen waren dumm, aber gesund beziehungsweise ihrem weiblichen Wesen näher. Deshalb würde sie künftig in eine Idiotenfratze schauen, die die eigene Krankheit so aufdringlich widerspiegelte, während die anderen sich tagtäglich an den klaren Gesichtszügen ihrer schönen Söhne und Töchter erfreuen würden. So einfach war das!

Margit brach wieder in heftiges Weinen aus. Nie zuvor hatte sie ihre Unvollkommenheit so stark gespürt wie in diesem Augenblick. Sie erkannte, daß die eben aufgeflackerte Zuneigung zu ihrem Monstersohn den Keim einer unkündbaren Bindung barg, ein mieser Trick der Natur, damit auch der Monsternachwuchs eine Chance zum Überleben erhielt. Wie einleuchtend das alles war, wie traurig logisch. Aber wer sagte denn, daß sie auf diesen Trick reinfallen und sich ihr Leben von einer Kreatur ruinieren lassen musste, die nicht einmal ein richtiger Mensch war? Wenn man die Verantwortung für einen Behinderten übernahm, wurde man in gewisser Weise selbst zu einem Behinderten. Das wusste sie. Was sollte dann aus all ihren schönen Träumen werden, aus einer Familie, die *in Ordnung* war, aus einem eigenen Haus, einem Garten, der im Frühling farbenprächtig aufblühte, was sollte dann aus der hässlichen Margit werden? Eine noch hässlichere Margit?

Margit überlegte. Dann traf sie eine Entscheidung. Sie würde

nicht nach Mutter Naturs Pfeife tanzen, ihr Schicksal wie ein Tier deren erbarmungslosen Gesetzen unterordnen. O nein, Margit war klug. Krank, aber klug.

Oliver hatte es irgendwie geschafft, für seine süße Monsterfamilie eine kleine Wohnung aufzutreiben. Sie befand sich im elften Stockwerk eines Hochhauses in einer neugebauten Satellitenstadt. Es war die Zeit, da der Staat sich befleißigt fühlte, den Geknechteten etwas unter die Arme zu greifen. Selbstverständlich ging die Liebe nicht so weit, dass man diesen Schlösser zur Verfügung stellte. Eher glich die ganze Anlage der alptraumhaften Szenerie aus einem Science-Fiction-Film, in dem die Maschinen die Macht übernommen hatten und die Menschen dazu zwangen, wie Maschinen zu leben. Die Erbauer dieses Meisterwerks aus Beton waren anscheinend von quadratischen Formen, der Farbe Grau und der Idee, daß Menschenfamilien sich im Grunde nur unwesentlich von Kaninchenfamilien unterscheiden, besessen gewesen. Nur so war ihre Vorliebe für sogenannte Blocks, Hochhäuser mit unzähligen Wohnwaben, jeweils fünfzig Quadratmeter groß, zwei Meter hoch und mit absurd kleinen Fenstern, zu erklären. Wahrscheinlich rührte das daher, daß die Blocks so nah beieinander standen, das Sonnenlicht sowieso nicht in die Wohnungen eindringen konnte und infolgedessen größere Fenster reine Geldverschwendung gewesen wären. Das Zentrum der Anlage war ein Supermarkt, gemessen an der restlichen Umgebung der schiere Farban-archismus. Natürlich gab es hier auch ein bißchen Grün, zum Beispiel Rasenflächen, die um die Blocks herum angelegt waren – und die man nicht betreten durfte.

Margit, Oliver und Jakob, wie der ewig schreiende Junge inzwischen genannt wurde, wohnten im Block D. Andere Leute haben einen richtigen Straßennamen als Adresse, dachte Margit manchmal, bei uns genügt ein Buchstabe. Auch ihr Sohn hätte eigentlich keinen richtigen Namen gebraucht, denn so etwas wie

Persönlichkeit besaß er nicht. Das einzige, wozu er imstande schien, war zu schreien; er stieß ununterbrochen an das Miauen junger Katzen erinnernde Schreie aus. Margit hasste Katzen! Obwohl es um ihre psychische Gesundheit nie zum besten gestanden hatte, befürchtete sie oft endgültig den Verstand zu verlieren, wenn sie Tag und Nacht den abartigen Schreien dieses Schwachsinnigen lauschen musste. So sehr waren ihre Nerven schon angegriffen, dass sie die Schreie selbst dann hörte, wenn das Baby schlief. Es ging recht gespenstisch zu im Block D.

Oliver mochte den Jungen, er empfand Mitleid für ihn, wer weiß, vielleicht sogar so etwas Ähnliches wie Stolz, weil er in der Lage gewesen war, überhaupt ein Kind zu zeugen. Aber Oliver war ja auch nicht den ganzen Tag mit ihm in dieser Betonhöhle eingesperrt, wo die einzige Abwechslung darin bestand, den Arzt aufzusuchen oder im Supermarkt jedem dahergelaufenen Bericht zu erstatten, weshalb das arme Kind so sonderbare Geräusche von sich gab.

Die Heilungschancen für Jakob tendierten gegen Null, auch wenn der Arzt aufmunternd meinte, Wunder gäbe es immer wieder. Margit hingegen sah nur, wie ihre Befürchtungen im Lauf der Zeit immer mehr zur entsetzlichen Wirklichkeit wurden. Am Anfang konnte man sich noch leichter selbst belügen, doch als sein zweiter Geburtstag immer näher rückte, halfen keine Selbsttäuschungen mehr. Er hatte ein Vollmondgesicht mit vollen Wangen und niedriger Stirn.

Seine Hände waren kurz und mit Vierfingerfurchen und winzigen Fingerchen ausgestattet. Zudem entdeckte man bei ihm eine Gaumenspalte. Jakob blickte seine riesige Mutter immer so an, als wäre er von irgend etwas geblendet oder als leide er unter einer Krankheit, die ihn zwang, die Augen zusammenzukneifen. Natürlich konnte er immer noch nicht sprechen. Nur eins konnte er: schreien!

Für Margit, die Kluge, brauchte er auch gar nicht mehr zu sprechen. Er sollte lediglich laufen lernen, laufen und ein

bißchen klettern. Denn nach etlichen Überlegungen, wie Jakobs Elend beendet werden könnte, war sie auf eine verblüffend einfache Lösung gekommen. Zwar hätte sie ihn jederzeit in einen Engel verwandeln können, doch wußte sie, daß die Justiz für einen derart unverhüllten Erlösungsakt wenig Verständnis aufbringen würde. Also wartete sie ab in ihrem Fünzig-Quadratmeter-Bunker, hörte sich Tag und Nacht die schrillen Schreie ihres Sohnes an und spielte allen Zuschauern im Supermarkt die tapfere Mutter vor, die trotz des harten Schicksalsschlags ihr Leben meisterte. Irgendwann mußte der Kerl ja laufen.

Dann wurde sie erneut schwanger. Sie konnten sich darüber nicht freuen. Ohne daß man je ein Wort darüber verlor, schwebte während des neunmonatigen Countdowns wie ein Damoklesschwert der Gedanke über ihnen, abermals ein Monster gezeugt zu haben. Sie lebten in der ständigen Furcht, daß auch dieses Mal wieder statt eines gesunden Kindes eine Attrappe das graue Licht von Block D erblicken würde. Hinzu kam, daß sich an ihrer ärmlichen Situation nicht das geringste geändert hatte. Margit hatte wegen Jakob die Stelle beim Metzger längst aufgeben müssen, und Oliver malochte weiterhin für lächerliches Geld in seiner Röhrenfabrik. Die Höhepunkte in ihrem Leben beschränkten sich auf Besuche im Zoo, bei denen man kaum unterscheiden konnte, ob Jakob oder die Affen lauter schrien, und auf Sonntagsfrühstücke auf einem dreißig Zentimeter hinausragenden Vorsprung, der im Mietvertrag amüsanterweise als Balkon ausgegeben wurde und eine atemberaubende Sicht auf Block C ermöglichte.

Doch auch das trostloseste Leben hielt noch Überraschungen parat. Bei Margit und Oliver waren es gleich zwei. Sie gebar einen gesunden Sohn, und Jakob konnte plötzlich laufen. Zu ihrem Erstaunen wollte dennoch keine rechte Freude aufkommen. Der Traum von einem intakten Kind hatte offenkundig schon so intensiv ihre Hirnwindungen strapaziert, daß

diese gegenüber der Traumerfüllung stumpf geworden waren. Mit einemmal ließ die zwanghafte Beschäftigung mit dem Phänomen Kind nach, und Margit sah an neuen Horizonten neue Ziele. Es mußte sich an ihrer kümmerlichen Existenz endlich etwas ändern, sie mußte auf ein Niveau gehoben werden, wo der Erwerb einer Bluse nicht gleich eine Finanzkrise auslöste. Außerdem mußten endlich diese Schreie aufhören; Jakob mußte aufhören, ihren Alltag wie ein wandelndes Folterinstrument ständig zu terrorisieren und ihnen ihre ohnehin alles andere als rosig zu nennende Zukunft zu verbauen. Margit beschloß, die Dinge endlich in Ordnung zu bringen.

Es war ein strahlender Frühlingstag im Mai, als es geschah – als Margit es geschehen ließ. Sie benötigte einen solchen Harmonie und Zuversicht spendenden Tag für ihr Vorhaben. »Und das an einem so wunderschönen Tag«, würden sich später alle Leute im Block erzählen und ins Philosophieren darüber kommen, daß das Unglück weder Sonnenschein noch gute Laune kenne. Wäre es ein regnerischer Tag gewesen, so hätte vielleicht ein findiger Polizist intuitiv Spekulationen über den Zusammenhang zwischen deprimierender Wetterlage und psychischem Befinden der Mutter angestellt. Der Gegensatz überzeugte die Menschen, weniger das Konforme.

Der elf Monate alte Thomas saß halbnackt auf seinem Plastiktöpfchen im Wohnzimmer und knabberte an einem Stück Brot. Da Margit sich rund um die Uhr um den unkontrolliert umhertorkelnden und um sich schlagenden Jakob kümmern mußte, war es für sie geradezu ein Geschenk des Himmels gewesen, daß der Kleine vor ein paar Wochen die Vorliebe für diese stundenlangen Topfsitzungen entdeckt hatte. Zwar war das eigentliche Ergebnis meist zu vernachlässigen, doch schien ihn der meditative Charakter des Ganzen zu fesseln; wenn man ihm dann noch ein Stück Brot ins Händchen drückte und er einen lustigen Singsang anstimmen konnte, war er glücklich.

Margit öffnete das kleine Wohnzimmerfenster, worunter eine

niedrige Kommode stand. Warme Luft und der Duft von Frühling strömten in den Raum. Dann drehte sie sich zu dem kleinen Topfhocker um, der hingebungsvoll sang und sich sanft im Rhythmus hin- und herwiegte. Irgendwo im Hintergrund gab Jakob seine widerwärtigen schrillen Schreie von sich, die wie eine Vergewaltigung dieser einträchtigen Stimmung wirkten. Ein ohrenbetäubendes Scheppern und das Klirren von Glas waren als nächstes zu vernehmen, womit der Frieden sich endgültig in Luft auflöste. Wahrscheinlich hatte er in der Küche wieder ein Chaos angerichtet.

»Jakob!« rief Margit und spürte, wie ihre Schläfen vor Zorn schmerzhaft pochten. Er war jetzt vier Jahre alt und schien allmählich einen Bezug zwischen dem Wort »Jakob« und sich selbst herstellen zu können. Allerdings war das auch die einzige intellektuelle Leistung, mit der er brillieren konnte.

»Jakob! Jakob! Jakob!« kreischte sie nun aus vollem Halse, so laut, daß Thomas seinen Singsang erschrocken unterbrach und sie verstört anstarrte. Rasch lächelte sie ihn an, um zu verhindern, daß der Schreck in ein großes Geheule umkippte. Es war ein ehrliches Lächeln, denn obwohl sie die Beschäftigung mit Kindern allmählich langweilte, liebte sie diesen Jungen wirklich. Im Gegensatz zu ...

Jakob erschien in der Tür. Ein breites Lachen erfüllte sein Vollmondgesicht, was darauf hinwies, daß ihm die Zerstörungorgie in der Küche sehr zugesagt hatte. Und als Thomas vom lächelnden Gesicht seiner Mutter in das lachende seines Bruders blickte, vergaß er mit einem Male seinen Schreck und begann ebenfalls begeistert zu lachen. In das gemeinsame Lachen mischten sich hier und da Jakobs atonale Schreie, die jedoch der plötzlich ausgebrochenen Fröhlichkeit keinen Abbruch taten. Lachend streckte Margit Jakob ihre Hand entgegen und rief seinen Namen. Außer sich vor Vergnügen stürmte Jakob wankend und schreiend auf seine Mutter zu, ergriff ihre Hand und wurde von ihr mit einem Ruck auf die Kommode gehoben.

Ohne ihr Gelächter zu unterbrechen, schob Margit den Jungen sanft in Richtung des offenen Fensters, damit er auf die Fensterbank klettern konnte. Dabei wich sie unmerklich einen Schritt zurück, so daß sie von außen nicht zu sehen war.

Als er endlich auf der Fensterbank stand, schaute sie ihm ein letztes Mal ins Gesicht. Kein Zweifel, es war das Gesicht eines Idioten, nicht wissend, was in ihm geschah, mit ihm geschah und um ihn geschah. Der ewig sabbernde offene Mund, der verkniffene, dumme Blick, das gummiartige Mienenspiel, alles deutete darauf hin, daß er ein Fehler der Natur war, erschaffen von einem Idiotengott, ohne Sinn und Verstand.

Margit steigerte ihr Gelächter und winkte Thomas mit der rechten Hand zu. Daraufhin kringelte sich der Junge vor Lachen, verlor jegliche Kontrolle über seinen kleinen Körper und begann tatsächlich in den Topf zu strullen.

»Du bist ein netter Kerl, Jakob«, sagte Margit wie beiläufig zu ihrem anderen Sohn, »aber du bist nicht in Ordnung!«

Dann gab sie ihm mit der linken Hand einen Schubs.

»Mama«, sagte Jakob und überschlug sich danach in die Tiefe. Seltsam, das hatte er noch nie gesagt.

Der Rest des Tages kam ihr wie ein Film vor, den sie schon mehrere Male gesehen hatte. Sie hatte die folgenden Geschehnisse vorher schon so oft im Geiste durchgespielt, daß sie tatsächlich einen Film darüber hätte drehen können. Es bewies nur, wie exakt ihre Planung gewesen war.

Eine schreiende Frau war in diesem Film zu sehen, die halb wahnsinnig durch die Flure von Block D lief und die Treppen hinunterstürmte, weil ihr das Warten auf den Aufzug zu lange dauerte. Andere Frauen kamen aus ihren Wohnungen, an jeder Hand ein Kind, fragten, was los sei. Sie stammelte nur Halbsätze: »Mein Kind, Jakob ... O mein Gott! ... Das Fenster stand offen ...«

Unten bot sich ihr ein grausiges Bild. Jakobs Schädel war auf

der Betonrampe, die zu den Tiefgaragen des Supermarktes führte, aufgeschlagen. Aus seinen Ohren sickerte Blut, die Zunge quoll abnorm lang aus dem Mund hervor. Alle Glieder waren bizarr verdreht, als hätte ein Puppenspieler die Fäden seiner Marionette plötzlich losgelassen. Margit wollte sich auf ihn werfen, doch Passanten und herbeigeeilte Nachbarn hielten sie zurück. Während sie die von Weinkrämpfen geschüttelte Mutter spielte, überlegte sie, weshalb er sich das Wort »Mama« bis zuletzt aufgespart hatte. Wäre ihre Entscheidung anders ausgefallen, wenn er es schon vorher ausgesprochen hätte? Nein! Mama, Papa, Idiot! dachte Margit wütend.

Der Krankenwagen kam. Umsonst. Dann der Streifenwagen. Dann ein Zivilfahrzeug der Polizei. Es gab Fragen. Viele Fragen, die immer wieder von neuem gestellt wurden und auf die sie immer wieder die gleichen Antworten gab: ein hinreißender Frühlingstag. Mutter öffnet das Wohnzimmerfenster, um durchzulüften. Dann geht sie in die Küche und bereitet das Mittagessen. Behinderter Junge tobt im Wohnzimmer und steigt auf Möbel. Mahnungen fruchten nichts, weil der Junge zur Aufnahme logischer Zusammenhänge unfähig ist. Einen Moment aus den Augen gelassen, schon klettert der Satansbraten auf die Fensterbank, leistet sich den berühmten Fehltritt und stürzt in die Tiefe. Resümee: ein tragisches Unglück.

Abends, etwa um acht Uhr, kam Oliver von der Arbeit nach Hause. Ein Zivilpolizist, zwei Nachbarsfrauen und ein herbeigerufener Arzt, der ihr eine Beruhigungsspritze verpaßt hatte und seitdem immer wieder ihren Blutdruck kontrollierte, befanden sich noch in der Wohnung. Der Polizist ging ihm entgegen und erzählte ihm flüsternd die Geschichte. Oliver fiel in Ohnmacht. Das hätte ich auch tun sollen, war Margits erster Gedanke, es wäre viel wirkungsvoller gewesen. Als sie ihn wiederbelebt hatten, begann er wie ein kleines Kind zu weinen und drückte dabei den kleinen Thomas fest an sich. So hatte sie ihn nie erlebt. Niemals zuvor und nie mehr danach. Dann umarmte

und küßte er sie heftig, als habe sie die Katastrophe nicht ausgelöst, sondern verhindert. Was für eine Pfeife!

Irgendwann gingen alle, weil der Anblick zweier in Schmerz und Tränen aufgelöster Erwachsener und eines von deren Wehklagen zum Solidaritätsheulen animierten Kleinkindes nicht mehr zu ertragen war. Nachdem sie Thomas gefüttert und hingelegt hatten, gingen sie, ohne selbst etwas gegessen zu haben, ins Bett. Lange lagen sie in der Dunkelheit ihres winzigen Schlafzimmers wach. Margit rätselte, ob Oliver einen Verdacht hegte. Er hatte plötzlich aufgehört zu weinen und war so sonderbar still geworden. Ihre Befürchtung war gar nicht so weit hergeholt. Er wußte, daß sie Jakob nie gemocht und ihn als ein Hindernis bei der Verwirklichung ihrer hochtrabenden Lebenspläne empfunden hatte. Außerdem kannte er ihre resoluten Entscheidungen. Er kannte ihre Willenskraft, und war oft Zeuge gewesen, wie diejenigen, die sich dieser Kraft entgegenstellten, das Nachsehen hatten.

Etwas stimmte nicht. Das spürte sie. Sie hätte schwören können, daß er in diesem Augenblick weniger um seinen verstorbenen Sohn trauerte, als in einem Anfall von detektivischer Intelligenz einer furchtbaren Ahnung nachging.

»Was ist?« fragte sie leise. Sie schlug dabei einen tröstenden Ton an, so, als sei sie weit, weit entfernt von seinen wahren Gedanken und gehe selbstredend davon aus, daß er ebenfalls wie sie in Trauer versunken sei. Er antwortete nicht. Volltreffer! dachte sie. Hatte sie von ihm etwas zu befürchten? Unsinn, er war ja nicht dabei gewesen. Nichtsdestotrotz konnte er bei den entsprechenden Stellen ein paar Andeutungen machen: »Wissen Sie, Herr Inspektor, meine Frau hat Jakob nie gemocht. Sie sprach von ihm gelegentlich als ›dem Schwachsinnigen‹ oder als ›dem Klotz an meinem Bein‹ ...«

Das sollte Oliver sagen? Nein, niemals! Oliver war nicht der Mann für solch subtile Anschuldigungen. Und wenn doch? ... Wenn doch, nun, wenn doch, dann mußte sie ihn eben auch aus

dem Fenster schubsen. Schließlich wäre der Selbstmord eines Vaters, der gerade einen Sohn auf eine so grausame Weise verloren hatte, nichts Ungewöhnliches.

»Was ist denn?« fragte sie erneut, diesmal ungehaltener.

Schweigen.

Margit schoß hoch, warf sich auf den gespenstisch stummen Mann auf der anderen Seite des Bettes und umklammerte mit ihren Beinen wie eine lebendige Zange seinen Brustkorb.

»Was ist los, du Esel! Glaubst du etwa, ich hätte es getan?«

Sie sah trotz der Dunkelheit, daß seine Augen in Tränen schwammen und sein Kinn heftig zitterte. Er starrte gedankenverloren zur Decke und schien in einer anderen Sphäre zu schweben. Nach einer kleinen Ewigkeit sagte er mit tränenerstickter Stimme:

»Es ist eine Sünde.«

Margit spürte wieder, wie ihre Schläfen vor unbändigem Zorn schmerzhaft pochten.

»Sünde? Nein, mein kleiner, dummer Oliver, da liegst du vollkommen falsch. Wie immer, wenn du das Maul aufmachst. Das, was du Sünde nennst, ist keine Sünde. Unser Leben, unser mickriges, beschissenes Leben, das ist die *Verbüßung* einer Sünde! Vielleicht hat dein Großvater irgendwann einmal ins Weihwasserbecken gepißt oder meine Mutter einen Papstwitz gerissen, weiß der Teufel. Wir können aber unser Leben nicht als Strafe leben. Vielleicht kannst du es, ich kann es jedenfalls nicht. Deshalb wird ab heute Schluß sein mit dem vorgezeichneten Weg. Es wird Schluß sein mit dem Sparen auf einen billigen Farbfernseher, vor dem wir uns wie Deppen über die Faxen eines Schauspielers mit Toupet schieflichen werden! Es wird Schluß sein mit dieser miesen Insektenwohnung, mit diesen stumpfsinnigen Insektenmenschen, die in diesen miesen Insektenwohnungen hausen, und mit dem Rasen, den man nicht betreten darf. Es wird Schluß sein mit unseren kleinen lumpigen

Träumen, die erst in Erfüllung gehen werden, wenn wir achtzig sind oder im Sarg liegen! Es wird Schluß sein mit dem akzeptieren der zweiten Wahl! Hast du mich verstanden? Du wirst die Abendschule besuchen und irgendeinen Fachabschluß machen. Ich werde mir auch einen Job suchen, damit wir schneller aus diesem Friedhof der lebendig Begrabenen herauskommen. Wir werden keine Zeit mehr verlieren. Wir haben beide wenig Glück gehabt in unserem Leben, kleiner, dummer Oliver. Aber das muß ja nicht so bleiben. Weißt du, wir müssen nicht für irgendwelche Sünden büßen, weil es in Wahrheit nämlich gar keine Sünden gibt. Höchstens eine: die Sünde, nicht zu leben.«

Sie saß in dieser Nacht noch lange auf ihrem Mann und hörte sich sein erbärmliches Schluchzen an, das in der Dunkelheit wie das Klagen eines harpunierten Wales klang. Aber es war ein reinigender Schmerz gewesen, denn nach dieser Nacht änderten sich die Dinge tatsächlich. Oliver schrieb sich in der Abendschule ein und büffelte neben der Arbeit zwei Jahre lang wie ein Besessener. Nach erfolgreichem Abschluß wurde er in der Fabrik zum Vorarbeiter ausgebildet. Am Ende hatte er einen ordentlichen Posten und das doppelte Gehalt. Als Thomas in den Kindergarten kam, verdingte sich Margit im Supermarkt halbtags als Kassiererin und schaffte so zusätzliches Geld herbei. Irgendwann sahen sie beide ein, daß ihre Fähigkeiten eine finanzielle Steigerung kaum mehr erlaubten. Das Erreichte ermöglichte ihnen immerhin, Block D endlich hinter sich zu lassen, ein Grundstück zu erwerben und ein Haus zu bauen. Natürlich war es ein kleines Haus, und natürlich mußten sie sich dafür bis über beide Ohren verschulden. Es lag auch nicht auf den schönen bewaldeten Hügeln, wo die Reichen wohnten, sondern auf einem flachen, neuerschlossenen Bauland.

Ende gut, alles gut, hätte Margit nun jubilieren können. Doch sie tat es nicht. Vielmehr wurde sie von dem Gefühl gepeinigt, wieder nichts anderes als eine Attrappe erhalten zu haben.

Sicher, sie und ihre Familie hatten Betonland und seinen Insektenbewohnern endgültig den Rücken gekehrt. Aber wohnten sie nicht auch hier in einer Siedlung, gewissermaßen in plattgedrückten Blocks, die nur deshalb so idyllisch aussahen, weil die Wohnwaben nicht in die Vertikale, sondern in die Horizontale gingen und mit ein bißchen Gartenzwerg-Grün vor der Haustür glänzten? Und waren nicht auch hier gewöhnliche Proleten ihre Nachbarn, die ihrer schmutzigen Urfütze durch etwas Unternehmergeist entkrochen waren, wenn auch nicht sehr weit?

Margit beschloß, diese selbstquälerischen Gedanken aus ihrem Kopf zu verbannen. Sie waren sinnlos. Olivers Leistungsfähigkeit war nicht mehr steigerbar; aus ihm war alles herausgeholt, was aus einem lethargischen Mann herauszuholen war. Weitere Peitschenhiebe des Ehrgeizes würden ihn einfach zusammenbrechen lassen wie einen klapprigen Gaul.

Ganz anders sah es bei ihr selbst aus. Sie hoffte immer noch auf eine wahre Veränderung in ihrem Leben, ohne genau zu wissen, wie diese Veränderung aussehen sollte. In ihren Träumen sah sie oft einen wolkenverhangenen Himmel, in dessen Mittelpunkt plötzlich ein Loch aufriß. Ein einzelner Sonnenstrahl schoß daraus hervor wie eine magische Lanze und tauchte sie in gleißendes Licht. Es ließ ihr den Atem stocken. Im Innern dieser Lichtröhre spürte sie, wie gewaltige Kraftströme von ihr Besitz ergriffen, sie wie eine erschöpfte Batterie wieder aufluden. Und sie spürte, wie ihre Füße mit einemmal die Bodenhaftung verloren, ihr Körper zu schweben begann, höher und höher, von Glücksschauern durchflutet, die Arme ausgestreckt wie zu einem Gebet, immer weiter empor in Richtung dieses gütigen Lichts, das sie, Margit, für eine ganz bestimmte Mission auserwählt hatte ...

Doch einstweilen mußte sie sich mit dem zufriedengeben, was sie erreicht hatte. Es hatte keinen Sinn, mit dem Schicksal zu hadern. Also zog sie ihren Sohn groß, pflegte den Garten und

unterstützte ihren Mann nach besten Kräften. Nur ein einziges Mal war ihr ein kleiner Blick auf die wundersame Welt, die hinter den grauen Wolken geduldig auf sie zu warten schien, gewährt worden. Es war ein flüchtiges und verschwommenes Bild gewesen wie das in einer Kristallkugel, das für den Bruchteil einer Sekunde aufleuchtet und dann wieder verschwindet.

An einem schwülen, heißen Sommertag, Thomas war gerade fünf Jahre alt geworden, traf das Geschenk für die kleine Familie ein, das sie sich in einer Aufwallung von Kühnheit selbst genehmigt hatte. Es stellte gewissermaßen die definitive Belohnung ihrer bürgerlichen Anstrengungen dar, das I-Tüpfelchen ihres bescheidenen Erfolges. Oliver fuhr in einem nagelneuen, dunkelblauen Ford vor, stieg aus und strahlte, als habe er soeben einen Drachen besiegt. Nachbarn reckten ihre Hälse aus den Fenstern, beäugten neidisch die Neuanschaffung, Männer, die ihre Rasen mähten, riefen dem stolzen Besitzer fachkundige Tips hinsichtlich Pflege und Zubehör zu. Spontan entschlossen sie sich, ein Picknick im nahe gelegenen Wald zu veranstalten. Margit schmierte schnell ein paar Brote und brühte Tee für die Thermoskanne auf, und ab ging's ins Grüne.

Im Wald angekommen, suchten sie beinahe eine Stunde lang vergeblich nach dem kleinen See, von dem viele ihrer Bekannten geschwärmt hatten und an dessen Ufer sie sich bis zur Dämmerung niederlassen wollten. Ein verwirrendes Netz von schmalen Pfaden führte sie an die beschaulichsten Plätze, bloß nicht an diesen verdammten See. Die Hinweisschilder waren spärlich, zudem in ihrer Richtungsangabe widersprüchlich. Sie wollten sich schon geschlagen geben und wieder umkehren, als Margit plötzlich das leise Plätschern von Wasser vernahm.

Den kleinen Thomas auf den Schultern, marschierte Oliver in etwa fünfzig Meter Entfernung vor ihr her und bog gerade nach rechts in einen Schotterweg ein, von dem sie hofften, daß er sie

aus diesem grünen Labyrinth wieder hinausführen würde. Dabei deutete er auf Bäume und Pflanzen und erklärte seinem Sohn die unterschiedlichen Arten. Sie hatte gar nicht gewußt, daß er so viel von Botanik verstand. Zu ihrer Linken erstreckte sich ein undurchdringlich scheinender Wall aus hohem Buschwerk und verwachsenen Bäumen, und genau hinter dieser Sperre war das murmelnde Wasser zu hören. Margit wollte Vater und Sohn darauf aufmerksam machen, doch hielt sie es für ratsam, sich ihrer Entdeckung zunächst mit eigenen Augen zu versichern. Sie stellte den Picknickkorb am Wegesrand ab und schlüpfte in das dunkle Dickicht. Nach einem kurzen, schmerzhaften Gefecht mit Zweigen und Baumstümpfen, stand sie unversehens im seichten Uferwasser. Der See breitete sich vor ihr aus wie ein mit Diamanten besetztes, blaues Tuch, auf dem die eintreffenden Sonnenstrahlen in Millionen von augenblendenden Reflexionen explodierten. Erhitzt und schweißgebadet, wie sie war, sorgte allein schon dieser malerische Anblick für eine Abkühlung.

Margit öffnete den Mund, um nach Oliver zu rufen, als ihr plötzlich etwas Außergewöhnliches ins Auge sprang. Es verschlug ihr regelrecht die Sprache. Nicht weit von ihr, nur ein paar Meter entfernt, saß eine Frau auf einem niedrigen Felsen im Wasser, den Rücken halb ihr zugewandt. Sie war nackt bis auf einen ausladenden Strohhut, der ihre hüftlangen, schwarzen Haare vor der Sonne schützte. Sie konnte nicht älter als fünfundzwanzig sein, und ihr Körper war von einer Anmut, die einer Liebesgöttin zu Ehre gereicht hätte. Große, feste Brüste, die geheimnisvollen Gefäßen aus einer dunklen Urzeit glichen und deren wuchtige Knospen steif und fordernd hervorragten. Ihr Gesäß war eine überreife, massige Frucht, aus der eine schmale Taille wuchs. In die Furche hatte sich die grobe Oberkante des Steines gedrückt. Zärtlich spielte der Wind mit ihren Haaren und entblößte für Augenblicke die an die Muskeln eines Fabelwesens erinnernden Schulterblätter. Ihre langen, von

keinem Härchen verunzierten Beine wurden zur Hälfte vom Wasser verschluckt.

Nie zuvor, nicht in ihren Masturbationsexzessen und schon gar nicht im Beisein eines Mannes, hatten Margit solch heftige Wellen der Lust durchströmt wie beim Anblick dieser fremden Erscheinung. Es war wie ein Schlag in die Magengrube, der jedoch widersinnigerweise anstatt Schmerz namenloses Begehren auslöste. Sie spürte, wie ihr Unterleib von infernalischen Hitzewellen heimgesucht wurde und ihre Schamlippen von einem Moment zum anderen in warmer Feuchtigkeit schwammen. Sie wurde beinahe ohnmächtig, so gewaltig war der Zusammenstoß mit dem unbekannten, unter einem tiefen Erdreich von Zwängen und Neurosen verschütteten Teil ihrer Seele.

Sie hörte Oliver rufen, besorgt und drängend. Just in diesem Augenblick drehte sich die Schöne zu ihr um, und Margit schaute in das Gesicht eines verrückt gewordenen Engels. Der wollüstige Mund, die kohlschwarzen Augenbrauen, das verheißungsvolle Lächeln, keines der klassischen Merkmale einer »Versuchung« fehlte in diesem Gesicht. Und doch störte etwas den Eindruck, so, als wäre es eine stümperhafte Collage. Bei näherem Hinsehen nämlich fielen ihr die Disharmonien auf: die morbid blasse Haut, die wie bei einem Clown über die Ränder hinaus blutrot geschminkten Lippen, der debil entrückte Blick. Offenbar stand sie einer Irren gegenüber.

Die rechte Hand steckte fast bis zum Handgelenk in ihrer Vagina. Sie zog sie heraus, und Margit sah voller Unglauben und Gier die Vulva, welche wie ein Vulkanslot zwischen dem tiefschwarzen Busch glühte. Sie war fasziniert von diesem Anblick und konnte den Blick nicht davon lösen. Die Frau streckte ihr die Hand entgegen, auf deren Fingerkuppen der Saft ihrer Scheide silbern schimmerte, und begann mit einer lieblichen Stimme zu singen:

»Wach auf, meins Herzens Schöne, Herzallerliebste mein! Ich hör ein süß Getöne von kleinen Waldvögelein. Die hör ich so lieblich singen, ich mein, ich sah des Tages Schein vom Orient herdringen ...«

Margit befürchtete, verrückt zu werden, wenn sie dieser Wahnsinnigen noch länger zuhörte. Oder sie würde sich auf sie stürzen, sie liebkosen, küssen, befummeln, lecken, all die Dinge mit ihr treiben, die ein Mann in dieser Situation mit ihr getrieben hätte. Und sie würde es genießen, vielleicht sogar den sagenhaften Orgasmus dabei bekommen, der ihr nie vergönnt gewesen war. Doch würde dies nicht einen schrecklichen Bruch mit ihrer bisherigen Biographie bedeuten? Die Folgen wären jedenfalls unkalkulierbar. Deshalb lief sie weg. Sie rannte kopflos und um sich schlagend durch das feindselige Dickicht zu ihrem verdutzten Oliver zurück, wobei sie sich Gesicht, Arme und Beine am spitzen Astwerk blutig stach. Es kam ihr vor, als renne sie vor einer Landschaft aufgeplatzter Warzen voll übelriechendem Eiter weg. Dennoch mußte sie unentwegt daran denken, was für ein Vergnügen es bereitet hätte, diese Warzen zu drücken und zu quetschen, bis der Eiter nur so hervorgespritzt wäre.

Danach ... Danach gab es eigentlich keine wirklichen Höhepunkte mehr. Bis auf einen. Aber dieser hatte lediglich eine technische Bedeutung in Margits eintönigem Leben; die subtile Pointe des Ereignisses wurde ihr erst viel, viel später klar.

Vor ein paar Jahren war in Olivers Röhrenfabrik eine Gasflasche explodiert. Das Unglück hatte das halbe Hallendach zum Einstürzen gebracht, zwölf Arbeiter schwer verletzt und einen das Leben gekostet. Oliver kam vergleichsweise glimpflich davon. Er befand sich zum besagten Zeitpunkt etwa siebzig Meter von der Explosionsstelle entfernt, und wurde von einem umherfliegenden Metallstück getroffen, das ihm beide Beine zertrümmerte. Das linke Bein war nach mehreren Operationen

und konsequenter Bewegungstherapie nahezu wieder ganz hergestellt. Bei dem rechten gab es jedoch Komplikationen. Es war ein komplizierter Mehrfachbruch der Kniescheibe gewesen, und das Gelenk sollte nie wieder seine hundertprozentige Funktionsfähigkeit erlangen. Das Bein verursachte ständig große Schmerzen, gegen die er Medikamente nehmen mußte, und zwang ihn zum Humpeln. Schließlich mußte er als Halbinvalide die Kündigung einreichen, da er den Arbeitsanforderungen nicht mehr gewachsen war.

Finanziell änderte sich wenig für sie. Zwar standen sie mit dem Haus immer noch in den roten Zahlen, doch deckte die großzügig bemessene Invalidenrente die monatliche Kreditrate und sämtliche Fixkosten. Natürlich mußten sie nun etwas kürzer treten, aber das bereitete ihnen kaum Probleme. Die wirklichen Probleme waren anderer Natur. Margit ging die Umstellung gehörig auf den Geist. Sie mußte den ganzen Tag mit einem Mann zusammensein, der wegen seiner Nutzlosigkeit zusehends in Depressionen verfiel und ständig über seine echten oder eingebildeten Schmerzen klagte. So kam es ihnen beiden gelegen, als er über die Vermittlung eines Bekannten bald einen vierstündigen Job als Pförtner in einem Krankenhaus erhielt, bei dem er zum überwiegenden Teil sitzend arbeiten konnte und das kaputte Bein kaum anzustrengen brauchte.

»Welches Krankenhaus ist es?« fragte Margit, bevor er zum ersten Arbeitstag aufbrach. Sie kannte alle Krankenhäuser in der Stadt.

»Weiß nicht. Scheint ein neues zu sein. Ist auch nicht in der Stadt, sondern am See, du weißt schon, an unserem Lieblingssee. Irgendwas mit, äh, Ganotologie oder so«, antwortete er in seiner einfältigen Art, während er sich die glanzlosen Schuhe zuband, die sich jedweden Modetrend entzogen und an Geschmacklosigkeit nur noch von seinem gelben Synthetikhemd übertroffen wurden.

»Du meinst Gynäkologie? Ein Krankenhaus nur für Frauen?«

»Weiß nicht«, wiederholte er und humpelte seinem neuen Job entgegen.

Nachdem er sich ein paar Tage eingearbeitet hatte, schien er über die Funktion des Ladens immer noch im unklaren.

»Ist wohl doch kein Krankenhaus. Es nennt sich ›Gynäkologisches Institut für Insemination und In-vitro-Fertilisation‹. Weiß der Henker, was das bedeutet. Rennen jede Menge blasierte Halbgötter in Weiß dort rum. Die müßten eigentlich längst an Genickstarre gestorben sein, so hoch wie die ihre Häupter tragen. Und jede Menge Frauen, die so traurig dreinschauen, als würden sie zum Schafott geführt. Vielleicht haben sie Krebs.«

Am darauffolgenden Tag umspielte ein süffisantes Lächeln seine Mundwinkel, als er in der Resopal-Einbauküche zum Abendessen Platz nahm, welche bei ihrer Anschaffung vor siebzehn Jahren wie Zukunftstechnologie angemutet hatte, nun jedoch den Eindruck vermittelte, als stamme sie von einer Antiquitätenmesse.

»Du wirst nicht glauben, was heute passiert ist«, schmunzelte er. Margit glaubte unbesehen alles, was Oliver von sich gab, weil eher der Mond viereckig schien, als daß sich in seinem Leben etwas Unglaubliches ereignete.

»Also, man hat mir ja eingetrichtert, daß ab sechzehn Uhr mit der Patientenanmeldung und dem Besucherverkehr Schluß ist und ich jeden Fremden auf die üblichen Geschäftszeiten verweisen muß. Tja, taucht doch um halb fünf ein junger Kerl auf und marschiert, ohne mich in meiner Loge auch nur eines Blickes zu würdigen, geradewegs zu den Praxen. Ich zuerst ganz baff, weil der Bursche aussieht wie Siegfried im Freizeitdreß. Himmelblaue Augen, blonde Mähne, zwei Meter groß, ein Kreuz wie ein Grizzly und 'ne Statur, als fresse er Hanteln zum Frühstück. Jedenfalls erhole ich mich langsam von meiner Überraschung, renne aus der Kabine und rufe ihm hinterher:

›He, wohin wollen Sie denn, zu wem wollen Sie denn?‹ Sagt der ohne sich umzudrehen: ›Ist schon in Ordnung, Chef, das geht klar.‹ Ich: ›Was soll das heißen, das geht klar? Sie müssen sich erst anmelden!‹ Da legt der Kerl noch einen Zahn zu, während er gleichzeitig den Kopf einzieht wie ein Uhu. ›Keine Aufregung‹, brabbelt er, ›Professor Marcus weiß Bescheid.‹ Dann verschwindet er um die nächste Ecke wie ein Spion, den man beim Fotografieren ertappt hat ...«

Margit beschlich eine Ahnung, auf welchen Knalleffekt die Geschichte hinauslief. Gynäkologisches Institut für Insemination und In-vitro-Fertilisation ... Zwar wußte sie weder, was Insemination noch was In-vitro-Fertilisation bedeutete, doch konnte sie sich im Zusammenhang mit dem Wort Gynäkologie ihre eigene Geschichte zusammenreimen.

»... Ich stehe also da wie 'n Ochs vorm Berg und frage mich, was ich jetzt machen soll. Ich meine, vielleicht ist der Typ ja ein Terrorist oder so was, der die Bude in die Luft jagen will. Vielleicht stimmt aber auch, was er sagt, nur, wer gibt mir die Garantie dafür, daß Siegfried tatsächlich einen Termin bei Professor Marcus hat? Ich habe hin und her überlegt, das kannst du mir glauben, sehr lange sogar. Aber dann habe ich mich doch entschlossen, diesem krummen Hund zu folgen. Ich also auf leisen Sohlen zur Praxis drei, wo ich feststellen muß, daß keine Sau drin ist. Absolut menschenleer, außer Frauenarztstühlen und Instrumentenkram nichts zu sehen. Will gerade wieder kehrtmachen, als mir plötzlich diese zwei Kabinen ins Auge springen, die unauffällig in die Wand eingelassen sind. Sehen aus wie Umkleidekabinen im Schwimmbad, mit Lamellentüren und so, die unten einen Spalt freilassen. Bloß daß da drinnen kleine, gepolsterte Pritschen stehen. Und wie ich diese Kabinen so betrachte, sehe ich doch plötzlich wahrhaftig unter der rechten Tür die Turnschuhe von meinem Siegfried zappeln. Was der wohl da drinnen treibt, frage ich mich, weil immerhin ist es ja eine Praxis für Frauen.«

Das Lächeln in Margits Gesicht wurde breiter.

»Und was hast du dann gemacht?«

»Was total Peinliches, wie sich später herausstellte. Ich schnappe mir eine Krücke und schleiche mich lautlos zur Kabine. Je mehr ich mich ihr nähere, desto deutlicher höre ich merkwürdige Geräusche. Entweder stöhnt der Kerl oder er weint oder er grunzt oder alles zusammen. Ich reiße die Kabinentür auf, und was meinst du, was ich da drin seh'?«

Margit zuckte gespielt ahnungslos die Schultern, um ihm die Pointe nicht zu verderben.

»Siegfried sitzt auf der Pritsche, hat die Hosen runtergelassen, und hält in der linken Hand einen weißen Kunststoffbecher. Mit der rechten dengelt er das Äffchen.«

»Dengelt was?«

»Na, er macht es sich selbst. Als er mich erblickt, bekommt er fast einen Herzinfarkt, läßt den Plastikbecher fallen und krümmt sich zusammen, als wolle man ihm sein Ding stehlen. Na, ich bin jedenfalls total perplex und drauf und dran, ihm mit der Krücke eins über den Schädel zu ziehen, da höre ich plötzlich hinter mir ein Gekreische, daß mir vor Schreck selbst das Herz ein paar Takte aussetzt. Eine Arzthelferin und Professor Marcus stürmen auf mich zu, brüllen mich an, was mir denn einfiel und ob ich noch alle Tassen im Schrank hätte. Ich sag', Frau Professor, der Kerl befriedigt sich hier. Ich bin ihm nachgeschlichen und hab' ihn dabei erwischt. Eigentlich müßten Sie mir dankbar sein, sag' ich. Daraufhin wird die Alte fuchsteufelswild und schimpft, ich sei wohl der größte Hohlkopf auf Gottes Erden, und was ich denn eigentlich glauben würde, wo ich arbeitete. Na, bestimmt nicht im Club Havanna, antworte ich, während Siegfried mit rotem Kopf seine Hose hochzieht und davonläuft, als sei das Finanzamt hinter ihm her ...«

»Du bist Pförtner in einer sogenannten Samenbank, nicht wahr?« prustete Margit endlich los, und auch Oliver konnte sich

jetzt nicht mehr beherrschen und brach in schallendes Gelächter aus.

»Jahahaha!« gackerte er. »In der größten und modernsten des Kontinents sogar. Aber ich hatte wirklich keine Ahnung davon. Irgendwie habe ich mir schon zusammengereimt, daß da Frauenleiden behandelt werden, doch wer denkt denn gleich an so was! Nachdem der Sturm sich gelegt hatte, hat mich diese Marcus aufgeklärt. Ist eine sehr nette Frau übrigens ...«

In der Folgezeit beschaffte er sich mit einer Hartnäckigkeit, die sie ihm gar nicht zugetraut hatte, weitere Informationen über die Aufgaben des Instituts. Die ganze Angelegenheit schien ihn derart zu faszinieren, daß er regelmäßig Kantinengespräche mit Schwestern und Ärzten dazu nutzte, sie zum Ausplaudern ihrer Berufsgeheimnisse zu bringen. Er schien darin eine Art neues Hobby gefunden zu haben. Immer wenn er aufgeregte vom Dienst zurückkehrte und bereits an der Haustür zu sprudeln begann, was er wieder Atemberaubendes über die Reproduktionsmedizin herausgefunden hatte, beschlich Margit ein merkwürdiger Verdacht. Sie vermutete, daß sein so plötzlich erwachtes Interesse an der manipulierten Zeugung menschlichen Lebens in irgendeiner Beziehung zu Jakob und seinem Tod stand. Ob er die defekte Biologie seines ersten Sohnes und die daraus resultierten furchtbaren Folgen unbewußt als einen Unfall betrachtete, den die moderne Wissenschaft hätte verhindern können? Ob ihm sein eigenes Leben selbst als ein biologisches Experiment vorkam, welchem geschickte Manipulation an Eizelle und Spermium eine völlig andere Wendung hätte geben können? Margit konnte darüber lediglich Mutmaßungen anstellen. Doch erschien ihr die Sache, wie übrigens alles andere, was mit Oliver zusammenhing, so unwichtig, daß sie ihn mit einer Mischung aus Amüsement und geheuchelter Neugier einfach gewähren ließ.

Zu jener Zeit hatte sie Oliver immer nur mit einem halben Ohr zugehört, doch das wenige, das sie erfahren hatte, genügte ihr

jetzt für eine vorläufige Planung: Bei der künstlichen Befruchtung wurde das Sperma des Mannes in die Scheide der Frau gebracht. Ein simpler medizinischer Eingriff. Man unterschied zwischen der homologen und heterologen Insemination. Bei der ersteren wurde der Frau das durch Masturbation gewonnene Sperma des Ehemannes oder Partners in den Gebärmutterhals oder auch in die Gebärmutter selbst gespritzt. Die Spermien mußten sich dann nicht wie beim Geschlechtsverkehr durch die spermienfeindliche Scheidenflüssigkeit bewegen, sondern gelangten direkt in den spermienfreundlichen Schleim des Uterus. Dies steigerte zwar ihre Überlebenschancen, aber der Erfolg war trotzdem sehr gering. Die Natur wehrte sich offenbar gegen den Betrug.

Margit interessierte sich jedoch weder für diesen Kunstgriff noch für die In-vitro-Fertilisation, das heißt für die Zeugung außerhalb des weiblichen Körpers, bei der der Frau eine oder mehrere Eizellen abgenommen, im Reagenzglas mit dem Sperma des Partners befruchtet und nach erfolgreicher Zellteilung in die Gebärmutter eingepflanzt werden. Auch andere, kompliziertere und für sie kaum verständliche Techniken der Befruchtung waren ihr schnuppe. Genaugenommen lag ihr Augenmerk überhaupt nicht auf unfruchtbaren Menschen. Und hätte die Epidemie nicht mit derartiger Grausamkeit und Endgültigkeit grassiert, so wären Olivers bruchstückhafte, oft widersprüchliche Äußerungen nur als eine staunenswerte Episode in ihrer Erinnerung haften geblieben. Nun jedoch bekamen sie einen völlig neuen Sinn.

Das, was Margit wirklich interessierte, war die künstliche Befruchtung im klassischen Sinn, die heterologe Insemination. Bei diesem Verfahren lag die Trefferquote bei beachtlichen neunzig Prozent. Nicht, daß sie diese medizinische Technik besonders aufregend gefunden hätte – sie vermutete, daß eine fruchtbare Frau sie notfalls mit der Hand selbst durchführen konnte –, nein, Margit interessierte nur der Grundstoff, der dabei

die Hauptrolle spielte: Sperma. In einer männerlosen Welt kam diesem weißen Gel eine größere Bedeutung zu als Geld, Edelmetallen, Uran oder menschlicher Intelligenz, ja, selbst einem Menschenleben. Mit dem Verschwinden der Männer mußte das Kinderkriegen, die Fortpflanzung der Frau, der Fortbestand der menschlichen Rasse keineswegs zwangsläufig ein Ende finden. Zwar hatte sich das Teufelsvirus auch in den Frauen eingenistet, doch aus Gründen, die Margit demnächst erschöpfend zu analysieren gedachte, blieben diese dagegen immun. Was beim weiblichen Geschlecht ohne Folgen blieb, führte auf der Gegenseite zur Katastrophe. Wenn man den Verlautbarungen der Medien Glauben schenken durfte, hing es mit der Zerstörung eines bisher nicht beachteten Genprodukts des männlichen Y-Chromosoms zusammen, das den zellulären Abwehrmechanismus gegen Viren bei Männern und männlichen Menschenaffen außer Kraft setzte. Deshalb kam es bei Schwangeren bereits im zweiten Monat zu Totgeburten, wenn sie männliche Embryonen unter ihrem Herzen trugen. Töchter jedoch konnten die Frauen weiterhin gebären. Wenn nicht durch die Liebesverschmelzung mit einem Mann, so doch mit der kalten Verschmelzung ihres Samens, der in westlichen Industrienationen in konservierter Form ausreichend vorhanden war.

Das war der Schlüssel! Hatte man die Kontrolle über das Sperma, darüber, ob eine Frau Kinder bekommen durfte oder nicht, dann hatte man die Kontrolle über die Frau, ja, über die gesamte weibliche Menschheit. Denn dafür würden Frauen *alles* tun! Sie würden in den ungastlichsten Regionen der Erde nach Öl bohren, riesige Tanker über die Ozeane steuern, schmutzige und schwere Arbeit verrichten, um den Wohlstand, den die Männer bis jetzt gesichert hatten, zu erhalten. Für alle weiblichen Probleme und Sehnsüchte gab es nämlich eine durchschlagende Lösung: Schwangerschaft!

Wenn Margit einen grundlegenden Unterschied zwischen Männern und Frauen hätte nennen müssen, so hätte sie spontan

gesagt, daß Männer nach dem Scheitern ihrer Träume in Schwermut verfallen, zu Säufern werden oder zu Fremdgehchampions mutieren, Frauen dagegen Kinder bekommen. Und das war der springende Punkt. Im Gegensatz zu Männern hatten Frauen durchaus die Möglichkeit, sich aus einem Erwachsenenleben voller widerwärtiger Erwachsenenprobleme auszuklinken und sich in einen Urzustand zurückfallen zu lassen, an dem sich seit Jahrmillionen nicht das geringste geändert hatte. Eine Frau konnte einfach *die* Parole aussprechen: Ich bin schwanger! Danach konnte sie von heute auf morgen von einer vergeistigten Welt, welche selbst das Leben eines Bauarbeiters im Lauf der Zeit infiltrierte, in eine Welt der Körperlichkeit und natürlichen Empfindungen zurückwechseln. So gesehen war der Kinderwunsch einer Frau mit einem geheimen Computervirus vergleichbar, das das Hauptprogramm aus dem Hintergrund steuert und manipuliert, ohne daß man es über Jahre hinweg registriert. Gleichgültig, welche Denkweise, Weltanschauung oder welchen Lebensstil eine Frau hatte, welcher Schicht sie angehörte oder mit welcher großartigen Leistungen sie auch aufzutumpfen vermochte, am Ende brach in ihr doch der Kinderwunsch wie eine verborgene Erbkrankheit durch, bis er schließlich komplett von ihrem Wesen Besitz ergriff. Die Lebenslinie einer Frau bestand darin, sich entweder nach und nach mit dem Gedanken an die Schwangerschaft anzufreunden oder die Schwangerschaft als letzten Rettungsanker aus einer eventuellen Krise in Betracht zu ziehen oder bis zu ihrer Menopause immer wieder schwanger zu werden oder verbittert darüber zu sein, daß die Erfahrung der Schwangerschaft sie enttäuscht hatte, oder aber sich auf die Schwangerschaft ihrer Töchter zu freuen. In einer Frauenzeitschrift hatte Margit gelesen, daß sogar dreiviertel der Lesben sich Kinder wünschten und daß lediglich vier Prozent aller Frauen vom Kinderkriegen nichts wissen wollten. Das letztere hielt sie für ein Gerücht. Man sollte die Befragung bei diesen vier Prozent

kurz vor ihrem siebenunddreißigsten Geburtstag wiederholen, dachte sie erheitert. Es wäre interessant zu sehen, ob dann noch ein Promille übrigbliebe.

Seitdem die Männer in Massen starben, hatte sich Margit über diese Dinge sehr intensiv Gedanken gemacht. Und sie hatte sich immer wieder Einzelheiten aus Olivers Institutsklatsch ins Gedächtnis gerufen. Sie wußte, daß die meisten Samenproben wenigstens drei Jahre in flüssigem Stickstoff überleben konnten, in vielen Fällen sogar unbegrenzt. Von einem Ejakulat konnten fünf bis sechs Frauen befruchtet werden. Margit spekulierte, daß es möglich sein mußte, in Verbindung mit der In-vitro-Fertilisation Millionen Frauen zu schwängern.

Allererste Sahne war der »Rohstoff« für das neue Reich, in dem Margit eine noch mächtigere Herrscherin als sämtliche männlichen Herrscher vor ihr zu werden gedachte. Diese hatten ihre Macht stets auf die Vernichtung von Leben aufgebaut, sie jedoch würde die Führerschaft durch das Spenden von Leben erlangen – zumindest zeitweise. Die wahren Lebensspender waren wahrscheinlich inzwischen längst tot. Doch zum Zeitpunkt ihrer Gabe hatten sie vor Männlichkeit nur so gestrotzt, wie Olivers amüsanter Zwischenfall mit »Siegfried« bezeugte.

Der Plan hatte in Margit vor etwa einem Jahr zu keimen begonnen, als abzusehen war, daß die Männer für immer vom Erdboden getilgt werden würden, auch wenn Zweckoptimisten und nervöse Politiker beharrlich das Gegenteil behaupteten und von einem baldigen Durchbruch in der Forschung mit einem Wunderserum faselten. Daß es fortan keine Männer mehr geben würde, brach ihr nicht gerade das Herz. Männer hatten auf der Welt genug Unheil angerichtet. Wahrscheinlich wurden sie aus einem unergründlichen Motiv speziell für diesen Zweck erschaffen. Sie kamen, verwickelten sich in wilde Aktivitäten, durch die sie mehr Ressourcen anlegten, als sie selbst je verbrauchen konnten, erfanden ein paar unsinnige Dinge,

schwängerten Frauen, schlachteten einander bisweilen ab, zerstörten Land und Natur und starben. Das verstand man wohl unter »Geschichte«. Der Grund, weshalb Frauen nur selten tiefe Empfindungen für Geschichte entwickelten, lag vermutlich daran, daß sie instinktiv spürten, daß es sich hierbei irgendwie nicht um *ihre* Geschichte handelte, sondern um die, nun ja, einer anderen Rasse.

Das schrittweise, aber unwiderrufliche Verschwinden dieser seltsamen Rasse erinnerte sie an einen Kurzaufsatz, den sie als Neunjährige geschrieben hatte und der von ihrem Lehrer prompt mit einem glatten Mangelhaft quittiert worden war. Die Klasse hatte einen Tagesausflug zu den Überresten einer römischen Siedlung gemacht, auf die Arbeiter während Fundamentgrabungen gestoßen waren. Der Lehrer hatte einige Tage später von den Schülern verlangt, über ihre Beobachtungen und den Vortrag, den er am Ort gehalten hatte, einen Aufsatz zu schreiben. Diese eine Unterrichtsstunde war Margit wie eine nicht enden wollende Zeitlupenaufnahme ihres Schreibpults vorgekommen, weil ihr trotz fieberhaften Grübeins partout nichts einfallen wollte. Als der Lehrer schon die ersten Arbeiten einsammelte, schrieb sie schließlich: »Der Lehrer erzählte uns, daß die Römer diese Stätte gebaut haben. Sie errichteten eine Mauer und einen Tempel und nannten dies einen Teil des Reiches. Sie lebten und sie starben, sie beteten ihre Götter an, aber die Götter aus Stein gaben keine Antwort. Und das Reich ging zugrunde, bis nichts anderes übrigblieb, als die Steine, die die Arbeiter fanden.«

Nein, das Aussterben der Männer würde keine unlösbaren Probleme bereiten. Im Gegenteil, es würde viele Probleme mit einem Schlag lösen, die auf den Frauen seit Menschengedenken lasteten. Ihr Fehlen mußte nicht zwangsläufig zu einer Katastrophe führen, wenn man die Massen geschickt lenkte und eine konsequente Politik der Aufgabenteilung betrieb. Natürlich würden die Frauen nicht mehr im Wohlstand der letzten

Jahrzehnte leben können. Dessen war sich Margit ganz sicher. Aber brauchten Frauen diesen männlichen Wohlstand wirklich? Sie hatten sich davon nur infizieren lassen, weil die Lebensmöglichkeiten der Männer und die lustigen Dinge, die sie erschufen, sie so faszinierten.

Frauen jedoch besaßen keine solchen Möglichkeiten. Einerlei, wie eine Frau sich selbst »verwirklichte«, in ihrem Hinterkopf lief stets der archaische Film von der Schwangerschaft und der Sorge um ihre Kinder ab, eine Endlosspule, die nie langweilig wurde. Die Frauen würden von nun ab nach ihren wahren Bedürfnissen leben. Dafür würde Margit schon sorgen.

Das einzig blöde am Verschwinden der Männer war, daß damit über kurz oder lang auch die Frauen verschwinden würden – wenn nicht jemand rechtzeitig die Samenbanken in den Griff bekam. Von deren geradezu märchenhaften Möglichkeiten hatte auch Margit im Grunde keine Ahnung, aber sie wußte, daß die Samenbanken in Zukunft die wichtigste Rolle spielen würden. Oliver hatte ihr erzählt, daß das in flüssigem Stickstoffbad eingefrorene Spendersperma in Plastikröhrchen in tankähnlichen Behältern aufbewahrt wurde. Sie mußte diese Behälter schnellstens unter ihre Kontrolle bringen. Stehlen, rauben, egal wie. Dann mußten sie an einem geheimen Ort lange Zeit versteckt gehalten, notfalls mit Waffengewalt verteidigt werden. Die Brisanz dieser Angelegenheit war anscheinend noch nicht ins öffentliche Bewußtsein gedrungen, aber es war nur eine Frage der Zeit, bis eine Intelligenzbestie aus der momentanen Konfusion dieselben Schlußfolgerungen wie sie ziehen würde.

Die nächste Hürde war schwerer zu nehmen. Vielleicht konnte Margit mit etwas Glück das Spermareservoir im Institut und das in den umliegenden Samenbanken unter ihre Kontrolle bringen, doch unmöglich war es, an das im Ausland lagernde Sperma heranzukommen. Ihre Macht würde in diesem Fall begrenzt, wenn nicht gänzlich bedeutungslos sein. Infolgedessen mußte

sie sich der Komplizenschaft eines Zauberers versichern, der buchstäblich einen *todsicheren* Trick kannte, das restliche konservierte Sperma in anderen Ländern zu vernichten. Eine Adressenliste wäre schon ein Fortschritt gewesen. Sie wußte noch nicht wie, aber sie würde eine Möglichkeit finden, sich das Monopol auf die Zeugung von Leben zu sichern.

Margit kannte den Zauberer. Es war eine Zauberin.

Wie alle schwachen Männer hatte auch Oliver dazu geneigt, Autoritäten zu idealisieren und ihnen göttliche Attribute zuzuschreiben. Gerade die Frau, deren Bekanntschaft er auf die denkbar uneleganteste Weise gemacht hatte, wurde für ihn in der folgenden Zeit zu der meistbewunderten Respektperson. Nicht einmal ein Hauch von Eifersucht wollte in Margit aufkommen, wenn er allabendlich von »unserer verehrten Frau Professor« schwärmte, weil die hölzerne Anbetung eher komisch wirkte als sinnlich. Für ihn war Prof. Dr. Dr. Angelika Marcus eine Art weiblicher Albert Einstein, in der achtungsgebietenden strahlendweißen Uniform der Intelligenzgeneräle, und er schaute zu ihr mit kindlicher Naivität auf wie der Analphabet zu dem Lese- und Schreibkundigen, als verkörpere dieser die höchste menschliche Daseinsstufe.

Nur einmal war Margit ihr begegnet, als sie ihren Mann wegen einer dringenden Unterschrift für ein Behördenformular in seiner Pförtnerloge im Institut aufgesucht hatte. Unsere verehrte Frau Professor war in Begleitung zweier junger Assistenzärzte an ihr vorbeigekommen, in der Hand eine filterlose Zigarette. Obgleich Margit Olivers Anhimmelei stets für ausgemachten Quatsch gehalten hatte, versetzte ihr die nun endlich sichtbare Wirklichkeit einen ziemlichen Schock. Angelika Marcus war wahrhaftig nicht die Person, die Oliver in ihr sah. Die etwa fünfzigjährige Frau hatte abnorm aufgeblähte Tränensäcke, ein total verknittertes Gesicht, als sei es durch ein Unterdruckexperiment eingeschrumpelt, und gelb bis braun verfärbte Finger, was von exzessivem Rauchen herrührte. Ganz offensichtlich war

sie eine traurige Gestalt mit einem geheimen Leiden. »Das ist sie!« hatte Oliver ehrfürchtig gejauchzt, während sie ihn im Vorbeigehen mit einem sachlichen Nicken grüßte. Die Blicke der beiden Frauen hatten sich dabei kurz gekreuzt, und Margit waren ihre zerzausten, vorzeitig ergrauten Haare und die trüben Augen von undefinierbarer Farbe aufgefallen. Sie wirkte übermüdet, strahlte aber trotzdem eine fiebrige Besessenheit aus. Diese Frau brauchte ihre Arbeit, konnte allein durch sie ihre eigene Unvollkommenheit überwinden. Sie hatte nichts anderes.

Margit würde den Frauen die Chance geben, ihre bisher unterdrückten Gefühle auszuleben und endlich die Wünsche zu verwirklichen, von denen sie unter der Herrschaft der Männer bloß zu träumen gewagt hatten. Vor allem jedoch würde sie der traurigen Angelika die einmalige Gelegenheit bieten, ohne juristische oder ethische Einschränkungen ihre Experimente durchzuführen und sich damit selbst ein Denkmal zu setzen. Und Angelika würde auf dieses Angebot eingehen, würde zwar erst zögern, aber dann doch darauf eingehen. Margit kannte die Menschen. Denn Margit war klug. Krank, aber klug.

Aus Olivers linkem Mundwinkel sickerte wieder Blut. Es sah aus wie ein dünnes Rotweinrinnsal. Das Malheur brachte sie wieder in die Realität zurück. Sie hatte den Kerl doch über eine Stunde gewaschen, ärgerte sie sich. Wie lange wollte er noch bluten? Vielleicht war es eine blöde Idee gewesen, diese kleine Aufbahrungszeremonie im Schlafzimmer. Jedenfalls war jetzt Schluß damit. Oliver mußte schleunigst unter die Erde, bevor er noch die ganze Bettwäsche versaute.

Margit zerrte die Leiche aus dem Bett und wuchtete sie über ihre rechte Schulter. Dann griff sie nach dem Spaten und der Hacke und ging hinaus in den Garten. Draußen fiel ein windiger Nieselregen, aber das war ihr gleichgültig. Vielmehr sorgte sie sich über einen Stromausfall, der die Nacht in makellose Finsternis tauchen würde. Das Fernsehen, das nur noch sporadisch aktuelle Berichte ausstrahlte, hatte angekündigt, daß

das Energiesystem der Stadt kurz vor dem Zusammenbruch stand und jede Stunde mit einem Elektrizitätsausfall zu rechnen sei. Die Atomkraftwerke waren längst abgeschaltet, weil keine einzige Frau sich hinreichend mit dieser Technik auskannte. Aber auch die Versorgung mit Kohle und Erdöl war bereits eingestellt worden. Es gab natürlich noch Reserven, doch die wurden für den bevorstehenden Winter zurückgehalten. Die Bestrebungen seitens der Regierung, Frauen für die Förderarbeit zu gewinnen, waren auf Desinteresse und offene Ablehnung gestoßen. Wahrscheinlich hofften die Frauen auf ein Wunder.

Margit ängstigte sich nicht vor der Nacht, sie befürchtete nur, daß die Dunkelheit ihre nächste Aktion erschweren könnte. Sie mußte sich Waffen beschaffen.

Sie legte die Leiche auf dem Rasen ab und begann eine Grube auszuheben. Noch vor drei Jahren hätte die Presse eine Frau, die im Vorgarten ein Grab für ihren Ehemann schaufelt, garantiert mit einer Schlagzeile gewürdigt – und die Polizei mit einer Wachfigurennachbildung im Kriminalmuseum. Nun war es ein alltägliches Bild. Obwohl die Gesundheitsbehörde Bestattungen in Gärten und auf öffentlichen Grünflächen aus hygienischen Gründen untersagt hatte, war sie mangels vernünftiger Alternativen inzwischen zu einer Ignorierungstaktik übergegangen. Auf den Friedhöfen herrschte mittlerweile ein so eklatanter Platzmangel, daß man schon in manchen Gräbern drei bis vier Leichen übereinandergestapelt hatte. Die Krematorien und Müllverbrennungsanlagen arbeiteten auf Hochtouren, außerdem organisierte die Verwaltung Massenverbrennungen auf großen Plätzen außerhalb der Stadt, die aber nur geringen Zuspruch fanden. Nicht jede Hinterbliebene war für eine Feuerbestattung ihres geliebten Ehemannes oder Sohnes zu haben. Es gehörte eine große Portion Überwindung dazu, die Verblichenen auf einen Berg von Leichen zu schmeißen und zuzuschauen, wie sie sich in verkohlte Grillhähnchen verwandelten. Lieber verbuddelten die Frauen ihre Männer in ihren Gärten oder dort, wo

sie ein schönes Plätzchen fanden. Die langfristigen Folgen für das Grundwasser, die durch das Absickern der Leichensäfte entstanden, interessierten vorläufig niemanden. Und an den süßlich-modrigen Geruch, der besonders über den begrünten Teilen der Stadt lag, hatte man sich schon längst gewöhnt.

Margit war schweißgebadet und pitschnaß vom Regen, doch das konnte sie nicht von ihrem Vorhaben abhalten. Sie haßte halbe Sachen. Sie konnte sich einfach nicht mit einem kleinen Erdloch als letzte Ruhestätte für ihren Oliver zufriedengeben, sondern wollte ihm ein richtig geräumiges Grab schaffen. Während der Spaten beständig auf und nieder sauste und sie immer tiefer in der Grube versank, weilten ihre Gedanken jedoch bei einem anderen, wahrscheinlich ebenfalls verstorbenen Mann.

Vor etwa acht Monaten hatte sich Thomas von ihnen verabschiedet. Er und einige Studienfreunde glaubten, irgendwo in Australien ein Fleckchen entdeckt zu haben, das von der Seuche verschont geblieben war. Selbstverständlich hielten sie sich selbst für nicht infiziert, so wie alle jungen Menschen sich für unsterblich halten. Irgendwie hatten sie es geschafft, einige der letzten Flugtickets zu dem fernen Kontinent zu ergattern, gerade noch rechtzeitig, bevor fast überall strenge Einreisebestimmungen verhängt worden waren. Er hatte mit seinem riesigen Rucksack neben seinem Motorrad am Gartentor gestanden, als breche er wie früher zu einem Abenteuerurlaub auf. Margit ahnte, daß sie ihn zum letzten Mal sah. Aber zu welcher Alternative hätte sie ihm raten können? Auch wenn die Trennung schmerzte, er sollte ruhig sein Glück versuchen. Vielleicht war ja wirklich was dran an dieser Australien-Geschichte.

Damals war Oliver noch recht gut beisammen gewesen. Sie hatten sich geküßt und umarmt, und Margit hatte sich dabei ertappt, daß sie Thomas beinahe um Verzeihung gebeten hätte, weil er damals die Sache mit Jakob hatte mitansehen müssen.

Sie hatte sich nie tiefe Gefühle für ihren Sohn erlaubt. Sie war stets eine kalte Mutter gewesen, die Zuneigung durch finanzielle Unterstützung ersetzte. Doch damals am Gartentor, als ihre Tränen nicht versiegen wollten, hatte sie mit einemmal gewußt, daß dieser Junge der einzige Mensch in ihrem Leben gewesen war, den sie je geliebt hatte. Dann hatte er den Rucksack auf das Motorrad geladen und war losgebraust.

Sie hatte nie wieder etwas von ihm gehört.

Margit stand auf dem matschigen Grund in der ausgehobenen Grube, die inzwischen so tief geworden war, daß sie darin bis zu den Schultern versank. Oliver konnte sich wirklich nicht beschweren. Der graue Regenhimmel war unmerklich in einen schwarzen Nachthimmel übergegangen. In den umliegenden Häusern gingen die ersten Lichter an, also funktionierte die Elektrizität noch.

Sie warf Spaten und Hacke aus der Grube, zog den von Schauern durchweichten Leichnam an den Rand und hievte ihn ins Grab. Dann kletterte sie unbeholfen heraus und betrachtete ihren im Matsch liegenden Ehemann zum letzten Mal. Komisch, wie einige Bekanntschaften manchmal enden, dachte sie. Fehlte er ihr? Es war schwer, darauf eine Antwort zu finden. Gewiß, er war ein begnadeter Trottel gewesen. Aber gelegentlich, ja, gelegentlich hatte er etwas getan oder etwas gesagt, das sie in Erstaunen versetzt und seltsam gerührt hatte. Einmal war er mit todtraurigem Gesicht nach Hause gekommen und hatte von einem befreundeten Ehepaar erzählt, das dreißig Jahre lang verheiratet gewesen war und sich nun scheiden lassen wollte. Das hatte Olivers kleines Spatzenhirn nicht verarbeiten, nicht verkraften können. Und da hatte er wieder einmal etwas sehr Merkwürdiges gesagt. Er sagte: »Ich glaube, sie sind nicht mehr ineinander verliebt.«

»Aber Schatz, niemand ist mehr verliebt«, hatte sie geantwortet, worauf seine arglosen Kulleraugen vor Bestürzung größer und größer geworden waren.

Es muß wohl auf die eine oder andere Weise Sympathie im Spiel gewesen sein, wenn man es so lange mit jemandem ausgehalten hat, sinnierte sie. Aber dasselbe konnte man auch über einen Hund sagen, nicht wahr.

Das Zuschaufeln des Grabes nahm etwa eine halbe Stunde in Anspruch, während der der Himmel rabenschwarz wurde. Just in dem Moment, als Margit den Spaten zum letzten Mal flach niederschmettete, um die Oberfläche des Grabes zu ebnen, gingen überall die Lichter aus.

Überraschenderweise fühlte sie sich erleichtert. Denn das Verlöschen der Lichter versinnbildlichte genial den Schlußstrich, den sie hiermit unter ihr bisheriges Leben zog. Der Notstand würde die Frauen läutern und Margit auf den Gipfel katapultieren, auf dem zu thronen ihr eine ungerechte Welt bislang verwehrt hatte. Deshalb verhiß die Finsternis, welche diesmal in eine vollkommen neue Welt hereinbrach, in Wahrheit Licht.

Margit sah das Licht der totalen Weiblichkeit erstrahlen, und sie war dessen einzige Quelle. »Es werde Licht!« sagte sie laut und zog los, es in die Tat umzusetzen.

Sie ging ins Haus zurück und nahm die kleine Taschenlampe, die sie vorsorglich auf der Schuhkommode im Flur bereitgelegt hatte. Jeder Gott fängt einmal klein an, dachte sie belustigt und knipste die Lampe an. Der Nieselregen war mittlerweile zu einem kräftigen Sturm geraten. Es regnete in Strömen, und das Aufleuchten der Blitzverästelungen in dem grimmigen Wolkenbrodem wirkte durch die vollendete Dunkelheit wie ein inszenierter Theatereffekt. Zum Glück mußte Margit nicht weit gehen. Die erste Hürde auf dem Weg zu ihrem Ziel war nach wenigen Schritten erreicht. Sie mußte ins Nachbarhaus einbrechen. Dort vermutete sie nämlich jene exekutiven Instrumente zu finden, die für jeden angehenden Gott einen unverzichtbaren Bestandteil seiner Allmacht darstellten.

Sie und Oliver hatten sich immer zu ihrem Glück gratuliert, daß ihr Haus zwischen netten und umgänglichen Nachbarn lag. Rechts wohnte eine verwitwete Lehrerin, die vor allem durch häufig wechselnde Herrenbesuche auffiel, ansonsten die Freundlichkeit in Person war. Links hatte die Familie Osterman gelebt. Ostermans waren eine knappe Generation älter als sie gewesen und hatten zum Zeitpunkt des Hausbaus einen elfjährigen Sohn und eine ältere Tochter. Die Tochter heiratete irgendwann und verschwand von der Bildfläche. Der Sohn jedoch, Edgar, sollte sich im Lauf der Jahre zu einem wahren Maskottchen der Gegend mausern, ein auffälliger Typ, der je nach Sichtweise der Anwohner zwischen unheimlich und schrullig eingestuft wurde. Der Teenager Edgar litt unter einer gräßlichen Jugendakne, die aus seinem Gesicht, ja, selbst aus der Kopfhaut unter den flachsbonden Haaren eine glühendrote, von riesigen Eiterpusteln übersäte Kraterlandschaft machte. Seine Jugend mußte vergehen, ehe man begriff, daß man bei der Titulierung seines Leidens das Wort Jugend getrost streichen konnte.

Er trug eine Brille, deren Linsen eine solche Stärke besaßen, daß sie nach Meinung bissiger Kommentatoren in einer Flaschenfabrik anstatt in einem optischen Betrieb hergestellt sein mußten. Sie verwandelten seine schwarzen Augen in klitzekleine Oliven am Grunde eines Einmachglases. Und er war noch keine zwanzig, als sich die Nachbarschaft bereits über seinen Bierbauch amüsierte, der einer Schwangeren im achten Monat prächtig gestanden hätte. Plump und frech quetschte sich die Riesenblase aus der mit einem fettigen Ledergürtel zugeschnallten Jeans hervor und vermittelte den Eindruck, als sei sie ein dem Körper aufgeklebtes bizarres Organ. Außerdem schwitzte Edgar pausenlos. Ob Sommer oder klirrender Winter, stets bildeten sich an den neuralgischen Stellen seiner Kleider braune, feuchte Flecken, die einen sauren, ekelerregenden Geruch absonderten. Irgend etwas schien mit seinen Drüsen

nicht in Ordnung zu sein, irgend etwas schien mit dem ganzen Edgar nicht in Ordnung zu sein.

Das unappetitliche Aussehen machte der leidgeprüfte Junge jedoch mit seinem liebenswerten Charakter wett. Hilfsbereit war er und höflich.

Margit mochte den Jungen, vermutlich deshalb, weil sie eine innere Verwandtschaft zu ihm spürte. Sie kannte das Gefühl des Ausgestoßenseins, den Spott, die Einsamkeit und die sexuellen Entbehrungen. Dennoch scheute auch sie sich davor, ihm ihre volle Sympathie zu schenken, weil kaum definierbare Aspekte seines Wesens sie irritierten. Da war etwas Kaltes in seinem Blick, eine verbissene Beherrschtheit in seinem Verhalten, die er jeden Augenblick verlieren konnte. Vielleicht aber, so dachte Margit, hing ihre Befangenheit auch mit seiner eigenwilligen Leidenschaft zusammen.

Edgar war das, was man gemeinhin als einen Waffennarren bezeichnete. Er hatte mit Schreckschußpistolen angefangen und dann die Sammlung nach und nach durch echte und großkalibrige Waffen erweitert. Margit hatte keine dieser Waffen je zu Gesicht bekommen und auch nie wissen wollen, ob und wo der Junge sie ausprobierte. Sie kannte ihre beachtliche Anzahl und Typenvielfalt aus einem Schnellrapport von Oliver, dem Edgar einmal in geselliger Laune seine Schätze präsentiert hatte. »Sie sind überall im Haus!« hatte Oliver nach dem Besuch fassungslos erzählt. »In Glasvitrinen und in Schränken und auf dem Dachboden und unter der Couch, überall, einfach überall!«

Damals wohnten Papa und Mama Osterman bereits seit langem auf dem Zentralfriedhof, und Edgar hatte sich in einen zweiunddreißigjährigen wunderlichen Kauz verwandelt, den die Kinder hänselten, wenn er in Erscheinung trat, was selten geschah. Man bekam ihn nur zu Gesicht, wenn er morgens mit dem schrottreifen VW-Käfer zu seiner Arbeit als Messebauer aufbrach und spät abends wieder heimkehrte. Oder an Sonntagen, wenn er in einem uniformähnlichen Outfit und mit

einer Armeekappe auf dem Kopf im Garten hantierte. Er pflanzte dort überall Bambus an, weil der sehr schnell wuchs und damit den Einblick in das obskure Osterman-Land erschwerte. Ansonsten waren die Jalousien allzeit heruntergelassen, auch tagsüber, und die Türen wahrscheinlich mit achtzylindrigen Tresorschlössern verriegelt.

Was Edgar in seinem Reihenhaushaus trieb, wenn er alleine war, und er war immer allein, wurde für die gelangweilte Vorstadtgemeinde im Lauf der Zeit zu einem unerschöpflichen Quell kühnster Mutmaßungen und Behauptungen, für deren Wahrheitsgehalt freilich niemand die Hand ins Feuer legen wollte. Die phantasielosesten Spekulanten meinten, Edgar schaue sich dort drinnen bis zum Umfallen Pornofilme an, was vernünftig klang, aber einen nicht gerade vom Hocker riß, zumal es die drakonische Abschottung kaum rechtfertigte. Einfallsreichere waren der Ansicht, Edgars Eltern lägen gar nicht auf dem Friedhof, sondern ihr verrückter Sohn hätte die Leichen mumifiziert und mißbrauche sie als Gesprächspartner am Frühstückstisch oder auf der Fernsehcouch. Das war schon besser, aber kannte man das Szenario nicht aus diesem einen Horrorfilm? Ein Fünfundachtzigjähriger, der im Eckhaus am Ende der Straße wohnte, wollte beobachtet haben, daß bei Edgar vorwiegend nachts die meistgesuchten Terroristen der Erde ein und aus gingen wie bei anderen Leuten die lieben Verwandten. Diese Theorie hörte sich auch sehr hübsch an, hätte man nur nicht an der Sehkraft des Zeugen gezweifelt, der ja eine gewisse Gemeinsamkeit mit Methusalem aufwies.

Margits Deutung für Edgars Rückzug aus der Welt der Lebenden war eher profaner Natur. Als typischer Außenseiter hatte der arme Kerl sich auf ein Steckenpferd eingeschossen, und dieses Steckenpferd pflegte er in seinem kleinen, dunklen Reich exzessiv, gewissermaßen als Ausgleich für das wirkliche Leben, an dem er nie teilhaben durfte. Vermutlich reinigte und ölte er seine tausend Waffen mit derselben zwanghaften

Hingabe wie Margit ihren Hausstand pflegte.

Nur ein einziges Mal, es war im Sommer vorigen Jahres gewesen, hätte Margit Veranlassung haben können, sich am Klatsch über Edgars vermeintliche unaussprechliche Machenschaften zu beteiligen. Sie war in der Nacht aufgewacht, weil die trockenwarme Luft ihre Kehle in schmerzendes Dörrfleisch verwandelt hatte. Sie glaubte ersticken zu müssen, als sie die Augen aufriß und so einen widerwärtigen Alptraum abschüttelte. Rasch lief sie in die Küche, um aus dem Kühlschrank etwas kühles zum Trinken zu holen. Ohne sich mit dem Anknipsen des Lichtes aufzuhalten, langte sie nach dem Kühlschrankgriff, als sie plötzlich durch eine Bewegung hinter dem Fenster abgelenkt wurde. Sie erkannte Edgar, der gerade aus der Hintertür des Hauses seinen Garten betrat. Der Bambus war zwar hoch, aber noch zu schütter gewachsen, um eine lückenlose Sperre zu sein. In dem silbernen Schein des Halbmondes konnte man Edgar mit einiger Anstrengung erkennen. Er trug in der einen Hand einen Spaten und in der anderen eine prallgefüllte Jute-Tasche.

Margit vergaß ihren Durst auf der Stelle und beobachtete angespannt das seltsame Treiben ihres Nachbarn zur Gespensterstunde. Edgar schaute sich ein paarmal verstohlen um, schritt über den Rasen, der bis zur Unkenntlichkeit vom Unkraut durchwuchert war, und hob dann mit wenigen Spatenstichen eine kleine Grube unter einem Busch aus. Nach einem erneuten argwöhnischen Rundumblick schmiß er die Tragetasche in die Grube und schüttete sie wieder zu. Danach ging er schnell ins Haus zurück.

Tja, dachte Margit, was soll man davon halten? Habe ich nun einen landesweit gesuchten Serienmörder bei der klammheimlichen Opferbeseitigung beobachtet oder nicht? Aber ein Mensch ließ sich wohl kaum in einer Tragetasche unterbringen. Und wenn Edgar die Angewohnheit besaß, die Leichen zu zerstückeln und die Gliedmaßen einzeln zu verscharren? Könnte

das möglich sein? Nein, das könnte es nicht! Weil ... weil ... weil es einfach ein idiotischer Gedanke war. Denn wäre es nicht mit viel weniger Risiko verbunden, die Leiche in einem Rutsch unter die Erde zu bringen, als alle naselang in den Garten zu rennen und die Einzelteile an verschiedenen Stellen zu verbuddeln wie ein Hund seine Knochen? Das wäre es wohl. Vermutlich hatte Edgar sich ein Haustier gehalten, einen Papagei oder eine Katze, und es war in dieser Nacht gestorben. Oder er hatte, so dämlich, wie er war, nach alter Piratensitte seine lächerlichen Schätze vergraben, weil er an diesem Tag erfahren hatte, daß auch er von dem Virus infiziert worden war und bald sterben würde.

Um sicherzugehen, beobachtete Margit in den folgenden Nächten bei ausgeschaltetem Licht Edgars Garten mit Luchsaugen. Doch nichts geschah. Edgar kam weder zur Gespensterstunde noch tagsüber in den Garten heraus. Er kam überhaupt nicht mehr heraus. Auch nicht mehr an Sonntagen, um Bambus anzupflanzen.

Statt dessen starb Edgar. Jedenfalls nahm Margit stark an, daß er schon längst gestorben war. Der VW-Käfer in der Garage-einfahrt war seit einem Monat nicht mehr bewegt worden, und zur Haustürklinke hatte sich bereits ein vorwitziges Efeuärmchen emporgeschlängelt. Die Gerüchte um Edgars Geheimleben waren schon lange verstummt; das Grauen, das die Leute des Vorstadtidylls in ihrer Phantasie immer wieder genüßlich heraufbeschworen hatten, war inzwischen von einem weit mächtigeren Horror übertroffen worden. Was spielte es für eine Rolle, daß ein vermeintlicher Massenmörder in ihrer Nachbarschaft wohnte, wenn täglich Hunderttausende Menschen starben? Alle waren in Schock erstarrt, was gewisse Auswirkungen auf ihr Langzeitgedächtnis zur Folge hatte. Nicht so bei Margit. Sie hatte zu keiner Zeit vergessen, daß Edgar ein Waffenfanatiker gewesen war und daß sie sich zur Selbstverteidigung oder, wie in diesem Fall, zur Durchsetzung gewisser

Dinge jederzeit in seinem infernalischem Arsenal bedienen konnte. Einer der ersten grammatikalisch fehlerfreien Sätze, den ein kleiner Junge zusammenbrachte, war in der Regel: »Mädchen sind doof!« Was Gewalt zum Zwecke der Willensermahnung betraf, hatte der Spruch seine volle Gültigkeit. Frauen, die nach Höherem strebten, neigten dazu, andere Frauen durch langes Palaver überzeugen zu wollen. Da jedoch auch die stinknormale Frau nichts lieber tat als »gegenzuargumentieren«, waren Zeitverschwendung und Intrigen Tür und Tor geöffnet. Männer bevorzugten eine andere Methode. Sie handelten, indem sie rasch vollendete Tatsachen schufen. Am besten funktionierte diese Methode mit Waffen.

Margit kletterte entschlossen über den Gartenzaun. Sie riß den Bambusvorhang auf und stapfte über den Rasen, der im Regenwasser schwamm. An der Hintertür leuchtete sie mit der Taschenlampe auf das alte rostige Schloß und rüttelte an der Klinke. Sie war abgeschlossen, wie sie es erwartet hatte. Sie tat einen Schritt zurück und trat mit brachialer Gewalt gegen die Tür. Es passierte nichts, doch sie hatte ganz deutlich das Geräusch von brechendem Metall und splitterndem Holz vernommen. Du hättest ruhig ein paar Scheinchen in moderne Schließvorrichtungen investieren können, wenn du schon den Lebensstil des Grafen von Monte Christo bevorzugt hast, sprach sie im Geiste zum toten Edgar. Margit ging wieder zurück und trat noch einmal kräftig gegen die Tür. Das Schloß zerbrach, gab sich aber weiterhin nicht geschlagen und blockierte die Tür. Margit begann wieder zu schwitzen, obwohl der Regen sie bereits bis auf die Poren durchnäßt hatte. Ihre Körperhitze brachte die Kleidung zum Dampfen.

Ein weiterer Tritt, und die Tür flog mit einem eleganten Schwung auf. Margit kannte den Grundriß des Hauses von früheren Besuchen, die allerdings schon über fünfzehn Jahre zurücklagen. Außerdem hatte der damalige Architekt, der alle Häuser in der Gegend gestaltet hatte, bei seinen Entwürfen nicht

gerade vor Einfallsreichtum gesprüht, so daß sie sich nun im großen und ganzen in einer spiegelverkehrten Variante ihres eigenen Hauses befand. Damals, als Papa und Mama Osterman noch gelebt hatten, war dieser kleine Raum ein hellgrün gestrichener Durchgang gewesen, in dem sich ein paar Gartengeräte und eine Holzbank zum Draufstellen von Blumentöpfen befunden hatten. Jetzt glich er einem Discountmarkt für Zombies. Das dürrtliche Licht der Taschenlampe erfaßte zwei, drei Fahrräder, die scheinbar aus Noahs Tagen stammten. Margit konnte weder ihre Farbe noch ihre Anzahl bestimmen, vielmehr handelte es sich dabei um ein verrostetes Fahrradknäuel aus verbogenen Rahmen, in finaler Zersetzung befindlichen Reifen, zerrissenen Sätteln und Felgen mit lose hängenden Speichen. Gleich daneben wuchsen einige Mammutstapel Comic-Hefte in die Höhe – Superman und Spiderman, offenkundig ganz große Idole von Edgar, wobei man darüber nur spekulieren konnte, ob er die Heldentaten der Jungs als Kind oder als Erwachsener verfolgt hatte. Da sie in der Nähe kein anderes Lesefutter ausmachen konnte, tippte sie auf beide Möglichkeiten.

Wie ein magisches Auge, das Dinge aus vergangenen Zeiten sehen kann, die schon längst nicht mehr existieren, streifte das Taschenlampenlicht weiter über das Gerümpel. Es erhellte unter anderem einen Fernseher aus der Bronzezeit mit sechs Drucktasten zum Wechseln der Kanäle, einen monströsen Hoover-Staubsauger mit Stoffsack und – sonderbar, sonderbar – eine fast funkelnagelneue elektrische Milchpumpe für Frauen, die aus irgendeinem Grund nicht stillen konnten und bei denen die Muttermilch auf diese Weise abgesaugt werden mußte. Margit konnte sich des Gefühls nicht erwehren, daß Edgar diesen kleinen Ort zu einem Behelfskeller umfunktioniert hatte.

Da sie nicht gleich fand, wonach sie suchte, beschloß Margit in die Eingeweide des Hauses vorzudringen, obwohl sie nicht hundertprozentig sicher sein konnte, daß Edgar tatsächlich das

Zeitliche gesegnet hatte. Vielleicht hockte er gerade mit einer abgesägten Schrotflinte hinter der Tür und gierte nur darauf, einem Eindringling ein handtellergroßes Loch ins Gesicht zu pusten. Die Wahrscheinlichkeit war allerdings sehr gering, da er zu diesem Zeitpunkt eher seinen Arsch hielt als eine Flinte. Denn wenn bisher auch nicht alle Männer den Weg alles Irdischen gegangen waren, so gab es wohl unter den Verbliebenen mittlerweile keinen einzigen mehr, der nicht damit beschäftigt war, seine Gedärme rauszuschießen. Warum es sie innerhalb eines Jahres alle auf einmal erwischt hatte, konnte sich Margit nicht erklären. Aber sicher gab es dafür eine einleuchtende wissenschaftliche Erklärung.

Sie durchquerte den Raum, wobei sie über all den Plunder stieg, und verpaßte der Tür, die in den Wohnbereich führte, mechanisch einen Tritt. Sie hatte damit gerechnet, daß auch diese Tür abgeschlossen sei, und stellte sich erneut auf einen Kraftakt ein. Doch sie sprang gleich beim ersten Stoß sperrangelweit auf.

Abgründige, feuchte Dunkelheit schlug ihr entgegen, und sie tauchte darin ein wie ein Astronaut in den unendlichen Kosmos. Der fahle Lichtkegel der Taschenlampe war ihr Leitstern, allerdings einer von der trügerischen Sorte, weil sie nicht wußte, ob er sie nicht auf einen Planeten des Grauens lotsen würde. Sie stellte fest, daß ihr Wissen um die Architektur des Hauses keinen Vorteil brachte. Offensichtlich waren hier in den letzten Jahren einige Umbauten vorgenommen worden, oder es kam ihr nur so vor, weil die Finsternis ihrem vorher im Geiste zurechtgelegten Orientierungsplan einen Strich durch die Rechnung machte. Sie schritt einen Korridor entlang, von dem ein paar kleine Zimmer abgingen. Sämtliche Türen standen offen, und vor jeder machte sie kurz halt und leuchtete hinein.

Die Räume waren merkwürdig leer, als sei das Haus seit langer Zeit nicht mehr bewohnt. Hier erinnerte nichts mehr an das Leben der Durchschnittsfamilie von einst. Fast nichts mehr.

Eine betagte Singer-Nähmaschine stand in einer der Kammern, ein Relikt aus Mama Ostermans Tagen, das Margit noch gut kannte. Dem guten alten Stück leistete lediglich der fransige Teppich Gesellschaft, der zahlreiche Schmutzflecken und riesige, scheinbar von irgendwelchem Getier verursachte Löcher aufwies. Der Gestank von Fäulnis und abgestandenem Urin schlug Margit entgegen, und sie mußte sich sehr beherrschen, um sich nicht vor Ekel zu übergeben. In einem anderen Raum lag eine Matratze auf dem Boden. Sie war wie ein überdimensionaler Schwamm, fast vollständig mit Blut durchtränkt. Daneben lag ein Haufen Erbrochenes, das halbwegs eingetrocknet war und dessen Konsistenz Rätsel aufgab. Hatte Edgar etwa in diesem Zimmer geschlafen? Was für eine irrsinnige Vorstellung! Was war bloß mit seinem schönen Bett passiert, mit der schönen Bettwäsche, die Mami ihm bestimmt ballenweise hinterlassen hatte? Eins stand fest: Edgars letzte Tage mußten eine Orgie an Schmerzen gewesen sein, und es hatte bestimmt eines übermenschlichen Willens bedurft, um dieses ganze unfaßbare Leid auszuhalten. Doch weshalb hatte er sich nicht in ein Krankenhaus bringen lassen, wo man ihm den Tod mit Betäubungsmitteln hätte etwas versüßen können? Was für weltbewegend wichtige Geschäfte hielten ihn in dieser stinkenden Hölle fest, daß er es vorzog, blutend auf einer Matratze vor sich hin zu dämmern? Welche verrückte Triebfeder war es nur, die ihn all die Höllenqualen bis zum bitteren Ende durchstehen ließ wie ein eingefleischter Masochist? Scham? Die fatalistische Überzeugung, daß Außen-seiter gefälligst wie Außenseiter zu sterben hätten? Oder bloß Dummheit?

Margit leuchtete mit der Taschenlampe in den letzten Raum vor der verschlossenen Wohnzimmertür. Das Licht erhellte ein überraschend sauberes Ambiente, wenn man von den Fußspuren aus geronnenem Blut einmal absah. Seltsame Gerätschaften auf eigens dafür konstruierten Boards und in Einbauregalen bildeten

einen scharfen Kontrast zu der morbiden Atmosphäre der übrigen Räume. Kein Zweifel, hier hatte der Todgeweihte bis zur letzten Minute gewerkelt. Hatte er an diesem Ort an seinen Waffen gebastelt, die Pistolen zielgenauer, die Munition schärfer gemacht? Sie konnte der Neugier nicht widerstehen, und betrat das Zimmer. Je näher sie sich an die Instrumente und Utensilien heranwagte und je klarer das Licht die Umrisse der Gegenstände enthüllte, desto mehr rückte Margit von der Theorie der Waffenwerkstatt ab. Nein, hier war an der Herstellung eines anderen Produkts gearbeitet worden. Kleine Kunststoffwannen lagen in Blechmulden, die in die Tische installiert waren. Gegenüber stand ein Gerät, das aussah wie eine Art Mangel für ganz spezielles Bügelzeug. Ein klobiger Kurzzeitwecker, Plastiktrichter, eine voluminöse, von der Decke herabbaumelnde Rotlichtlampe, Riesenpipetten, Chemikalien in Flaschen und unterschiedliche Meßinstrumente. Das Prunkstück des Ateliers war offensichtlich eine Art Fotoapparat, der aus einem großen siloähnlichen Gehäuse wuchs und nach unten gerichtet war. Ein diagonal herausragender Metallarm hielt ihn in der Schwebe.

Plötzlich wußte Margit, wo sie sich befand: in einer Dunkelkammer. Edgar war also nicht nur Herr über ein Waffenarsenal, sondern auch über ein professionelles Fotolabor gewesen.

Aber zu welchem Zweck? Und vor allen Dingen – das war jetzt die Preisfrage –, wo waren die Fotos, die mit einem derartig kostspieligen Aufwand entwickelt worden waren? Sie zielte mit der Taschenlampe in jeden Winkel des Raumes, durchsuchte die Schubladen, fand jedoch nicht eine einzige Aufnahme. Nur einen aus acht Heften bestehenden Zeitschriftenstapel in einem kleinen Blechspind, genauer, einen VOGUE-Stoß. Klar, wer immerzu Superman und Spiderman schmökerte, war froh, wenn er zur Abwechslung mal eine VOGUE zwischen die Finger kriegte. Margit sah sich rasch die einzelnen Titelblätter durch.

Die Nummern stammten aus einem Zeitraum zwischen 1990 und 1995. Edgar war ein sehr unregelmäßiger VOGUE-Leser gewesen. Sie glaubte, daß diese ausgesuchten Nummern eine Gemeinsamkeit besaßen, besitzen mußten. Doch welche? Von allen Titeln glotzten sie atemberaubende Schönheiten an, blonde, brünnete, schwarzhaarige Frauen, verführerisch und unerreichbar. Mal waren sie in extravagante Gewänder gehüllt, die Margit nicht einmal zu Fasching zu tragen gewagt hätte, mal zeigten sie makellose Haut und raffiniert verkleidete Busen, das Grundkapital der jungen Weiblichkeit. Süßer Vogel Jugend, wo bist du hingeflogen? klagte Margit zu den imaginären VOGUE-Göttern und erinnerte sich plötzlich mit schamvoller Klarheit daran, daß sie auch in ihrer Jugend von keinem VOGUE-Fotografen gejagt worden war.

Sie hatte keine Lust mehr, sich mit Edgars fotografischen Vorlieben zu beschäftigen. Die Zeiten, in denen sich die Frauen um die Gunst der Männer und in unproduktiver Konkurrenz zueinander eine verschwenderische Schlacht mit Kleidern, Schminke, Parfüms und Schuhen geliefert hatten, waren ein für allemal vorbei. Schwesterliche Liebe und harte Arbeit waren nun angesagt, wenn man nicht verhungern oder erfrieren wollte. In ihrer Freizeit, von der sie verdammt wenig zur Verfügung haben würden, konnten die Frauen sich ja zur Zerstreuung ein paar alte VOGUE-Nummern angucken. Auch das Geheimnis des Entwicklungslabors fesselte Margit nicht mehr. Wer konnte schon sagen, was im Schädel eines Spinners von Edgars Format vorgegangen war? Wahrscheinlich hatte er regelmäßig Militärschauen besucht und dort fleißig Panzer geknipst.

Sie ging wieder in den Korridor zurück und öffnete die Tür zum Wohnzimmer. Grabesfinsternis auch hier. Margit brauchte jedoch keine große Beleuchtung, um festzustellen, daß der Raum im wahrsten Sinne des Wortes einem Schlachtfeld glich. Die jahrelang mit Liebe behandelten Möbel, die die Ostermans ihrem komischen Sohn hinterlassen hatten, waren aufs

grausamste ihrer Würde beraubt worden. Couch und Sessel, deren Polsterung aus Rissen quoll, waren von Schmutzflecken übersät oder mit Spuren von eingetrockneten Speiseresten überzogen. Ein wahrer Kartoffelchip- und Erdnußregen war auf das Zimmer niedergegangen, Nahrungsprodukte, die offensichtlich zu Edgars Lieblingsspeisen gezählt hatten. Die Fernsehröhre war zerschmettert, ob mutwillig oder durch einen Unfall, dies würde für immer ein Mysterium bleiben. Alu-Verpackungen von Fertignahrung und zerquetschte leere Halbliter-Bierdosen auf dem Teppich rundeten das deprimierende Bild ab. Eine abscheuliche Mixtur aus Fäkaliengestank und süßsaurem Verwesungsgeruch lastete im Raum wie der Todesatem eines bösen Dämons. Margit mußte dem Drang widerstehen, nach Hause zu laufen, ihr Putzzeug zu holen und sich hier in einem Reinigungsexzeß zu ergehen. Es hätte bestimmt mehr Spaß gemacht als Sex.

Den Vergleich mit einem Schlachtfeld rechtfertigten jedoch ganz andere Gegenstände, wie Margit bereits auf den ersten Blick erkannte. Während sie sich behutsam in Edgars Stinkhöhle hineinbegab, erfaßte der Strahl der Taschenlampe das wahre Interieur. Es bestand ausschließlich aus Waffen.

Gewehre und Flinten unterschiedlichster Gattung, mit kleinen Metallklammern an den Wänden bis unter die Decke befestigt, aufgereiht wie Skier im Sportgeschäft, quasi als Ersatz für die stellenweise abgefallene Tapete. Mit einer solchen Masse hatte sogar ein Kriegsmuseum Mühe zu konkurrieren. Dann zwei Panzerfäuste und ein kleiner Handraketenwerfer in der Glasvitrine der Schrankwand, die jeweils zum Modell passenden Geschosse daneben. Manche sammeln Bierdeckel, andere Raketenwerfer, dachte Margit und mußte grinsen. Überall lagen Pistolen und Revolver mit jener Selbstverständlichkeit herum wie Bonbons im Süßwarenladen. Garniert waren sie mit der entsprechenden Munition, die aus kleinen Schachteln quoll und sich sozusagen im Wettbewerb mit den Kartoffelchips und

Erdnüssen im ganzen Raum ausbreitete. Vermutlich befand sich im oberen Stockwerk noch mehr von dem Zeug. Großer Gott, der Kerl hatte wirklich zum dritten Weltkrieg gerüstet.

Margits erstaunter Blick blieb an einem Teil von besonderer Ausgefallenheit haften, das auf einem Beistelltisch stand, so harmlos wie Vatis Pfeifenset. Es schien sich dabei um ein Gewehr zu handeln, seiner verblüffenden Einfachheit und grobschlächtigen Verarbeitung nach zu urteilen eine Do-it-yourself-Konstruktion. Es bestand praktisch nur aus einem kurzen Lauf und einer ebenso komprimierten Schäftung. Der Lauf, der stark einem Wasserrohr glich, hatte einen Durchmesser von etwa drei Zentimetern, und der Holzgriff zeichnete sich durch außerordentliche Klobigkeit aus. Margit leuchtete nach unten, und tatsächlich lag dort ein schwarzer Patronengürtel mit der dazugehörigen Munition. Die Patronen hatten die Größe von Deostiften. Das Ding ist ein Flakgeschütz für die Hand, freute sich Margit. Obwohl sie noch nie zuvor eine Waffe berührt hatte, spürte sie mit einemmal die Faszination, die davon ausging.

Sie stellte die Taschenlampe auf den Tisch und nahm das Gewehr in die Hand. Es fühlte sich gut an, wie die materialisierte Allmacht, auf die man schon immer ein Anrecht zu haben geglaubt hatte. Aus irgendeinem verrückten Grund fand sie, daß diese Waffe wie sie aussah, wie sie *war*. Jetzt verstand sie Edgar. Sie bückte sich und zog eine der wuchtigen Patronen aus dem Gurt. Dann klappte sie den Gewehrlauf auf und schob sie hinein. Wie leicht ihr diese Handgriffe fielen, als habe sie ihr ganzes Leben lang nichts anderes getan. Um Margits Mundwinkel spielte ein sinnliches Lächeln. Sie mußte mit dem Ding morgen unbedingt in den Wald, um ein bißchen zu üben. Es würde bestimmt mehr Spaß machen als ...

Plötzlich ein Geräusch. Aus einem der Nebenzimmer. Ein Schlurfen, nein, ein anderes Geräusch, ein Krabbeln, vermischt mit einem leisen Quieken oder Fiepen. Jemand hatte sie die

ganze Zeit über aus einem geheimen Winkel beobachtet und nun versehentlich eine unvorsichtige Bewegung getan. Konnte das stimmen?

Edgar! Er war nicht tot. Er geisterte im Haus noch herum, wie das furchtbar entstellte Monster im Labyrinth, in das sich ab und an (aus Gründen, die sich nur lausige Schriftsteller ausdenken konnten) eine Jungfrau verirrt. Margit, die Jungfrau, in den Fängen des Monsters, hahaha! Aber die Situation war nicht besonders komisch, oder? Nein. Ganz und gar nicht!

Margit spürte, wie ihr Herz ein paar Gänge höher schaltete und rasend zu hämmern begann. Sie hörte es förmlich. Ein verrückter Mann in den letzten Zügen konnte gefährlich sein, verteuelt gefährlich, zumal er in einer Waffenkammer hauste. Enttäuscht darüber, den dritten Weltkrieg nun doch nicht mehr miterleben zu dürfen, wäre er bestimmt nicht abgeneigt, ersatzweise einen Ersatzkrieg mit der Frau Nachbarin anzuzetteln. Besonders wenn sie in sein Allerheiligstes eingebrochen war. Das war realistisch. Wie konnte sie dieser verzwickten Lage nur entkommen? Fliehen? Und sich dabei eine Kugel in den Rücken einfangen? So tun, als ob sie nichts gehört hätte? Und sich dabei eine Kugel zwischen die Augen einfangen?

Mit angehaltenem Atem hob sie die Taschenlampe vom Tisch und riß sie in Richtung der halbgeöffneten Tür zu ihrer Rechten, hinter der die ominösen Geräusche hervorkamen und die, wenn sie sich nicht irrte, zur Diele führen mußte. Dann schlich sie, das kurze Gewehr vorwärts gestreckt, zu der Dunkelheit im Schlund der Tür. Zunächst schluckte die Schwärze so viel Licht, daß sie nichts erkennen konnte. Dann jedoch erfaßte der Strahl allmählich eng beieinander stehende Wände hinter dem Türspalt, und Margit wußte, daß sie mit ihrer Vermutung hinsichtlich der Diele recht gehabt hatte. Dort mußte sich rechts die ums Eck gehende Treppe zu dem oberen Stockwerk befinden und links der Eingang zum Badezimmer.

Margit schob die Tür mit einem Fuß zur Gänze auf, wobei sie

Taschenlampe und Gewehr weiterhin fest im Anschlag hielt. Die fiependen und grummelnden Geräusche kamen eindeutig aus dem Badezimmer, dessen war sie sich jetzt ganz sicher.

Sie erreichte die Diele, stoppte neben dem Türpfosten des Badezimmers und horchte hinein. Die Geräusche nahmen nun an Deutlichkeit zu, doch hatte sie plötzlich das Gefühl, daß es sich dabei um keine menschlichen Geräusche handelte. Aber sie konnte sich täuschen. Bevor sie sich auf das Abwägen komplizierter Strategien einließ, trat sie kurzerhand gegen die leicht angelehnte Tür und stürmte mit vorgestrecktem Gewehr hinein, wie sie es etliche Male in Polizeifilmen gesehen hatte.

Edgar saß nackt in der Badewanne. Sein völlig abgemagerter Körper mit den absurd kleinen, an kunstvolle Miniaturen erinnernden Genitalien war erschreckend weiß geworden. Nicht so sein Gesicht. Der Verwesungsprozeß hatte die rotgelbe Vulkanlandschaft der Aknekrater in eine pechschwarze Maske verwandelt. Ein groteskes Bild. Auf dem weißen Körper ruhte das Gesicht eines Afrikaners, die Augen weit aufgerissen wie bei einem kultischen Ritual, umrahmt von der klobigen Brille.

Aus einem Loch an seiner linken Schläfe führte eine inzwischen geronnene und violett schimmernde Blutspur hinunter bis zum Kinn. Auf der gegenüberliegenden Seite schmückte ein Teil seines herausgeschossenen Gehirns in Form eines riesigen Flecks die Wandkacheln. Die linke Hand ruhte locker auf dem Badewannenrand; darunter auf den Fliesen lag der Revolver, mit dem er sich ins Jenseits befördert hatte.

Nur diese merkwürdigen Geräusche, er hörte nicht auf, sie zu produzieren. Quiekende, murmelnde Geräusche. Vielleicht war er ein Untoter wie in diesen Gruselvideos, bis in alle Ewigkeit verflucht, mit dem Diesseits in Kontakt zu bleiben und jedem das Martyrium seines versäumten Lebens auf die Nase zu binden.

Margit stand etwa vier Schritte von der Badewanne entfernt, und leuchtete den Toten frontal an. Dieser wollte nun scheinbar aufstehen und beugte sich mit dem Oberkörper vor. Nein, er beugte sich nicht vor, es sah nur so aus, als täte er es, weil es in seinem Brustkorb so mächtig rumorte. Obwohl er mehr Fett als Muskelfleisch besaß, erinnerte das Bild an einen Bodybuilder, der die Früchte seiner Schweißarbeit durch Anspannung zum Tanzen bringt. Irgend etwas, etwas Gewaltiges, war in ihm, und ließ ihn beben.

Dann tat er den Mund auf ... *Es tat den Mund auf ...* Von innen. Eine der fettesten Ratten, die Margit je in ihrem Leben gesehen hatte, zwängte sich beschwerlich durch das bis zum Zerplatzen gespannte O der Lippen und sprang auf Edgars irrelevanten Penis. Ihr Fell war blutdurchtränkt, als sei sie in einem Farbtopf geschwommen. Sie und ihre Kumpane mußten in Edgars Innenwelt herrliche Tage verbracht haben ...

Widerlich! dachte Margit.

»Widerlich! Schmutzig! Obszön!«, sagte sie laut, und ehe sie richtig begriff, hatte sie schon abgedrückt.

Obgleich der Rückstoß der Waffe sie wie ein Stromschlag nach hinten riß und ihr beinahe den Arm auskugelte, sah sie im Licht des Feuerscheins das Resultat ihrer Tat mit der Deutlichkeit einer besonders gut gelungenen Blitzlichtaufnahme. Edgar und die unsichtbaren glücklichen Ratten in seinen Eingeweiden zerplatzten wie ein mit Glibber gefüllter Luftballon, den man mit aller Wucht gegen die Wand schleudert. Gerade eben hatte er noch in der Wanne gehockt, im nächsten Moment löste er sich buchstäblich in seine Bestandteile auf. Granatsplintern gleich schossen die Fleischfetzen umher und verliehen dem Raum ein eigenwilliges Farbmuster. Auch die Wanne blieb nicht verschont. Sie zerbrach einfach in viele Einzelteile, nachdem sie sich bei der Detonation dröhnend ein paar Zentimeter über den Boden gehoben hatte. Ein kleines Feuer und Rauchschwaden entstanden an der

Explosionsstelle. Der häßliche Edgar – er war einfach weg, ausgelöscht. Und mit ihm die Ratten.

Margit hatte die Befürchtung, daß ihre Trommelfelle geplatzt waren. Außer einem enervierenden, lauten Summen, das ihre Gehörgänge mit Schmerzschwällen durchflutete, konnte sie nichts hören. Es war dumm von ihr gewesen, so einen Brummer in einem geschlossenen Zimmer abzuschießen. Sie hatte wirklich nicht mehr alle Tassen im Schrank. Dies bestätigte auch die Tatsache, daß sich in das Summen nun ein entfernter, gedämpfter Schrei einschlich, eher ein Wimmern als ein Schrei. Ob Edgars Geist gegen die skandalöse Behandlung seiner Hülle protestierte? Es war nicht auszuschließen.

Sie füllte einen Putzeimer, der unter dem Waschbecken stand, mit Wasser und löschte damit das Feuer. Sie mußte schnellstens hier raus, sonst würde sich der Gehörschädigung auch noch eine hübsche Rauchvergiftung hinzugesellen.

Margit kehrte wieder in die Diele zurück. Die Schreie waren jetzt ein klein wenig lauter geworden, überdeckten sogar zeitweise das Summen in ihren Ohren. Sie hörten sich an wie Klagerufe von gepeinigten Kobolden aus dem Untergrund.

Untergrund?

Unter der Erde ...

Keller ...

Margit starrte auf die Tür vor ihrer Nase, welche in eine Holzverkleidung eingelassen war, die der nach oben führenden Treppe als Stützwerk diente. Dahinter mußte es zum Keller hinabgehen. Margit versuchte das Geräusch zu analysieren. Es klang wie die Stimme einer Frau.

Die Tür war abgeschlossen, doch der Schlüssel steckte im Loch. Margit sperrte auf und hielt die Taschenlampe in die Dunkelheit. Über eine Steintreppe gelangte man in den Keller: kein Unterschied zu ihrem Haus. Jetzt hörte sie die Schreie deutlicher. Sie stammten eindeutig von einer Frau, schrill und

anhaltend. Seltsam war nur, daß sie nicht nach Hilfe rief oder darum flehte, man möge sie von irgendwo herausholen. Sie schrie einfach in einer Tour, als sei sie schwer verletzt oder habe den Verstand verloren.

Sie leuchtete um sich und entdeckte an einem Nagel im Gemäuer einen Flachs Schlüssel zu einem Zylinderschloß. Nachdem sie ihn an sich genommen hatte, stieg sie vorsichtig die Stufen hinunter. Eine furchtbare Ahnung machte sich in ihr breit, so furchtbar, daß sie gar nicht darüber nachdenken mochte, bevor sie nicht endgültig bestätigt war. Unten ging ein Korridor nach links ab, in dem der übliche Haushaltsabfall lagerte: zerbrochene Möbel, ausrangierte Geräte, Rollen schmutziger und zusammengeschnürter Teppiche.

Rechts, etwa drei Schritte von ihr entfernt, befand sich eine Metalltür. Dahinter waren die Schreie zu vernehmen.

Margit steckte den Flachs Schlüssel ins Schloß und öffnete die Tür, welche ein nervtötendes Quietschen von sich gab. Das Taschenlampenlicht traf als erstes ein altes Ungetüm von einem Ölheizungskessel im hintersten Winkel. Es war der Heizraum – die Wände allerdings mit Dämmplatten verkleidet. Die suchende Bewegung des Lichtkegels endete schließlich auf einer jungen Frau, die jedoch mehr Ähnlichkeiten mit einem Tier, nicht einmal das, einer erbarmungswürdigen Kreatur, aufwies, als mit einem Menschen. Sie schrie jetzt nicht mehr, sondern stieß winselnde Laute aus. Sie war bis auf die Knochen abgemagert und trug nichts außer einem schmutzigen roten Minirock. Um ihren Hals und ihre Fußgelenke lagen schwere Metallringe, von denen armdicke Ketten zu massiven Haken im Gemäuer führten. Vorsicht, bissiger Hund! huschte es Margit in einem Anflug von Zynismus durch den Kopf, obwohl ihr alles andere als zum Lachen war. In ihrer unmittelbaren Nähe vermoderten ein Nachtschränkchen und eine durchgelegene Matratze mit einer dünnen Wolldecke. Daneben leere Hundefutterdosen, die scheinbar mit bloßen Zähnen geöffnet worden waren, weil an

den lediglich einen Fingerbreit aufgerissenen Deckelblechen geronnene Blutspuren schimmerten. Den Gestank zum Herrgott-erbarmen erklärten aber Belege anderer Ungeheuerlichkeiten: Urinlachen und Kothaufen unterschiedlicher Größe belagerten die Gefangene wie ein bizarres Minenfeld.

Vielleicht ist das gar nicht die Realität, dachte Margit bei dem aberwitzigen Anblick, das Sterben der Männer, Olivers Tod, Edgars explosives Ende und diese Hündin im Minirock. Vielleicht ist es eine von den üblichen Visionen, in dem Fall mit ausgeprägt gruseliger Färbung. Doch je länger sie sich mit der grotesken Szenerie konfrontiert sah, um so drastischer mußte sie sich die Illusion von der Illusion abschminken.

Obwohl der Körper der Frau mit Wunden, Ekzemen und schwarzen Flecken übersät war, und sie Margit nur durch das rechte Auge anstarrte, weil sich anstelle des linken nichts als eine graue Fleischhöhle befand, hatte Margit plötzlich das Gefühl eines Wiedererkennens. So verunstaltet, ja, demoliert diese Person auch war, sie kannte sie irgendwoher. Zumindest ihr Gesicht, dieses jämmerliche KZ-Gesicht, das einst engels- gleich gewesen sein mußte, kam ihr vertraut vor. Sie hatte es noch vor kurzem gesehen, darauf hätte sie schwören können.

Sie überlegte.

Dann fiel der Groschen.

VOGUE! Acht VOGUE-Hefte, acht Titelblätter mit ein und demselben Modell, nur mit anderer Haarfarbe, anderer Frisur, anderem Make-up und in immer anderen Posen. Warum war sie nicht gleich darauf gekommen? Die Erkenntnis löste in ihr einen Sturzbach an Schlußfolgerungen aus. Sie erinnerte sich mit einemmal an die Milchpumpe für Wöchnerinnen, die ihr in dem kleinen Durchgang zwischen Garten und Haus aufgefallen war. Vor allem jedoch an jene Nacht, in der Edgar eine prallgefüllte Jute-Tragetasche unter dem Baum vergraben und sie sich mit der Erklärung beruhigt hatte, daß ein Mensch sich wohl kaum

darin unterbringen ließe.

Sie hatte unrecht gehabt.

Es gab Menschen, die auch in eine Jute-Tragetasche hineinpaßten. Man nannte sie Babys.

Lilith

Die Zukunftsangst trieb sie zu übertriebener Betriebsamkeit.

»Ich bin jetzt arbeitslos«, dachte Lilith, während sie in den zahlreichen Räumen der großen Villa mit hysterischem Eifer Tätigkeiten nachging, die ihr eigentlich fremd waren. Sie leerte überquellende Aschenbecher in eine Kunststofftüte, sammelte Kleenextücher vom Boden auf und überzog die Betten mit frischen Laken, als habe sie durch eine glückliche Wendung des Schicksals doch noch einen neuen Job ergattert. Gewöhnlich konnte man das Dämmerlicht der elektrischen Kerzenattrappen hochdimmen, doch nach dem Ausfall der Elektrizität vor einer Woche mußte sie sich mit dem trüben Tageslicht behelfen, das durch die kleinen Fenster fiel.

Arbeitslos! Wie deplaziert dieses Wort bei ihrer Art von Arbeit klang. Aber hatte sie sich nicht vorgenommen, die Angelegenheit aus einer *modernen* Perspektive zu betrachten, mit mehr Selbstbewußtsein? Irgendwie war es doch auch immer Arbeit gewesen. Oder etwa nicht? Und hatten sie und die anderen Mädchen nicht permanent von Arbeit gesprochen, wenn sie die Beschäftigung meinten, für die sie bezahlt wurden?

Nun konnte es ihr egal sein. Sie war ja arbeitslos, und sie schwankte in ihrem Urteil, ob ihr Gewerbe sich jemals von den verhängnisvollen Umbrüchen in der Welt erholen würde. »Ich hätte einen anständigen Beruf erlernen sollen«, dachte sie und mußte laut darüber lachen. Doch es war ein resigniertes Lachen, weil sie den Abschied von diesem Abschnitt ihres Lebens immer noch nicht akzeptieren wollte.

Die Berufsanfänge – ja, wo lagen die denn? Es konnte Geisterglaube sein, doch immer wenn Lilith an die

unaussprechlichen Dinge dachte, die sie noch bis vor ein paar Monaten getrieben hatte, schlich sich die Assoziation mit ihrem eigenen Namen wie eine heimtückische Schlange in ihre Gedanken ein. Sie war ein Adoptivkind, und hatte niemals erfahren und auch nicht erfahren wollen, von welchen Leuten sie gezeugt worden war. Ihre Adoptiveltern – Mutti entsagungsvolle Hausfrau, Vati ewig gehetzter höherer Angestellter bei der Post, der erst fünfundvierzigjährig beim Erstellen des Schichtplans durch einen Herzinfarkt in die alleroberste Postdirektion berufen wurde – hatten sie nie spüren lassen, daß sie nicht ihr leibliches Kind war. Im Gegenteil, rückblickend kam sie zu der Einsicht, daß diese beiden liebenswerten Menschen im Bewußtsein ihrer Fremdelternschaft eher zur Verhätschelung ihres einzigen Kindes geneigt hatten. Die kleine Lilith erhielt mehr Zuwendung, als sie manchmal ertragen konnte, war unter allen Kindern immer das bestangezogene und wurde mit den kostspieligsten Geburtstagsgeschenken bedacht. Vielleicht lag es daran, daß sie ein aufsehererregend schönes Mädchen war. Jeder, der ihr begegnete, holte zunächst einmal tief Luft, verdrehte verzückt die Augen und hauchte dann schwärmerisch: »Herrje, bist du aber ein schönes Mädchen!«

Das war so gewesen, als sie noch ihren kleinen schmucken Puppenwagen mit den roten Seidenschleifen am Griff vor sich hergeschoben hatte, und änderte sich auch im Erwachsenenalter nicht. Als einzige negative Begleiterscheinung dieses Tatbestandes konnte man vielleicht die kräftezehrenden Überstunden anführen, die sie später bei ihrer »Arbeit« schieben mußte.

Lilith hatte kupferrote, lockige Haare, die bei Lichteinstrahlung augenblendend flackerten, als würden sie Funken sprühen, azurblaue Augen, sinnliche, volle Lippen und eine makellose Porzellanhaut. Zu Beginn der Pubertät gesellte sich ferner eine Figur mit spezifischen Fettzellen und Rundungen an exakt den passenden Stellen hinzu, bei deren Anblick männliche Individuen zwischen elf und siebenundachtzig Jahren ein

mittelschweres Kreislaufversagen erlitten und sich genötigt fühlten, ein Gebaren an den Tag zu legen, welches ganz dem Verhalten von Primatenmännchen während der Brunft entlehnt zu sein schien. Lilith hatte einen ganz besonderen Gang, den Zeitlupengang, wie ihre Freunde und Bekannten ihn bezeichneten. Gleichgültig, in welcher Geschwindigkeit sie auch ging, im Auge des Betrachters wurden ihre Schritte, ja, sämtliche ihrer Bewegungen gedehnt, so daß ihnen etwas Traumwandlerisches anhaftete. Außerdem wies sie eine Eigenschaft auf, die man bei ihrem Geschlecht als selbstverständlich voraussetzte, die jedoch in Wirklichkeit auf einen verschwindend kleinen Prozentsatz von Frauen zutraf: Liliths Gesten waren weiblich, urweiblich. Es war die Art, wie sie sich mit der Hand über den Flaumnacken strich, wenn sie schwitzte, federleicht, den Kopf zur Seite geneigt, die Augen halb geschlossen, wie narkotisiert. Oder die Art, wie sie Gegenstände anfaßte, ohne Druck, immer nur mit den Fingerkuppen, wie sie sich stets mit einem Knicks niederkniete, wenn sie etwas vom Boden aufhob, wie sie mit gespreizten Fingern der linken Hand ihre Brüste berührte, wenn sie überrascht war, wie sie ihre Haare mit einem eleganten Ruck nach hinten warf, wie sie den Kopf in eine leichte Schiefelage brachte, wenn sie einen leidenschaftlichen Blick riskierte ... Lilith, so waren sich alle einig, war ausschließlich auf der Welt, um mit ihrem Dasein andere zu erfreuen, besonders die, die irgendwann in den Genuß kommen würden, ihr Dasein pur zu erblicken.

Die kleine Lilith erfuhr ziemlich früh, daß ihre Mutti sie nicht wie bei anderen Kindern monatelang in ihrem Bauch getragen, sondern einfach aus einem Säuglingsheim geholt hatte. Eine andere Frau sei mit ihrer Herstellung beschäftigt gewesen, erklärte man ihr. Sie wollte wissen, ob Mutti oder diese andere Frau sie Lilith genannt habe, denn sie fand ihren Namen sehr schön. Er unterschied sich so vollkommen von denen der anderen Mädchen, die allesamt gewöhnlich und zum

Verwechseln ähnlich klangen. Da mußten Mutti und Vati bekennen, daß ihr Name auf den Mist ihrer leiblichen Mutter gewachsen sei. Daraufhin wollte sie erfahren, was ihr Name bedeute. Ihre beste Freundin Ursula hatte ihr nämlich einmal erzählt, ihr Name sei in Wahrheit eine von den Erwachsenen ausgeheckte Wortverdrehung für die Bezeichnung »die große Bärin«. Vielleicht, dachte sie, war Lilith eine Wortverdrehung für »das kleine Eichhörnchen« oder »bunter Maikäfer«, was sie sehr lustig gefunden hätte. Aber ihre Eltern konnten ihr diese Frage nie beantworten.

Jahre vergingen, doch die Neugierde glühte mit unveränderter Intensität weiter. Höchstwahrscheinlich hatte die Frau, die sie geboren hatte, diesen Namen einfach nach seinem eingängigen Stakkato-Klang ausgesucht, oder sie hatte ihn irgendwo gehört, und er hatte ihr spontan gefallen. Aber Namen begleiteten einen schließlich ein Leben lang und waren mit der eigenen Identität so unlösbar verquickt, daß man ihren Sinngehalt über kurz oder lang herauskriegen *mußte*.

Das Mysterium wurde enträtselt, als sie zwölf Jahre alt war. Im Geschichtsunterricht, an einem wolkenverhangenen Vormittag. Seit Tagen litt sie unter unerklärlichen Bauchschmerzen, die sie mal auf den ausschweifenden Genuß von Fast food, mal auf eine verschleppte Erkältung zurückführte. Sie hatte große Mühe, sich auf den Vortrag des Lehrers an der Tafel zu konzentrieren. Der Mann behandelte gerade, aus einem Buch rezitierend, das Volk der Sumerer und die babylonischen Gesellschaften, bis er plötzlich wie beiläufig den Namen einer Göttin von Anfang des 2. Jahrtausends vor Christus fallen ließ: Lilith! Bevor sie die Alarmglocken in ihrem Kopf abstellen konnte, ertönte schon die Pausenglocke, und Lehrer und Schüler strömten in einem chaotischen Wettlauf in alle Himmelsrichtungen auseinander. Aber der Hinweis genügte ihr, um noch am gleichen Tag in der Stadtbibliothek eigene Nachforschungen anzustellen.

Es handelte sich um einen altehrwürdigen Jahrhundertwende-Bau mit holzvertäfelten Innenräumen, schwülstigen Schnörkeln von Obstmotiven an den Treppengeländern und ziemlich verstaubtem Inventar. Die greisenhafte Bibliothekarin mit den schlohweißen Haaren am Empfangstisch beobachtete sie griesgrämig über ihre Brillengläser hinweg, darauf hoffend, daß das Gör zwischen den labyrinthischen Regalreihen bald verschwände und sie den Laden endlich dichtmachen konnte. Liliths Bauchschmerzen hatten sich unterdessen verstärkt, aber sie wollte in diesem gruftartigen Saal eher sterben, als so nah vor der Entdeckung, die für sie inzwischen existentiell geworden war, aufzugeben. Kurz vor der offiziellen Sperrstunde fand sie zu ihrer Überraschung einen zerfledderten, vergilbten Ledereinband über Hochkulturen, dessen Inhalt zwar für ein zwölfjähriges Mädchen an Trockenheit kaum mehr zu überbieten war, dafür jedoch mit einem waschechten Bild ihrer Namensgeberin aufwarten konnte.

Die mächtige Göttin Lilith, so las sie, war sumerisch-babylonischer Herkunft und behielt wie keine andere weibliche Gestalt für Jahrtausende Einfluß auf magische Praktiken und die Bewertung weiblicher Sexualität. Die Abbildung zeigte ein sumerisches Terrakotta-Relief. Eine wunderschöne nackte Frau mit Vogelattributen: Sie war geflügelt, hatte gefiederte Waden und lange Vogelfüße mit raubvogelartigen Krallen. Sie hatte die Arme wie zur Warnung emporgestreckt und hielt in beiden Händen einen Reifen und einen Stock. Ihre Vogelklauen standen auf zwei den Betrachter böse anstarrenden Löwen, deren Leiber wie bei siamesischen Zwillingen aus einem Rumpf wuchsen. Zu ihrer Linken und Rechten saßen riesenhafte Eulengestalten, welche, wie aus dem Text hervorging, Lilith als eine Göttin der Dunkelheit und der Nacht auszeichneten. Sie lächelte ein unergründliches Lächeln, als führe sie etwas verdammt Unanständiges im Schilde.

Eigentlich hatte sich Lilith unter ihrem Namen etwas

Romantisches vorgestellt. Eine bedauernswerte Prinzessin vielleicht, die an Herzschmerz gestorben war, oder eine wilde Piratin, die Jamaika oder sonst so ein Palmenparadies erobert hatte. Doch trotz der Düsternis, die dieser Fund verbreitete, brachten die Informationen in ihr eine für sie bis dahin unbekannte Saite zum Klingen, und sie las den Rest der Legende in Rekordgeschwindigkeit. In der Darstellung der Göttin, hieß es dort, verbanden sich Elemente der kinderverschlingenden Lamaschtu und der babylonischen Himmelskönigin Ischtar. Beide Göttinnen wurden gefürchtet, weil sie es auf die in Wehen liegenden Frauen abgesehen hatten, deren neugeborene Kinder sie raubten und töteten. Über Lamaschtu hieß es, sie habe das Haupt eines Löwen und sei von schrecklichem Aussehen. Lilith hingegen hatte einen menschlichen Kopf, der zudem von besonderer Anmut war. Die Fruchtbarkeit und erotische Sinnlichkeit der Göttin wurden von den Männern als bedrohlich empfunden. Von ihr wurde gesagt, sie setze ihre Fruchtbarkeit sündhaft ein: einerseits verführe sie die Männer, andererseits raube sie ihnen nachts ihren abgehenden Samen, um ein Heer dämonischer Kinder zu erzeugen. Die Göttin war ein Dämon.

Von so viel Götterbeschwörung drehte sich Lilith der Kopf. Außerdem hatten ihre Bauchschmerzen offenkundig beschlossen, sie endgültig fertigzumachen. Krämpfe wogten in ihrem Unterleib wie Meeresfluten. Kalter Schweiß trat ihr auf die Stirn, und sie glaubte die Buchstaben auf den verblaßten Seiten doppelt und dreifach zu sehen. Der pulsierende Schmerz bildete eine geheimnisvolle Union mit den finsternen Impressionen, die das Buch über das vergangene Sumerer-Reich ihrer Namenspatin lieferte. »Den Samen rauben ...« rauschte es ihr konfus durch den Kopf, während ein Krampf sie zusammenkrümmen ließ. Hinter den Brillengläsern, die das gedämpfte Licht der pompösen Deckenleuchter widerspiegeln, funkelten die Augen der alten Bibliothekarin sie grimmig an, als sei sie die unerwünschteste Person auf der Welt. Wußte sie, daß sie Lilith

hieß? Wußte sie, daß sie Lilith *war*? Hatte es ihre leibliche Mutter gewußt? Verrückte Gedanken! »Die neugeborenen Rinder der in den Wehen liegenden Frauen rauben ...« Verrückte Gedanken.

Eine unsichtbare Hand griff in ihre Eingeweide und quetschte sie lustvoll mit ganzer Kraft. Lilith stieß einen dumpf tönenden Schrei aus und umklammerte mit beiden Händen so fest das Buch, daß es sich verbog. Der Schmerz schien mit ihr zu spielen. Die Bibliothekarin erhob sich von ihrem Platz, teils besorgt, teils verärgert über die Komplikationen so kurz vor Feierabend. Die Göttin lächelte sie aus dem Relief vieldeutig an. Ihre riesenhaften Flügel, ihre Vogelklauen, ihre Eulen, ihre Löwen, ihre unsagbare Schönheit, ihre Macht über die Männer ...

Und dann, ganz plötzlich, implodierte etwas in ihr. Ihr wurde schwindlig, und sie kippte ganz langsam zur Seite. Nein, sie kippte nicht, sie rutschte auf ihrem Sitz zur Seite. Der Stuhl nämlich war voller Blut, das allmählich aus ihr ausgetreten war und eine schleimige Schicht unter ihrem Hintern gebildet hatte. Sie sah an sich herunter und stellte fest, daß das Blut alles durchtränkt hatte, ihren Slip, ihren Rock, ihre Strümpfe. Warum hatte sie nichts gemerkt?

»Meine erste Menstruation«, war der letzte tröstliche Gedanke in Liliths Kopf, bevor sie vom Stuhl fiel und ohnmächtig wurde.

Lilith hatte diese sonderbaren Eindrücke auf den spektakulären Ausbruch ihrer ersten Monatsblutung zurückgeführt. Die Bewunderung für die Göttin, die Verlockung, durch Begehrlichkeit Macht über die Männer zu erringen, die unanständigen Gedanken, das alles war die direkte Folge der Unpäßlichkeit gewesen, geboren aus einem ganz speziellen Fieberwahn. Ja, nachträglich konnte sie sich das Phänomen vollkommen logisch erklären. Aber in ihren unlogischen Momenten dachte sie, daß Götter anders sprechen als Menschen und ihre Botschaften verschlüsselt aussandten. Mittels Symbolen, außergewöhnlichen

Ereignissen und – da war wirklich was dran – vermittelt durch Blut. Also spaltete sich Lilith in eine logische und unlogische. Die logische Lilith nahm ihren Namen hin, wie er war: als einen aus alter Zeit stammenden Namen, den ihre leibliche Mutter für sie bestimmt wegen seines attraktiven Klangs ausgesucht hatte. Schließlich gab es auch andere Frauen mit altertümlichen Namen. Die unlogische Lilith aber, die sich stets hinter undurchdringlichen Nebelschleiern aufzuhalten pflegte, glaubte nicht an einen Zufall. Sie glaubte an die Vorsehung, an die Wahrhaftigkeit von Zeichen und Namen und an Verbindungsströme, die verwandte Seelen über unermessliche Zeiträume und entfernteste Länder hinweg zusammenzufügen vermochten. Die unlogische Lilith glaubte an die Göttin mit den Vogelfüßen, die einzige Gottheit, an die sie je geglaubt hatte.

Die Lehrstunde in der Bibliothek blieb auch die einzige intellektuelle Großtat, zu der sie sich je hatte aufrufen können. Schon bald interessierte die Schule sie nicht mehr. Nicht einmal der Geschichtsunterricht. Sie sah keinen Sinn darin, mathematische Formeln zu pauken oder etwas über die Bestäubung von Blumen zu erfahren. Hatten die millionenschweren Filmstars vielleicht Universitätsdiplome vorzuweisen? War George Michael, ihr Idol und Traumgeliebter, etwa ein As im Chemieunterricht gewesen? Das wirkliche Leben spielte sich außerhalb der Schulmauern ab, das war so gewiß wie sie inzwischen die begehrteste Fünfzehnjährige im Umkreis von hundert Meilen geworden war. So mancher alte Sack mit Professorentitel und Schweinevermögen hätte ihr die Füße geleckt. Sie merkte es, wenn sie an der Haltestelle auf den Schulbus wartete und die vielen Wagen, einige unter ihnen unerschwingliche Karossen, an ihr vorbeifließen sah. Alte, gequälte, traurige Männergesichter reckten sich ihr entgegen, mit einem Anflug plötzlicher Hoffnung, als gehörten sie zu geschundenen Ochsen, denen in Aussicht gestellt wird, daß man ihnen das Joch abnehmen werde. Die Geschwindigkeit der

Wagen verlangsamte sich, eine leise Spur von Jugend und Männlichkeit kehrte in ihre käsigen Visagen zurück wie ferner Donnerhall, und in ihren trüben Augen flackerte für den Bruchteil einer Sekunde die deprimierende Erkenntnis auf, daß all ihr Streben sinnlos gewesen war angesichts der Unerreichbarkeit dieses Himmelswesens an der Haltestelle.

Damals, als ihre Pubertät ihren Lauf nahm, hatte sich ihr Leben fast zur Gänze auf das sogenannte Rumhängen in der Freundinnenclique verlagert. Ihre Eltern, brave Mitläufer liberaler Erziehungsmethoden, glaubten, daß das schizophrene Verhalten ihrer hübschen Tochter zwischen aufbrausender Wildheit und totalem Phlegma, insbesondere, was ihre schulischen Leistungen betraf, sich bald legen würde.

Ihnen blieb auch nichts anderes übrig, nachdem Drohungen, halbherzige Hausarreste und Taschengeldentzug wenig gefruchtet hatten. Die einzigen Dinge, die sie fesselten, waren Popmusik, Klamotten, Diskos, Teenie-Rituale und Jungs. Die letzteren allerdings blieben für sie in einem Niemandsland zwischen Phantasie und Halb-Realität, obgleich jene Exemplare aus Fleisch und Blut ständig um sie herumlungerten wie ausgehungerte Hyänen. Es machte ihr Spaß, ihnen den Kopf zu verdrehen, ihnen scheu und begehrt zugleich in die Augen zu blicken, was sie halb um den Verstand brachte; intime Situationen zu inszenieren, was sie *ganz* um den Verstand brachte, um ihnen dann cool eine Abfuhr zu erteilen. Den letzten Akt zögerte sie allerdings stets hinaus, weil sie inzwischen die wichtigste Regel verinnerlicht hatte: Jungs verloren jegliches Interesse an einem Mädchen, wenn sie nicht *das eine* bekamen. Über kurz oder lang.

Natürlich war sie längst entjungfert worden, von dem Schulschönling, eine Liaison, die exakt vierzehn Tage gedauert hatte. Zwei Königskinder hatten sich da gefunden, die, so hätte es für den Außenstehenden scheinen mögen, schon als Säuglinge von ihren Königseltern einander versprochen worden

waren. So empfand es auch die pubertierende Schulgemeinde. In Wahrheit jedoch war es eine Sache der Unvermeidlichkeit gewesen; das Zusammengehen unterschiedlich gelagerter Teenager-Cliquen, vergleichbar mit dem Fusionieren von Konzernen und der Nominierung ihrer Repräsentanten. Wortlos hatten sie es alle von ihr verlangt, als Bestätigung ihres Vorurteils, daß die Schönen ja doch nur unter sich bleiben wollen. Und als Ersatzerfüllung ihrer eigenen Sehnsüchte. Wie verlogen das alles gewesen war. Zumindest war sie dadurch zu einer weisen Einsicht gelangt: Es existierten keine Unterschiede zwischen jungen Leuten und Erwachsenen. Sie und ihre blöden Spielregeln blieben immer die gleichen. Überall herrschte eine unsichtbare Hierarchie, die von allen stillschweigend gebilligt, ja, geradezu gefordert wurde, besonders von den Opfern.

Er hatte lange blonde Haare, das Antlitz einer antiken Knabenskulptur und einen Körper, der einem Werbeplakat für isotonische Getränke alle Ehre gemacht hätte. Waschbrett-Bauch, Adlerschultern und Beine, deren Muskeln und Sehnen offenkundig ein Bildhauer gemeißelt hatte. Nur eines hatte sie beim ersten Eindruck etwas gestört: Er wirkte ein wenig langweilig. Sehr bald aber stellte sich heraus, daß sie sich absolut getäuscht hatte. Ihr Darling wirkte nicht langweilig, er *war* langweilig, todlangweilig, um genau zu sein. Der Kerl kriegte das Maul nicht auf, und wenn doch, dann nur, um vom Free-Climbing, dem Klettern ohne Seil und Gerät, zu schwärmen, seine Lieblingsbeschäftigung noch vor dem Entjungfern hübscher Mädchen, die er nicht einmal aufzureißen brauchte, da seine aus lauter Adonissen bestehende Clique ihm als eine Art Spinnennetz für die Beute diene. Er sagte meistens »Hü«, wenn sie sich trafen, mit strahlend weißen Zähnen und rosigem Zahnfleisch. Danach sagte er nichts, kein »Wie geht's dir?« oder »Heute ist mir vielleicht etwas passiert!« Solchen Typen passierte in der Regel auch nie etwas, außer vielleicht, daß sie sich beim Free-Climbing den kleinen Zeh verstauchten.

Es konnte geschehen, daß dieses »Hü« über eine Stunde hinweg das einzige blieb, was er an Kommunikation zustande brachte, während sie ihm wie ein Wasserfall ihre Mädchensorgen erzählte. Er nickte dabei nur matt lächelnd und schien in Gedanken an den Felswänden zu hängen, wo er vermutlich vor lauter Erfüllung in die Täler ejakulierte.

Lilith mochte solche Jungs nicht, sie waren kalt, irgendwie schmierig, als würden sie wie Seife aus der Hand flutschen, wenn man sie zu packen versuchte. Während er eines schwülen Sommerabends am Ufer des umwaldeten Sees außerhalb der Stadt zum ersten Mal in sie eindrang, hatte sie das Gefühl, daß er mehr auf die sportliche Etikette achtete, als auf das, was unter ihm lag. Sie sah durch ihre halbgeschlossenen Augen die silbrige Straße aus Licht, die der Vollmond quer über die Wasseroberfläche malte, sah sein gesundes Zahnfleisch, roch seinen frischen Atem, spürte seinen kraftstrotzenden Jünglingskörper an ihrer Haut und seinen riesenhaften Penis in ihrem Innern. Dennoch fühlte sie nichts, rein gar nichts. Sie hatte den Eindruck, als nehme ein Chirurg einen komplizierten Eingriff an ihr vor. Er lächelte dabei wieder so dämlich, als träume er erneut von seiner geliebten Felswand. Seine Beckenstöße schien er zu zählen, wahrscheinlich, um bei Hundertneunundachtzig den Samenerguß in die Wege zu leiten. Kein Mädchen sollte später behaupten, daß er nichts vom Entjungferungsgeschäft verstand.

Als sie ihm eröffnete, daß sie auf eine Fortsetzung der Affäre keinen Wert mehr lege, schien er davon so betroffen zu sein wie von der Nachricht, daß im Andromeda-Nebel schon wieder ein Stern verglüht sei. Man hätte leicht den Eindruck gewinnen können, daß er an einem Hörfehler leide. Denn er setzte abermals sein weggetretenes Free-Climbing-Lächeln auf, anscheinend der dramatischste Gesichtsausdruck, dessen er fähig war. Nachdem sie ihm in Erwachsenenmanier auseinandergesetzt hatte, weshalb sie niemals ein Paar werden könnten, sagte er beim Weggehen wenigstens etwas Nettes. Nämlich daß

sie die schärfste Biene gewesen sei, die er je gebumst habe. Was für ein Charmeur!

Die Erfahrung hatte jedoch auch etwas Nützliches. Sie hatte ihr zu einer ersten Orientierung im Dschungel ihrer sexuellen Gefühle verholfen. Eine Art Muster für das künftige Verhältnis zum anderen Geschlecht hatte nun in ihr Gestalt angenommen, welches all ihre Sehnsüchte, Prämissen und Abneigungen einschloß. Lilith wollte von einem Mann in erster Linie begehrt werden, ganz und gar. Ausschließlich ihretwegen sollte er sie lieben, ohne Kompromisse, blind. Nicht, weil er zufällig unter sexuellem Notstand oder unter Einsamkeit litt oder in einer nebulösen Schwärmerei für sie schwelgte oder gar so etwas Trockenes wie eine duftende Partnerschaft im Sinne hatte. Nein, nicht seine Nöte sollten im Mittelpunkt der Begierde stehen, sondern sie allein. Viele Mädchen ihres Alters fanden es abstoßend, wenn Jungs sie hauptsächlich wegen ihres Körpers liebten. Lilith keineswegs. Sie hatte denselben heißen Draht zu ihrem Körper wie der Papst zu Gott. Manchmal, wenn sie sonntags ausschlafen durfte, und beim Aufwachen die Sonne durch das Zimmerfenster schien und sie mit ihren warmen Strahlen verwöhnte, erappte sie sich dabei, wie sie ihr Gesicht ertastete, sacht ihren Busen streichelte, mit den Fingern zwischen ihre Beine fuhr und ihre himmlisch zarten Stellen befummelte, bis sie förmlich sehen konnte, wie auf dem Höhepunkt der Freuden ihr Verstand aus dem Fenster flog. In diesen Momenten erkannte sie, daß in ihr keine mit Stacheldraht gesicherte Demarkationslinie zwischen Seele und Körper existierte, sondern daß beide Teile gegenüber aufgestellten Spiegeln glichen, einander unendlich widerspiegelnd. Ein Mann, ein starker Mann, der sie bis zur Selbstzerstörung begehrte, sich ihretwegen verbrannte, konnte sie durchaus auch »nur« wegen ihres Körpers lieben, vorausgesetzt er liebte tatsächlich *ihren* Körper und nicht ein Stück austauschbares Fleisch.

Den Mann, der diese Voraussetzung mitbrachte, glaubte sie

bald gefunden zu haben. Sie war gerade sechzehn geworden und von ihrem dreiundfünfzigjährigen Sportlehrer schwanger. Doch nicht sie hatte ihn verführt, wie ihre Busenfreundinnen in einer Mischung aus Neid und aufgesetzter Empörung gerne glauben wollten, sondern er sie. Das war wohl der Regelfall. Lilith konnte den Ammenmärchen schwerlich Glauben schenken, wonach es die Backfische gar nicht abwarten konnten, mit einem erwachsenen Mann ins Bett zu steigen, und sich gezwungenermaßen ein Exemplar aus der kleinen Gruppe angelen, mit der sie jeden Tag zu tun hatten. Solche klebrigen Storys hielt Lilith für ausgemachte Männerhirngespinnste, ausgeheckt von jenen, die gern Onkel Lehrer gespielt hätten, um sich an junge Mädchen heranzumachen, oder von sexuell frustrierten Lehrern selbst. Daß ausgerechnet sie einmal in einem derart abgedroschenen Stück die Hauptrolle gespielt hatte, war für sie noch Jahre später ein nie versiegender Quell von Scham und Wut.

Er gehörte zu jenen Mannsbildern, die im Umstand des Alterns eine gefährliche Krankheit sahen, von der jedoch glücklicherweise niemals sie selbst, sondern immer nur der Rest der Menschheit befallen wird. Während ihrer »Arbeit« hatte sie die Bekanntschaft solcher Typen zuhauf machen dürfen. Und ihre hübsche Kollektion an Macken und Tricks: ihr lächerliches Männlichkeitsgehabe trotz Glatze und schlohweißem Schamhaar, ihre Potenzprobleme und die daraus resultierenden perversen Possen, in der verzweifelten Hoffnung, daß dadurch der Heilige Geist in die ausgedörrten Schläuche fahre. Ihre Vollbärte, hinter denen sie ihre Großvater-Fratzen zu verstecken suchten, ihren Körperwahn, dessentwegen sie sich selbstmörderischen Fitneßprogrammen unterzogen, obwohl die Bilanz eher etwas mit einem eingeschrumpelten Taucheranzug gemein hatte denn mit einer Augenweide, und ihren niemals aufhörenden Groll auf junge Männer. Das alles sollte sie später noch erschöpfend studieren. Doch damals, als noch die fiebrige

Sehnsucht nach der »großen Liebe« in ihren Adern pulsierte, machte dieses klägliche Schauspiel tatsächlich Eindruck auf sie. Mehr noch, es haute sie regelrecht um!

Angeblich hatte er es sich in den Kopf gesetzt, sie zum Star der anstehenden Schulmeisterschaften im Geräteturnen zu machen, obwohl sie sich selbst für etwa so athletisch hielt wie Danny DeVito. Deshalb ließ er den Rest der Klasse stundenlang alberne Hüpf- und Laufübungen absolvieren, während er sie unter gestrenger Anleitung an Bock, Reck und Barren zu Kunststücken trietzte, bei denen sie sich beinahe den Hals brach. So sehr schien er sich in diese Idee verrannt zu haben, daß er mit dem Drill selbst dann fortfuhr, wenn die anderen sich schon längst verabschiedet hatten. Was sie betraf, genoß sie ein bißchen die Schinderei, die der lebenserfahrene Mann ihr abverlangte, weil die Angelegenheit eines gewissen masochistischen Reizes kaum entbehrte. Sie hatte seine ungeteilte Aufmerksamkeit und sog seine verstohlenen Blicke, wenn sie in ihrem hautengen Trikot in verfängliche Positionen geriet, mit der Gier einer Exhibitionistin auf. Wenn er die Wiederholung einer besonders schwierigen Übung verlangte, maulte sie absichtlich, nur um sich am Ende, wie sie es empfand, doch noch von ihm *bezwingen* zu lassen. Aber alles war nur Spiel, das affige Getue eines Teenagers. Von Verführung konnte keine Rede sein.

Irgendwie und irgendwann steigerten sich die Dinge, die Strapazen, die Anzahl der Stunden, die sie miteinander ganz allein in der Turnhalle verbrachten, die Intensität seiner Berührungen, wenn er ihr Hilfestellung bei den Übungen gab, und die Zweideutigkeit seiner Blicke. Bis sich eines Nachmittags alles änderte und die Blase der Selbsttäuschung platzte.

Nach einem besonders kräftezehrenden Training – ihre Klassenkameraden waren wie üblich bereits seit Stunden verschwunden – erlaubte er ihr gnädig, endlich unter die Dusche gehen zu dürfen. Auch das mochte Lilith, den autoritären Ton, die Schärfe, mit der er seine Entscheidungen auszusprechen

pflegte. Sie hielt es für den Gipfel der Männlichkeit.

Das heiße Wasser, die Dampfschwaden im Waschraum – ihre Erschöpfung schien unter der Brause wegzuschmelzen wie ein Brocken verklumpten Zuckers. Plötzlich hörte sie ihn draußen rufen. Ob sie immer noch nicht fertig sei. Er wolle endlich abschließen und gehen. Gleich, antwortete sie, und ertappte sich dabei, wie sie eine gewisse Beruhigung darin fand, daß er den Duschaum der Mädchen nicht betreten durfte.

Durfte er nicht?

Außer ihnen beiden befand sich niemand mehr in dem Sportkomplex. Was, wenn er auf die Regeln piffte? Schließlich war er ein Mann, nicht wahr, ein resoluter, starker Mann. Er hatte doch nicht etwa alles geplant, die Wahl, ausgerechnet sie für die Meisterschaften einzusetzen, obwohl sie wahrhaftig nicht dazu ausersehen war, den Rekord in Gelenkigkeit zu brechen, das unmerkliche Überziehen der Trainingszeit über den Unterrichtsschluß hinaus, so daß sich in dem Gebäude keine Störenfriede mehr aufhielten? Das alles war doch keine Absicht gewesen? Bei dieser Ahnung fiel sie vor Angst nicht gerade in Ohnmacht, doch spürte sie selbst unter dem heißen Wasser ein leises Frösteln. Die Stimmung war mit einemmal umgeschlagen, das wußte sie nun mit der unerbittlichen Genauigkeit eines Meßinstrumentes. Die albernen Illusionen in ihrem Kopf, deren Realitätsgehalt ihr so wichtig gewesen war wie die Wirklichkeitsnähe von »Schneewittchen und die sieben Zwerge«, sie schienen sich tatsächlich zu materialisieren.

Und wenn schon! Würde es denn so schlimm sein? Hatte sie den ganzen Sportzirkus in Wahrheit nicht gerade in der Hoffnung mitgemacht, daß irgendwann genau diese Situation einträte? Was war so verwerflich daran, mit seinem Lehrer zu schlafen? Immerhin lag darin eine gewisse Tradition, es gehörte praktisch zur Folklore einer jeden Schule. Und sie wollte ja schon immer einmal wissen, wie diese alten Knaben es so trieben.

Aber wer sagte denn, daß ihre Befürchtungen wahr werden mußten? Hatte er nicht gesagt, daß er endlich gehen wolle? Vermutlich war sie dem aufgelösten Gefühl erlegen, welches das erfrischende Naß nach der Anstrengung in ihr hervorgerufen hatte, und sie bildete sich schlüpfrige Gelegenheiten ein, wo gar keine waren. Ja, in Wahrheit spielten ihr ihre eigenen Wunschphantasien einen Streich, die mittlerweile so übermächtig geworden waren, daß sie ihr Ängste suggerierten. Was für ein Affentheater!

Sie drehte die Hähne ab und wollte aus der gekachelten Duschnische heraustreten.

Plötzlich stand er vor ihr! Nackt. Mit voll erigiertem Penis, der auf sie zielte wie eine bizarre Waffe. Seine Augen waren weit aufgerissen, als wolle er gleich einen Mord begehen. Er war aus dem Dampfnebel mit der Schnelle eines räuberischen Tieres aufgetaucht, das mit unendlicher Geduld seiner Beute aufgelauret hat. Lilith wußte, es gab keine Alternative. Hatte es je eine gegeben? Sie war sich über ihre Gefühle im unklaren. Auf der einen Seite die seltsame Hingezogenheit zu einer Vatergestalt, an deren Brust man sich trotz dieses irritierenden biologischen Nebenaspekts beruhigt anlehnen konnte. Die berechnende und widerliche Art eines unverkennbar alten Mannes auf der anderen Seite. Sie dachte unwillkürlich an Murphys Gesetz aus diesem einen Witzbuch, wonach alles, was schiefgehen kann, auch schiefgehen werde. In etwas abgewandelter Form konnte man das Gesetz auf das Sexualverhalten von Männern übertragen. Denn alles, wovon Frauen in dieser Beziehung annahmen, daß Männer es denken und tun würden, dachten und taten Männer auch wirklich. Darauf konnte man sich bei ihnen immer hundertprozentig verlassen.

Er drückte sie gegen die Kachelwand, ergriff ihre Pobacken, hob sie hoch und drang sofort in sie ein. Es schmerzte, und sie stieß einen Schrei aus. Das schien ihn erst richtig in Fahrt zu

bringen, und keuchend erhöhte er das Tempo seiner Stöße. Nichtsdestotrotz war seine Freude offenbar nicht ganz ungetrübt. Ihn plagte bei der ganzen Aktion eine Frage, die er ihr, den Mund an ihr Ohr gepreßt, keuchend immer wieder stellte:

»Nimmst du die Pille?« wollte er pausenlos wissen.

»Nimmst du die Pille? Nimmst du die Pille? ...«

Nahm sie die Pille? Gute Frage! Sie konnte sich kaum mehr daran erinnern, hatte es vergessen. Ihr Denkkapazität schien wie blockiert. Nein, sie glaubte eher nicht, daß sie die Pille nahm, weil sie ja noch nie beim Frauenarzt gewesen war.

»Ja«, murmelte sie zurück. »Ja! Ja! Ja! ...«

Die nächsten Wochen waren die aufregendsten in ihrem bisherigen Leben. All die Geheimnistuerei, die konspirativen Zusammenkünfte in seiner Blockhütte am See, an dessen Ufer sie den Sex in einer recht eisigen Variante kennengelernt hatte, all die Geschenke – samt und sonders billiger Schund, aber sie wußte die Absicht zu würdigen – und all die Komplimente, wie außerirdisch schön sie sei, wie umwerfend im Bett, wie einfühlsam, wie geistreich, wie humorvoll! Lilith fühlte sich nun wirklich wie eine erwachsene Frau, mehr noch, wie eine Diva. Sie besaß tatsächlich Macht über diesen Mann, einen starken, lebenserfahrenen Mann, während ihre Freundinnen damit beschäftigt waren, pickelige Jungs bei Laune zu halten, indem sie so taten, als würden sie ihre selbstgebastelten Flugzeugmodelle bestaunen oder mit angehaltenem Atem ihre Skateboard-Kunststücke verfolgen. Sie hatte kaum damit gerechnet, so rasch ans Ziel zu gelangen. Das hier war kein Flaschendreher auf der Klassenfete, sondern echtes Powergame. Es war ... es war eine Beziehung, ja, so nannte man wohl die Liebelei unter Erwachsenen. Und was für eine Beziehung! Mit allen Schikanen. Mit einem großen Geheimnis, von dem niemand etwas erfahren durfte, mit einem schier unlösbar scheinenden

Konflikt, weil bei einem der Partner – auch so ein erwachsenes Wort – das Verfallsdatum abzulaufen drohte, und mit einer Romantik, die auf ihre vermurkste Art mehr Stimulation erzeugte, als jene, welche ihrem Alter entsprach.

Natürlich konnte man ihn auf kein Rockkonzert mitnehmen, und natürlich konnte man mit ihm nicht spontan »Scheiße bauen« wie mit den anderen Jungs, weil er ja eher so ein berechnender Typ war. Und natürlich interessierte er sich weniger für ihre wahren Sehnsüchte, als für ihre kleine Möse. Dessen war sie sich ganz sicher, weil er, sobald sie in einem geschlossenen Raum alleine waren, sofort seine Finger drin hatte – oder sonst irgendwas. Natürlich war es keine Liebe. Doch Lilith hatte die dunkle Ahnung, daß dieses Phänomen, das ihre Teenie-Zeitschriften geradezu mit religiöser Hingabe propagierten, noch lange auf sich warten lassen würde.

Alles war also in bester Ordnung, auch wenn ihr alter Liebhaber immer auffallender unter Streßsymptomen wie Augenzucken, Atembeschwerden und temporärer Impotenz litt und häufig paranoide Blicke um sich warf. Nur diese eine Sache mußte Lilith noch klären, die Sache, die sie schon beinahe vergessen hatte oder vergessen wollte, aber aus einem merkwürdigen Grund irgendwie nicht vergessen konnte. Was war es doch nur? Ach ja, die Sache mit der Pille ...

Nach eineinhalb Monaten pädagogischen Konkubinats, in denen sie sich als eine von den schmerzlich schönen Launen des Frauenschicksals gebeutelte Romanfigur betrachtete, erwachte sie eines Morgens unvermittelt aus einem sonderbaren Traum. Sie hatte von Liebe geträumt, von wahrer Liebe, und es hatte sich wieder am See abgespielt. Es war nachts, und die Sterne schienen vom tiefblauen Himmel herunter wie Myriaden von Glühwürmchen. Die Wasseroberfläche glich phosphoreszierendem Glas, als wäre sie von unten mit einem mystischen Licht angestrahlt.

Sie stand am Ufer und beobachtete einen rabenschwarzen

Vogel, der über dem See ganz langsam seine Kreise drehte. Lilith war gefangen vom Anblick des schwarzen Vogels, fühlte sich immer glücklicher, je länger sie seinen eleganten Bewegungen zusah. Dann steuerte er mit einemmal auf sie zu, flog mit seinen riesigen Flügeln, die so gemächlich zu schwingen schienen, als wäre es eine extreme Zeitlupenaufnahme, in ihre Richtung. Doch je näher er auf sie zuschwebte, desto deutlicher wurde sie gewahr, daß es sich um keinen gewöhnlichen Vogel handelte, sondern um ein fliegendes Fabeltier, um eine Sirenengestalt, welcher aufgrund eines Zaubers Flügel gewachsen waren. Die Vogelfrau flatterte immer näher, und sie sah ihre klaren, wie glühenden Augen, sah ihre wehenden, langen, rotleuchtenden Haare, wie sie sie besaß, und sah ihre freischwebenden gefiederten Waden und langen Vogelfüße mit den raubvogelartigen Krallen. Ja, das gespenstische Nachtwesen hatte Arme und Beine und Brüste und einen unwirklich begehrenswerten Körper mit den verführerischsten Rundungen, die sie bei einem weiblichen Geschöpf je erblickt hatte. Und Lilith wußte auf einmal, wer dieser unheimliche Engel war, denn keine metaphysische Kreatur stand ihrem innersten Wesen näher als diese: Lilith.

Und dann war sie endlich über ihr, riesenhaft, gewaltig, wie eine schwarze Wolke, die das Gefunkel der Sterne verdeckte, und Lilith schaute zu ihr auf und erkannte in ihrem Gesicht wie in einem Spiegel ihr eigenes Gesicht, nur viel anmutiger, gelassener, verlockender. Die Göttin, deren Flügel die imposante Spannweite eines Drachenfliegers aufwiesen und im silbrigen Licht speckig schimmerten, sank sanft zu ihr herunter, so daß sie sich gegenüberstanden. Wie schön sie ist, dachte Lilith, würde mir doch auch nur ein einziges Mal solch ein raffiniertes Make-up gelingen! Bloß daß diese Lilith kein Make-up trug. Die rubinroten Lippen, sie waren tatsächlich rubinrot, die pechschwarzen Wimpern und Lidstriche und Augenbrauen, kein Schminkstift hatte sie je angemalt, und die leichenblasse

Haut, sie war wirklich tot.

Lilith, die Göttin, lächelte abgründig. Dann neigte sie sich vor und küßte ihre irdische Doppelgängerin auf den Mund. Dabei biß sie ihr in die Unterlippe, und Blut quoll aus dem Biß hervor, strömte als dünnes Rinnsal zum Kinn hinab und tropfte danach auf ihre nackten Brüste, deren Warzen vor Erregung so groß wie Schnuller und sehr hart geworden waren.

»Den Samen rauben!« sagte die Göttin energisch.

»Ich weiß«, entgegnete Lilith.

»Die neugeborenen Kinder der in den Wehen liegenden Frauen rauben!«

»Ich weiß. Aber wann wird es soweit sein?«

»Nicht mehr sehr lang, Lilith, nicht mehr sehr lang ...«

Mit diesem Versprechen breitete Lilith ihre schwarzen Flügel aus, wobei sie sie um das Vielfache ihrer Körpergröße aufblähte, um sie dann wie gigantische gütige Hände über Lilith zusammenzuschlagen. Und unter der obszönen Finsternis dieser Flügel ergötzten sich die beiden Frauen, taten unaussprechliche Dinge, solche Dinge, die Lilith später nicht einmal bei ihrer »Arbeit« tun würde.

Der leiblichen Freuden war jedoch offenkundig etwas zu viel gewesen, denn als sie durch das Geräusch eines Flügelschlags aus ihrem lieblichen Traum gerissen wurde, war ihr unwohl. Sie glaubte, sich gleich an Ort und Stelle auf ihr Kissen erbrechen zu müssen, konnte sich aber noch mit knapper Not bis zur Toilette schleppen und ihren Mageninhalt der Klosettschüssel anvertrauen. War sie das Opfer einer Fischvergiftung geworden? Ihr alternder Liebhaber hatte ihr am Abend zuvor im Nachbarort – die Stadt, in der sie wohnten, war für sie wegen der Gefahr des Gesehenwerdens Sperrgebiet – in einem Fischrestaurant Calamares mit Cocktailsoße spendiert. Oder lag es wieder an ihrer verfluchten Menstruation, welche immer noch mit Komplikationen einherging? Apropos Menstruation: Sie war seit

Wochen ausgeblieben, worüber sie sich bei Gelegenheit vielleicht ein paar Gedanken machen sollte.

Lilith setzte sich auf den Klosettdeckel und stützte sich mit dem Ellbogen auf den Waschbeckenrand. Ihr Magen rebellierte weiterhin, schien aber einstweilen Kräfte für einen erneuten Angriff zu sammeln und verhielt sich einigermaßen ruhig. Herr im Himmel, so übel hatte sie sich nicht mehr gefühlt, seit sie sich auf der letzten Silvesterparty einen Rausch angetrunken und hinterher im Chor mit ihren Freundinnen von der Brüstung eines in hundert Meter Höhe gelegenen Fernmeldeturm-Restaurants heruntergereihert hatte. Und die Qualität der Übelkeit war mit der letzteren nicht zu vergleichen. Sie gehörte eher zu der böartigen Sorte, die nach dem Erbrechen keine wesentliche Erleichterung verschaffte. Eher ernähre ich mich ausschließlich von Hirsebrei, als jemals wieder Calamares zu essen, schwor sie sich. Vielleicht sollte sie den Satz hundertmal aufschreiben, damit sie ihn nicht vergaß.

Plötzlich, wie eine übersinnliche Eingebung, kam ihr ein alarmierender Gedanke. Rasch hob sie ihr Nachthemd hoch und schaute auf sich herab. Die Oberfläche ihrer Scheide war aufgerauht. In Panik ergriff sie ihre Brüste und stellte fest, daß sie ein wenig geschwollen waren. Das waren ja komische Calamares gewesen. Sie beschloß, einen anderen Satz hundertmal aufzuschreiben, damit sie ihn nie mehr vergaß: Ich muß immer die Pille nehmen!

Sie erzählte es ihm am gleichen Morgen, als er seinen Wagen auf dem Lehrerparkplatz abstellte. Zunächst hielt er es für einen schlechten Scherz und meinte, es wäre riskant, wenn man sie hier zusammen sehen würde. Hatte sie im übrigen nicht beteuert, daß sie die Pille nehme? Ihr kam es so vor, als rede er von einem Zaubertrunk, der ihm zu einer Wunderheilung verholfen hatte. Dann, als er endlich den Ernst der Lage erkannte, riet er ihr zu einer einfühlsamen Maßnahme: Treib's ab! Sie begann zu weinen. Sie hatte gedacht, daß er sich aufregen würde, weil

durch die veränderte Situation seine Favoritin für die Meisterschaften ausfiele. Nun ja, das Geräteturnen hatte er mittlerweile zur Genüge ausgekostet. Er hatte jetzt andere Probleme.

»Warum soll ich es tun? Ich will die Schule sowieso hinschmeißen. Da kann ich ebensogut ein Kind bekommen und es großziehen«, phantasierte sie, als sie sich nachmittags zur Krisensitzung in die Blockhütte begaben, wo sie so viele schöne Stunden verbracht und so viele dumme Träume gesponnen hatten. Er saß wie ein Haufen verdorbener Früchte auf dem ungemachten Bett, eigentlich sein Spielplatz kosmischer Freuden. Seine Hände zitterten, und zum ersten Mal fiel ihr auf, daß auch sein Kopf leicht zitterte, wie sie es bei alten Knackern oft beobachtet hatte. Er holte tief Luft und vergrub sein Gesicht in den Händen.

»Wie stellst du dir das vor? Ich bin verheiratet.«

»Na und, laß dich scheiden. Du stehst doch ohnehin auf jüngere Modelle, was das angeht. Viele in deinem Alter würden sich sogar von ihren Armen und Beinen scheiden lassen, wenn sie dafür so was wie mich kriegten.«

»Nein, nein, nein. Du kapiert nicht. Ich habe gerade gebaut, mir einen neuen Wagen auf Kredit angeschafft, meine Kinder studieren, sie brauchen meine finanzielle Hilfe.«

»Verkauf den ganzen Mist. Und deine Kinder sollen für ihr Studium gefälligst arbeiten. ›Ich liebe dich so sehr, daß ich alles aufgeben könnte.« Hast du das nicht noch vorgestern behauptet? War da nicht sogar die Rede von einem neuen Leben, von einer Weltumseglung in einem alten Kahn, nur wir zwei in einem Boot, Karibik, Indischer Ozean, der ganzen kranken, wie sagtest du noch, *Zivilisationstretmühle* einfach den Rücken kehren und so? War das alles Lüge gewesen?«

»Nein. Aber nicht jetzt. Später.«

»Wann denn, wenn du neunzig bist?«

Plötzlich begann er zu weinen. Er brach einfach wie ein angeschossenes Tier auf dem Bett zusammen und heulte aus allen Öffnungen seines Gesichtes, mit derartig imposanter Tränenflut, daß Lilith befürchtete, daß bald sein ganzer Kopf auslaufen würde, wenn er so weitermachte. Wie jämmerlich und unmännlich er da gewirkt hatte. Was für ein desillusionierender Kontrast zu dem schlaunen Fuchs mit seiner dreisten Männlichkeit damals in der Duschkabine. Ein kleiner Junge, der hingefallen ist und nach der Mutter plärrt, damit sie ihm auf die schmerzende Stelle pustet. Das Alter, die Erfahrung, die Sicherheit und Schutz einflößende Aura des reifen Mannes, alles nur Schmierentheater für ein kleines Mädchen, das auf die üblichen Taschenspielertricks des ewigen Geilhubers allzugern hereinfallen wollte. In Wahrheit ging es ausschließlich um einen technischen Kunstgriff, nicht wahr? Daß er sein altes Ding in ein junges Ding reinstecken konnte. Und die Befriedigung darüber, daß er es denen mit den ganz harten Dingen gezeigt hatte, daß er mit ihnen immer noch mithalten konnte.

Sie legte ihre Hand auf das fadenscheinige Büschel Haare auf seiner wie poliert wirkenden Kopfhaut und tätschelte mütterlich seinen Schädel.

»Du kannst aufhören zu weinen. Ich habe nur geträumt. Sorg dafür, daß es schnell und streßfrei über die Bühne geht. Und sorg dafür, daß ich dich danach nie mehr sehen muß.«

»Wirklich?« fragte er ungläubig, als habe man seinen Kopf wieder aus der Schlinge gezogen, weil im letzten Moment das Gnadengesuch bewilligt worden war. Dann hellte sich sein Gesicht schlagartig auf. »Und du wirst keinen Aufstand machen, meine Frau anrufen oder etwas in der Art?«

Es schien ihn kein bißchen zu bekümmern, daß er künftig nicht mehr aus dem Jungbrunnen schöpfen würde. Frau, Auto, Haus, Studium der Kinder, diese alten Herren schienen in diesem einfallslosen Bausatzkasten gefangen zu sein wie Ratten im Labyrinth. Doch vielleicht irrte sie sich, und er war

inzwischen auf eine Neue scharf. Möglicherweise auf die blondmähige Nicole, die Schwimmerin, die in seiner Gegenwart immer häufiger von rätselhaften Bück-Attacken heimgesucht wurde, so daß er eine ungehinderte Sicht auf ihre unzweifelhaft überwältigenden Ballons erhielt. Hatte er in letzter Zeit nicht immer vernehmlicher darüber nachgedacht, daß der Schule eine professionell trainierte Frauenschwimm Mannschaft gut zu Gesicht stünde?

Zumindest war auf ihn hinsichtlich der Beseitigung des Schadens, den er angerichtet hatte, Verlaß. Er holte von ihren Eltern die Erlaubnis für eine zweitägige Reise zu einem vorgeblichen Turnier im Ausland ein, und gemeinsam fuhren sie über die Grenze, wo sie in einer Privatklinik als Vater und Tochter auftraten und die Frucht ihrer Blockhüttenromantik wegmachen ließen. Er war ein wahrer Gentleman und übernahm sämtliche Kosten, jedoch nicht, ohne dem Chefarzt vorher mit der kriminellen Bitte auf den Geist gegangen zu sein, den Eingriff auf dem Papier als eine Prostataoperation anzugeben, damit er das Geld von seiner Versicherung zurückbekäme. Als er sie vor ihrer Haustür ablud, beteuerte er, sich so rasch wie möglich in eine andere Schule versetzen zu lassen, damit die Trennung einen Endgültigkeitscharakter erhielt, wie sie es verlangt hatte. Freilich bemühte er sich kein bißchen darum, so daß die schmerzlichen Erinnerungen mindestens einmal am Tag in ihr hochstiegen, wenn sie sich auf dem Schulflur begegneten. Und sehr bald war von einer Versetzung keine Rede mehr.

Statt dessen ließ Lilith sich versetzen.

Ins Bordell.

Am Ende des Schuljahres trafen sie gleich zwei Schicksalsschläge. Ihr Vater starb, und ihr Zeugnis ließ keine andere Interpretation zu, als daß sie sitzengeblieben war. In der darauffolgenden deprimierenden Zeit – ihre Mutter wandte sich immer mehr der Religion zu, bis sie eines Tages, schon halb wahnsinnig, sich einer obskuren Sekte mit dem in der Tat

sauberen Namen »Heim der gewaschenen Sünder« anschloß – hatte Lilith auf die Wiederholung eines Schuljahres so viel Lust wie auf die Besteigung des Mount Everest. Sie verließ die Schule, nahm Abschied vom zuckersüßen Teenagerdasein und trat eine Stelle als Kellnerin in einem Schnellimbiß an. Die Bezahlung war dürftig, aber das wenige Geld sollte ohnehin nur einen finanziellen Grundstock bilden, damit sie von zu Hause ausziehen konnte.

Der Mann ihres Lebens, wenn sie diese Ehrenbezeichnung hätte je vergeben dürfen, erschien jeden Nachmittag im Lokal. Er bestellte immer das gleiche: ein Kännchen Kaffee, Apfelkuchen mit Doppelportion Schlagsahne und danach immer einen Cognac. Er war ein ausgefallener Typ, wie auch sein Beruf sehr ausgefallen war: Zuhälter. Selbstverständlich hatte sie ihn nicht danach gefragt, doch genauso wie man sich eine Hure nur anzuschauen brauchte, um zu wissen, womit sie ihr Geld verdiente, so waren auch die Angehörigen dieser Zunft an ihrem Äußeren augenblicklich zu identifizieren. Lilith hatte später oft darüber gerätselt, ob diese selbstgewählte Uniformierung die innere Berufung der Betroffenen versinnbildlichte, oder ob sie wie bei bestimmten Insektenarten Konkurrenten abschrecken sollte. Wie sie schnell erkannte, zog es die Kerle mehrheitlich zu Nappaleder und geschmacklosem, jedoch astronomisch teurem Schmuck. Siegelringe aus Massivgold, mit Rubinen besetzt, Diamantohrringe und Goldhalsbänder von derartig übertriebener Wuchtigkeit, daß man damit Garagentore hätte zuketten können.

Wie alle Männer in der Bums-Branche besaß auch ihr kontinuierlicher Gast einen Körper, bei dessen Anblick man sich zu jedem Gliedmaß problemlos das jeweilige Bodybuilding - Gerät vorstellen konnte, an dem es um das mindestens Dreifache seiner eigentlichen Größe aufgeblasen worden war. Und wie seine Kollegen war auch er außerstande, einen Wagen zu fahren, der keine sechsstellige Summe gekostet hatte.

Gleich bei der ersten Begegnung hatte es zwischen ihnen

gefunkt. Sie konnte förmlich den illuminierten Strahl sehen, der, entstanden durch den intensiven Blickwechsel, ihre beiden Augenpaare wie elektrisiert miteinander verband. Er hatte ein hartgeschnittenes Gesicht mit einer Backsteinkinnlade und tief in den Höhlen sitzenden, dunklen Augen. Es war sonnengebräunt, was entweder auf häufige Urlaube oder auf lebenslanges Wohnrecht im Solarium schließen ließ. Sein kräftiger Körper wirkte auf den Betrachter so, als sei er in dem Lederoutfit, in dem er steckte, wie gefangen und warte nur auf eine Gelegenheit, auszubrechen und mit der Erbarmungslosigkeit einer Naturkatastrophe über die Welt herzufallen. In der Nähe dieses Körpers konnte man die mühsam kontrollierte Gewalt, die wie selbstverständlich gehandhabte Macht, das Geld und das Blut riechen. Später, als sie schon auf dem Gleis fuhr, auf das er sie unmerklich gelotst hatte, als es schon wirklich zu spät war, um das Gleis zu verlassen, sollte sie dahinterkommen, daß genau diese zwischen Roheit und Sinnlichkeit schwankende Ausstrahlung sein Hauptgeschäftskapital war, das Rohmaterial, das er immerzu zu veredeln suchte und das seine Wirkung auf Frauen wie sie kaum verfehlte. Später, als sie die Musik ihres Lebens in ihrer ganzen Klarheit hören konnte, erkannte Lilith, daß der Takt zu dieser Musik stets von Männern gegeben worden war. Da wußte sie, daß sie, bei Lichte besehen, niemals wirklich den Samen des Mannes geraubt hatte, sondern der Mann ihre Seele. Ihre übernatürliche Schönheit, ihre totale Weiblichkeit, *ihr* Rohmaterial war ihr in Wahrheit stets zum Verhängnis geworden. Doch zu jener Zeit, in diesem kleinen, schäbigen Restaurant, als sie ihr Schicksal abermals in die Hände eines Mannes legte, ohne das fatale Muster zu erkennen, erschien ihr das Leben wie ein gerade zu aufregenden Ferienzeilen ausgelaufener Luxusdampfer und der dubiose Nachmittagsmann wie die erste exotische Sehenswürdigkeit.

Den Gang der Geschehnisse hätte sie unter der Rubrik »sehenden Auges« verbuchen können, wahrlich ein Thema, über

das sie gern eine Doktorarbeit geschrieben hätte, als ihr Jahre danach alles klar wurde. Denn sehenden Auges ließ sie sich etappenweise in einen Sumpf hineinziehen, wobei sie bei jeder einzelnen Etappe glaubte, der Sumpf sei lediglich eine Filmkulisse und sie selbst eine Zuschauerin mit der Freiheit, das Kino jederzeit verlassen zu können.

Charmant sprach er sie an, witzig, mit neckischen Krähenfüßen unter den lachenden Augen. Diese Selbstsicherheit, als würde ihm die ganze Welt gehören! Was um Himmels willen, eine so hübsche Frau wie sie bloß in einem so miesen Laden verloren habe. Sei ihr sein Steckbrief draußen vor der Tür nicht aufgefallen? Niemand zuvor hatte sie je Frau genannt. Dennoch reagierte sie schnippisch, teils um ihre Abscheu gegen sein Gewerbe zum Ausdruck zu bringen, teils um ihm die Sache nicht so einfach zu machen. Doch er gab nicht auf, bemühte sich. Der Trick, mit dem er einen großen Fisch ans Land zog, war allein für einen Sachkundigen durchschaubar, wie sie später einer werden sollte. Er gab sich das Gehabe eines mit viel Zeit und Geld gesegneten, besonders jedoch eines sich mit nichts anderem als mit den romantischen Kaprizen des Liebeshändels beschäftigenden Mannes. Lebensart und -sinn drehten sich offenkundig allein um diese eine Sache. Vor allen Dingen jedoch schien er keine Eile mit dem körperlichen Nahkampf zu haben wie all die anderen Männer. Auch das gehörte zu seiner schlaun Strategie, würde sie Jahre danach konstatieren: bei der Beute niemals das Gefühl einer schnellen Liebschaft aufkommen lassen, sie die Ouvertüre der sinnlichen Blicke und der herben Männergesten so lange wie möglich auskosten lassen. Und gerade weil diese Methode so gut funktionierte, ließ sie ihn, wie sie glaubte, lange zappeln, um den schwarzen Zauber, den er so fabelhaft zu inszenieren wußte, nicht durch eine übereilte Aktion zu zerstören. Und geriet so langsam, aber sicher in den Sog jener speziellen Schizophrenie, von der allein weibliche Hirne Opfer werden konnten: das

Wissen, daß er zu seinem Geld durch Frauen kam, denen er Liebe vorspielte und die er an andere Männer verkaufte, und die Einbildung, daß man *die* Ausnahme sei, weil es sich ja in diesem Falle um echte, sämtliche Realitäten sprengende Liebe handelte. Er hatte Macht über Frauen, die er betrog und mit dem Tode bedrohte. Sie jedoch hatte Macht über ihn. Wenn das nichts war!?

Eins kam zum anderen. Er schenkte ihr eine Brosche mit opalisierenden Edelsteinen. Sie ließ sie heimlich schätzen und fiel fast in Ohnmacht, als sie erfuhr, daß ihr Wert soviel betrug wie fünf ihrer Monatsgehälter. Sie war gerührt. Er bot ihr an, sie in seinem Wagen nach Hause zu fahren, einem fabrikneuen, signalroten 500er Mercedes Cabrio. Unterwegs erzählte er ihr von dem »Geschäft«. Die normalste Sache der Welt. Die Frauen taten es freiwillig, aus Spaß an der Freude. Einen geringen Teil des Geldes luden sie bei ihm ab, weil er eine Art Manager war und ihnen seinen Schutz angedeihen ließ. Er war stark. Die Geisteshaltung war ausschlaggebend, nicht was diese hassenswerten Spießer über die ganze Sache dachten. Lilith beschloß, die Spießer ebenfalls zu hassen.

Dann kam er auf die Liebe zu sprechen, sein Lieblingsthema. Große Worte, bedeutende Worte, Worte voller Klugheit und Sensibilität, solche, die sie aus dem Munde eines Mannes noch nie zuvor gehört hatte und die sie beeindruckten. Freilich verstand sie nur die Hälfte von dem, was er in der Rolle des intimen Kenners der Materie und des philosophierenden Machos von sich gab. Irgendwie ging es um die Unbedingtheit in der Liebe, welche alle Normen, alle biedereren Moralvorstellungen automatisch aufhob und an ihre Stelle ausschließlich eine von den unergründlichen Gesetzmäßigkeiten der Liebe geleitete Lebensart setzte. Aha! staunte Lilith. Ein Mann, ein wirklich liebesfähiger Mann, konnte mehrere Frauen gleichzeitig lieben – so wie er. Aha! Dasselbe, was seine Frauen für ihn taten, würde er selbstverständlich auch für sie tun, wenn die Spielregeln der

Welt nicht so wären, wie sie nun einmal waren. Lilith stellte sich kurz vor, wie der arme Kerl in einer verdrehten Welt für seine Nuten auf den Strich ging, und erschauerte. Geld besaß für ihn in Wahrheit überhaupt keine Bedeutung, sondern diente lediglich dazu, eine von stumpfsinniger Arbeit und krankmachender Kleinbürgerlichkeit befreite Existenz zu führen. Aha!

Der Mercedes mit dem offenen Verdeck kam an diesem Abend nicht an sein Ziel. Statt dessen wurde er, auf einem abgeschiedenen Waldweg parkend, zur Liebesmuschel für ein ungleiches Liebespaar. Die körperliche Verschmelzung mit ihm war für sie wie eine göttliche Erleuchtung, wie die Erlangung einer transzendenten Bewußtseinsebene. Kein anderer Mann war mit ihr in erotischen Dingen so grundlegend anders verfahren, hatte sie quasi einer Behandlung unterzogen, während derer sie zwischen Angst und unfaßbarer Lust taumelte. Er war ein Virtuose und sie selbst sein williges Instrument. Sein muskelbepackter Leib, der sich so geschmeidig zu bewegen schien wie ein geheimnisvolles Unterwasserwesen und den überall abenteuerliche Tätowierungen schmückten, ergriff mit jeder neuen Umschlingung ein Stück mehr Besitz von ihr, überwältigte, besiegte sie, rang ihr Innerstes nieder, mit derartiger Vehemenz, daß sie sich tatsächlich in seinem Besitz wähnte, als er schließlich mit unangebrachter Härte in sie eindrang. Mit derselben Härte, ja, schier mit Gewalt, vollzog er dann den Akt, gerade so, als wolle er mit seinem rasenden Ding irgend etwas in ihr brechen oder den letzten Schutzwall, der in ihren intimsten Organen ruhte, niederreißen. Obwohl es sehr schmerzte und obwohl sie spürte, daß das, was er tat, nichts mit herkömmlichem Sex gemein hatte, sondern eher die unumkehrbare Inbesitznahme besiegeln sollte, wurde sie auf der Stelle süchtig nach diesem qualvollen Gefühl, gab sich ihm völlig hin. Der Grund dafür blieb ihr schleierhaft. Doch wahrscheinlich war er derselbe, der jede Beziehung einer Frau

zu einem destruktiven Mann prägte: Die, die roh waren, nicht bettelten, einfach nahmen und einem Schmerzen zufügten, waren auch zugleich die urwüchsigsten, diejenigen, die noch am ehesten die Sehnsüchte einer Frau nach ungepanschter Männlichkeit erfüllten. Sie machten keine Witze über Sex, denn dieser stellte einen sehr ernsten Teil ihres Lebens dar. Sie fürchteten sich nicht vor den Folgen ihrer Spermienfluten, weil sie sich sicher waren, daß kein anderer Mann es wagen würde, sie zur Verantwortung zu ziehen, schon gar nicht die leidtragenden Frauen. Sie waren einfach schlecht, gemein, pflichtvergessen. Aber Männer! In Reinkultur. So wie jede Frau sich einen Mann, einen schmutzigen Mann, in ihren geistig entrückten Stunden herbeisehnte.

Es folgte der routinemäßige Honeymoon, der in ihren Augen nicht die Spur von Routine aufwies, weil sie vom professionellen Geködertwerden keinen blassen Schimmer hatte. Daß der »Honeymoon« in Zuhälterkreisen ein feststehender Begriff war, sollte sie ebenfalls später erfahren. Wenn sie sich heute zurückerinnerte, da die Männer samt ihren absonderlichen Finessen verschwunden waren, kam ihr diese Zeit wie ein bunter Rausch vor.

Hamburger und Fritten servieren brauchte sie natürlich nicht mehr. Der üble Fettgeruch, der sich beim Umgang mit dieser Kost in der Haut einnistete, wäre auch in der parfümgeschwängerten Luft der französischen Restaurants, wohin sie allabendlich ausgeführt wurde, einem Gasbombenangriff gleichgekommen. Kleider, Schmuck und Kosmetika gab es gleich zentnerweise. Wenn sie gemeinsam durch die Stadt spazierten, was sie sehr genoß, brauchte ihr Blick nur zufällig ein paar Sekunden an einem begehrten Artikel in der Vitrine eines Nobelgeschäftes haften zu bleiben, und schon stürmte er mit ihr hinein und erstand gleich die ganze Kollektion, oft sogar gegen ihren Willen. Für das Geld, das er für ein flüchtiges Shopping verpulverte, hatte ihr Vater sich einen ganzen Monat

krummlegen müssen, und sie wußte dann nicht so genau, ob sie bei dieser Erkenntnis in Trauer verfallen oder vor Glück zerspringen sollte.

Eine Woche Urlaub auf einer Südseeinsel, ein Kostüm von Gianni Versace zu Weihnachten, ein hübsches Mietapartment inmitten der Stadt – es war überwältigend, *er* war überwältigend. Und das Überwältigendste war, es würde nie aufhören, es würde immer so weitergehen. Da war kein Abgrund, auf den sie unaufhaltsam zusteuerte, keine Schulden auf der Bank, die irgendwann abbezahlt werden mußten. Ihr großzügiger Freund behielt die ganze schöne Zeit über seine Liebenswürdigkeit bei, wenn man von seinen schier brutal zu nennenden Sexpraktiken einmal absah. Aber hatten nicht alle Männer in dieser Beziehung einen Spleen?

Der Tag, der ihr immer noch unschuldig zu nennendes Leben beendete wie die Diagnose einer tödlichen Krankheit, war ein ganz besonderer gewesen. Sie wurde an diesem Tag achtzehn und damit volljährig. Sie hatte in ihrer kleinen, aber edel ausgestatteten Küche italienisch gekocht, um bei Kerzenschein und romantischer Musik mit ihm zu zweit Geburtstag zu feiern. Bei seinem Eintreffen hatte er sich seltsam bekümmert und schweigsam gegeben, so, als habe sein Mercedes bei einem Überholmanöver mit einem Porsche den kürzeren gezogen, und es hätte sie stutzig machen müssen, daß er eine müde Ausrede vortrug, weshalb er nicht dazu gekommen sei, ihr ein Geburtstagsgeschenk zu besorgen. Das Geschenk war ihr einerlei; er hatte sie bereits derart massiv beschenkt, daß es für hundertzwanzig Geburtstage gereicht hätte. Doch gerade diese Ungereimtheit stellte die eigentliche Veränderung dar, denn bei so bedeutsamen Terminen war er mit der Schenkerei sonst besonders pingelig gewesen.

Als er nach einer Stunde immer noch lustlos in seinem Teller herumstocherte, stellte sie ihn schließlich zur Rede. Und er gab Antwort, bereitwillig, mit derartiger Freimütigkeit, daß sie am

Schluß seines Bekenntnisses dachte, sie träume oder habe sich wie in jenem TV-Spot von ihrem Körper entfernt und betrachte ihre irdisch-abstrusen Konflikte von einem jenseitig-abgeklärten Standpunkt. Er begann damit, daß er sie sehr liebe, daß er noch nie eine Frau mit solcher Inbrunst geliebt habe. »Ich liebe dich! Ich liebe dich!« sagten alle Männer wie sprechende Puppen mit eingeschränktem Speicherchip, wenn sie mit Frauen etwas im Schilde führten. Und die Frauen hörten es gern, wenn Männer zu ihnen diese drei Zauberworte sprachen, wohl ahnend, daß sie keinen größeren Liebesbeweis zu erwarten hatten. Sie wisse ja wohl inzwischen, wie er zu seinem Geld komme, fuhr er mit dem geschwellenen Pathos des Desperados fort. Die Sache sei nur die, daß ihm in seiner Verliebtheit die Zügel aus der Hand geglitten seien und er nun pleite sei. Konkurrenten, zur Liebe gar nicht fähig, hätten die Situation ausgenutzt und ihm sein »Geschäftskapital« abspenstig gemacht.

Dann sagte er etwas sehr Mutiges, etwas, das das Vögelein hätte veranlassen können, in letzter Sekunde davonzufliegen, bevor es sich unwiderruflich im Netz verding. Trotz des Desasters wolle er wieder bei Null anfangen, bekannte er – mit ihr!

Während er seine geschäftliche Misere dargelegt hatte, war Lilith in pessimistische Tagträumerei geschlittert. Sie hatte sie beide schon in dem miesen Schnellimbiss, kostümiert mit diesen affigen Uniformen, die schreiend bunten Kunststofftablets herumreichen sehen, gramebeugt, an freche Kinder Luftballons verteilend, vertrieben aus dem Paradies der augenblicklich erfüllbaren Konsumwünsche. Aber sein soeben offenbarter Schlachtplan übertraf das Befürchtete um Längen und erwischte sie wie ein Hammerschlag frontal im Gesicht. Natürlich würde sie es nicht tun, war ihr erster Gedanke – mit schmierigen, abstoßenden Männern für Geld ins Bett gehen, und dann auch noch in Serie. Niemals!

Er jedoch bewahrte trotz ihrer lautstarken Empörung die Ruhe

und begann mit der mühseligen und verblüffend kunstvollen Überzeugungsarbeit, dem Know-how seiner Gilde. Menschen, die sich liebten, taten alles füreinander, erinnerte er sie an seine weisen Ergüsse. Er würde es ja auch für sie tun – schon vergessen? Wolle sie ihre besten Jahre damit vergeuden, an quengelige Idioten Jeans zu verkaufen oder Latrinen zu scheuern für ein Gehalt, von dem sie sich nicht einmal ein Zimmer in der Stadt leisten könne, geschweige denn dieses hübsche Apartment? Sie wisse ja wohl inzwischen, wie Geld schmecke. Außerdem sei auch gar nichts dabei. Auf die Betrachtungsweise komme es an, nicht auf die Vorgaben einer Spießermoral. Schon vergessen? Sie müsse die ganze Angelegenheit als eine Art Sport ansehen, und genauso wie der Sport könne auch diese Erfahrung Lustgewinn erzeugen – wenn sie es denn möchte. Es komme darauf an, was man selber aus einer Sache mache, nicht, was andere daraus machten.

Er kenne da einen exquisiten Laden, in dem ausschließlich Männer von Welt verkehrten. Arme Schlucker und Rüpel würden gleich an der Tür abgewiesen, eigentlich sei der Ort mehr ein Kontakttreff für reiche Geschäftsleute, die eine Begleitung für entspannte Mußestunden suchten. Und wenn einer es mal übertreibe, dann solle sie es in Gottes Namen genießen, anstatt gleich die Nonne herauszukehren. Das hätte nicht das geringste mit einem schmuddeligen Strich gemein, sondern sei *die* Topadresse. Es wäre eine Ehre, wenn man in diesem feinen Club aufgenommen würde. Und niemals dürfe sie vergessen, daß er sich wegen ihr ruiniert habe. Sie sei ihm etwas schuldig, nicht wahr?

Die Kerzen waren längst heruntergebrannt, als er endete, und eine traurige Dunkelheit lastete im Raum, welche jeden Gedanken an einen Morgen, an dem wieder die Sonne hervorkommen und die Welt in Licht tauchen würde, vereitelte. Er küßte sie leidenschaftlich, zog sie voller Zärtlichkeit aus und liebte sie dann auf dem Tisch auf seine rabiate Art und Weise.

Doch diesmal weinte sie. Denn die Schmerzen, die er ihr zufügte und die ihr junger Körper zuvor ganz gut ausgehalten hatte, fanden nun auf einmal Zugang zu ihrer Seele, und jeder seiner gnadenlosen Stöße ließ dort schlimme Wunden aufklaffen, von denen sie glaubte, daß sie wie alle solche Wunden irgendwann einmal wieder verheilen würden, es aber nie taten. Während sie wie ein Sparringspartner durchgerüttelt wurde, und ihr dabei die Tränen die Schläfen entlang in die Ohren rannen, fand in ihrem Kopf etwas statt, das einem bitteren Gemenge aus Bilanzziehen und Entscheidungsfindung gleichkam.

Irgendwas hatte sie falsch gemacht, dachte Lilith, gleichgültig, aus welcher Perspektive sie es auch betrachtete, irgendwie waren die Dinge nicht so gelaufen wie bei den anderen Mädchen. Sie hatte das Gefühl, daß sie einige wichtige Phasen ihres Lebens übersprungen hatte und vorschnell in einer Welt gelandet war, die zu ertragen einer dicken Schicht Vernarbung bedurfte. All die taufrischen Knaben, aus denen eines Tages Männer werden würden, waren an ihr vorbeigegangen wie Fehllieferungen aus einem Versandhaus, die entgegenzunehmen man sich weigert, ohne in die Schachtel hineingesehen zu haben. Statt dessen hatte es sie zu einem Reich hingezogen, in dem die Liebe zwischen den Geschlechtern, ihres jugendlichen Zuckergusses beraubt, in ihrer ganzen kahlen Triebhaftigkeit und Falschheit bloßlag. Dies war das Reich der erwachsenen Männer, ein seltsames Reich, wo man selbst beim Geschlechtsverkehr log, Glücksgefühle durch Geld entfesseln konnte, und wo Frauen als Schachfiguren in einem mindestens zehn Züge im voraus zu berechnenden Spiel auftauchten. Da konnte eine kleine Lilith leicht die Orientierung verlieren, auch wenn sie in ihrer weiblichen Selbstüberschätzung glaubte, sie habe alle Fäden in der Hand.

Aber wie sah die Alternative aus? Zurück zu den jungen, unschuldigen Männern? Unschuld konnte man wohl nur

ertragen, wenn man selbst unschuldig war, ansonsten reizte sie zum Spott oder zur Rührung. Es war ihr unmöglich geworden zu träumen, stellte sie trübsinnig fest. Schlimmer noch, sie sah all die ihr zur Verfügung stehenden Lebensoptionen mit einemmal vor sich wie Schnappschüsse in einem liebevoll arrangierten Album, und war entsetzt darüber, daß in ihr so gar keine Sehnsucht aufkommen wollte. Unendlich viele Zukunftsbilder wirbelten vor ihrem geistigen Auge, für Bruchteile von Sekunden sichtbar: Da war das Leben mit dem einfühlsamen Studenten, wie sie in seiner winzigen Bude mit Klo auf dem Gang die Geheimnisse ihrer Körper erkundeten, im Sommer durch fremde Länder trampften, seinen Examensabschluß mit billigem Fusel feierten, wie sie immer älter und wohlhabender wurden, sich in teuren Betten auseinanderlebten und schließlich durch eine teure Scheidung trennten. Oder der junge Arbeiter, brennend vor Ehrgeiz, es zu etwas Besserem zu bringen als seine von knochenharter Maloche verschlissenen Eltern. Sie würden früh heiraten, früh Kinder zeugen, zwei Mädchen und einen Jungen, in einem Vorort ein kleines Häuschen bauen, später einen Anbau, vielleicht eine zweite Garage. Nachmittage mit den Freundinnen beim Kaffee mit Lockenwicklern in den Haaren, die Vorteile des neuerrichteten Supermarktes und der Seitensprünge erörternd. Der erste Schultag der Tochter, die Entdeckung des ersten weißen Härchens im Spiegelbild, Streßurlaub mit den Kindern in Italien, von dem man trotzdem monatelang schwärmte, Sex, der ohne Alkohol nicht mehr funktionierte, Beerdigungen, Verdacht auf Brustkrebs bei der besten Freundin, Junior gewinnt einen Meisterschaftspokal beim Volleyball und so weiter und so fort. Männer, in die sie sich verlieben und die sie heiraten würde, Orte, in denen sie leben und alt werden würde, Kinder, die sie gebären und großziehen würde ... Dinge, die nie stattfinden würden. Weil sie sich in Wirklichkeit schon entschieden hatte. Weil eine innere Stimme ihr zugeflüstert hatte, daß ihre wahre Bestimmung in dem

schmutzigen Halbdunkel läge, wo ihr lieber Freund für sie bereits einen Platz reserviert hatte, und nirgendwo anders. Weil sie nicht mehr zu dem Schnellimbiss mit den unschuldigen Männern zurückkehren konnte, wo es vielleicht Liebe gab, aber kein Lebensfieber, und wo die Lebensziele der Menschen genauso bescheiden und voraussagbar waren wie die Gerichte auf der Speisekarte.

Er brauchte nicht mehr so barbarisch in sie hineinzustoßen, um seine Inbesitznahme ihres Körper zu dokumentieren, ging ihr plötzlich auf, auf der Leiter der Erkenntnis erneut eine Sprosse weitergestiegen. Er brauchte nicht mehr um sie zu kämpfen. Sein Ziel, sie mit seinem Geld, seinem verschwenderischen Lebensstil und seinen unbarmherzigen Stößen zu verderben, hatte er ja erreicht, und was sie anging, so wäre sie ihm wohl auch ohne diesen Schnickschnack verfallen. Es gab also kein Grund mehr, schmerzhaftes Rituale zu vollbringen. Deshalb ließ sie seinen Penis abrupt aus sich hinausgleiten und stoppte den wild wirbelnden Körper über ihr. Dann nickte sie.

In einem Punkt hatte er die Wahrheit gesagt, in einem anderen maßlos verharmlost und in dem letzten glatt gelogen. Die richtige Aussage bezog sich auf das Niveau des Bordells, in dem sie für zwölf Jahre arbeiten sollte. Es handelte sich in der Tat um das luxuriöseste Etablissement der Region, und daß Herr Niemand sich niemals dort hineinverirrte, lag weniger daran, daß er an der Gesichtskontrolle durch das verspiegelte Guckfenster gescheitert wäre, als vielmehr an seinem Mangel an Kleingeld. Ein Mann mußte die Banknoten schon heugabelweise schaufeln, um einen Tausender oder mehr für eine einzige Nacht mit einem Mädchen zu verpulvern. Der Kunstgriff, mit dem der Makel eines gewöhnlichen Hurenhauses getilgt wurde, war aufwendige Illusion. Zum einen war die Einrichtung in einer prächtig renovierten Altbauvilla mit einer kleinen Parkanlage untergebracht, von der wohl nicht einmal die nächsten Nachbarn wußten, was unter den schönen Stuckdecken jede Nacht vor sich

ging. Vielleicht ahnten sie es, aber da der Besucherverkehr sehr diskret gesteuert wurde und die Damen sich tagsüber nicht auf der Straße zeigten, gab es keinen Anlaß zu Beschwerden. Daneben war es auch für die Kunden auf den ersten Blick kaum wahrnehmbar, daß diese Institution der käuflichen Liebe diene. Ein mit antiken Möbeln und einer überlangen amerikanischen Bar aufgemetzter Salon empfing den Gast in einer Atmosphäre von höchster Noblesse, an deren konstanter Aufrechterhaltung erstklassige Kellner, Barkeeper, zwei im Hintergrund agierende Sicherheitsleute und eine Vermittlungsdame beteiligt waren. Selbst der leiseste Hauch flotter Erotik, der anderswo für ein paar Scheine zu haben war, war aus diesem Raum verbannt, und zu diesem erlesenen Flair trugen nicht zuletzt die Damen bei.

Der Hauptunterschied zu einem ordinären Puff bestand in der Bekleidung und im Benehmen der Akteure. Den Mädchen wurde aufgetragen, sich zwar modisch und stilvoll, jedoch in keiner Weise aufreizend oder gar anstößig zu kleiden. Sie sollten sich schlicht und einfach als junge Frauen mit Eleganz präsentieren, gerade so, wie sie es in ihrem konventionellen Alltag auch tun würden. Beim Augenkontakt mit einem interessierten Herrn war zwar ein Lächeln zur Aufmunterung erlaubt, aber auf gar keinen Fall auffordernde oder obszöne Gesten. Durch solcherart Zurückhaltung wurde an den Eroberungsinstinkt des Mannes appelliert, und auch wenn alle Beteiligten wußten, daß diese Rituale der weiblichen Scheu nur inszeniert waren, zeigte der Dreh doch jede Nacht beachtlichen Erfolg. Männer, die einer Prostituierten gleich zu Beginn Geld in die Hand drückten, entwickelten ein bloßes Bumsverhältnis zu ihr, was ein schnelles Versiegen der Lust verursachte und infolgedessen auch solche scheußlichen Gedanken, ob die Sache das Geld überhaupt wert gewesen sei. Außerdem erzeugte die ungehemmte sexuelle Verfügbarkeit von Frauen einen baldigen Respektverfall, so daß es bei der billigen Konkurrenz nicht selten zuging wie in einer Klamotte über die Psychodramen im

ehelichen Schlafzimmer.

Selbstverständlich war das Haus letzten Endes ein Puff und mitnichten »ein Kontakttreff für reiche Geschäftsleute, die eine Begleitung für entspannte Mußestunden« suchten. Es wurde darin gebumst und geächzt bis zum Herzinfarkt und noch manch Ärgeres getrieben. Und darin bestand die grandiose Verharmlosung, die ihr lieber Freund ihr so geschickt hatte unterjubeln können. Gewiß, die Männer, die an diesem Ort verkehrten, waren sehr, sehr nett, bestimmt netter, als sie es in verwandten Orten preiswerteren Kalibers sein würden. Aber wie selbst ehrbare Frauen wußten, basierte die männliche Nettigkeit letztlich auf der Erwartung hydraulischer Freuden. Diese Männer waren keineswegs dumm, im Vergleich zu ihren finanzschwachen Geschlechtsgenossen sogar wahre Geistesgrößen, und besaßen ein sehr feines Gespür für das Preis-Leistungs-Verhältnis, ohne die Romantik aus den Augen zu verlieren. Dennoch handelte es sich um unverhüllte Hurerei, eine Sache, welche aus dem Gedächtnis des Benutzers gelöscht war, noch ehe der Morgen graute. Das war der Punkt, der sie von anderen Frauen stets unterscheiden sollte. Obgleich nicht annähernd von derartig göttlicher Wohlgestalt wie Lilith, kaum mit solchem Arbeitseifer ausgestattet und noch weniger mit der ihr eigenen widerspruchsslosen Loyalität zum jeweiligen Partner, schafften es die anderen Frauen auf irgendeine geheimnisvolle Art und Weise, diese goldenen Mähner an sich zu binden, sie zu heiraten, Kontrolle über ihr Leben und über ihr Geld zu bekommen und sie schließlich gänzlich zu beherrschen, wogegen sie, Lilith, wie es aussah, verdammt war, immer und immer wieder das umgekehrte Verfahren über sich ergehen zu lassen. Es war ein Lebensmuster, und mit resignativer Gewißheit ahnte sie, daß sich daran niemals etwas ändern würde.

Gleich am Schluß ihres ersten »Arbeitstages« erfuhr sie, daß ihr Geliebter sie in einer wichtigen Angelegenheit angelogen

hatte. Er war keineswegs in Konkurs gegangen, weil er im Liebesrausch die Geschäfte hatte fahren lassen. Im Gegenteil, die Geschäfte liefen nie besser!

Nachdem sie von der Geschäftsleitung eingewiesen worden war, bezog sie im Salon an einem der hinteren Tische Stellung. Die Direktiven waren strengstens einzuhalten: keine theatrale Zurschaustellung von Wollust, keine Anbiederung, keine aggressive Anmache. Natürlich durfte ein Kunde sie direkt ansprechen, doch vorteilhafter war es, wenn sie einander von der Vermittlungsdame vorgestellt wurden, welche wie ein dienstbarer Geist zwischen den Gästen schwirrte und sich um ihr Wohl und Wehe kümmerte. Der Vorgang verlieh dem ganzen den Anstrich der Seriosität. Die Männer an diesem Ort sollten sich in die Frauen kurzfristig verlieben und sie nicht als beliebig verfügbares Frischfleisch betrachten. Dann zahlten sie auch mehr. Wenn ein Kunde intim zu werden wünschte, ging man in die oberen Stockwerke, wo jedes Mädchen sein eigenes Zimmer besaß. Im schwülstig barocken Stile von königlichen Schlafgemächern, wobei Farbe und Plüsch Gold und Seide ersetzten, waren diese Räume ganz auf die Illustrierung eines vermeintlich hohen Geschmacks ausgerichtet, inklusive Himmelbett mit Deckenspiegel, Tableaus von Treibjagden an den Wänden und einem Backsteinkaminvorsatz, hinter dem sich in Wirklichkeit die Heizung verbarg. Elektrische Kerzenattrappen hielten diese Lustkammer konstant in einem gedämpften Halbdunkel, was dem schwummerigen Gemütszustand der meist angetrunkenen Kunden entgegenkam und den exquisiten Einrichtungsschwindel auch fabelhaft kaschierte. Das einzig deplazierte Inventar war vielleicht der obligatorische Fernseher. Da aber einige Stammkunden sich den Umweg über den Salon ersparten, jedoch auf Pünktlichkeit wenig Wert legten, konnte es geschehen, daß ein Mädchen oft stundenlang alleine ausharren mußte, so daß die Fernsehunterhaltung unerlässlich war.

Liliths erster Kunde war ein mittelalterlicher Geschäftsmann,

der ein schlechtsitzendes, wie das Kunststoffhaarteil einer Puppe glänzendes Toupet trug. Er war weder besonders nett noch unangenehm, weder sonderlich gesprächig noch wortkarg, weder häßlich noch attraktiv. Eine unauffällige Figur, die in ihrer Firma und Familie wohl ihren Zweck erfüllte. Als sie gemeinsam die Stufen zum Separee hochgingen, befürchtete sie, daß er das Pochen ihres vor Aufgeregtheit rasenden Herzens hören könnte, eine völlig irrige Annahme, da sein Altmännerkeuchen alles übertönte. Im Zimmer wünschte er ihr beim Ausziehen zuzuschauen. Zu diesem Zweck machte er sich auf dem Bett gemütlich, setzte eine Brille auf, verschränkte geschäftsmäßig die Arme und heftete einen derart kritischen Blick an ihren Körper, als wolle er ein Warenmuster abnehmen.

Lilith geriet leicht in Panik. Unterschiedliche Dinge durfte sie nicht aus dem Sinn verlieren: sich die Dauer ihres Zusammenseins merken, Anzahl und Sorte der eingenommenen Getränke aus der kleinen Bar neben dem Bett ebenfalls, sich nach seinen Wünschen erkundigen, wie oft Geschlechts-, Oral- oder Analverkehr, dabei immer Präservative aufziehen, unauffällig, am besten vorher beim Toilettengang Gleitmittel auflegen, gedanklich die Sonderwünsche protokollieren, zum Beisammenbleiben für die ganze Nacht drängen, Zungenküsse möglichst abwehren ...

Gehörte das Zusehen, während man sich auszog, schon unter die Rubrik Sonderwunsch? Hatte er sich schon aus der Bar bedient? Er hielt bereits ein halbvolles Glas in der Hand, während sein sachlicher Augenausdruck immer mehr dem eines von Entzugsfolter getriebenen Junkies wich. Wann hatte er das bloß getan? Sollte sie ihn jetzt nach seinem Wunsch fragen?

Ihr rechter Arm hatte sich am Bügel des schwarzen Dessous verfangen – auch das noch! Als sie sich befreien wollte, driftete sie seitwärts, ihr rechter Fuß knickte ein, der Stöckelabsatz des Pumps brach, worauf sie das Gleichgewicht verlor und zappelnd wie ein Vogel mit bandagierten Flügeln der Länge nach

hinstürzte. Ihr erregter Zuschauer, der die ganze Slapstickaktion mit einer Kombination aus Erstaunen und sich steigender Wollust beobachtet hatte, stürmte daraufhin aus dem Bett und neigte sich zu ihr, scheinbar, um ihr wieder auf die Beine zu helfen. Dabei löste sich sein Toupet und fiel ihr ins Gesicht, gerade als sie peinlich berührt und hocherrötet wie ein Stoppschild zu ihm aufschaute. Lilith sog notgedrungen den übelkeitserregenden Schweißgeruch aus dem Innern des Haarteils ein, was ihr mehr zu schaffen machte als die Schmerzen durch den Sturz. Wenigstens ist er hilfsbereit, tröstete sie sich, um schon im nächsten Moment gewahr zu werden, daß dem ganz und gar nicht so war. Als sie den stinkenden Haarersatz endlich von ihrem Gesicht geschüttelt hatte, stellte sie voller Unglauben fest, daß er, die Gunst des Augenblickes nutzend, sich bereits seiner Hose entledigt hatte und dabei war, in sie einzudringen.

Am schweißstriefenden Finale der Tragikomödie hatte sie ihre erste und wichtigste Lektion gelernt. Man durfte in diesem delikaten Job niemals die Kontrolle über das Geschehen verlieren, das Festsetzen der Spielregeln unter keinen Umständen dem Freier überlassen. In ihrer Konfusion hatte sie weder ein Präservativ aufgezogen noch Menge und Sorte der Getränke registriert noch von vornherein die gewünschte Sexualpraktik in Erfahrung gebracht. Außerdem hatte sie etwas getan, das sie nie, nie, nie mehr tun durfte, wollte sie nicht am Ende der Woche wegen lebensgefährlicher Psycho-Karambolage in die Irrenanstalt eingeliefert werden: Sie hatte mit dem Kerl richtig gebumst! All die Ratschläge und Kniffe, die man ihr vorsorglich eingetrichtert hatte, waren im Augenblick ihres ersten großen Auftritts wie ausgelöscht gewesen, und sie hatte sich des buchstäblichen Fremdkörpers angenommen wie eines Geliebten. Mit Herz und Seele, seine Geilheit dadurch zu stillen suchend, indem sie sich selbst ein diffuses Begehren erlaubte. Das war die wahre Hurerei, stellte sie nun voller Entsetzen fest.

Sie mußte aufhören damit. Sie mußte aufhören, dabei etwas zu empfinden.

Er keuchte laut und rasselnd über ihr, stolz auf sein Tagewerk und aus den Poren säuerlich riechenden Schweiß absondernd. Dennoch vermochte das Keuchen Liliths Schluchzen nicht zu übertönen. Sie klammerte sich äffchenhaft und mit tränenüberströmtem Gesicht an ihn, so wie sie sich als kleines Mädchen an ihren Adoptivvater geklammert hatte, wenn sie böse hingefallen war. Damals hatte sie nicht gewußt, daß sie sich aus der Umklammerung dieser alten Männer niemals würde lösen können. Nun wußte sie es. Und diese Erkenntnis versetzte sie schlagartig in einen Gefühlszustand, den sie sich nie zuvor gestattet hatte: das Gefühl der Unabänderlichkeit – dem Schicksal.

Am nächsten Morgen, als die Sonne erstaunlich unpassend in den berückendsten Purpurfarben hinter dem nahe gelegenen Tannenwäldchen aufging und die laue Frühlingsluft erfüllt war vom Wohlgeruch erblühender Pflanzen, fuhr ihr lieber Freund vor, um sie von der »Arbeit« abzuholen. Seltsam, er saß nun anstatt in dem standesgemäßen Mercedes SL in einem klapprigen Ford-Kombi. Hatte infolge des Konkurses auch sein stets akkurat polierter, mit schier infantiler Liebe gepflegter Augapfel dran glauben müssen? Es war eine einzige Abfolge trauriger Impressionen.

Lilith stieg ein, lehnte sich, noch immer zerschlagen von den niederschmetternden Eindrücken der letzten Stunden, gegen seine starke Brust, schloß die Augen und wartete darauf, daß er ein paar tröstende Worte an sie richten und dann losfahren würde. Doch er tätschelte lediglich geistesabwesend ihre Haare und zündete sich eine Marlboro an. Es hatte den Anschein, daß er auf etwas oder jemanden wartete. Ein paar Minuten später, indessen das unergründliche Schweigen wie eine Giftwolke zwischen ihnen lastete, traten aus der massiven Eichenholztür der Villa drei Damen und näherten sich dem Wagen. Lilith

erkannte sie. Es waren Kolleginnen, die sie flüchtig kennengelernt hatte, etwa zehn, fünfzehn Jahre älter als sie selbst, verbrauchter, selbstbewußter, mit einem abgeklärten Zug um die Mundwinkel, den Männer wohl als »verrucht« interpretieren mochten. Wortlos und mit einem konspirativen Lächeln auf ihren verschminkten und wundgeküßten Gesichtern stiegen sie in den Wagen, und mit dem Scharfsinn eines Genies erkannte Lilith urplötzlich in Sekundenschnelle, daß ihr lieber Freund – weit entfernt von einem Bankrott – in den letzten Monaten seine ganze Energie in die Anschaffung eines neuen Pferdes für seinen Stall gesteckt hatte, ohne die Zügel der anderen Stuten aus den Händen zu lassen. Du sitzt in einer Nuttenkiste, sagte Lilith sich beinahe belustigt, ein gewöhnlicher Zuhälter und vier gewöhnliche Prostituierte, die sich eines Tages mit einer Rakete von dem übersichtlichen Planeten der Normalo-Frauen weggeschossen hatten und nun für ewiglich in einem bizarren Orbit der grenzenlosen Andockmanöver schwebten, ohne die Möglichkeit, je wieder heimkehren zu können, und ohne das Angebot der sie aufsuchenden Astronauten, sie zu ihrem Gestirn mitzunehmen. Wahrlich eine kosmische Scheiße!

»Wie wär's mit einem Sektfrühstück?« platzte er schließlich heraus, um die Spannung zu lösen, in Anbetracht der Tatsache, daß sie und die anderen Damen in dieser Nacht schon die Abfüllmenge eines kompletten Faschingsballs an Sekt gesoffen hatten, ein reichlich beknackter Vorschlag. So aufgekratzt wie er sich benahm schien er stark zu befürchten, daß sie nach der Entlarvung seiner tausend Lügen in ein grausiges Zeter und Mordio ausbrechen, es sich anders überlegen und alles hinschmeißen würde. Würde er in diesem Falle Gewalt anwenden? Drohungen, Erpressungsspielchen, ein paar von jener Sorte fachmännischer Schläge auf spezielle Körperteile, die kaum äußerliche Spuren hinterlassen, dafür jedoch extrem schmerzhaft innere Verletzungen verursachen? Höchstwahr-

scheinlich.

Doch er irrte sich. Daß er bezüglich seiner geschäftlichen Finanzkrise die Unwahrheit gesagt und ihr die drei weiblichen Aktivposten in der Hinterhand verschwiegen hatte, enttäuschte sie nicht so sehr wie der Umstand, daß seine ganze protzige Romantik nur inszeniert gewesen war. Dadurch schrumpfte er in ihren Augen zu dem kleinen, mittelmäßigen Zuhälter zurück, für den sie ihn am Anfang gehalten hatte. Aber was hatte er schon so unaussprechbar Böses getan? Er hatte lediglich seinen Beruf ausgeübt, nicht wahr, hatte hart gearbeitet, Investitionen getätigt, Zeit und Ehrgeiz aufgewandt, um erfolgreich expandieren zu können. Konnte man ihm das verübeln?

Und wie stand es mit ihr? Nicht so schlimm, wie es der erste Anschein befürchten ließ. Die Sachlage sah verteuelt danach aus, daß sie gegen eine hohe Garantiesumme an das Bordell verkauft worden war, Geld, das erst einmal abgearbeitet werden mußte. Folglich würde sie von den Früchten ihrer Plackerei vorerst nichts sehen. Natürlich konnte man sie nicht zwingen ... Oder doch? Lilith mochte über diese unappetitliche Variante der Geschichte nur mit Widerwillen nachdenken, weil ihr die Vorstellung von ihrem hübschen Gesichtchen als ein eingeschlagener Fleischklumpen nicht sehr behagte. Dennoch bestand kein Anlaß, für die Zukunft schwarz zu sehen und sich mit der Rolle der Leibeigenen für immer und ewig abzufinden. Im Gegensatz zu den drei Auslaufmodellen auf dem Hintersitz standen ihr nämlich Möglichkeiten offen, von denen so manch eine Gleitmittel-Kollegin nur zu träumen wagte. Sie war sehr jung und mit einer überirdischen Schönheit gesegnet. Wenn sie sich noch ein bißchen ins Zeug legte und im Lauf der Zeit mehr Routine gewann, konnte sie zur Attraktion der lokalen Branche werden. Sie konnte sich unentbehrlich machen. Man schlachtete nicht die Kuh, die sich gut melken ließ. Außerdem waren große Zweifel angebracht, ob er in seinem vorgerückten Alter je wieder eine solche Goldgrube würde erobern können. Durch das

Gegeneinanderausspielen der Geschäftsleitung und ihrem Beschützer konnte sie also dennoch zu einem sagenhaften Schnitt kommen, wenn nicht sogar in Bälde vollkommene Kontrolle über ihr Geld erlangen. Bis dahin mußte sie sich an die Spielregeln halten. Weise Voraussicht und Zähigkeit waren nun angebracht.

Immer noch herrschte eine explosive Spannung im Auto, die geradezu nach einem Funken, nach einem falschen Wort oder einer abfälligen Geste lechzte. Da sein aufgesetztes Angebot des Sektfrühstückes diese Mißstimmung kaum zu klären vermocht hatte, schien er drauf und dran, sie durch einen gewalttätigen Akt zu irgendeiner Reaktion zu provozieren und ihr damit in einem Aufwasch die Unumkehrbarkeit des eingeschlagenen Weges zu demonstrieren. Lilith kam die Situation nicht ungelegen. Jetzt konnte sie zum ersten Mal ihre umtriebige psychologische Vorgehensweise unter Beweis stellen, mit der sie in Zukunft als die clevere Nutte zu brillieren gedachte.

»Sektfrühstück?« fragte sie schnippisch und drückte sich schnurrend fester an seine Brust, wobei sie im Rückspiegel die vor Mißgunst versteinerten Nuttenvisagen der »Alten« genüsslich im Auge behielt. »Ist das für diesen Anlaß nicht etwas billig, mein Bester? Immerhin handelt es sich doch um meinen ersten Tag in einem Job, in dem ich noch verdammt viel vorhabe. Ich verlange Champagner!«

Als sei ihm Einblick ins Paradies gewährt worden, löste sich sein gereizter Gesichtsausdruck mit einem Schlag, und er verfiel in ein befreites Lachen. Dann setzte er eine Pranke auf ihre Schulter, riß sie energisch an sich, daß ihr die Luft wegblieb, startete den Motor und gab Vollgas.

Hoffentlich hast du nicht zu früh gelacht, Blödmann! dachte Lilith und stimmte in sein Lachen ein.

In den folgenden Jahren erreichte Lilith alles, was ihr an diesem desillusionierenden Morgen vorgeschwebt hatte, in

einem kürzeren Zeitraum als gedacht, und viel mehr als erträumt. Sie mauserte sich zu dem heißesten Mädchen im Geschäft, schlichtweg zum dukatenscheißenden Esel des ganzen Etablissements. Wenn sie mit ihrem berühmten Zeitlupengang den Salon betrat und entrückt lächelnd zur Bar spazierte, wurden die unentschlossen an ihren Drinks nippenden Männer geradezu von einer sakralen Ehrfurcht ergriffen, und wenige Minuten später hatte die umherschwirrende Verkupplungsdame alle Hände voll zu tun. Das brisante Problemchen mit ihrem lieben Freund löste sich auf verblüffend friedfertige Weise. Zwei Jahre nach ihrem Einstand, während denen sie von ihrem sauer verdienten Lohn außer dem bißchen Geschenkeluxus keinen Heller sah, eröffnete sie ihm, daß sie das Apartment verlassen und künftig in der Villa leben werde. Sie hatte diesen Schritt mit der Geschäftsleitung bereits abgesprochen, und man hatte ihr dort Rückendeckung zugesichert. Sie war inzwischen viel zu wertvoll geworden, als daß man ihren weiteren Werdegang dem raffgierigen Naturell eines drittklassigen Zuhälters anvertrauen konnte. Und siehe da – vermutlich, weil er sich über seine Bedeutsamkeit keinerlei Illusionen hingab –, er erklärte sich damit einverstanden, bot ihr sogar an, beim Umzug behilflich zu sein. Und wiewohl sie ganz genau wußten, daß er auf Grund dieser Wende niemals wieder an ihren Einnahmen würde partizipieren können, so wußten sie doch auch, daß das Geschehene auf irgendeine verdrehte Weise für beide Seiten ein faires Geschäft gewesen war. Dank ihr hatte er einen finanziellen Quantensprung bewerkstelligen, vom Mercedes auf einen feuerwehrroten Ferrari umsatteln können, und was sie betraf, war sie durch ihn zu einem lukrativen Job gekommen, mehr noch, zu einer Art Heimstatt, welche solcherlei wurzellosen Frauen wie ihr ein gemütliches Nest bot. Sie blieben Freunde, feierten Weihnachten, Ostern und Geburtstage zusammen, schliefen sogar gelegentlich miteinander, auch wenn das hochlodernde Feuer ihrer Anfangstage längst abgebrannt

war. Doch Nostalgie war wohl die einzige Glut, die nie erlosch und einen in manch einer kühlen Stunde zu wärmen vermochte.

Happy-End also? Nicht ganz. Es gab da einen kleinen Haken bei der Erfolgsstory von der Starprostituierten: Lilith wurde geisteskrank. Das wurden alle bei dieser Arbeit.

Lilith konnte über die Ursachen ihrer schweren Depressionen, ihrer absonderlichen Marotten und ihrer in immer kürzeren Abständen auftretenden Ausfälle nachdenken, soviel sie wollte, immer bezog sich die Antwort auf die ungeheuerlichen Dinge, die sie tagtäglich trieb. In Wirklichkeit nämlich war diese »Arbeit« gar keine Arbeit. Man nannte es so, was jedoch keinesfalls der Wahrheit entsprach. Es war ... es war ... ein permanenter Zustand todtrauriger Irrealität, an den man sich einfach nicht gewöhnen konnte. Und dieser Zustand resultierte aus einer ekelerregenden Mischung von allem, was das Milieu ausmachte. Aus den Männern, die diesen Ort aufsuchten, und die ohne bürgerliche Masken und Zwänge ihren entfesselten Trieben nachgingen wie Ausgehungerte in einem Fünf-Sterne-Restaurant, aus der unablässigen Verfügbarkeit des eigenen Körpers für andere, insbesondere der Geschlechtsorgane, aus dem Kokain, das sie inzwischen löffelweise konsumierte, und aus der betrüblchen Gewißheit, daß es da draußen Milliarden normale Frauen gab, die in normalen, liebevollen Partnerschaften lebten, ohne die beständige Fixierung aufs Geld und ohne die Reduzierung des Ichs auf Sex, und daß man nicht dazugehörte.

Das Verhalten der Männer bewirkte freilich den Großteil dieses Dauerleidens. Die Männer, nun ja, sie waren in erster Linie Männer und keineswegs Perverse, welche ihre kranken Gelüste allein in einem Sündenpfuhl erfüllen konnten. In totaler Unkenntnis über die Schlichtheit der männlichen Sexualität glaubte die Mehrzahl der Frauen, daß Freudenhäuser ausschließlich von buckligen Gnomen mit Zwiebelgeruch und einem Dauersabbern besucht würden, ohne auch nur im entferntesten

in Erwägung zu ziehen, daß ihre stets glattrasierten, kinderlieben Gatten mindestens einmal im Monat ihre freien Abende dazu nutzten, mit dieser Art Körperakrobatik ein wenig Streßentladung zu betreiben. Fast blind durch den Schleier ihrer romantischen Sehnsüchte verkannten sie vollkommen, worum es dem Mann in dieser Beziehung hauptsächlich ging. Dumme Frauen glaubten, daß ein Mann zu seiner sexuellen Befriedigung nichts weiter als eine liebe Ehefrau benötigte. Gescheite Frauen glaubten, daß ein Mann neben der Ehefrau noch eine Geliebte haben müsse. Weise Frauen dagegen *wußten*, daß einen Mann erst eine Ehefrau und hundert Geliebte zufriedenstellten. Aber, und dieses Aber trieb sie bataillonweise in die Arme von Millionen Liliths dieser Welt, sie kriegten keine hundert Geliebten

- sie kriegten kaum eine.

Dann saßen sie in Liliths Salon, nach teurem Rasierwasser duftend, auf ihre exquisiten Armbanduhren linsend. Ihre Gesichter gezeichnet von den Strapazen der sinnlosen Schufterei, ihre durch Übergewicht und Haltungsschäden deformierten Leiber kaschiert durch edlen Zwirn, ihre Seelen enttäuscht darüber, daß sie vom Leben so wenig bekommen hatten, obwohl sie so viel geleistet hatten: vertrocknete Ehefrauen, undankbare, unverschämte Kinder, umgeben von Schmarotzern, die über den Umweg von Steuergesetzen von jeder Mark, die sie verdienten, mehr als die Hälfte kassierten. Sie saßen wie kleine Jungs ums Lagerfeuer zusammen und erzählten sich gegenseitig dämliche Märchen über die Vorzüge ihres großen Geldes. Männermärchen, Männerlegenden, die in Wahrheit keiner von ihnen glaubte: junge Frauen

- es drehte sich *immer* um junge Frauen; Frauen ab einem gewissen Alter existierten für Männer nicht –, die ihnen wegen ihres Reichtums zu Füßen lagen; teure Autos, deretwegen andere Männer vor Neid erblassen; Reisen zu exotischen Ländern, wo sie von den Eingeborenen als Gottheiten verehrt

wurden. Dann aber, wenn der Alkohol seine Wirkung getan hatte und sie an ihre eigenen Lügen zu glauben begannen, erinnerten sie sich plötzlich, wo sie trotz ihres vielen Geldes gelandet waren, und wollten all die Glücksgefühle, von denen sie halluziniert hatten, in einem komprimierten Verfahren Wirklichkeit werden lassen.

Sie kauften sich eine Lilith, und die sollte in einer Nacht für all das Erlittene, die Frustrationen, den Schmerz der verlorenen Träume, die Sinnlosigkeit ihres Tuns entschädigen. Aber es ging nicht. Es war zu spät. Sie waren Wracks, alte, erschöpfte Männer, denen die Pforten ins Eldorado versperrt blieben. Also versuchten sie es mit Tricks, mit verzweifelten Tricks. Sie überschütteten sie mit Obszönitäten; jeder Spruch war Geringschätzung und Lächerlichmachung der weiblichen Geschlechtsorgane, wogegen ihrem eigenen Genital die Attribute mittelalterlicher Folterwerkzeuge zukamen. Sie dachten, das würde helfen. Dann wollten sie schauen, untersuchen, ganz genau, wie ausgeflippte Frauenärzte, und wäre es irgendwie möglich gewesen, hätte Lilith ihr Innerstes nach außen stülpen müssen, um sie ein für allemal zufriedenzustellen. Die weibliche Scham ist nur dazu erschaffen, um gedemütigt zu werden, dachte sie oft. Mit dem eigentlichen Akt lief es nicht so aufregend. Mitunter dauerte es Stunden, bis man zu einem Resultat kam – *wenn* man zu einem Resultat kam. Dabei mußte sie erneut obszöne Beschimpfungen und aggressive Instruktionen über sich ergehen lassen und immer wieder hören, daß sie eine schmutzige Hure sei, ein minderwertiges Etwas, Dreck.

Das alles war doch nicht normal, oder? Nein, das war es nicht. Aber Lilith war ja auch nicht mehr normal. Nach etwa fünf Jahren dieses verrückten Lebens spürte sie, daß irgend etwas in ihrer Seele zersprungen war. Ich habe einen Sprung in der Schüssel, dachte sie in einem Anflug von Galgenhumor, und schob sich das kleine silberne Löffelchen mit der Prise Schnee in die Nase, welches sich zusammengeklappt nebst einer

Notration in einer zylindrischen Ampulle im Hohlraum ihres Cartier-Armreifes versenken ließ.

Es war eine jener entsetzlichen Nächte, in der ihr die Professionalität wiederum abhanden gekommen war, und sie sich von ihren immer unkalkulierbarer werdenden Launen hatte mitreißen lassen. Sie konnte es sich leisten, denn die Kerle hätten sich für sie auch ruiniert, wenn sie mit einer Glatze herumgelaufen wäre und ihre schlaffen Ärsche mit einer Rute versohlt hätte. Dennoch tat sie in letzter Zeit Dinge, die sich mit dem Stil des Etablissements nicht vertrugen, die man sie jedoch trotzdem tun ließ, weil die Registrierkasse am Schluß der Show ihren Namen stets auf dem vordersten Platz ausspuckte. Wenn ihre Kunden rabiat wurden, keifte sie zurück, schlug sie sogar oder spottete über ihre altersbedingten Makel. Sie lehnte etliche Knilche von vornherein ab, was diese erst recht in eine Auktionsstimmung versetzte, tat ihnen beim Verkehr weh oder hinderte sie daran, zum Höhepunkt zu kommen. Unberechenbarkeit war ihr Markenzeichen, und alle schienen süchtig danach zu sein, wohl wissend, daß sie zwischendurch auch ihre göttlichen Momente haben konnte. Bei Lichte besehen benahm sie sich wie eine billige Nutte, doch jede Frau wurde auf die eine oder andere Art billig, die ihre Geschlechtsorgane als Geschirrspüler für Schwänze benutzte.

Die vergangenen Stunden hätten allemal das Prädikat »besonders abstoßend« verdient, denn das, was abgelaufen war, suchte auch in Liliths Hurenbiographie seinesgleichen. Ein düsterer Südländer mit einem undefinierbaren Akzent hatte sie für die ganze Nacht gemietet, und nachdem er mit ihr das komplette Programm des menschlichen Paarungsverhaltens durchexerziert hatte, hatte er plötzlich einen geladenen Revolver hervorgezaubert und von ihr verlangt, daß sie ihn sich in die Vagina stecken und ähnliche lustige Dinge tun solle. Die Waffe sei gesichert, vermerkte er ermutigend. Lilith lächelte, tätschelte den Revolver sinnlich und führte ihn sich zwischen die Beine.

Er beugte sich ein wenig vor, um die extravagante Akrobatik in aller Deutlichkeit zu erfassen.

»Jetzt kommt der Volltreffer, Cowboy!«, sagte Lilith. Dann holte sie blitzartig aus und schmiß ihm den Revolver mit voller Wucht ins Gesicht. Das schwere Eisen traf mit einem dumpfen Geräusch zwischen seine tennisballgroß geweiteten Augen, brach ihm die Nase, ein Schuß löste sich, was nachträglich ein ungutes Licht auf seine Waffenkenntnisse warf, und der Pulverdampf versengte ihm die in totaler Perplexität gefrorene Visage.

Halb blind und bluttriefend wie ein Schlachtereimer mit Leck warf er sich brüllend auf sie, wobei er mit der Hemmungslosigkeit eines verletzten Tieres unkontrolliert um sich schlug, und ohne Frage hätte er ihr mit wenigen Handgriffen das Genick gebrochen, wären nicht im letzten Augenblick die durch den Schuß alarmierten Sicherheitsleute ins Zimmer gestürmt und hätten ihn hinausgeprügelt.

Es gab ein großes Tohuwabohu, zusammengesetzt aus Beschimpfungen, Rauswurf-Drohungen und Ansätzen von Verständnis seitens der Geschäftsleitung, und bis sich die Gemüter beruhigt hatten, dauerte es mehrere Stunden. In solchen Stunden, und nicht nur in solchen, hatte Lilith sich häufig gefragt, weshalb sie eigentlich diesen kranken Scheiß noch ertrug. Schließlich war sie ja keine Gefangene im Harem eines Paschas, sondern hatte die Möglichkeit, jederzeit, wie man so sagte, auszusteigen. Gewiß, sie hatte sich diese Frage oft gestellt, doch ebenso gewiß hatte sie darauf stets eine erstaunlich simple Antwort gefunden. Dieser »kranke Scheiß« nämlich war inzwischen zu ihrem Beruf geworden. Es war ein ausgefallener Beruf, Berufsrisiko und Berufskrankheiten inklusive, aber ein Beruf. Und wie in jedem Beruf gab es ab und an Erfolgserlebnisse, Lebensgewohnheiten, die daraus resultierten und ohne die auszukommen, Furcht einflößte. Alles, wahrhaft *alles* wurde irgendwann zum Beruf; wenn man es

lange genug betrieb, schlichtweg zum Alltag, und den aufzugeben, war bisweilen schwerer als mit einem ekelhaften Mann zu schlafen.

Doch der hartherzige Alltag endete irgendwann, und man verkroch sich in seine Höhle, um sich die Wunden zu lecken. Nachdem alle gegangen waren und Liliths kleiner Fleischerladen für diese Nacht aus besonderem Anlaß geschlossen war, leckte auch sie ihre Wunden. Am besten ging das mit Fernsehen. Allerdings war sie abonniert auf einen einzigen Kanal. Sie legte sich voll bekleidet quer aufs Bett, fingerte aus dem Armreif das Kokainbesteck hervor und betätigte die Fernbedienung.

Sie konnte sich nicht mehr erinnern, wann sie dieser abnormen Leidenschaft verfallen war. Es mußte Jahre her sein. Wie ein wachgerufener Geist erschien das Bild auf der Mattscheibe, und, wie erfreulich, gleich Liliths Lieblingsfilm. Es drehte sich um eine neumodische Pfannenkonstruktion mit einer mächtigen Plexiglasglocke als Haube, die anstatt in der üblichen Weise mit Heißluft kochte, briet und backte – wenn man gewillt war, den Ausführungen des wie zum Kirchgang proper gekleideten, rastlos in die Kamera grinsenden und immer wieder in Erstaunensschreie ausbrechenden Moderatorenpaares Glauben zu schenken. Die beiden Hausfrauen-Spottbilder, die geschickt den Eindruck erweckten, als habe das abenteuerliche Gerät ihr Leben mehr verändert als die eigene Geburt, tänzelten aufgewühlt wie wegen ihrer Entdeckung wahnsinnig gewordene Forscher um das Ding und schmissen am laufenden Band die unmöglichsten Nahrungsmittel hinein, um zu demonstrieren, daß damit zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte gelungen war, Herd, Backofen, Grill, wenn nicht sogar das leibhaftige Feuer zu ersetzen. Und das zirka eine halbe Stunde lang, unter dröhnendem Applaus eines offenbar vor der Show ebenfalls mit astreinem Stoff versorgten Publikums. Telefonnummern, unterschiedlich nach Ländern, wurden eingeblendet, und der Zuschauer, von dem man wohl annahm, daß er wegen

der vorangegangenen Bilder drauf und dran war, den Verstand zu verlieren, wurde aufgefordert, sofort anzurufen und den Wunderapparat zu bestellen, da sonst der Vorrat nicht ausreiche.

Lilith hatte wieder einmal den Teleshopping-Kanal gewählt, die einzige Fernsehkost, die sie sich zu Gemüte führte. Zwar hatte sie während dieser nervenberuhigenden Sitzungen keines der Produkte, die dem Benutzer mehr oder weniger Zauberei versprochen, bestellt, doch für sie spielte das auch gar keine Rolle. Es ging ihr um das Wie, nicht um das Was. All die Pasten, die sowohl Flecken aus dem Hemd entfernen konnten, als auch zum Polieren des Chromgeschirrs geeignet waren, die Fitneßgeräte, die, obwohl sie aus primitivem Kunststoff bestanden, angeblich wahre Wunder bewirkten, die Batterieaufladegeräte, bei denen man ein Vermögen sparte, die Massagemaschinen, die wundervollen Obst- und Gemüsezerhacker, die original Encyclopaedia-Britannica-Bände, die, unglaublich, aber wahr, nur ein Zehntel des tatsächlichen Preises kosteten, all dies war in Wirklichkeit ein Sinnbild für das Funktionieren des Lebens, mehr noch, der Beweis, daß es Wunder gab. Im Gegensatz zu der Glamour-Werbung, die konventionelle Waren pries, wurden in diesen meist in Stile von mittelalterlichen Marktplatz-Gaukeleien aufgezogenen Präsentationen Dinge feilgeboten, die das endgültige Ende eines praktischen Problems versprochen. Lilith faszinierten die verblüffend einfachen Lösungen für alle Lebensbereiche, die diese skurrilen Artikel versprochen, so wie sie in ihrer Kindheit die stets im Guten endenden Märchen fasziniert hatten. Wenn sie in ihren lichten Momenten tief in sich hinein horchte, erkannte sie manchmal voll Schwermut, daß sie bei all diesen dämlichen Shows im Grunde auf das Erscheinen eines speziell auf sie zugeschnittenen Apparates hoffte, eine Art Magical-Box-Lilith, die der Moderator mit dem falschen Gebiß als die definitive Lösung für ihre tausend Probleme ankündigen würde. Dann, ja, dann würde sie bereit sein, ihre erste Bestellung zu tätigen.

Sie steckte sich eine Zigarette an, genehmigte sich noch eine Prise aus der Ampulle und verlor sich danach wieder in dem Traumland der koreanischen Messer-Sets, die gewöhnliche Schneidewerkzeuge wie grobgehauene Keile aus der Steinzeit aussehen ließen, und der platzsparenden Kleiderbügel, an die man durch einen genialen Trick gleich zehn Anzüge auf einmal hängen konnte. Dieser tranceartige Zustand – lediglich unterbrochen von Visiten fremdartiger Kreaturen, die seltsame Sachen mit ihrem Körper anstellten – dauerte noch genau acht Jahre. Dann wachte Lilith auf, mit einem mörderischen Kater zwar, aber immerhin bei vollem Bewußtsein.

Es fing damit an, daß die geilen alten Männer in ihren Armen hüstelten. Eine Grippeepidemie, dachte Lilith. Was sonst? Aber warum nur Männer? Bald husteten alle Männer. Auf der ganzen Welt. Doch gerade wegen der globalen Husterei hatte Lilith bald keine Zeit mehr, sich über deren Ursache den Kopf zu zerbrechen. Sie begann allmählich aus ihrer bizarren Entrückung, um nicht zu sagen Lähmung, zu erwachen und die Augen zu öffnen. Das Motiv der Wiedergeburt war denkbar einfach. Die Männer husteten nicht nur, sondern sie wurden ernsthaft krank, einige starben sogar. Und das bewirkte, wie man es in der Finanzwelt auszudrücken pflegte, Umsatzeinbußen, ja, wahre Umsatzeinbrüche in der Genitalgymnastik-Branche, was wiederum Lilith aus ihrem paralysierten Trott schleuderte. Zunächst begnügte sich die Geschäftsleitung mit der Entlassung von ein paar weniger ausgelasteten Damen, optimistisch von der Tatsache ausgehend, daß das Mannesgeschlecht schließlich auch die Schwarze Pest und Aids überlebt habe. Als die Talfahrt anhielt und drastischere Schritte ins Auge gefaßt werden mußten, entließ die Geschäftsleitung sich selbst – Richtung Friedhof.

Eines Tages erschienen die Herren einfach nicht mehr zum Dienst, und die, die wie Lilith in der Villa wohnten, waren ebenfalls verschwunden. Sie und ihre Kolleginnen, die sich

mangels anderweitiger Beschäftigungen jede Nacht unbeirrt in voller Kriegsbemalung im Salon versammelten, obwohl das geringe Besucheraufkommen längst nicht mehr alle ernährte, kannten den Grund für das plötzliche Verschwinden ihrer Arbeitgeber allzugut. Mit höchster Sicherheit lagen die Herren, die früher mit Habichtsaugen über sie gewacht hatten, inzwischen in irgendeiner Klinik oder zu Hause in ihrem eigenen Blut. Niemand jedoch verspürte Lust, sich auch nur anstandshalber nach ihnen zu erkundigen, weniger weil diese jahrelang den Typ des ausbeuterischen Zuhälters mit weißem Kragen symbolisiert hatten, als vielmehr wegen der Gewißheit, daß der Anblick dieser Todgeweihten oder gar Toten den unabänderlichen Schluß des eigenen Broterwerbs so plastisch vorgeführt hätte.

Der Abschied von ihrem alten Freund gestaltete sich auf ähnliche Weise. Eines Tages, es mußte etwa ein halbes Jahr her sein, kam er mit dem roten auffallenden Ferrari angebraust und bremste, ganz der alte Teufelskerl, mit quietschenden Reifen auf dem Hof. Obwohl auch er unter einem mörderisch bellenden Husten litt, der ihn zwang, beständig blutdurchmischten Glibber auszuspucken, versuchte er verzweifelt, die strahlende Fassade des Unbesiegbaren aufrechtzuerhalten. Und in der Tat funktionierte dieses Bemühen halbwegs. So wirkte seine gebräunte Gesichtshaut wesentlich gesünder als die der anderen Männer, und im Gegensatz zu den vielen von Schmerz und chronischen Hustenattacken Gebückten, die man nun immer mehr sah, war ihm, Gott sei Dank, sein aufrechter, vor Selbstbewußtsein strotzender Gang erhalten geblieben.

Er nahm sie zärtlich in den Arm, und sie spazierten in flirrender Sommerhitze durch den von Vogelgezwitscher erfüllten Park der Villa. Wie die Geruchseinbildung eines Parfüms, das schon längst verflogen und dessen Flakon auf dem Müll gelandet ist, war es für klitzekleine Momente wieder so wie in den Anfangstagen ihrer Liebe.

Lilith spürte flüchtig die Kraft und das Gefühl des tiefen Vertrauens, das damals von ihm ausgegangen war, doch weil es sich bei diesen Emotionen um reine Schimären handelte, hätte sie in das schrecklichste Geheule ihres Lebens ausbrechen können.

Er werde nicht sterben, sagte er mit einem verschmitzten Lächeln, das seine lustigen Krähenfüße unter den Augen aktivierte. Natürlich nicht, dachte Lilith, Männer deines Schlages sterben nie, so wie sie ewig achtzehn bleiben. Von gewissen Kreisen, raunte er geheimbündlerisch, wobei er wohl von ihr erwartete, daß sie ob seiner tatsächlichen oder vermeintlichen Mafiakontakte vor Ehrfurcht erbleichen sollte, habe er eine wichtige Information zugesteckt bekommen. Das Virus sei im Urwald eines südamerikanischen Landes, dessen Namen er nicht verraten dürfe, zu überlisten. Durch das heilende Aroma bestimmter Baumarten, die die dortigen Ureinwohner schon immer vor leiblicher Unbill geschützt hätten, würde der Krankheitserreger innerhalb von Wochen aus dem Körper getrieben. Ganze Siedlungen wären inzwischen in diesen Wäldern entstanden. Als einer der letzten habe er ein Flugticket nach Kolumbien ergattert, von dort aus würde es mit einem Privatflieger weitergehen.

Lilith tat so, als freue sie sich für ihn, obwohl sie der Geschichte etwa so viel Glauben schenkte wie dem Osterhasen. Wahrscheinlich glaubte er selbst nicht daran und benützte sie als Vorwand für sein endgültiges Verschwinden. Durchaus möglich, daß er sich wie die meisten irgendwo verkriechen würde, um ohne Aufhebens zu sterben.

Als sie am Ende ihres Spazierganges wieder den Hof erreicht hatten, sagte er unvermittelt etwas, das sie vollkommen überraschte.

»Ich bin ein schlechter Mann, Lilith«, sprach er düster und blickte schamhaft in eine andere Richtung. »Ich bin schon immer schlecht gewesen. Das sind die meisten Männer, ohne

sich dessen bewußt zu sein. Ich habe dein Leben versaut, ich habe das Leben vieler Frauen versaut.«

»Ach, laß doch die alten Geschichten«, versuchte sie einen versöhnlichen Abschluß.

»Nein, nein. Die alten Geschichten sind die besten. Ich möchte dir zum Abschied zwei Dinge sagen, die mir wichtig sind. Zunächst mußt du wissen, daß ich dich wirklich sehr geliebt habe. Aber ich habe auch die anderen Frauen geliebt, die ich verkauft habe. Das ist wahrscheinlich das Problem zwischen Männern und Frauen. Sie quasseln ständig über Liebe, und jede Seite versteht etwas anderes darunter.«

»Du bist kein Mann. Du bist ein Zuhälter!« erzürnte sie sich plötzlich in einem Ausbruch von jahrelang aufgestauter Wut.

»Du hast vollkommen recht«, lächelte er weise, ohne darauf einzugehen. »Ich frage mich, was aus all den schönen Frauen geworden ist, die ich wie edles Besteck zu einem feinen Gericht benützt habe.«

»Ich frage mich, was aus der schönen Lilith geworden ist«, entgegnete sie schwermütig.

»Damit kommen wir zum zweiten Punkt und zu der guten Nachricht. Vielleicht habe ich dein Leben versaut, dennoch mußt du zugeben, daß es verdammt danach aussieht, daß günstige Umstände des Schicksals im Begriff sind, das Geschehene wieder rückgängig zu machen. Ich meine, du bist erst dreißig, und so wie es aussieht, wirst du in Zukunft deine Schenkel nur noch zu deinem eigenen Vergnügen spreizen müssen. Der aussichtslose Traum einer jeden Nutte: irgendwann aussteigen – bei dir ist er Wirklichkeit geworden. Es ist, als habe Gott dir die Chance zu einem neuen Start gegeben. Allen Frauen. Ich meine damit, es ist zu Ende, Lilith, mit den alten Säcken, die dich kaputtgrapschen, mit dem Stoff, um das alles zu ertragen, mit der luxuriösen Hölle, wo man dir die Seele abgekauft hat. Es ist zu Ende mit den Männern, Lilith.

Herzlichen Glückwunsch!«

Danach bat er sie, auf den Ferrari aufzupassen, während er weg sei, was einer kokett verschleierten Schenkung gleichkam. Da sie seine großspurige Art aus früheren Tagen kannte, nahm sie es gelassen hin. Außerdem war es ein unnützes Geschenk, weil sie erstens mit Autos so viel anfangen konnte wie mit Börsennachrichten und zweitens über das Radio erfahren hatte, daß das Benzin in den folgenden Monaten rationiert, wenn nicht gar ausschließlich für Fahrzeuge des öffentlichen und medizinischen Bereichs reserviert werden sollte. Das Ding war nicht einmal eine Wertanlage, weil sich für Luxusgüter in heutigen Zeiten so gut wie keine Käufer mehr fanden. Wenn diese generöse Geste in ihr überhaupt ein Gefühl auslöste, dann maßlose Traurigkeit. Denn obwohl er als ein Anachronismus von einem Mann in einer anachronistischen Männerwelt lebte, hatte er offenbar keinem seiner Geschlechtsgenossen seinen Augapfel anvertrauen wollen.

Dann küßte er sie liebevoll und wollte aufbrechen.

»Bleib noch«, sagte sie, und eine einsame Träne löste sich aus ihrem rechten Auge und rann zum zitternden Kinn hinab.

»Schlaf noch ein letztes Mal mit mir. Ich möchte ein Kind von dir. Ich habe das Gefühl, heute könnte es klappen.«

»Zu spät«, lächelte er melancholisch und zuckte schicksalsergeben die Schultern. »Ich kriege ihn nicht mehr hoch. Wir alle bekommen ihn nicht mehr hoch. Und um die Wahrheit zu sagen, was das anging, waren wir nie so auf der Höhe. Ciao, Bella!«

Er drehte sich um und spazierte hüstelnd und spuckend in seinen Cowboystiefeln aus der Einfahrt hinaus und dann lange, lange das von der Hitze sirrende Kopfsteinpflaster entlang, bis er irgendwann um die Straßenecke gebogen und für immer aus ihrem Leben verschwunden war.

Teils aus Trotz, teils aus schierer Ratlosigkeit versuchten Lilith und die wenigen anderen noch verbliebenen Frauen, den

Laden noch einige Zeit am Laufen zu halten, obgleich dieser verzweifelte Versuch immer gespenstischere Züge annahm. Zwar saßen sie jeden Abend hübsch zurechtgemacht wie zur Modenschau auf den Divanen und an den kleinen Einzeltischen im Salon oder flanierten mit Sektgläsern in den Händen gravitatisch zwischen den Marmorsäulen, doch die ganze unwirkliche Szenerie hatte eher etwas mit einer Beerdigung gemein als mit der Einladung zur Lust. Schon längst war ihren perfekt geschminkten Gesichtern die lockende Maske der Begierde abhanden gekommen. Statt dessen sah man allenthalben gerunzelte Stirnen, gelangweilte Augenaufschläge, in Besorgnis erstarrte Mienen und Schwaden von Zigarettenrauch, die aus wohlgeformten Kußmündern ausgestoßen wurden. Die wenigen Angetrunkenen, die sich in das Etablissement verirrt, waren es finanziell nicht wert, wenngleich die Damen weiterhin wie fanatisierte Soldaten ihre Pflicht taten und sie nach allen Regeln ihrer Kunst verwöhnten – soweit es ging.

Irgendwann ließ sich die Selbsttäuschung nicht mehr aufrechterhalten. Auch Prostituierte konnten sich nicht den ganzen Tag von den zugegebenermaßen mehr als üppigen Spirituosenvorräten eines Bordells ernähren, sie mußten auch etwas essen. So kam es, daß erst zwei, dann vier, dann fünf und eines schönen Morgens alle außer Lilith dem Paradies der tausend Freuden Lebewohl sagten.

Für Lilith war die feige Flucht ihrer Kolleginnen ein ungeheurer Schock. Sie war an diesem grauen Dezembermorgen wie üblich mit einem Mordskater aufgewacht. Auf der Suche nach heißem Kaffee wankte sie in ihrem Seidenkimono zu der ehemaligen Restaurantküche, und wurde immer eindringlicher von Unruhe erfaßt, als sie dort selbst nach einer Stunde keinen Ton von ihren Mitbewohnerinnen hören konnte. Daraufhin beschlich sie ein böser Verdacht, und sie lief wie eine verrücktgewordene Aristokratin schreiend die pompöse

Granittreppe hinauf zu den Wohn- und Amüsierräumen, riß die Türen auf und rief und rief wie ein verlassenes Kind die Namen ihrer einstigen Kolleginnen. Vergeblich, alle Vögel waren ausgeflogen, ohne auch nur eine Abschiedsnotiz hinterlassen zu haben. Den Grund, weshalb sie sich wie Diebe davongeschlichen hatten, glaubte Lilith zu kennen. Sie hatten Mitleid mit ihr. Denn keine einzige unter ihnen hatte sich je mit dieser Institution derart stark identifiziert, ja, in ihr eine Art unanständige, aber funktionierende Familie, schlichtweg ein Heim gesehen wie sie. Und im Gegensatz zu ihnen besaß sie keine weibliche Verwandtschaft oder enge Freundinnen, keine Brüste, an denen sie sich ausweinen konnte, und keine starken Arme, die ihr den neuen Weg zu weisen vermocht hätten. Wiewohl schön und begehrenswert, war sie ganz allein auf dieser Welt, bar einer Zuflucht, das eigene Dasein ausschließlich auf den unbarmherzigen, schmutzigen Tauschhandel der Männer ausgerichtet, der mit einemmal weggebrochen war. Aus Furcht, sie mit dieser ihrer Lebenstragödie konfrontieren zu müssen, hatten sie es vorgezogen, still und heimlich zu verschwinden.

Dann machte etwas »Klick« in ihr, und die triste Realität schwand hinter undurchdringlichen Wolken davon. Sie nahm Putzlappen und Staubsauger in die Hände und ging mit vollem Eifer daran, das große Gebäude einer Säuberung zu unterziehen. »Ich bin jetzt arbeitslos«, dachte sie dabei und »Wie die Schweine haben sie gehaust, diese Huren!« Je mehr sie sich ins Zeug legte, das Bettzeug zum Durchlüften über die Fensterbänke wuchtete, Batterien von vermoderten Parfümfläschchen aufsammelte, putzte und scheuerte, desto mehr schien sich die Zukunft aufzuhellen, sich ihr versöhnlicher zu präsentieren. Nein, die Männer würden nicht alle sterben, viele, aber nicht alle. Sie waren nur krank, nicht wahr, und wie bei jeder Krankheit würden einige daran sterben, andere jedoch überleben. Die stärksten Männer würden überleben, das war klar. Und diese starken Männer würden eines Tages, vermutlich

schon bald, wieder ihrer Arbeit nachgehen und zu ihren alten Gewohnheiten zurückkehren. Eine ihrer liebsten Gewohnheiten bestand darin, mit so vielen Frauen wie möglich zu schlafen, auch wenn sie dabei keine Kinder zeugten. Das war auch klar! Aber weil Frauen sich eher eine bestimmte Körperöffnung zunähen ließen, als diese jedem dahergelaufenen Mann zur Verfügung zu stellen, würden sie alsbald wieder in Liliths gutem alten Haus und in Liliths gutem alten Bett einkehren. Klar! Doch bis es wieder soweit war, mußte sie die Villa in Schuß halten und sie gründlich von dem Dreck befreien, den ihre feigen und eigentlich sehr kurzsichtigen Mitsstreiterinnen hinterlassen hatten. Alles klar! ...

»Lilith! Lilith! Lilith!«

Eine klägliche, wie durch Atemnot in einer Plastiktüte tönende Männerstimme, aber eine altbekannte.

Lilith schaute von der antiken Frisierkommode auf, die sie mit dem Staubtuch so hingebungsvoll wie eine dieser ausgeflippten Teleshopping-Moderatorinnen bearbeitete, und sah ihr Gesicht in dem mit einer obszönen Lippenstift-Krakelei verschmierten Spiegel. Es wirkte durch die stundenlange Heulerei stark entzündet. Die Lider waren aufgequollen, die Lippen und das Kinn vom dünnflüssigen Rotz aus der hochroten Nase wie mit Schleimspuren von einer Armada von Schnecken überzogen. Als nächstes stellte sie fest, daß sie immer noch in dem morgendlichen Kimono steckte, allerdings in einer inzwischen reichlich verschmutzten Version. Seltsam, in all der Zeit, in der sie sich diesen optimistischen Gedanken und den frivolen Freuden der Reinemachefrau hingeeben hatte, hatte sie, ohne es zu bemerken, pausenlos geweint.

»Lilith!«

Diesmal noch schwächer, jämmerlicher, wie von fragilen Stimmbändern einer Mumie ausgestoßen. Die Stimme drang aus dem Salon empor, und obgleich Lilith sich in einem mit

Brokatvorhängen und Stofftapeten ausstaffierten, relativ schalldichten Raum im entlegensten Teil des ersten Stockwerks aufhielt, erkannte sie sofort, wem sie gehörte: Es war Oskar, ein Stammkunde.

Oskar kam einmal die Woche, immer freitags, immer um einundzwanzig Uhr, immer für drei Stunden – und er kam auch immer nur einmal. Zuverlässigkeit war sein Markenzeichen, was nicht weiter verwunderte, denn mit fünfundsechzig Jahren standen auch einem Mann nicht allzu viele Attribute zur Verfügung, mit denen er Damen beeindrucken konnte. Oskar, vermögender Juwelier von Beruf, gehörte zum Klischeebild eines noblen Puffbesuchers. Seit Äonen in einer lieblosen Ehe gefangen, von gierigen Kindern traktiert, die ihm unter Vorspiegelung immer neuer Existenzgründungen das Mark aussaugten, ständig in riskante Geschäfte verwickelt, die er im Grunde gar nicht mehr anzugehen brauchte, und fortwährend in Sorge, daß er aus dem ruhmreichen Schlachtfeld der männlichen Rivalitäten vertrieben und zu dem werden könnte, was er eigentlich schon längst war: ein alter Mann, der Ruhe brauchte. Immerzu vom Gefühl einer diffusen Sinnlosigkeit erfüllt und immerzu sich nach der Liebe einer Frau sehnend, die ihn engelsgleich erlösen mochte.

Seine eigene Frau haßte Oskar aus tiefstem Herzen, ein unerschöpfliches Thema übrigens, für dessen Varianten er oft mehr Zeit opferte als für die Sache, weswegen er Lilith aufsuchte. Nach seinen Angaben schien die Frau sich über seine Schwächen und seine körperlichen Makel, worunter spindeldürre, fast haarlose Beine und ein extrem flacher Po gehörten, lustig zu machen. In einer anderen Spielart war sie absolut gefühlsarm und strafte ihn mit Kälte und Desinteresse. Ein anderes Mal wieder verplemperte sie sein Geld oder war ganz im Gegenteil zu geizig. Sie kontrollierte ihn zu sehr oder vernachlässigte ihn. Sie verscheuchte die Kunden oder biederte sich ihnen an. Sie ... *Sie* war für Oskar das Grundübel seines

gequälten, permanent mißgelaunten Daseins, und er wurde nie müde, dieses täglich an ihm begangene Unrecht bei Liliths Sitzungen zur Sprache zu bringen. Lilith hatte nie ganz kapiert, was die Frau nun tatsächlich falsch machte.

Weshalb Oskar trotz der nimmer endenden Höllenfolter nicht an Scheidung gedacht hatte, war simpel. Oskar liebte sein Vermögen mehr als alle Freiheiten der Erde, und er hätte seine Frau eher noch einmal, zweimal, dreimal geheiratet, als ihr im Falle einer Scheidung die Hälfte seiner wahren Liebe zu überlassen. »Dieser eine unbedachte Moment vor fünfundvierzig Jahren«, wie er sich theatralisch auszudrücken pflegte, wobei Lilith nicht schlau wurde, ob er die erste Verliebtheit meinte oder das Jawort vor dem Pfarrer, war Oskar ganz offensichtlich zum Verhängnis geworden.

Vollkommen anders verhielt es sich, wenn er in Liliths Armen lag. Er liebte sie, er war wahrhaftig verliebt in sie, soweit ein bürgerlicher Mann sich in eine Hure überhaupt verlieben konnte. Er brachte ihr kleine Schmuckstücke aus dem Geschäft als Präsent mit, wie den Cartier-Armreif, oder gab ihr großzügige Trinkgelder. Sie war nett zu ihm, und er war nett zu ihr. Die konzentrierte Nettigkeit führte alsbald zu einer Entladung seinerseits, womit ihrerseits eigentlich die Hauptarbeit erledigt war. Nicht, daß diese Arbeit ein Kinderspiel gewesen wäre. Es brauchte schon eine gewaltige Ladung Raffinesse, um einen Fünfundsechzigjährigen das Wunder der Besamung einer Gummihülle bewerkstelligen zu lassen. Das restliche Verweilen bestand aus Hoffen auf ein zweites Wunder, was gewöhnlich ausblieb, und aus Haßtiraden auf seine Frau, die er, ohne müde zu werden und mit immer farbigeren Details aus dem Ehealltag, vortrug.

Doch auch mit diesem lukrativen Geschäft war es nun vorbei. Zwar hatte Oskar seinen Termin trotz der im Eiltempo schreitenden Morbidität stets eingehalten, aber Lilith konnte an einer Hand abzählen, wann die freitägliche Finanzspritze leer

sein würde. Ihren besten Kunden hatte irgendwann das gespenstische Hüsteln ebenso erfaßt, dessen Ursache er anfangs allerdings auf sukzessive Vergiftungsattentate seiner Frau zurückführte. Es schien ihn wie die unsichtbare Hand eines Abgesandten des Totenreiches zärtlich ins Grab zu streicheln. Dem Husten schloß sich Dauerfieber an und dem Dauerfieber Brechattacken, während derer er grauschleimiges Blut spie und höchstgradig krank riechende Gase aus dem Unterleib absonderte. Aber die Alten waren noch für eine Überraschung gut. Im Gegensatz zu den jungen Freiern hatte Oskar noch kein einziges Rendezvous versäumt, auch wenn er um zwanzig Kilo geschrumpft war.

Beim Klang seiner Stimme bewegte sich Lilith gerade über die dünne Linie zwischen Wahnsinn und körperlichem Zusammenbruch, dennoch sagte ihr der heilgebliebene Teil ihres Verstandes, daß heute kein Freitag war. Also war Oskar gekommen, um in ihren Armen zu sterben. Das hatte ihr noch gefehlt!

Sie lief über den dunklen Korridor zur Galerie und schaute über die Brüstung in den Salon hinab. Oskar lag wie ein auf dem Schlachtfeld von Schwertern durchbohrter Feldherr in pathetisch eckiger Pose auf einem scharlachroten Sofa gleich neben dem Steinway-Flügel. Bloß daß sein weißes Hemd anstatt mit Blut von seinem eigenen Erbrochenen beschmutzt war. Sein ganzer Körper hatte eine furchterregende Ausdörrungsprozedur durchlaufen, was sich am drastischsten im Gesicht zeigte. Zwei glasige, wie aufgeblasen wirkende Augen starrten aus einem Schrumpfkopf zu Lilith auf. Der gewöhnlich stets akkurat rasierte graue Haarkranz um seine von Leberflecken übersäte Glatze war wie ein dem Wildwuchs anheimgefallener Grünstreifen überwuchert und verlieh ihm das Aussehen eines verwirrten Professors.

»Lilith!« schrie er voller Verzweiflung, als er sie sah, wahrscheinlich in der Annahme, daß sie das Gegengift zu seiner

Vergiftung besäße. »Lilith, ich habe sie verlassen, ich habe mich von meiner Frau getrennt!«

Das ist ja die beste Nachricht des Tages, dachte sie genervt und lief die Treppe herunter. Du hast dich von deiner Frau getrennt – und die anderen Männer auch! Friedvolle Zeiten brechen an.

»Oskar, was machst du hier? Du bist krank, du solltest in ein Krankenhaus gehen. Außerdem ist der Laden geschlossen.«

»Ich bin nicht krank, ich bin tot«, röchelte er, als sie bei ihm angelangt war. Sie zog den Klavierschemel heran, setzte sich und legte ihm die Hand auf die Stirn. Er hatte recht, er war tatsächlich tot. Jedenfalls beinahe. Sein Kopf fühlte sich an, als habe er die ganze Zeit einen Eisblock darauf getragen. Und erst dieses Gesicht! Schmutziggelb wie eine schimmelige Zitrone, sämtliche Knochen grotesk deutlich hervortretend, als sei es das dreidimensionale Röntgenbild eines Totenschädels, gespickt mit eiternden Ekzemen.

Ein Frösteln überkam sie, und sie beschloß, in Zukunft die Tür immer brav abzuschließen. Die Szenerie, in der sie sich befand, der dunkle, an Empfangssäle längst entschlafener Blaublütl'er erinnernde Salon voll schwülstigem Pomp und Prunk, die Halbleiche auf dem Sofa, auf die durch die großen alten Fenster grüngraues Licht fiel wie heimtückisches Gas, und inmitten sie selbst, eine billige Variante der vereinsamten Baronesse, war eigentlich gruselig genug. Doch noch mehr erinnerte sie das an einen wirklichen Gruselfilm: Zombie. In dem Film hatte es die Untoten vornehmlich zu Orten gezogen, die in ihrem Alltag eine große Rolle gespielt hatten wie zum Beispiel der Supermarkt. Lilith konnte sich noch genau an die grotesken Bilder erinnern, die ihr einen Schauer über den Rücken gejagt hatten. An die bleichen Fratzen mit den gespenstisch weit aufgerissenen Augen, an die Heerscharen von verwesenen, in Lumpen gehüllten Leibern, die wie Schwerstinvalide herumgetorkelt waren, und an ihre emporgestreckten, wild fuchtelnden Arme. Noch mehr als

die Kunst der Maskenbildner jedoch hatte Lilith der Einfall der Drehbuchautoren beeindruckt, die Zombies in ihre alte Welt zurückkehren zu lassen, in eine Welt, die zwar an Trostlosigkeit kaum zu überbieten war, aber immerhin Leben bedeutet hatte und das trügerische Versprechen auf die Erfüllung all ihrer kleinen Sehnsüchte.

Lilith mußte fortan die Türen der Villa gut abschließen. Denn aus den Männern, einst lebendigen Männern, waren mittlerweile Zombies geworden. Und wie alle Zombies wollten auch diese stets dorthin zurückkehren, wo sie sich am meisten Leben versprochen: in den Puff!

»Ich werde dir mein ganzes Vermögen hinterlassen, Lilith, mein Frau wird leer ausgehen«, meldete sich der vor ihr liegende Zombie mit einer nicht gerade überraschenden Bekanntgabe zu Wort, wobei ihm eine undefinierbare rosa Substanz aus den Mundwinkeln floß.

»Oskar, was redest du da für einen blühenden Unsinn. Ich brauche dein Vermögen nicht. Du brauchst aber dringend einen Arzt.«

»Vielleicht brauchst du es ja doch. Meine Frau jedenfalls kriegt nix, das kann ich dir versprechen. Stell dir vor, sie hat einen Priester kommen lassen, damit er mir die letzte Ölung verpaßt. Kannst du dir eine solche Böartigkeit vorstellen? Sie kann es nicht abwarten, bis ich unter der Erde bin.«

»Wahrscheinlich hat sie es nett gemeint.«

»Nett? Ja, verflucht nett! So nett wie es nur ein Aasgeier sein kann. Du jedenfalls bekommst das ganze Vermögen.«

»Aber du kannst mir nichts vererben, Oskar, du bist verheiratet. Und auch in einer Welt ohne Männer wird es weiterhin eine Justiz geben, die ihre Urteile eher jodelt, als das Vermögen eines verstorbenen Ehemannes der Freitagshure zuzusprechen. Das prophezeie ich dir, ohne auch nur eine einzige Zeile des Gesetzbuches zu kennen, mein Lieber.«

Erstaunlicherweise lächelte Oskar abgründig, und dieses fiese Lächeln verlieh seiner Zombievise in der Tat etwas Diabolisches, eine leichte Vorschau auf die Hölle, wo man für ihn bestimmt prophylaktisch ein paar Briketts extra in den Ofen geschmissen hatte.

»Auch wenn ich den Eindruck erwecke, dem Schwachsinn bin ich noch nicht verfallen. Vielleicht wird es in ein paar Minuten geschehen, aber noch kann ich klar denken.«

»Aber ich brauche dein Vermögen nicht, Oskar. Schau, diese große Villa hier, niemand weiß, wem sie wirklich gehört. Ich kann hier wohnen bleiben, solange es mir gefällt. Du wirst mir nicht glauben, doch ich besitze sogar einen Ferrari. Ein Geschenk von ...«

»Hör mir jetzt genau zu! Ich habe nicht mehr so viel Zeit. Lilith, die Zeit der Ferraris und Villen ist ein für allemal vorbei, weil die Männer weg sind. Dunkle Jahre brechen für euch Frauen an, besonders für solche schönen wie dich, weil die mehrheitlich durchschnittlich aussehenden Frauen Rache an euch nehmen werden für die ewigen Stielaugen der Männer ...«

Donnerwetter, für einen Zombie dachte er tatsächlich weit voraus. Auf solche Folgerungen wäre sie jedenfalls nie selbst gekommen.

»Ich bin auch nicht so blöd, wie du glaubst, und bilde mir ein, daß ein von mir hinterlassener Wisch meinen Nachlaß in irgendeiner Weise regeln könnte, schon gar nicht unter diesen Umständen. Die Wahrheit ist: Ich hinterlasse dir mein wahres Vermögen, nicht das Geschäft und nicht das, was auf meinem Konto ist.«

»Du meinst den alten Menschheitstraum: die Formel, wie man aus Scheiße Gold macht?«

Er lachte wieder.

»Volltreffer! Es geht tatsächlich um Gold, um viel Gold. Weißt du, ich war nicht immer so reich, und als ich reich war,

hatte niemand eine Ahnung, wie reich ich in Wirklichkeit war. Der Trick? Pures Verbrechen. Meine Juwelierslaufbahn begann ich vor fünfzig Jahren, als Goldschmiedelehrling. Und bereits in der ersten Woche fiel mir etwas auf, was der Betrieb scheinbar als gottgegeben hinnahm. Etwa fünf bis zehn Prozent des verarbeiteten Rohmaterials, vornehmlich Gold, landete unter der Werkbank, wurde als unvermeidbarer Abfall verbucht oder als kaum zurückverfolgbarer Verlust. Bei längerem Schmelzen ohne Abdeckung, beim Polieren des Schmucks und bei gewissen Ausschabungstechniken sind nämlich minimale Einbußen an der Werkstoffmasse unausweichlich. Ich aber sammelte diese Einbußen geduldig, nachdem alle Feierabend gemacht hatten. Ich kehrte, wischte Staub und leerte die Abfalltonnen, um all den Dreck zu Hause wie ein Goldschürfer nach kleinen Schätzen zu prüfen. Es gab keinen Tag, an dem ich nicht fündig wurde! Dann jedoch beschloß ich, die Sache im großen Stil aufzuziehen. Ich ließ mich zum Meister mit Lehrbefugnis ausbilden und arbeitete fortan als Ausbilder in einem Großbetrieb. In solchen Unternehmen beträgt das Materialdefizit zehn bis fünfzehn Prozent, weil die kleinen, dummen Goldschmiede so ungeschickt sind. Auch hier war ich der letzte, der den Laden verließ – mit einem großen Müllsack. Vor dreißig Jahren eröffnete ich mein eigenes Geschäft und wurde seitdem viermal überfallen. Für derartige Fälle lagerte ich stets vier bis acht Goldbarren in einem Spezialtresor, von dessen Existenz die bösen Gangster jedoch keine Ahnung hatten. Dennoch fand die rasch herbeigeeilte Polizei immer einen leeren Tresor vor, und die Versicherung beglich den Schaden ...«

Oskars geweitete, wäßrige Augen dehnten sich mit einemmal um ein weiteres Kaliber aus, und statt Worte entströmten seinem Mund in rascher Folge zwei Blutstürze, die im tiefen Rot des Sofas versickerten. Es sah aus, als habe ihm ein Dilettant von einem Dentisten beide Backenzähne auf einmal gezogen und ihn ohne ein blutstillendes Verfahren seinem Schicksal überlassen.

Die Lippen clownesk rot verschmiert, mit leuchtendroten Sabberfäden, die sich von seinem Kinn bis zum Hemd zogen, bot er den Anblick eines inmitten der Schlachtung desertierten Stücks Vieh.

»Du mußt mit diesem Gold-Gequatsche aufhören, Oskar. Es regt dich nur auf«, sagte Lilith hilflos und richtete ihn etwas auf.

»Warum denn?« entgegnete er trotzig wie ein ungezogenes Kind. »Das Vermögen des Mannes ist wertlos, wenn er es nicht für Frauen ausgibt. Und selbst Männer wie ich, die ihr Geld zeit ihres Lebens vor der eigenen Frau in Sicherheit gebracht haben, haben es doch nur getan, um es mit anderen Frauen durchzubringen. Stell dir einmal vor, meine süße Lilith, es hätte die Frauen statt die Männer erwischt. Was meinst du, wie diese Welt jetzt aussehen würde? Ich verrate es dir. Die Männer hätten sich schon längst in einem infernalischen Krieg gegenseitig ausgerottet. Die Aussicht, sich den ganzen Tag abzuplacken, Kämpfe mit anderen Männern auszutragen, auf Schritt und Tritt Frustrationen zu erleiden, ist wenig verheißungsvoll für einen Mann, wenn er dafür am Ende keine Belohnung erhält. Und rate mal, wie diese Belohnung aussehen könnte. Wußttest du, daß der Ursprung aller Kriege in der Entführung der Frauen aus dem Nachbarstamm liegt? Es ging nie um die Erweiterung der Territorien, um Reichtum, um Macht. Die Männer dachten es in ihrer Rationalitätsbesessenheit, doch in Wahrheit ging es stets um etwas ganz anderes.«

Lilith verstand nicht, was er genau meinte. Wahrscheinlich redete er im Fieberwahn.

»Aber wenn die Ferraris und die Villen nichts mehr wert sind, Oskar, weshalb sollte es das Gold sein?«

»Weil es ein besonderer Stoff ist, Lilith, ein magischer Stoff. Eine Währung, die nie an Wert verliert. In Zeiten der Not kannst du ein Sportcoupe nicht einmal gegen eine Gans eintauschen, wohl aber eine Goldmünze. Selbst der ärmste Leibeigene im

rückschrittlichsten Land hat irgendwo noch ein paar Goldtaler für die kargen Tage verbuddelt, darauf kannst du deinen süßen Hintern verwetten. Die Faszination des Goldes ist zeitlos, und noch mehr als der Mann ist die Frau ihr verfallen. Auch ein Eisberg von einer Matrone steht schnell in Flammen, wenn dieser rotgelbe Glanz ihren Augen schmeichelt, und sogar das graueste Mäuschen verwandelt sich in ein raffiniertes Biest, wenn es darum geht, mit Goldschmuck ihre Freundin auszustechen. Du kannst mir glauben, ich rede aus Erfahrung. Jahrzehntelang stand ich auf der anderen Seite der Theke und sah tagein, tagaus, wie Frauenaugen sich mit Gier füllten, je mehr hochkarätige Schmuckstücke auf schwarzem Samt zum Vorschein kamen. Doch es war weniger das Design, das sie so in ihren Bann schlug, sondern mehr das Gewicht und die Reinheit dieses Wundermetalls.«

Er gab erneut ein unheilswangeres Krächzen von sich, doch statt aus dem Mund lief ihm diesmal ein Blutrinnsal aus der Nase. Sein Kopf fiel langsam wie zum Gebet nieder, und er hatte Schwierigkeiten, die Augen aufzuhalten.

»Eine schwarze Epoche bricht für euch Frauen an, Lilith, und es wird eine ganze Weile dauern, bis ihr die wichtigsten Dinge, die ihr zum Überleben braucht, beherrschen werdet. Wir haben es euch nie gesagt, aber die Drecksarbeit haben wir immer für euch getan. Die Elektrizität ist ja schon ausgefallen, und es ist nur eine Frage der Zeit, bis die Wasserversorgung zusammen-bricht. Eins steht jedoch fest: Ihr werdet nie mehr in einem derartig verschwenderischen Wohlstand leben können. Und da ist es ganz nützlich, wenn man im Besitz einiger Goldbarren ist.«

Sie geriet plötzlich in Panik. Das war gar nicht so dumm, was er da faselte. Sie hatte in den letzten Wochen ein wenig die Kontrolle über die Realität verloren – oder in dem letzten Jahrzehnt – und ihre Situation vollkommen falsch eingeschätzt. Sie hatte sich schwachsinnigen Träumen hingegeben. Die Männer würden nicht mehr zurückkehren. Vor ihr lag der leibhaftige

Beweis, und das auch nicht mehr lange. Infolge-dessen mußte sie sich absichern, Rücklagen schaffen, wie man so sagte. Dann konnte sie vielleicht ihren gewohnten Lebens-standard halten. Selbst ein Zehntel davon würde ausreichen, um auch in Zukunft ein angenehmes Leben führen zu können. Es ging ums Überleben, nicht wahr? Also bloß weiter mit dem Hurenspiel!

Sie umarmte ihn, drückte ihn fest an sich und küßte mit der ganzen Inbrunst, zu der ihr schauspielerisches Talent reichte, seine Glatze.

»Okay. Du hast mich überzeugt, süßer kleiner Mann. Wo ist das Scheißgold?«

Ein seliges Lächeln kehrte in seine alte, verschrumpelte und blutige Visage zurück, und er schmiegte sich an sie.

»In einer Mühle auf dem Lande, einer Windmühle in holländischem Stil, die ich von meinem Großvater geerbt habe. Er war tatsächlich Müller, und selbst als die Getreide-Verarbeitung industrialisiert und in Fabriken verlagert wurde und die Sache sich nicht mehr rentierte, konnte er es nicht über sich bringen, sich von dem alten Kasten zu trennen. Er wurde darin geboren und starb auch darin. Rührend, nicht? Ich hatte diese Halbruine schon vergessen, bis mir die Unterbringung meines Schatzes Kopfschmerzen bereitete und ich mich plötzlich wieder an Großvaters Idylle erinnerte. Dreißig Goldbarren warten dort auf dich, mein Engel. Der Plan, wo die Mühle liegt und wie man dahin kommt, steckt in meiner Jackeninnentasche.«

»Du meinst, ich brauche einfach nur zu dieser Mühle zu marschieren und mir die Goldbarren zu holen?«

»Nein, so einfach ist die Angelegenheit doch nicht. Du mußt schon für deinen Reichtum ein bißchen arbeiten. Erstens sind die Barren im Keller der Mühle vergraben und müssen aus einer Tiefe von eineinhalb Metern herausgeschaufelt werden. Kein großes Problem, wenn man mit einem Spaten und einer Hacke

umzugehen versteht, weil der Kellerboden nicht wie bei den modernen Bauten mit Beton ausgegossen ist, sondern aus gestampfter Erde besteht. Das zweite Hindernis ist etwas komplizierterer Natur. In der Mühle wohnt jemand.«

Sie hatte gewußt, daß an der Sache noch ein gewaltiger Haken war. Schließlich hatte sie noch nie im Lotto gewonnen.

»Was sagst du da! Am Ende hat dieser jemand das Gold schon längst gefunden.«

»Unwahrscheinlich. Als ich die Bruchbude vor einem Jahr zum Kauf anbot, habe ich die Interessenten im Hinblick auf den eventuellen Eintritt dieses Falles genau unter die Lupe genommen. Das Geld spielte keine Rolle, aber es war notwendig, daß die Mühle in diesen unruhigen Zeiten bewohnt sein mußte. Wer weiß, was für ein Gesindel sich sonst darin herumgetrieben hätte und am Schluß, vielleicht durch einen Zufall, auf meinen hübschen Inka-Schatz gestoßen wäre. Und da ein so bizarres Objekt kaum zu vermieten gewesen wäre, habe ich es halt verkauft. An eine vergeistigte Journalistin, die wohl mehr an Weltpolitik interessiert ist als an Trüffeln in ihrem Keller. Sie heißt Helena ... Den Nachnamen habe ich vergessen, ist ja auch egal. Wichtig für dich ist nur eins, Lilith: Du mußt sie erschießen! Ohne Pardon. Neben dem Plan in meiner Innentasche findest du einen geladenen Colt, einen sogenannten Ladycolt, den man nur abzudrücken braucht. Die Mühle befindet sich auf freiem Feld, so daß du die Gegend vorher aus der Ferne kontrollieren kannst, selbst wenn es Nacht ist. Nimm ein Fernrohr mit, am besten ein Nachtsichtgerät, das in jedem Fotoladen erhältlich ist. Du schleichst dich am besten am späten Abend dorthin, steigst die Holzterasse hinauf, klopfst an, und sobald sie die Tür öffnet, pustest du sie um. Wenn sich andere Personen im Raum befinden sollten, erschießt du auch die. Es ist sehr übersichtlich da drin, du würdest jeden sofort sehen, wenn die Tür auf ist. Versuche nicht einzubrechen. Sie würde dich hören, und vermutlich, mit Sicherheit sogar, besitzt sie selbst eine Waffe, und dann bist du

es, die daran glauben muß. Außerdem wird das Ausschaufeln und das Wegtransportieren des Goldes viel Zeit in Anspruch nehmen und Geräusche produzieren, so daß dir gar nichts anderes übrigbleibt, als sie gleich am Anfang auszuknipsen. Die ganze Aktion ist völlig ohne Risiko. So etwas wie Polizei, gar ermittelnde Kriminal-polizei, existiert nicht mehr. Es wird Wochen, Monate, wenn nicht Jahre dauern, bis man die Leiche findet. Schaffe die Barren so schnell wie möglich da raus und bringe sie in ein sicheres Versteck ...«

Er sank in ihren Armen nieder. Sie spürte das immer schwerer werdende Gewicht seines Oberkörpers wie eine leckgeschlagene Boje, die sich allmählich mit Wasser vollsaugt und im Meer untergeht. Er hustete in kurzen Abständen, jedoch zunehmend kraftlos und ohne rechten Willen. Sie nahm an, daß er das Blut und den undefinierbaren Schleim, die seine Luftröhre blockierten, nun mehr einfach verschluckte. Oder er ließ es geschehen, daß sie seine kaputten Lungen ertränkten. Dennoch entwich weiterhin ein dünner Blutstrom seinem linken Mundwinkel, floß kontinuierlich auf ihren Kimono und verursachte dort einen größer und größer werdenden burgunderfarbenen Fleck.

»Lilith, du mußt mir zuhören und du mußt dir alles merken, was ich erzähle. Hörst du mir auch zu?«

»Ja, natürlich, Oskar, ich höre zu. Gleich werde ich auch einen Arzt verständigen.«

Er lächelte milde.

»Das ist ein toller Witz. Wie willst du das anstellen? Durchs Telefon? Ich wette, das funktioniert auch nicht mehr. Und selbst wenn der Arzt käme, was sollte er tun? Den Totenschein ausstellen? Nein, nein, hör mir genau zu. Du mußt diese Barren zerkleinern, zum Schmelzen bringen, am besten zu Münzen umgießen, damit du mit kleineren Einheiten wirtschaften kannst. Es ist nicht schwer, Gold zu schmelzen und in Formen zu

gießen. Es würde allerdings zu lange dauern, um zu erklären, wie du das im geheimen bewerkstelligen kannst. Dazu ist jetzt keine Zeit. Schau einfach in ein Fachbuch hinein. Falls das zu aufwendig sein sollte, besorge dir im nächstbesten Hobbygeschäft einen Bausatzkasten fürs Bleigießen. Damit kommst du auch weiter. Natürlich müßtest du in diesem Falle die Barren vorher in kleine Scheiben zersägen, weil die Schmelzpfannen in diesen Kästen zu winzig sind ...«

Er brach ab, und sein Kopf sank endgültig auf ihren blutdurchtränkten Schoß nieder. Wahrscheinlich stirbt er jetzt, dachte sie, und tausend Fragen schwirrten ihr durch den Kopf, die sie ihm noch gern gestellt hätte. Wie stellte man zum Beispiel die Formen für die Münzen her? Und aus welchem Material mußten diese bestehen? Seine Augen schlossen sich, so leise und kläglich wie die eines verendenden Tieres. Er atmete ruckartig, als sei jeder Atemzug der letzte. Eine seltsame Erschlaffung bemächtigte sich seines Körpers, so intensiv, daß sie es zwischen ihren Fingern spüren konnte.

Plötzlich riß er die Augen wieder auf.

»Lilith.«

Leise, fast lautlos.

»Ja, Lieber?«

»... dich noch einmal sehen ... deinen Körper ... zwischen den Beinen ... sehen ... bitte ...«

Für dreißig Goldbarren kannst du dir sogar ein Polaroid davon schießen und es an deinen Sargdeckel pinnen, lieber Oskar, huschte es ihr beschwingt durch den Kopf. Sie deponierte seinen Kopf behutsam auf die Sofalehne, stand auf und stellte sich breitbeinig vor ihm hin. Er linste zu ihr durch seine halbgeschlossenen Augen. Vielleicht sah er sie also gar nicht mehr, sondern nur die Vorstellung von ihr in seinem sterbenden Hirn. Zwar tauchten die diesigen Lichtfluten, die durch die Fenster drangen, sie in einen nahezu sakralen Schein, doch

gleichzeitig verliehen sie ihr auch eine gespenstische Aura, die einen verwirrten Betrachter leicht zu blenden vermochte. Es war alles ein bißchen unwirklich geworden in diesem Friedhofsbordell: die lange amerikanische Bar, die Marmortische mit den verschnörkelten Eisenstühlen, die eingegangenen tropischen Bäume und Pflanzen in den Terrakottakübeln, der selten gespielte Flügel, die kostbaren Jugendstil-Wandluster, die Wurlitzer-Musikbox, die spinnwebenverhangenen Deckenventilatoren, sie alle lagen nun in einem traurigen Zwielficht, schienen wie von einem Dornröschenfluch heimgesucht, wogegen allein Lilith hell erstrahlte wie eine quirlige Vampirgöttin. Das war es, was Oskar während seiner letzten Atemzüge sah, eigentlich gar nicht mal so übel, wenn man bedachte, was Milliarden andere Männer in der Situation vor Augen hatten.

Sie lächelte sinnlich, löste den Stoffgürtel und ließ den Kimono zu Boden fallen. Dann schüttelte sie ihr kupferrotes, lockiges Haar, benäßte mit der Zunge ihre Lippen, legte die Hände auf ihre Brüste und begann sie ganz sachte zu massieren. Oskars Augenschlitze erweiterten sich um einige Millimeter, und er stieß ein gedämpftes Grunzen aus. Vielleicht ist *das* die Heilmethode gegen die Seuche, dachte Lilith. Es schien wirklich Leben zu verlängern. Sie strich mit der Hand federleicht über ihren Flaumnacken und neigte dabei, wie es ihre Art war, den Kopf zur Seite, die Augen halb geschlossen, wie narkotisiert. Ihre Finger glitten langsam ihren Körper zärtlich abwärts und trafen sich schließlich wie bei einem Rendezvous von Schlangen an ihrer Vagina. Mit einer eleganten Bewegung kehrte sie ihrem Betrachter den Rücken zu, spreizte die Beine und bückte sich mit dem Oberkörper so weit nach unten, daß er in diesem himmlischen Winkel ihr Gesicht mit den herunterschwingenden Haaren und darüber die Frucht in ihrer ganzen Pracht betrachten konnte. Das Bild wanderte geradewegs in Oskars sich für immer schließende Augen und verschwand dort auf ewiglich.

Viola

Die Tür ging auf, und der böse schwarze Hund kam herein. Der böse schwarze Hund kam immer, wenn sie es nicht erwartete. Und dann fiel er über sie her.

Viola befand sich nicht gerade in einer seelischen Verfassung, die ein Psychologe als »im Lot« bezeichnet hätte, sondern eher als »alles andere als im Lot« oder noch treffender als hoffnungslos. Dennoch wußte sie, daß es sich bei dem bösen schwarzen Hund nicht um einen wirklichen Hund handelte. Auch Verrückte waren sich über bestimmte Abschnitte der Realität bewußt. In Erinnerung an eine schreckliche Episode aus ihrer Kindheit stellte der »böse schwarze Hund« gewissermaßen einen Code für Situationen und Dinge dar, vor denen sie sich immer gefürchtet hatte, die aber niemals eingetroffen waren – bis sie eines schönen Tages doch eintrafen!

Damals, im zarten Erstkläßleralter, als sie mit dem gewichtigen Ranzen auf dem Rücken ihren täglichen Schulweg durch ein kompliziertes Straßengewirr finden mußte, war es unvermeidlich, unter anderem auch eine schmale und in den Morgenstunden gottverlassene Gasse zu passieren. Ihre Mutter war mit ihr die Route ein halbes Jahr lang mitgegangen und hatte sie immer wieder auf die vielfältigen Gefahren durch den Verkehr und auf allgemein wichtige Dinge aufmerksam gemacht, wie etwa auf die Telefonzellen, damit sie im Notfall zu Hause anrufen konnte.

Auf den ersten Blick bot die Gasse nichts Außergewöhnliches. Zwar bewirkte der Umstand, daß der Weg ausschließlich von Seitenfronten hoher Backsteingebäude gesäumt wurde, einen gewissen Lichtmangel, der eine abweisende Stimmung schuf, doch die Durchquerung hatte auch einen faszinierenden Nebenaspekt. Das durch die Trampelei vieler Generationen wie

poliert aussehende Kopfsteinpflaster, das vermutlich bereits vor der Jahrhundertwende verlegt worden war, verursachte im Wechselspiel mit der gewaltigen Ausdehnung der Gasse und deren Tunnelcharakter auf Schritt und Tritt kuriose Echoeffekte. Für ein kleines Mädchen, das dabei war, die Welt und ihre unerschöpflichen Phänomene zu erkunden, ein Brunnen nie fade werdenden Experimentierens. Man konnte darin Geräusche machen, zum Beispiel eine Glasmurmeltiere auf die Pflastersteine fallen lassen, und wie durch Zauberei vermehren sich diese Geräusche, veränderten sogar ihre ursprüngliche Klangfarbe.

Die Gasse hatte nur einen Haken. Und der war gewaltig. Ziemlich am Ende des Weges befand sich linker Hand eine von wildem Gestrüpp durchwucherte Baulücke, die an die Backsteinmauern der riesenhaften Gebäude angrenzte. Sie war gesichert mit einem drei Meter hohen Eisendrahtzaun, an dessen Ende eine Gittertür eingelassen war. Dahinter lungerte der böse schwarze Hund. Immer, jedenfalls immer, wenn Viola die Gasse durchquerte.

Selbst als Erwachsene war sie außerstande gewesen zu bestimmen, welcher Rasse dieser Hund angehört hatte. Er war ungewöhnlich groß, pechschwarz, von bulldoggenhafter Statur und mit einer Aggressivität gesegnet, wie sie es in ihrem Leben weder vorher noch nachher bei einem Tier beobachtet hatte. Sobald er ihre Schritte vernahm, begann er aus vollem Halse zu bellen, was in diesem Echokanal einer phonetischen Explosion gleichkam. Dann sah er sie an, die schwarze Schnauze zwischen die allerersten Gitterstäbe des rostigen Zauns getrieben, das Gebiß mit den mörderischen Reißzähnen drohend aufgerissen wie die Zurschaustellung eines Waffenarsenals, während von den Lefzen der Speichel herabtropfte. Der Blickkontakt mit dem kleinen Mädchen, wahrscheinlich mit jedem, der hier vorbeispazierte, schien ihn regelrecht zu elektrisieren und in ihm einen gigantischen Ausbruch des Hasses hervorzurufen. Während sie sich entlang der gegenüberliegenden Mauer

ängstlich wegzustehlen versuchte, warf er sich immer wieder gegen den Zaun, verletzte sich sogar manchmal dabei, vergaß aber nie, sie die gesamte Strecke hindurch mit seinem dröhnenden Gebell und Geknurre in einem Abstand von ein paar Metern parallel zu verfolgen.

Die Sache mit dem bösen schwarzen Hund war in der Tat das einzig Unerfreuliche an der Schule, die sie ansonsten mit Begeisterung besuchte. Sie weckte schlimme Assoziationen an die Hölle, die ihre Mutter ihr einmal zu erklären versucht hatte. Die Hölle, hatte sie erzählt, sei ein heißes, abscheuliches Reich, wohin unartige Menschen nach ihrem Tode kämen. Sie war nicht ins Detail gegangen, aber soviel war klar, es ging dort nicht gerade ulkig zu. Violas Hölle, die Hölle, in die sie in ihren Alpträumen hinabstürzte, sah geringfügig anders aus: eine verwunschene Baulücke in einer düsteren Gasse, durch die Traummaschinerie ins Unendliche gedehnt. Davor der Eisenzaun. Dahinter der schwarze Hund, der jedoch nicht knurrte, nicht bellte, sondern, das war sonderbar, lächelte. Plötzlich fiel der Zaun, er brach einfach in sich zusammen, und wie ein abgeschossener Stahlpfeil stürmte der Hund auf sie zu, sprang ihr geradewegs an die Kehle und grub seine Reißzähne fletschend hinein. Sie konnte ihm nicht entrinnen, gleichgültig, wie verzweifelt sie sich auch mit Händen und Füßen wehrte und wie schnell sie auch davonlief. Und das grauenhafteste dabei war, daß sich diese Szene pausenlos wiederholte, immer und immer wieder, bis sie irgendwann schreiend und schweißgebadet aufwachte.

In Begleitung ihrer Mutter hatte sich die Furcht noch in Grenzen gehalten. Doch ohne sie, so buchstäblich mutterseelenallein, war die Durchquerung der Gasse ein Spießrutenlauf. Sie begann Krankheiten vorzutäuschen oder bekam am Morgen tatsächlich Fieber, um diesen verhaßten Schulweg bloß nicht antreten zu müssen. Als sich die morgendlichen Ausfälle über die Maßen häuften, begann Mami mißtrauisch zu werden und

honorierte ihre schauspielerischen Glanzleistungen immer weniger mit Verständnis und Anrufen bei ihrer Lehrerin, daß Viola an diesem Tag wegen plötzlicher Erkältungssymptome schon wieder im Unterricht fehlen werde. Schließlich stellte sie sie zur Rede, und unter einer wahren Sintflut von Tränen kam die Wahrheit über den unüberwindbaren Horror in der Gasse ans Tageslicht. Doch Mami, eine Frau mit eigenwilligen Erziehungsmethoden, die ihre eisernen Prinzipien unbedingt an ihre Kinder weitergeben wollte, dachte nicht daran, die Schulroute für sie zu modifizieren. Ganz im Gegenteil, sie packte sie umgehend bei der Hand und schleifte sie, ohne auf ihr Protestgeschrei einzugehen, zur Wurzel des Übels.

Der böse schwarze Hund empfing sie mit seiner üblichen Darbietung, wobei er sich wegen des Publikumszugewinns diesmal an Eifer zu übertreffen schien. Wie ein monströser Popanz, der nur dazu erschaffen war, Kinder in Angst und Schrecken zu versetzen, zog er alle Register seines Könnens. Die rotgeränderten Augen waren jetzt noch weiter aufgerissen als sonst, das faulig gelbe Killergebiß traktierte wie besessen die Gitterstäbe, als könne es sie zerbeißen, und der wuchtige Körper schmiß sich unaufhörlich gegen den Zaun, der wegen des permanenten Ansturms sogar ein bißchen wankte. Dabei zerstörte sein markerschütterndes Bellen, das durch die Unterstützung des Echos zu einem einzigen gräßlichen Radau ausartete, ohne Unterlaß die andächtige Atmosphäre. Wer brauchte bei solch realem Grauen noch Alpträume?

Viola fing wieder zu weinen an und bedeckte dabei ihre Augen, um das Schreckgespenst auszublenden. Ihre Mutter jedoch ergriff ihre Hände und entfernte sie behutsam von ihrem Gesicht.

»Liebes, schau genau hin«, sprach sie beruhigend. »Dieser Hund kann dir nichts tun. Er kläfft zwar laut und bedroht dich, aber er ist außerstande, den Zaun zu überwinden. Er ist weder groß genug, um darüber zu springen, noch besitzt er die Kraft,

ihn einzureißen. Du darfst dich im Leben nicht von Dingen schrecken lassen, die niemals stattfinden können.«

»Aber wenn der Hund doch ausbricht, Mami?«

»Das wird nicht geschehen, Viola. Einen so gefährlichen Hund läßt man nicht frei herumlaufen. Deshalb ist er auch hinter dem Zaun. Du schaust doch mit uns manchmal die Nachrichten im Fernsehen und siehst, was für böse Sachen in der Welt passieren. Ist dir schon einmal aufgefallen, daß diese bösen Sachen immer nur den anderen Leuten passieren, aber nie uns? Genauso ist es auch mit diesem Hund. Er befindet sich quasi hinter dem Glas des Fernsehmonitors, in einem anderen Land. Und mag er auch noch so viel Schrecken verbreiten, er kann das Fernsehland niemals verlassen.«

Sie wischte sich mit dem Ärmel die Tränen vom Gesicht und überlegte. Es stimmte, was ihre Mutter sagte. Irgendwo gab es das Böse auf der Welt, wie hinter dem Zaun, wo es nur darauf wartete, einen willkommen zu heißen. Aber davor stand der *Zaun*, und selbst das Böse war nicht in der Lage, ihn einzureißen. Gewiß, der Hund bellte zum Fürchten und gab sich auch sonst allerhand Mühe, ein kleines Mädchen spontanes Hosenscheißen zu lehren, aber letzten Endes tat das Bellen einem nicht weh. Es war nur unangenehm, sonst nichts.

Mamis Schocktherapie der direkten Konfrontation hatte sie in der Tat von ihrer Angst kuriert. Von da an empfand sie es als einen Nervenkitzel, erhobenen Hauptes in die Gasse der tausend Echos hineinzumarschieren, sich mit geradezu freudiger Erwartung zum Gitterzaun zu begeben und mit perversem Genuß an dem Hund vorbeizustolzieren, der sich voller Hingabe die Stimmbänder kaputtblaffte.

»Böser schwarzer Hund«, verspottete sie ihn dabei. »Du kannst mir nichts anhaben. Du bist hinter dem Zaun, ich aber bin hier!«

Auch der Hund schien dieser Wandlung im Lauf der Zeit

Rechnung zu tragen und reduzierte ob der Vergeblichkeit seines Tuns die Horrorshow auf ein Mindestmaß. Freilich hörte er nicht auf, auf einschüchternde Art und Weise zu bellen und zu knurren und kampfeslustig die Gitterstäbe zu traktieren, aber mangels adäquater Reaktion seitens des Angriffsobjekts vollzog er das Ritual immer mechanischer und ohne rechte Laune. So jedenfalls hatte es den Anschein. In den folgenden Jahren hatte er sogar Mühe, in Violas Wahrnehmungsfeld einzudringen, ja er verblaßte vollends zu einer bedeutungslosen Erscheinung in ihrem Alltag. Sie hatte sich weiß Gott mehr vor dem drohenden Notendesaster in ihren Schulzeugnissen zu fürchten als vor einem blöden Hund, der hinter einem Drei-Meter-Eisenzaun auf und ab rannte und nichts weiter machte als »Wauwau«. Und wenn sie ihn zwischendurch einmal registrierte, dann tat er ihr nur noch leid. Der Besitzer, der von Hundehaltung offenbar soviel verstand wie ein Hund von Arithmetik, war allem Anschein nach zu faul, ihn auszuführen. Deshalb ließ er das Tier tagsüber einfach über einen Treppenaufgang aus einem Keller, der im rechten Winkel zur Baulücke lag und den sie erst später bemerkt hatte, ins umzäunte Freie. Kothaufen überall auf dem Gelände belegten es. Armes Vieh, dachte Viola, du kannst ja nichts dafür, ich würde auch überschnappen und jeden anbellern, wenn ich den ganzen Tag eingesperrt wäre wie du. Einmal, als sie an dem Zaun vorbeigestreift war, hatte sie in einem geistesabwesenden Moment sogar aus einem Gefühl der Vertrautheit heraus ihre Hand ausgestreckt, um ihn am Kopf zu streicheln. Aber da hatte er blitzschnell zugeschnappt, und wäre sie nicht augenblicklich aus ihrer Trance erwacht und hätte die Hand geschwind wieder zurückgezogen, hätte sie wahrscheinlich künftig lediglich mit dem Daumen in der Nase bohren können. So weit ging die Vertrautheit offenkundig doch nicht.

Der Tag, als es dann passierte, war verregnet. Es regnete in solchen Strömen, daß man leicht den Eindruck hätte gewinnen können, im Himmel habe ein schrecklicher Rohrbruch

stattgefunden. Viola sprintete mit über den Kopf gezogener Jacke, welche inzwischen total durchnäßt war, durch die düstere Gasse und verfluchte bei jeder Pfütze, in die sie hineintrat und deren Schwallde ihre Schuhe ertränkten, den Wettergott. Bereits von weitem hörte sie den bösen schwarzen Hund heulen. Sie war nun elf Jahre alt und wußte, daß man Leute, die ihren Tieren ein Kerkerleben zumuteten und sie sogar bei solch einem Sauwetter nach draußen jagten, wegen Tierquälerei anzeigen konnte. Doch für barmherzige Überlegungen war jetzt der falsche Zeitpunkt.

Sie rannte am Zaun entlang, begleitet von dem ebenfalls vollkommen durchnäßten Tier hinter den Gittern, das diesmal aggressiver denn je bellte. Dann sah sie durch die Regenschleier etwas, was nicht zum gewohnten Bild paßte, was einfach wie ein optischer Fehler wirkte. Es war, ja, es war schlicht und einfach unmöglich, weil es nie so gewesen war. Die Gittertür am Ende des Zaunes stand sperrangelweit offen! Irgendein Idiot hatte sie aufgelassen. Und ehe sie diese Tatsache in ihrer ganzen Tragweite erfassen konnte, befand sie sich schon davor. Und der Hund auch.

Er sprang ohne den leisesten Hauch eines Wankelmutes direkt auf ihr Gesicht zu. Es ist wie beim Schach, dachte sie in einer flüchtigen Eingebung von Ratio, man muß einen schwachen Moment des Gegners abpassen und dann zuschlagen. Reflexartig riß sie ihren rechten Arm in die Höhe, und der böse schwarze Hund biß hinein. Es knackte. Sie stürzte mit ihm nach hinten, beinahe ohnmächtig von seinem nach halbverdaulichem Fleisch stinkenden Atem. Sie spürte, daß seine Zähne bis in den Knochen eingedrungen waren, dennoch empfand sie merkwürdigerweise keinen Schmerz, sondern nur maßloses Entsetzen. Blut schoß ihm ins Maul und färbte das gelbe Gebiß rot. Das schien seine Mordlust erst recht zu steigern, und er riß mit derartig brutaler Vehemenz an dem Arm, als wolle er ihn abreißen und irgendwo in der Baulücke verbuddeln – ein

Gedanke, der gar nicht so abwegig war. Während sie panisch nach Hilfe schrie, sah sie direkt in seine Augen. Und es kam ihr so vor, als könne sie darin lesen, was dieses Ungeheuer dachte, nein, ihr sagte.

»Es stimmt, was Mami erzählt hat, Viola«, sagte der böse schwarze Hund, während er um seinen Verdauungsknochen kämpfte. »Die bösen Dinge, die du hörst und siehst, passieren immer nur den anderen Leuten. Das Böse verweilt tatsächlich im Fernsehland, hinter dem Glas des Monitors. Es gibt nur ein Problem: Manchmal zerbricht das Glas!«

Natürlich sagte er das nicht wirklich, sondern sie bildete es sich bloß ein, oder es kam ihr in der Rückschau so vor, als habe sie es sich in diesem grausamen Moment der Nähe eingebildet. Dennoch war der Schock über den jähen Einbruch des Bösen in ihre unversehrte Welt größer als der über die eigentliche Gefahr.

Dann sah sie nicht nur den bösen schwarzen Hund über sich, knurrend und grollend, nach seinen hektischen Augenbewegungen zu urteilen abwägend, ob er sich statt des Armes nicht besser das Gesicht vornehmen solle, sondern nur noch vollendete Schwärze: Sie wurde ohnmächtig.

Als sie im Krankenhaus in einem rosagestrichenen Kinderzimmer mit bunten Clowns und Elefanten an den Wänden aufwachte, war der Arm bereits so sauber bandagiert, daß sie den bestürzenden Vorfall getrost als einen Alptraum hätte abtun können. Ihre Eltern standen mit übermüdeten, von Kummer gezeichneten Gesichtern an ihrem Bett und erzählten ihr die Fortsetzung der Geschichte. Während sie mit der Bestie noch im Clinch gelegen habe, wäre der Halter durch Zufall aus seinem Kellerloch herausgekrochen und angesichts der Horrorszene sofort zur Unglücksstelle gerannt. Nachdem sie das Bewußtsein verloren hatte, habe er es schließlich irgendwie geschafft, seinen Liebling dazu zu überreden, von dem Verdauungsknochen abzulassen. Danach rief er einen Krankenwagen.

Viola hatte nie erfahren, was aus dem Hund geworden war. Später erfuhr sie, daß Hunde, die Menschen anfallen, gewöhnlich eingeschläfert werden. Wäre es nach ihr gegangen, hätte man ihm ein so trauriges Ende ersparen können. Schließlich war es ein Unfall gewesen, entstanden aus einem unseligen Gemisch von Fahrlässigkeit und der systematischen Vernachlässigung eines Tieres. Sie empfand keinerlei Rachegelüste. Aber sie hatte die Echogasse niemals wieder betreten, diesmal mit voller Billigung ihrer Mutter, und den Hund nie wieder gesehen. Der Chirurg, der die angegriffenen Elle- und Speicherknochen behandelt und die Wunde zusammengeklammert hatte, war ein wahrer Künstler gewesen, und nach etwa drei Jahren erinnerte außer drei pfenniggroßen hellen Flecken an ihrem rechten Arm nichts mehr an die blutige Attacke.

Die Wunde, die sich nicht schließen wollte, lag vielmehr in Violas Kopf. Die Erkenntnis, daß Ereignisse, die man sich nur in seinen düstersten Stunden vorzustellen erlaubte, einen jederzeit einholen konnten, verfolgte sie lange Jahre wie ein Fluch. Sie konnte sich des Glücks des Augenblicks nie wirklich erfreuen. Denn der böse schwarze Hund lauerte überall und konnte jeden Augenblick aus dem Fernsehmonitor ausbrechen.

Vielleicht hättest du dieser Weisheit noch ein paar Jahre weiter folgen sollen, dachte Viola nun bei sich, bestimmt zum zehntausendsten Mal, seitdem sie in dieser Hölle saß. Deine Freundinnen und Bekannten haben sich getäuscht, als sie sagten, du seist überängstlich, littest unter einem Trauma. Sie hatten keine Ahnung von der Vorsehung, von dem bösen schwarzen Hund, hatten ihm nicht wie du so unverwandt in die Augen gestarrt, wo die grausige Wahrheit geschrieben stand. Wenn du deine Lehre aus der Geschichte gezogen hättest, dann wärest du selber kein böser schwarzer Hund geworden, Viola. Ein Monster mit fünfundzwanzig Jahren, eine furchtbar verstümmelte und hochgradig verrückte Frau. Weißt du noch, Viola, du warst

einmal ein wunderschönes Mädchen? Alle rissen sich um dich, Männer, Medien, die Welt, alle, alle, alle!

Die Tür ging auf, und ...

Aber wie hatte es dazu bloß kommen können? Überlege, erinnere dich. Schließlich ist das die einzige Beschäftigung hier, wenn er nicht diese *Dinge* mit dir treibt oder wenn du nicht gerade wieder *schwebst* oder bewußtlos bist. Jawohl, auch Monster können sich erinnern.

Strenggenommen hatte alles mit Bogenschießen begonnen. Sie war dreizehn Jahre alt gewesen, als sie damit anfang. Eine atemberaubende Blondine skandinavischen Typs mit ozeangrünen, phosphoreszierend glühenden Augen und betörenden Kirschlippen, eine edle Blume, die ihre Blätter erst eine Ritze weit gelüftet hatte, jedoch die künftige Blüte voller Pracht schon ahnen ließ. Sie wuchs und wuchs, monatlich um einen Zentimeter. Sie befürchtete schon, daß es nie aufhören werde, daß sie immer so weiterwachsen werde, bis sie eines Tages wie Godzilla durch die Stadt stampfen und dann von den Kanonen der Armee zur Strecke gebracht werden würde. Die Jungs in ihrer Umgebung waren von dieser Entwicklung sehr angetan, sie aber fand jeden Monat einen Zentimeter mehr Grund, sich ihrer himmelwärts strebenden Metamorphose zu schämen, wenn sie sich an die Meßlatte stellte. Und nicht genug damit, die Geschwindigkeit, mit der ihre Brüste anschwellen, ließ gleichfalls befürchten, daß auch diese Körperteile ins Imposante geraten wollten.

Mustereltern, wie Vati und Mami nun mal waren, hatten sie in ihrer Weisheit beschlossen, daß ihre Tochter in Anbetracht dieser leiblichen Revolution irgendeine Sportart ausüben müsse. Sie gingen von der Theorie aus, daß der Körper einer weiblichen Heranwachsenden gleich einem Hefeteig häßlich und fett aufginge, wenn er nicht einem körperertüchtigenden Drill ausgesetzt würde. Viola hatte dagegen nichts einzuwenden; sportliche Aktivitäten versprachen Spaß und jede Menge

Gelegenheiten, Leute kennenzulernen, vor allem gutgebaute Jungs.

Zunächst versuchte sie es mit Tennis, zu jener Zeit der letzte Schrei bei Kindern aus der gehobenen Mittelschicht. Zwar hatte die Anschaffung der Tennisklamotten mit den kurzen Röckchen und den schnittigen Shirts einen Heidenspaß gebracht, die eigentliche Aktivität jedoch entpuppte sich als eine schweißtreibende Plackerei. Im Fernsehen sah Tennis anstrengend genug aus, doch wenn man die pausenlose Rennerei mit dem schweren Schläger hinter diesem kleinen Ball und die aufreibenden Übungen am eigenen Leibe erfahren mußte, entwickelte sich das Ganze zu einer richtigen Tortur. Nix für mich, dachte sich Viola irgendwann und überließ den Centercourt zum Ärger ihrer Eltern Steffi Grafs Epigoninnen.

Dann sollte sie sich im Leistungsschwimmen versuchen. Das gefiel ihr schon besser. Es hatte nur den Nachteil, daß man ständig naß wurde. Und gutgebaute Jungs lernte man auch nicht kennen, weil die Geschlechter getrennt trainiert wurden. Man absolvierte stundenlanges Konditionsschwimmen, saß danach wie eine gerade dem Ertrinken entronnene Ratte total erschöpft am Beckenrand und sah überhaupt vollkommen daneben aus, es sei denn, man empfand es als unglaublich attraktiv, daß einem irgendwann Schwimmhäute zwischen den Fingern wuchsen. Nach zwei Monaten Quälerei war allen Beteiligten klar, daß Viola im nassen Element keine Rekorde brechen würde.

Ihre inzwischen reichlich frustrierten Eltern spielten gerade mit dem Gedanken, sie in einem Turnverein unterzubringen, da fiel ihr in der Schule am Schwarzen Brett eine auf den ersten Blick nichtssagende Anzeige auf. Eine ehemalige Landesmeisterin im Bogenschießen suchte interessierte Mädchen für eine Damenmannschaft, die sie für Wettkämpfe professionell trainieren wollte. Zunächst fand sie die Vorstellung von sich selbst als die feminine Variante von Robin Hood ziemlich albern. Es erinnerte sie an das aggressive Cowboy- und

Indianerspiel der Jungs, an dem sie sich nie hatte beteiligen wollen. Doch dann stiegen vor ihrem geistigen Auge Bilder von einstigen Fernsehübertragungen auf. Darin waren kühl und streng wirkende, meist in makellostes Weiß gekleidete Schönheiten zu sehen gewesen, die in konzentrierter Beschäftigung mit Pfeil und Bogen wie weltentrückte Kriegerinnen aus einem Fantasy-Reich in eine Art Meditation versunken zu sein schienen. Ihre eleganten Bewegungen, das kraftvolle Spiel ihrer Muskelstränge und der zwischen absoluter Verzückung und Andacht schwankende Ausdruck in ihren Gesichtern, so als wären sie in der Lage, die Welt um sich herum einfach auszuknipsen wie eine Glühlampe, all diese Impressionen einer starken Weiblichkeit machten Viola mit einemmal Appetit auf Bogenschießen. Und wenn die Sache sich erneut als ein Flop erweisen sollte, so hatte sie wenigstens ihren Eltern wieder ein paar schicke Sportklamotten abgeluchst.

Die milde Oktobersonne schien mit augenblendender Intensität auf den kurzgeschorenen Parkrasen einer herrschaftlichen Stadtvilla, als Viola zum ersten Mal die Arena betrat, welche ihr Leben schon in naher Zukunft in ungeahntem Ausmaß verändern sollte. Zumindest für ein paar Jahre, bevor sie in die Hölle des bösen schwarzen Hundes kam und die Pforten sich scheinbar für immer hinter ihr schlossen. Mären, eine zum Erwürgen agile Mittvierzigerin, die im Laufe ihrer Sportkarriere schon mehrere Medaillen und Preise eingeheimst hatte, doch wegen des medienuntauglichen Aspekts dieser Sportart nie auf einen grünen Zweig gekommen war, empfing die Schützelevinnen mit offenen Armen. Die vorzeitig schlohweiß gewordene Frau war besessen davon, ihr Können und ihre Philosophie des Bogenschießens an junge Mädchen weiterzugeben, und es traf sich dabei gut, daß ihre Familie seit Generationen im Besitz dieses großzügigen Anwesens mit dem riesigen Park war, wo die Ausbildung zum größten Teil stattfand.

Mären drückte Viola einen Bogen in die Hand, der eher an ein modernes Vermessungsinstrument erinnerte, denn an das, was ihr aus Westernfilmen im Gedächtnis geblieben war. An der aus verschiedenen Holz- und Kunststoffschichten bestehenden Waffe waren etliche Accessoires wie Metallstabilisatoren, eine pistolenähnliche Griffschale und anderer technischer Firlefanz befestigt. Das Ding nannte sich Recurve-Bogen, der Bogen, der bei Wettkämpfen am häufigsten verwendet wurde, und war Violas Schützenschwärmereien vom ersten Moment an zuwider. Als sie später eine Virtuosin an ihrem Gerät geworden war, sollte sie sich zum eigenen Vergnügen einen kostspieligen Gildebogen anfertigen lassen, einen jener einfachen Langbögen, mit denen schon die Burgwachen im Mittelalter sich ihrer Feinde erwehrten.

Dazu bekam sie einen Köcher mit sechs Aluminiumpfeilen, einen Fingerschutz, einen Innenarmschutz, einen Brustschutz und nach einer kleinen Einführung in den Ablauf des Bogenschießens den aufmunternden Rat, sich nicht gleich entmutigen zu lassen, wenn der Sehnzug ihr am Anfang zu anstrengend vorkommen oder der Pfeil die Schießscheibe verfehlen sollte.

Viola nahm gestrengen Blickes die in sechzig Meter Entfernung befindliche Scheibe ins Visier. Und dann tat sie intuitiv, ja, mit einem von geheimnisvollen Schichten ihres Unterbewußtseins gelenkten Geschick exakt das Richtige, gerade so, als sei sie in einem anderen Leben keiner anderen Leidenschaft als dieser verfallen gewesen. Sie atmete dreimal ruhig durch – nicht zu tief und nicht zu flach –, spreizte die Beine auf Schulterbreite, so daß das Körpergewicht sich gleichmäßig darauf verteilte, und stellte sich die Phasen des Schußablaufs noch mal kurz vor. Dannnockte sie den Pfeil sachte in die Sehne ein und legte ihn auf die Pfeilaufgabe. Das Spannen der Sehne bereitete ihr überhaupt keine Mühe. Im Gegenteil, statt dabei Kraft zu verlieren spürte sie, wie sie sich

bei diesem Vorgang mit Kraft auflud. Ohne den Ellbogen der Zughand unter die Schulterlinie zu senken, schaffte sie die Voraussetzung für eine exakte Zielgeometrie, indem sie die Sehne durch festen Kinn- und Nasenkontakt ideal ankerte. Was dann beim Feinvisieren, Schießen und Nachhalten folgte, kam einer Erleuchtung gleich. Zwar dauerte der ganze Vorgang nicht länger als zwei Sekunden, doch hatte sie dabei das Gefühl, daß sie irgendwie aus der Zeit hinausgefallen war. Ob sie in dieser klassischen Pose des Bogenschützen nun hundert Jahre verharrete oder nur einen Atemzug, es spielte überhaupt keine Rolle. Jene unvorstellbare Kraft hinter ihrem bewußten Denken verwandelte das goldgelbe Zentrum der Schießscheibe in einen Magneten und ihren Willen in den Pfeil, der in einer magischen Geraden schnurstracks auf diesen Brennpunkt zusteuerte – es war ein mystischer Ablauf, über den sie im Grunde keine Kontrolle besaß.

Der Pfeil schwirrte ab und durchbohrte den Kern der Zielscheibe. Während Viola mit der noch am Nacken ruhenden Zughand und offenem Mund das Erstaunen über sich selbst zu überwinden suchte, gab Mären sich große Mühe, ihr eigenes Erstaunen zu verbergen.

»Anfängerglück!« war ihr trockener Kommentar nach einem verkrampften Räuspern.

Sie mußte es wiederholen.

Diesmal traf der Pfeil den roten achten Scheibenring, der vom Kern einen Ring entfernt lag. Zwar war auch dieses Ergebnis für eine Debütantin sensationell, doch die kleine Abweichung genügte Mären, um ein triumphierendes Lächeln aufzusetzen, weil sie ihre Anfängerglück-These ein wenig untermauert sah. Sie verlangte nach einem neuen Schuß.

Der Pfeil blieb im hellblauen fünften Ring stecken, vier Ringe vom Kern entfernt. Also doch Anfängerglück plus ein bißchen Begabung? Das Lächeln um Märens Mundwinkel wurde breiter.

Viola fand die Reaktion unfair, denn genauso wie sie selbst mußte auch ihre Trainerin gespürt haben, daß inzwischen ein leichter Wind aufgekommen war. Unterdessen hatten die anderen Mädchen, unter ihnen auch Fortgeschrittene, ihre Übungen abgebrochen und um sie herum eine Traube gebildet.

Viola spannte den Bogen erneut und fühlte abermals, daß aus ihrer Konzentration vollendete innere Ruhe wurde und daraus wiederum der schier musikalische Seelenzustand, in dem die Dinge sich ganz von selbst ergaben und alles, was man tat, nur gelingen konnte. Sie öffnete die Finger und gab den Pfeil frei ...

Der Pfeil flog, er flog über drei Jahre lang, von Turnier zu Turnier, von Medaille zu Medaille, über Länder hinweg, über Kontinente hinweg, durch den Blätterwald der Sportnachrichten. Und an seiner Spitze Viola, die mittlerweile eine von Besessenheit und Haßliebe geprägte Beziehung zum Bogenschießen entwickelt hatte. In ihrem Schatten Mären, hin- und hergerissen zwischen dem Bedürfnis, alles hinzuschmeißen, weil ihre Meisterschülerin sich oft als eine dickschädelige und bis an die Grenze der Apathie faule Göre entpuppte, und ergebener Anbetung ihres einzigartigen Talentes. So sehr schienen Violas Augenbewegungen, ihre Muskeln, ihr ganzes Ich eins geworden zu sein mit dem Bogen, daß so mancher Wettkampfkomentator die Punktzahl schon aussprach, bevor sie den Pfeil abgeschossen hatte. Sie war einfach ein Wunder! Freilich registrierte das Gros der Sportinteressierten dieses Wunder mit demselben Enthusiasmus wie die Glanzleistungen im Krocket. Für denjenigen, der es selber nicht ausübte, war und blieb dieser Sport nun einmal eine todlangweilige Angelegenheit. Niemand stürzte hin, niemand wurde verletzt oder starb gar dabei, es fielen keine Tore, es war keine Gewalt im Spiel, nicht einmal ein arglistiges Foul und – das machte das Haupthandikap für den Zuschauer aus – niemand bekam so richtig mit, was da auf dem Platz vor sich ging. Ein Bogen wurde gespannt, eine Hand vollführte eine Bewegung, und zack, man sah plötzlich die

Zielscheibe, in der der Pfeil steckte. Pures Gift fürs Fernsehen.

Weshalb das Bogenschießen dennoch etwas populärer wurde und der FITA, dem Weltverband, mehr Fernsehübertragungsrechte als üblich verschaffte, lag einzig und allein an Violas umwerfenden Reizen. Die verheißungsvolle Knospe von einst hatte nun mit achtzehn Jahren ihre Blüte zur Gänze entfaltet, und siehe da, sie hatte nicht zuviel versprochen. Der Wachstumsschub war bei einem Meter neunundsiebzig zum Erliegen gekommen, ebenso die Zunahme anderer Körpermaße, letzteres ein Schlußpunkt, mit dem sie sich ruhig noch ein bißchen Zeit hätte lassen können, wie ihr einige Männer zu verstehen gaben. Ihre Figur war ein Glücksfall, ein Kleinod, welches zu besitzen nur die wenigsten jungen Frauen die Ehre hatten. Was selten vorkam, nämlich voluminöse Brüste und ein ausladender Birnenhintern bei dünner Taille und schlaksig sportlichen Beinen, war bei Viola geradezu zur Vollendung gereift. Das einzige, was sie an ihrem Aussehen störte, waren ihre leichten Schlupflider, die sie stets so wirken ließen, als sei sie gerade mit einem Kater aus dem Bett gefallen. Aber es hätte in der Tat schlimmer kommen können, dachte sie bisweilen sarkastisch, zum Beispiel so wie bei den Amazonen, denen man eine Brust abschnitt, damit sie beim Bogenschießen nicht störte.

Die Olympischen Spiele 1988 in Seoul stellten ihr Leben schließlich gänzlich auf den Kopf, so drastisch, daß sie innerhalb von ein paar Monaten in jeder Beziehung ihre Unschuld verlor, noch schlimmer, auch ihre geliebten Bögen und Pfeile. Zwar brachte sie es lediglich zu einer Bronzemedaille, weil sie infolge akuten Liebesleids wegen eines italienischen Hochspringers unter Konzentrationsstörungen litt, doch gelang es ihr, die Sieger dennoch durch eine Verkettung schier wundersamer Zufälle zu übertrumpfen, und nicht nur diese, auf lange Sicht gesehen vermutlich sämtliche Athleten der Veranstaltung. Ihre Verzückung stiftende Erscheinung wurde durch die bunten Fernsehbilder endgültig bis in den entfernt-

esten Winkel der Erde bekannt, und einen Tag nachdem sie mit einer doppelten Frustration – Liebesschmerz und bronzene Enttäuschung – heimgekehrt war, stand schon das erste Angebot ins Haus.

Dies geschah in Gestalt eines rothaarigen, scheinbar in einer Boutique für Geistesgestörte eingekleideten Männchens mit lustigen Augen, dessen Alter zu schätzen selbst einen Gerontologen zum Schwitzen gebracht hätte. Der springteufelartige Herr aus London, der sich als »Dave« vorstellte, hatte die nervtötende Angewohnheit, unablässig dramatisch mit den Armen zu gestikulieren und am laufenden Band die goldene Zukunft zu versprechen. Viola und ihre Eltern hielten ihn vom ersten Moment an für komplett verrückt. Und ebenso für komplett schwul, weil seine Stimmlage und sein Gehabe ihn durchaus zum Star eines Kastraten-Singspiels hätten werden lassen können. Er wäre ein bedeutender Werbefotograf mit eigener Agentur, so schwadronierte er, und sei von einem führenden Sportgerätehersteller beauftragt, sie zu Reklameaufnahmen für einen aufwendigen Prospekt über Compound-Bögen und Armbrüste zu gewinnen. Viola haßte diese Art Bögen, sie haßte alle automatischen Waffen, weil ihnen, wie sie fand, der sportliche Geist abging. Compound-Bögen nahmen dem Benutzer mittels einer komplizierten Flaschenzugmechanik dreißig bis fünfzig Prozent des Kraftaufwandes zum Spannen des Bogens ab, so daß er sich in Ruhe und ohne Anstrengung dem Punkt auf der Zielscheibe zuwenden konnte. Wie bei einer Armbrust brauchte man anfangs sogar etwas mehr Kraft als beim herkömmlichen Bogen, aber dann machte es klick und die Flaschenzüge erfüllten ihren Dienst. Sie hatte nie verstanden, was das mit Bogenschießen zu tun hatte.

Daves Offerte jedoch konnte sich sehen lassen. Für fünfzehntausend Dollar sollte sie ein paar Tage lang in einem Phantasiekostüm als Jagdgöttin Diana posieren, und das an einem nahe gelegenen See, umsorgt von einer erstklassigen

Crew. Das Angebot verschlug allen Familienmitgliedern die Sprache. Ihr Vater, Geschäftsführer einer Imbisskette, hatte in die Sportlaufbahn seiner Tochter ein Vermögen gesteckt. So mußten sie angesichts der unwiderstehlichen Verlockung alle kapitulieren, allen voran Viola, deren Liebesschmerz nun plötzlich wie weggeblasen war.

Die Aufnahmen am See fanden stets morgens von Sonnenaufgang bis zum frühen Vormittag und dann wieder am späten Nachmittag bis zum Sonnenuntergang statt, weil Dave für »die Stunde der Göttin«, wie er sich geschraubt ausdrückte, ein mystisches Dämmerlicht brauchte. An einem von moosigen Felsen und wildwuchernder Vegetation flankierten Ufer waren aus Pappmache die Rudimente eines griechischen Tempels aufgebaut, vor denen sich Viola, lediglich in einen weißen Seidenumhang gehüllt, in Schützenposur begab. Man hatte eine ganze Meute gescheckter Windhunde aus England einfliegen lassen, und ein Trainer instruierte sie, um die Göttin herum eine lockere Gruppe zu bilden und erwartungsvoll in die gleiche Richtung wie sie zu blicken. In Verbindung mit dem Dämmerlicht erinnerte die Szenerie an Sagengemälde aus dem neunzehnten Jahrhundert, wo vom klassischen Altertum faszinierte Meister mythologische Bildinhalte der Antike mit europäischen Landschaftsmotiven gekreuzt hatten.

Zu ihrem Erstaunen hatte Dave am Set so gar nichts von einem Kastratensänger, im Gegenteil, er pflegte bei seinen vielen Assistenten, die das Licht setzten, die Kameras in Stellung brachten, die Deko passend zum Motiv rückten und das Team mit Essen versorgten, einen geradezu bonapartistischen Führungsstil. Hier machte Viola auch die Erfahrung, daß Modellstehen alles andere als ein Zeitvertreib für Menschen war, die schon immer gern vor dem Spiegel gestanden hatten. Es stellte sich als eine ziemlich aufreibende Sache heraus. Stundenlange Make-up-Sitzungen, während derer Visagisten einem mit solchem Eifer im Gesicht herumfuhrwerkten, daß

man sich am Ende selbst nicht wiedererkannte, grenzenlose Anspannung bei den Shootings, stets darauf bedacht, auf Befehl dramatische Posen zu liefern, und vollkommene Langeweile dazwischen, wo man nichts mit sich anzufangen wußte.

Nachdem Viola Bögen und Armbrüste eine Woche lang in jeder erdenklichen Stellung zur Schau gestellt hatte, verschwanden Dave und sein Affenzirkus aus ihrem Leben. Wie sie glaubte, für immer. Als sie nach einem Monat die Aufnahmen zu Gesicht bekam, hätte sie vor Begeisterung einen Luftsprung vollführen können. Der verrückte Engländer hatte aus einer so banalen Sache wie der Anpreisung von Sportgeräten wahrhaftig ein kleines Kunstwerk geschaffen. Natürlich stand die Hervorhebung des Produkts im Vordergrund. Doch das Drumherum, die unendlich scheinende Sicht auf die vom späten Gold der Sonne getünchte Seelandschaft, die bruchstückhaften, von Schlingpflanzen ockupierten Säulen und Emporen wie traurige Symbole des Vergessens, der schier sichtbare Wind in jedem beweglichen Detail, insbesondere aber ihre eigene Präsenz, wirkten auf den Betrachter wie Traumbilder aus einem versunkenen Reich, voller Sehnsüchte nach Zeiten, in denen Götter noch tatsächlich gelebt hatten. Viola hätte Dave dafür küssen mögen!

Die Gelegenheit bot sich bald. Als sie seine exzentrische Singsangstimme am Telefon hörte, dachte sie zunächst, er wolle sich nach ihrer Reaktion auf die Aufnahmen erkundigen. Aber das interessierte einen Größenwahnsinnigen seines Schlages freilich etwa so dringend wie die Frage, was sie zum Frühstück gegessen habe. Die Bilder hätten in Fachkreisen in Mailand für einiges Aufsehen gesorgt, sagte er verschwörerisch, als handle es sich um Geheimaufnahmen von Raketenabschußbasen. Sicherlich meinte er auch nicht die Bilder, sondern das Model in diesen Bildern, sonst hätte er ja nicht angerufen, ergänzte Viola im Geiste die frohe Kunde. Er wolle nur in Erfahrung bringen, ob sie Lust verspüre, auch in Zukunft zu modeln. Für

Sportgeräte? Nein, nein, die Nachfrage käme vorwiegend aus anderen Branchen, ein italienisches Familienunternehmen für Pullover, ein US-Kosmetikkonzern, ein deutscher Nylonstrumpf-Hersteller ... Bevor sie die auf sie niederprasselnden Neuigkeiten verarbeiten konnte, ließ der clevere Dave einen cleveren Vortrag vom Stapel, weshalb es für ein Greenhorn wie sie viel lohnender sei, einen Zweijahresvertrag mit seiner Agentur abzuschließen, als sich von den branchenbekannten Haien ausnehmen zu lassen. Schließlich sei er es doch gewesen, der sie entdeckt und für sie so laut die Trommel gerührt habe.

Daves ausgekochtes Geschäftsgerede nahm in Violas Kopf den Weg von einem Ohr zum anderen, bis es vollends zu einem bedeutungslosen Rauschen verblaßte. Sie dachte an andere Dinge, daran, daß sie wohl endgültig erwachsen geworden sei, weil sie plötzlich gebraucht wurde, weil Ältere etwas von ihr wollten und nicht umgekehrt, wie es bis jetzt immer der Fall gewesen war. Sie wußte auch, daß es mit dem Bogenschießen ein für allemal vorbei war. Sie hatte ja darin schon alles erreicht, was erstrebenswert gewesen wäre, auch wenn es für die finale Krönung nicht gereicht hatte. Doch diesen Schönheitsfehler betrachtete sie als ein Menetekel, daß sie den wunderbaren Zauber, der ihr jahrelang so viel Erfüllung gebracht hatte, nicht weiter strapazieren sollte. Gewiß, sie würde sich von ihren geliebten Bögen und Pfeilen niemals ganz lösen, denn schließlich empfand sie sich tatsächlich als eine kleine Göttin dieser Kunst. Aber das harte, so gar nicht zum meditativen Charakter dieser Sportart passende Training und die verbissene Medaillenjagd würden für immer aus ihrem Leben verschwinden. Sie würde fortan mit ihrem einfachen Gildebogen durch die Wälder streifen, wie es einst Diana getan hatte, und ihre Pfeile auf unbestimmte Ziele sausen lassen. Wenn sie überhaupt noch dazu kam.

Die Welt des Modelns war eine irrealer Welt, und auch die Akteure, die sich darin unter den forschenden Blicken der

Öffentlichkeit und dem selbstauferlegten Zwang bewegten, wie überdimensionierte Glühwürmchen permanent leuchten zu müssen, waren allesamt recht unreal. Selbst wenn man sich Mühe gab, bestimmte alltägliche Normalitäten zu pflegen, wurde man dennoch früher oder später unweigerlich in diesen Strudel der Irrealität hineingesogen. Das Gefüge der Irrealität hatte vielfältige Ursachen, und doch schienen diese Ursachen so eng miteinander verwoben, daß eine einzelne für sich selbst kaum dingfest zu machen war. Viola erfuhr das Phänomen Schritt für Schritt, wie es sich allmählich steigerte, erst ein Teil ihres Lebens, dann ihr einziges Dasein wurde und dann schließlich nur mehr ein Scheinleben.

Der clevere Dave wußte die Goldader, auf die er gestoßen war, optimal zu verwerten. Auch wenn sie sich später wegen dieses ausbeuterischen Exklusivvertrages entsetzlich in die Haare kriegen sollten, den Verdienst, sie in die erste Riege der Topmodels katapultiert zu haben, konnte ihm selbst Viola nicht absprechen. Nach einmonatigem Schnellehrgang in Paris fing es gleich auf der Münchner Modemesse an, wo sie sofort großes Aufsehen erregte. Freilich half ihr der Interessantheitsbonus der einstigen Olympia-Bogenschützin. Dieser von Dave geschickt forcierte Aufhänger versetzte die von den Stories über die inflationären Diskoentdeckungen à la Claudia Schiffer gelangweilte Modepresse in Sensationsstimmung. Obwohl sie dem Sport entsagt hatte, wurden die Journalisten nicht müde, sie zur Symbolfigur für die athletische Facette der Frau zu glorifizieren, quasi als Gegenpol zu den gerade en vogue stehenden mageren, stets die Traurigkeitwegennichts zelebrierenden Models. Sie war die gesunde Blonde mit gesunder Haut und gesunden Rundungen, der man sogar ihre kräftig entwickelte Rückenmuskulatur und ihre starken Bizepse verzieh. Während sie im Fernsehen das Duschgel für die fitte Aerobicerin pries und in Modemagazinen die neueste Kollektion von Bogner, stellten sich die ersten Interviews für die Regenbogenpresse ein. Es traf

sich günstig, daß sie zu einem Zeitpunkt die Modelbühne betreten hatte, zu dem nach der Gleichmacherei der vorangegangenen Dekaden die pure Schönheit wie noch niemals zuvor in der Menschheitsgeschichte mit faszinierender Persönlichkeit verwechselt wurde. So durfte sie sich in jedem Medium in aller überflüssigen Breite über ihr kurzes Privatleben auslassen, in dem sich eigentlich bisher so viel Dramatisches abgespielt hatte wie in einem Dokumentarfilm über den Alltag von Weinbergschnecken. Bogen, Pfeil und Olympia war noch das Aufsehererregendste, was sie zu bieten hatte, und alle berichteten darüber mit solcher Inbrunst, als gelte es eine in Stein gehauene Heldensaga aus dem Germanenreich unter die Leute zu bringen. Die angesehenen Frauenzeitschriften wie *Cosmopolitan* und *Elle* zogen bald mit aufwendigen Homestories nach, und schon begannen Papparazzi Jagd auf sie zu machen und sie bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit abzulichten, einmal sogar, als sie in einer Drogerie Tampons kaufte. Lagerfeld und Valentino wurden wie Sachverständige vom TÜV zu Kommentaren bezüglich eines Gütesiegels gebeten, und zur Überraschung aller überschütteten die beiden Herren sie mit enthusiastischen Lobeshymnen, obwohl sie nicht den Typ Mädchen verkörperte, welcher der Adressat ihres Stiles war. Niemand wußte allerdings von deren Verhandlungen mit Dave, damit er sie für ihre neuen sportiv angelegten Sommerkollektionen auslieh. Bereits nach einem halben Jahr erklärte sie ihren Eltern, daß sie nicht wie geplant ein Sportstudium beginnen, sondern den eingeschlagenen Weg weiterverfolgen wolle. Zähneknirschend gaben sie ihren Segen dazu – es war auch ein bißchen mühselig, jemandem eine Tätigkeit auszureden, die täglich ein bis zwei Tausender abwarf.

Die bösen schwarzen Hunde schienen nun endgültig in die Zwinger gebannt, ja, vielleicht hatten sie sich für immer in Luft aufgelöst. Dafür hatte sich ein völlig neues Gefühl in Violas Leben eingeschlichen, von dem sie nicht wußte, wie es ihr noch

bekommen würde: die Irrealität. Lag es vielleicht an den schwindelerregend häufigen Ortwechseln, heute Nizza, morgen Florida und übermorgen eine karibische Insel, deren Namen sie sich selbst nach zwei Tagen Shooting am Traumstrand nicht merken konnte? Die Agenturen buchten für sie stets die exquisitesten Hotels, in der Regel altherwürdige Häuser mit distinguierten Gepflogenheiten und einer schillernden Geschichte. Steinreiche Geschäftsmänner, verwelkte Erbinnen, weltbekannte Schauspieler, Politiker mit einem Troß von Sicherheitsbeamten, exzentrische Künstler und in Suff und Würde ergraute Adelige frequentierten diese herrschaftlichen Stätten, die in ihrer muffeligen Noblesse den Eindruck vermittelten, daß allein ein erlauchter Kreis den Zugang zu ihnen verdiene. Aber das war es ja eben. Sie gehörte in keine dieser Kategorien. Sie hatte es sich nicht verdient, nicht durch Geburt, nicht durch Leiden und nicht durch Leistung. Ihre sogenannte Arbeit bestand darin, sich vor einem Baum oder einer majestätischen Brandung hinzustellen und einfach schön zu sein. Sogar der Baum war in dieser Beziehung als nützlicher anzusehen, weil er eine verdienstvolle Aufgabe verrichtete. Ihrem ganzen Tun haftete etwas Imaginäres an, nicht Faßbares – irrales.

Und das war noch das kleinste Übel. Das größere waren die Menschen, in deren Gesellschaft sie sich Tag und Nacht aufhielt. Frauen, die alberne Karikaturen von Frauen waren, und Männer, das war ein noch übleres Kapitel. Der Außenstehende hätte sich denken mögen, daß Leute, die beruflich ständig mit einer Sache beschäftigt sind, von dieser Sache gerade in ihren Mußestunden Abstand gewinnen wollen. Das traf auf die Modebranche nicht zu. Die Wahrheit über das Innenleben dieses Wirtschaftszweiges übertraf jedes abgeschmackte Klischee, welches die auf Tratsch und Klatsch abonnierten Käseblätter Woche für Woche in die Welt setzten. Jene Gazetten, konform mit den Sehnsüchten ihrer in Großstadtneurosen gefangenen

Leserschaft, stellten das Milieu der tausend Eitelkeiten als eine schillernde Welt dar, getragen von Kultur und gehobenem Lebensstil. Der innere Kreis der etwa hundert weltbekannten Akteure verkörperte gewissermaßen eine moderne Spielart des griechischen Götterwesens, jeder einzelne mit einer speziellen Macke und Funktion.

In Wirklichkeit war alles ein abgekartetes Spiel und die Intentionen der Darsteller nicht ein Viertel so musisch, wie es die Öffentlichkeit und sie selbst gerne gehabt hätten. All die glitzernden Modenschauen, die zwischen Pseudodokumentarismus und Heldenverehrung schwankenden Fernsehfeatures, all der seelenlose Schönheitskult, halb Hollywood, halb Leni Riefenstahl, die dicklippigen Boys und die langbeinigen Girls, sie dienten allein dem schäbigen Zweck, in trostlosen Warenhäusern Tand mit einem berühmten Etikett an häßliche Menschen zu verkaufen. Es war ein trauriger Schwindel.

Die Modeschöpfer entpuppten sich beim näheren Hinsehen als kleine gestreßte Konzernbosse, welche zwischen multimedial in Szene gesetztem Primadonnengetue, dem Vermarkten ihres Namens für Kosmetikartikel und dem beständigen Ausweiten ihres Filialnetzes unter ganzjährigem Burnoutsyndrom litten und ihre ach so begnadeten Inspirationen aus vergilbten Fotobänden und Filmklassikern stahlen. Die männlichen Bosse schmückten sich dabei mit der homophilen Sensibilität eines Dandys, wogegen die weiblichen mit dem gesofteten Bild der reifen, noch relativ faltenfreien Frau mit zum Schlechtwerden ausgesuchtem Geschmack brillierten. Eine aufregende Szene für den von seinem grauen Alltag deprimierten kleinen Mann von der Straße, der bei jedem schicken Furz aus dieser Ecke den Atem anhielt. Der Effekt des Neuen und Sensationellen entstand durch einen einfachen, aber unverwüstlichen Trick: Mit dem optimal recycelten Plunder wurden besonders schöne junge Menschen behängt, glückliche Kinder, die selber von Star-Designern entworfen zu sein schienen. Diese Auserwählten des

leiblich-physiognomischen Ebenmaßes hätten, um gut auszuschauen, durchaus auch Kartoffelsäcke tragen können, ein Einfall, den so manch verzweifelter Modemacher auch schon dankbar aufgegriffen hatte.

Gleich den boshaften Scherzdarstellungen über ihr Geschlecht drehte sich das ganze Denken und Tun der Mannequins um den Tinnef, für den sie warben, und um den weibisch und geistlos schnatternden Menschenschlag, der sie immerfort umgab. Einerlei wie berühmt oder wie reich sie auch waren, ihre Erdentage verbrachten sie damit, mit Namen von Designern um sich zu schmeißen, Intrigen zu spinnen, ihre Häuser, in denen sie nie wohnten, alle sechs Monate neu einzurichten, und Kleidern, Kosmetika und Schmuck einen derartigen Stellenwert einzuräumen, als hinge von diesen Dingen die einwandfreie Erdumdrehung ab. Nach der Schule, höchstwahrscheinlich nicht einmal dort, hatten sie kein einziges Buch mehr gelesen, dafür waren sie mit vielen Film- und Popstars per du und kamen ihren Begierden vergnügt zwitschernd entgegen, was unausbleiblich stets zu Orgien im Kokainschnee ausartete. Mannequins waren in die Oberflächlichkeit verstrickt wie verquere Romanfiguren in die Sünde, und in beiden Fällen brachte allein das läuternde Alter die Erlösung, im ersteren Fall wohl eher die ersten Runzeln.

Bei den Dressmen sah die Sache etwas anders aus. Die meisten von ihnen waren schwul, und die, die es nicht waren, gehörten jener Gattung von Männern an, mit denen Frauen mit konventionellem Verstand wenig anzufangen wußten. Zunächst einmal besaßen sie kein besonderes Talent, ein Umstand, der den Hauptteil ihrer Probleme ausmachte. Sie waren in diesen Job hineingeschlittert, weil sie umwerfend gut aussahen und durch eine angeborene maskuline Ausstrahlung beim Seher ein Gefühl von Verwegenheit und unbändiger Erotik hervorriefen. Mit einem durchschnittlichen oder gar häßlichen Aussehen hätten diese Männer ganz normale Berufe ergriffen. So wie

Viola sie einschätzte, hätten sie wahrscheinlich nicht einmal das geschafft, wären verurteilt gewesen, ihren Lebensunterhalt mit Gelegenheitsarbeiten wie Pizzaaustragen oder Taxifahren zu bestreiten. So jedoch befanden sie sich in der kniffligen Situation, ihr bedeutungsvolles Erscheinungsbild mit jener Phantasiepersönlichkeit in Einklang bringen zu müssen, die die Öffentlichkeit von ihnen hatte. Niemand erwartete von einer wunderschönen Frau, daß sie sich auch noch durch einen interessanten Charakter auszeichnete. Und selbst wenn man sie unter solch einen Erwartungsdruck gestellt hätte, wäre es ihr gleichgültig gewesen. Nicht so bei Männern. Es war für einen heterosexuellen Mann hart zu schlucken, allein fürs Posieren gebraucht zu werden. Darin lag kein Wert, nichts, womit man andere Männer, die sich im ewigen Männerkampf bewährten und durch Zähigkeit und Stärke Männersiege errangen, beeindrucken konnte.

Deshalb griffen die meisten Dressmen zu einer List, die sie wiederum von den zwei, drei Dressmen abgesehen hatten, bei welchen es funktioniert hatte: Sie gaben an, eigentlich gar keine Dressmen zu sein, sondern Filmschauspieler. Filmschauspieler mit sehr hohen Ansprüchen freilich, die vor lauter Ablehnen der schlechten Drehbücher gar nicht zum Schauspielen kamen, und sich die Zeit bis zur goldenen Gelegenheit mit Modeln vertrieben. Das Schauspielen galt nämlich im Showbusiness als ein dem Manne angemessener Beruf.

Viola ließ sich mit dem einen oder anderen dieser verhinderten Schauspieler ein. Es waren traurige Jungs dabei, die in einsamen Hotelzimmern bis zur Bewußtlosigkeit sofften, weil sie im Grunde niemand ernst nahm und sie sogar von ihren Freundinnen mit »Süßer« angesprochen wurden. Aber auch Wilde, die täglich mit mehreren Frauen ins Bett gingen, sich mit allem möglichen Stoff berauschten und Schlägereien provozierten: Personifizierungen der entfesselten, sich selbst verbrennenden Männlichkeit, Männer ohne Ziel und Verstand, seelische

Leichen.

Trotz dieses ungesunden, um nicht zu sagen kranken Lebensstils, der wundersamerweise keine Spuren im Gesicht und am Körper hinterließ, wurde Viola in ihren jungen Jahren eine reiche Frau. Und dann, über Nacht, wurde sie noch reicher. Man adelte sie mit der in diesem irrealen Geschäft nicht mehr steigerbaren Ehrung: Covergirl der VOGUE! Die Honorare waren auch davor nicht gerade bescheiden gewesen, doch nach VOGUE explodierten sie in astronomische Dimensionen. Durch dieses eine Bild bekam sie den kostbarsten Stempel aufgedrückt, den zu tragen jede Frau sich in einem bestimmten Abschnitt ihres Lebens heimlich ersehnte: Topmodel! Gage pro Tag: zehn- bis fünfzehntausend Dollar.

In den folgenden Jahren erschien Viola noch siebenmal auf der Titelseite dieses Magazins, Triumphe, die mit der Zeit recht langweilig wurden. Sie wußte nicht mehr, zu welchen paradiesischen Orten sie flog, nicht mehr, für welchen Artikel sie exakt warb, und im Grunde auch nicht mehr so genau, weshalb die Leute so frevelhaft viel Geld bei ihr abluden, um ausgerechnet ihr Gesicht zu beglotzen.

Einmal, als sie in Bombay einen Werbespot für American Express drehte, hatte sie auf der Suche nach Zerstreuung eine sehr einschneidende Erfahrung gemacht. Auf Empfehlung des Kameramannes hatte sie in einer Drehpause einen Gewürzladen im Armenviertel aufgesucht, und war dabei auf die ihrem Empfinden nach schönste Frau der Welt gestoßen. Das Aussehen der höchstens sechzehnjährigen Inderin, die um sie mit der Unterwürfigkeit eines abgerichteten Tieres herumwieselte, nahm ihr vor Faszination den Atem. Ihr hellhäutiger Körper glich einem seit Äonen vom Wasser heiliger Quellen geglätteten Stein und ihr Antlitz einem vom Allmächtigen geküßten Engel. Ihre kohlrabenschwarzen Augenbrauen waren geheimnisvolle Flußadern über den klaren Augen, ihr burgunderfarbener Mund mit den wie polierten Zähnen versprach unaussprechliche

Freuden der Wollust. Ein goldfarbener Sari war um dieses Kunstwerk aus Fleisch und Blut gehüllt, gleich einer auserlesenen Verpackung, welche eine Kostbarkeit barg. Während sie in einem bizarren Englisch so untertänigst, als könne bereits der Anflug einer Unhöflichkeit ihr Leben vernichten, auf ihre Kundin einredete, sämtliche Gewürzgefäße von den holzwurmzerfressenen Regalen herunternahm und vor ihr ausbreitete, war Viola unfähig, etwas anderes zu tun, als dieses zum Weinen schöne Naturwunder anzustarren. Seltsam, dachte sie dabei, seltsam, wie die Welt beschaffen ist. Ich brauche nicht einmal einen ganzen Tag vor der Kamera zu stehen, um mit dem Lohn diesen ganzen elenden Laden plus Straße zu kaufen, und sie wird die Ware, für die ich so unverschämt gut bezahlt werde, vielleicht schon nächste Woche an einen zahnlosen, aus dem Maul stinkenden Analphabeten verschwenden müssen, der damit soviel anzufangen weiß wie ein Blinder mit dem Regenbogen. Er wird sie schwängern, immer wieder, auf eine erniedrigende Art und Weise, sie schlagen und treten, ihren Körper, ihre Seele, alles an ihr ausbeuten, bis nur noch Häßlichkeit und unsagbarer Schmerz übrigbleiben wird, so wie immer nur Asche übrigbleibt, wenn das erhabene Feuer erloschen ist. Wie ungerecht das Leben doch ist, wie grauerregend ungerecht!

Dann jedoch, am Ende dieser Einsicht, schlich sich ein abscheulicher Gedanke in ihre Überlegungen ein, so abscheulich, daß sie sich dafür noch lange Zeit schämte. Was für ein Glück ich doch habe, dachte sie. Gott hat eine Münze in die Luft geworfen, und ich habe gewonnen. Ich werde mein Leben nicht in einem widerwärtigen Kampf um ein Schälchen Reis verbringen wie eine Küchenschabe in Menschengestalt und meine Glücksgefühle daraus schöpfen, daß die Sonne scheint oder meine Kinder noch nicht an so etwas Lächerlichem wie Durchfall gestorben sind, weil sie verseuchtes Wasser getrunken oder verdorbene Lebensmittel gegessen haben. Vor allen Dingen

werden mir meine Schönheit und mein gesunder Körper noch viele Jahre erhalten bleiben, und kein armseliges Schicksal und keine barbarischen Männer werden mich in kläglich zuckendes Fleisch verwandeln. Natürlich werde auch ich altern, aber bei weitem nicht so schnell wie sie, o nein, ich werde dies würdevoll und mit Lebensfreude tun. Dieses Mädchen ist das begehrenswerteste weibliche Wesen, das ich je gesehen habe, doch es ist nur eine Sekunde, während ich eine Stunde bin, eine von Göttern gestreichelte Stunde. Was für ein Glück ich doch habe!

Danach ließ sie das weiterhin mit hündischer Kriecherei eine Gewürzmischung nach der anderen auftischende Mädchen mitten in ihrem Laden stehen und lief hinaus, ohne auch nur ein Tütchen Safran gekauft zu haben. Aber sie hatte keinen Grund, im Sturm der Schuldgefühle den Kopf zu verlieren, denn ihre Vorausschau war völlig falsch. Sehr bald sollte Viola sich mehrmals am Tag wünschen, ein solch miserables Leben verbringen zu dürfen wie diese arme Gewürzverkäuferin.

Kurze Zeit später lernte sie ihren Traummann kennen. Er war zwar tot, aber das spielte keine Rolle. Sie hatte ihn auf einem ihrer üblichen Flüge nach nirgendwo in der ersten Klasse kennengelernt und war nicht mehr von ihm losgekommen. Leicht gereizt durch die zwei Linien Koks, die sie in einer Mischung aus Langeweile und permanenter Sinnkrise auf der Flugzeugtoilette gezogen hatte, wünschte sie sich nichts sehnlicher als ein wenig Ablenkung, welche die noch vor ihr liegenden fünf Stunden erträglich machen sollte. Die Zeitungen und Magazine, aus denen ihr dauernd entweder ihr eigenes Konterfei oder das ihrer reizenden Kolleginnen und Kollegen entgegenblickten, waren schon längst ausgelesen, so daß sie sich vor lauter Überdruß schon mit dem Gedanken anfreundete, den Aufdruck auf der Kotztüte vor ihr im Rückenlehneschlitz zu studieren. Da jedoch machte sie einen überraschenden Fund. Aus ebendiesem Schlitz lugte die Oberkante eines Buches

hervor, vermutlich von einem Passagier vergessen und vom Reinigungspersonal übersehen. Sie zog es heraus und las den Titel: »Über die Frauen«. Dann schlug sie es in der Mitte auf und las irgendeinen Satz.

»Alle Frauen sind entweder Vögel oder Katzen oder Kühe – man sehe ihren Blick darauf an!«

Es handelte sich um die Ergüsse eines der genialsten Frauenhasser der Weltgeschichte. Doch im Gegensatz zu dem ungehobelten Frauenhasser, der in jedem Manne wie ein kleines böses Männchen rumorte, machte diesen so sympathisch, daß er seine eigenen Geschlechtsgegnossen ebenso haßte. Friedrich Nietzsche hatte wohl alle Menschen gehaßt, hatte über sie seinen Spott und seine Verachtung ausgeschüttet. »Oh, mein Freund, der Mensch ist etwas, das überwunden werden muß«, war seine Überzeugung gewesen. Ohne Zweifel war er geisteskrank, woran er auch letzten Endes früh starb, aber seine Schriften zeichneten ihn als einen jener Geisteskranken aus, welche den vermeintlich fleckenlosen Schleier der verlogenen Bürgermoral wegreißen und die finsternen, allzu finsternen Abgründe des menschlichen Seins bloßstellen können. Er selbst hielt sich für einen Propheten, im besten Falle für gar keinen Menschen: »Es ist ein Vorurteil, daß ich ein Mensch bin. Aber ich habe schon oft unter den Menschen gelebt und kenne alles, was Menschen erleben können, vom Niedrigsten bis zum Höchsten.«

Viola grub sich in diese zwischen Pathos und Elegie schwankenden Texte ein, welche einen scharfen Kontrast zu ihrer flachen und inhaltslosen Welt bildeten. Vielleicht lag es daran, daß sie sich von ihrem athletisch asketischen Ideal nicht gänzlich verabschiedet hatte und in ihrem tiefsten Innern eine unüberwindbare Distanz zu dem allgemein erwünschten und

akzeptierten Frauenbild verspürte, obgleich gerade ihre Arbeit der Popularität ebendieses Frauenbildes enorm Vorschub leistete. Ein Widerspruch, an dem sie litt.

Nietzsche hatte den »Übermenschen« und »den Willen zur Macht«, von seinem Zarathustra beschworen, selbstredend dem Manne zgedacht. Doch Viola fand, der gute Friedrich hätte Augen gemacht, wenn er die heutigen Frauen kennengelernt hätte. Jedenfalls einige von ihnen. Ansonsten lag er nicht so ganz daneben, wenn er meinte: »Männer benutzen Neuerlerntes fürderhin als Pflugschar, vielleicht auch als Waffe: aber Weiber machen sofort daraus einen Putz für sich zurecht.« Auch die Anziehungskraft der Geschlechter brachte ihn zum Verzweifeln: »Ach, diese Armut der Seele zu zweien! Ach, dieser Schmutz der Seele zu zweien! Ach, dies erbärmliche Behagen zu zweien! Ehe nennen sie dies alles; und sie sagen, ihre Ehen seien im Himmel geschlossen. Nun, ich mag ihn nicht, diesen Himmel der Überflüssigen! Nein, ich mag sie nicht, diese im himmlischen Netz verschlungenen Tiere! Ferne bleibe mir auch der Gott, der heranhinkt zu segnen, was er nicht zusammenfügte!«

In Anbetracht all der Narreteien auf dem »Catwalk« der menschlichen Existenz und ihres von bunten Nichtigkeiten erfüllten eigenen Lebens fand Viola in dem mit dem Hammer philosophierenden Irren einen Gleichgesinnten, der in seinen Lehren von ewigen Werten sprach, die man vielleicht im »Jenseits von Gut und Böse« finden mochte, aber keinesfalls in den verweichlichten Wohlfahrtsstaaten der westlichen Welt, wo es vor »Überflüssigen« nur so wimmelte. Der Übermensch war für sie jedoch keine rein philosophische Gleichung, die im Schädel von F. N. umhergeflattert war, sondern durchaus ein körperlich reales Leitbild, welches mit dem Geistigen eine Einheit bildete. Nicht von ungefähr waren die Faschisten der Versuchung erlegen gewesen, ihren Lieblingsdenker fehlzuinterpretieren, falls sie dies tatsächlich getan hatten. Und in der Tat

war es leicht, dieser Versuchung zu erliegen: › »Ich« sagst du und bist stolz auf dies Wort. Aber das Größere ist – woran du nicht glauben willst – dein Leib und seine große Vernunft: die sagt nicht Ich, aber tut Ich.« Und: »Seele ist nur ein Wort für ein Etwas am Leibe.«

Ja, all der weltanschauliche Müll in ihrem Kopf, der in einem kranken Gebräu aus christlichem Aberglauben, neuzeitlicher Humanisten-Heißluft und Lifestyle-Degeneration ihren Ursprung hatte, gehörte ein für allemal entsorgt. Sie lebte zwar nicht im Tal der Unfertigen und Gesichtslosen, die ihre Persönlichkeit aus dem Fernseher bezogen und ihren Lebensunterhalt aus Tätigkeiten, für die man durchweg auch Schimpansen hätte einspannen können, doch hier oben auf den Thronen der Dekadenz bildete sich das ganze erdgelegene Übel wie in einem Zerrspiegel krumm und schief ab, so daß sie keinen großen Unterschied zwischen unten und oben zu sehen vermochte. Viola spürte, daß sie einen anderen Weg einschlagen mußte, den Weg Zarathustras zum Jenseits von Gut und Böse. Bis dahin, diese Zeit sollte in nicht allzu weiter Ferne liegen, mußte sie ihre finanziellen Schäfchen ins Trockene bringen und ausgiebig Nietzsche lesen.

Was sie auch in jeder freien Minute tat, bis sie alle Bücher wegwarf, da sie sein Gesamtwerk frei aus dem Gedächtnis rezitieren konnte. Doch zwischen Friedrichs aufmunterndem Sprüchlein »Alles, was uns nicht umbringt, macht uns hart!« und der Praxis desselben erstreckte sich ein glühender Draht des Schmerzes. Solch namenloser Schmerz, der einen entweder umbrachte oder in einen Nietzsche in Monstergestalt, wahrlich in einen Übermenschen, verwandelte. Viola erwischte das falsche Ende vom Draht: Sie starb nicht.

Der böse schwarze Hund kam in der Nacht, um zwei oder drei Uhr, sie wußte es nicht mehr so genau. Sie erinnerte sich an diesen Tag nur schemenhaft, als wäre er ein einziger Rausch gewesen, ein Rausch, aus dem sie mit einem Mordskater

aufgewacht war – und einem Eisenring um den Hals! Ironischerweise hatte die Hölle in ihrer Heimatstadt ihren Lauf genommen, unweit des Sees, an dessen Ufern sie einst in der Rolle der Diana in die Welt des schnöden Scheins eingetaucht war.

Joop hatte zur Begutachtung seiner ledernen Winterkollektion geladen, der obligatorische Höhepunkt der Saison, und Heere von Journalisten, Fotografen und echten und vermeintlichen VIPs kamen, um ein dem Insektenreich entlehntes Ritual zu zelebrieren, das der Laie in der freien Natur zur nächtlichen Stunde mittels einer simplen Taschenlampe nachahmen konnte. Unter Anleitung gestrenger Choreographen hatte die Schar der millionenschweren Anmut drei Tage lang im Mehrzwecksaal des Hotels das auf aggressives Mienen- und Gebärdenspiel konzipierte Defilee durchexerziert, während etwa fünfzig Bühnenarbeiter und Messebauer mit dem Umbau der Räumlichkeit zu einem gruftartigen Entree beschäftigt gewesen waren. Was für den Zuschauer vorne im kühlen Glänze wohlgeordnet ablief, sah hinter den Kulissen radikal anders aus. Das Eingeweide einer Modenschau glich einem Jahrmarkt, wo zusätzlich eine Bombe hochgegangen war. Gleich mechanischen Industrierobotern wurden die Models nach ihrem Abgang vom Laufsteg noch mit ihrem eingefrorenen Lächeln von zahllosen Armen und Händen in Empfang genommen, um sie bisweilen in Minutenschnelle für den nächsten Auftritt herzurichten. Man stürzte in einen menschlichen Hexenkessel verwirrend unterschiedlicher Nationalitäten, babylonischer Sprachenvielfalt und permanenter Bewegung. Leute in den verrücktesten Outfits zogen einen aus und an, bepinselten das Gesicht ruckzuck zu einer anderen Maske und zauberten in Windeseile eine vollkommen neue Frisur.

Natürlich war auch diese Modenschau ein voller Erfolg, und nachdem abschließend der Meister sich selbst unter dem Beifall der Geladenen und seiner Models auf dem Laufsteg gezeigt

hatte, geriet das Durcheinander hinter dem Vorhang zum endgültigen Chaos. Die interne Erfolgsparty fand zwar in einer Diskothek am anderen Ende der Stadt statt, zu der man bald aufbrechen wollte, doch plötzlich tauchten überall diese vielen Wodkaflaschen auf, was bei der endlich vom Streß befreiten Crew für Hosiannarufe sorgte. Ob prominentes Model oder namenloser Visagist, mit einemmal kriegte jeder einen randvollen Viertelliter-Plastikbecher in die Hand gedrückt.

Auch Viola ließ sich in den feuchtfröhlichen Strudel hineinreißen, zumal ihr nach der Leerung des halben Bechers kaum etwas Intelligenteres einfiel, als weiterzumachen. Joop persönlich hielt eine witzige Dankesrede, Musik wurde gespielt, viele tanzten, viele lagen sich in den Armen. Draußen im Saal bauten die Handwerker schon den Laufsteg und die Dekoration ab, man hörte die hämmernden Geräusche, die sie erzeugten. Die ersten Wodkaflaschen hatten schon ihr Leben ausgehaucht, aber offenkundig nicht, ohne vorher massenhaft Nachkommen gezeugt zu haben, denn der Nachschub schien kein bißchen zu versiegen, im Gegenteil, es war schwerer, an Mineralwasser heranzukommen. Innerhalb von zwei Stunden befand man sich in einem Zustand, in dem Sprach- und Feinmotorik auf einem komödiantischen Niveau arbeiteten und der Rest des Gehirns überhaupt nicht mehr. Viola hatte sich mit ihren berühmten Kolleginnen auf unbequeme Klappstühle gelümmelt und dabei Pläne geschmiedet, wie man dem guten alten Joop seine neuesten Klamotten unbemerkt von den Sicherheitsleuten abluchsen konnte. Das Spiel gehörte zur Tradition jeder Modenschau. Kaum wahrgenommen hatte sie währenddessen, daß sie von allen Seiten einen Plastikbecher nach dem anderen in die Hand gedrückt bekam und diese auch brav austrank, als gehörte es zum Vertrag.

Irgendwann erinnerte sich jemand an die Party in der Disko und gab das Zeichen zum Aufbruch. Es waren für diesen Zweck mehrere Limousinen gechartert worden, doch Viola kam nicht

mehr in den Genuß. Als sie sich von ihrem Klappstuhl erhob, drehte sich die ganze Szenerie vor ihren Augen auf solch schwindelerregende Weise, als habe sie sich zwischenzeitlich in einen lebenden Kreisel verwandelt. Das einzige, was sie den besorgten Leuten um sich herum sagen konnte, war, daß sie ihnen später mit einem Taxi folgen werde, bevor sie wankend zur Toilette eilte. Etwa eine halbe Stunde lang kniete sie dort vor der Klosettschüssel wie vor einem Altar, jedesmal, nachdem sie sich übergeben hatte, einen neuen Hoffnungsschimmer am Horizont erblickend, bis sie erneut vom Drang überwältigt wurde, dem Lokus ihre inneren Werte preiszugeben.

Als ihr Magen endlich Ruhe gab, glaubte sie für den bevorstehenden Diskotrubel fit zu sein. Insgeheim spekulierte sie auf den dort in großzügigen Mengen kursierenden Koks, dessen Wirkung diesen unerträglichen Suff, so Gott wolle, aufheben mochte. Immer noch schwankte alles vor ihren Augen, manchmal sah sie Dinge doppelt, und sie konnte kaum einen klaren Gedanken fassen. Sie verließ das Hotel durch den Hinterausgang, in Erwartung, daß man für den großen Star vielleicht doch noch eine Limousine hatte warten lassen. Dem war nicht so. Außer den Wagen und Kleinlastern der Handwerker konnte sie auf dem stockfinsternen, ausgedehnten Parkplatz nichts erkennen, und die Taxis fuhren sowieso vorne vor. Sie wollte wieder ins Gebäude zurück, als ihr aus der Dunkelheit plötzlich eine fette Gestalt entgegenkam. Es war einer der Bühnenarbeiter, wahrscheinlich ein Messebauer, den sie während der Proben im Saal ein paarmal aus dem Augenwinkel registriert hatte. Der Mann, der etwa Mitte Dreißig war, hatte flachsblonde Haare, eine horrorfilmreife Gesichtsakne und trug auf der Nase eine Brille mit derart starken Gläsern, daß man das Gefühl hatte, das Innenleben eines Mikroskops zu studieren, wenn man ihn länger als eine halbe Minute anblickte. Er war entsetzlich häßlich, aber, nun ja, die meisten Menschen waren häßlich.

Er kam mit dem freudigen Lächeln eines Kindes, das endlich sein Weihnachtsgeschenk auspacken darf, schnurstracks auf sie zu und hielt ihr die letzte Nummer der VOGUE mit ihrem Porträt auf dem Cover und einen Filzstift entgegen. Schüchtern wie ein kleiner Junge bat er sie um ein Autogramm. Während sie pflichtschuldigst unterschrieb, wollte sie wissen, ob er ihr ein Taxi besorgen könne. Wegen der Veranstaltung wären die Taxis zur Zeit wohl knapp, meinte er bedauernd, aber falls ihr die Fahrt in einer schrecklichen Rostlaube nichts ausmache, könne er sie bringen, wohin sie wolle. Sie würde ihm damit gleichzeitig einen großen Traum erfüllen, ergänzte er.

Warum nicht, dachte sie, das war jedenfalls besser, als wieder durch das ganze Hotel zu torkeln und in der Lobby einzunicken, während sie auf einen Wagen wartete. Trotz der Frischluft fühlte sie sich immer noch sterbenselend, zudem wurde sie immer eindringlicher von dem unwiderstehlichen Verlangen heimgesucht, auf die VOGUE in ihrer Hand zu kotzen.

Während sie durch das Labyrinth der parkenden Autos wanderten, fiel ihr flüchtig auf, daß die Gegend menschenleer war. Außerdem keuchte ihr Fan Nummer eins so energiegeland und sonderte einen furchtbar stechenden Schweißgeruch aus. Irgend etwas mit einem bösen schwarzen Hund huschte ihr fahrig durch den Sinn, doch sie verdrängte die leise aufkommende Furcht, weil ihr Denkvermögen allmählich von elementaren körperlichen Bedürfnissen ausgebootet wurde. Am liebsten hätte sie sich an Ort und Stelle auf den Asphalt hingelegt und wäre eingeschlafen.

Das Vehikel ihres ehrerbietigen Chauffeurs war keine Rostlaube – es war Schrott. Ein Wunder, daß es noch fuhr. Wenn man es philosophisch betrachtete, war zwischen Halter und Kraftfahrzeug eine Angleichung passiert wie bei Herrchen und Hund. Sie überlegte, ob sie sich in so einen Müllhaufen überhaupt hineinsetzen sollte. Schließlich war sie ja eine Berühmtheit. Sicherlich lauerte vor der Diskothek die Presse-

meute, und sie würde in ein gewaltiges Blitzlichtgewitter hineingeraten, sobald sie dort erschiene. Da konnte sie sich keine automobilistische Blöße geben ...

Aber sie fuhren ja schon! Huschten nicht Häuserzeilen an ihnen vorbei? Ja, Häuser und Gärten, dunkle, stumme Fenster und Verkehrsschilder, die vom Scheinwerferlicht kurz erfaßt wurden, bis sie wieder in ihre düstere Bedeutungslosigkeit versanken und seitlich wegdrifteten, als hätten sie nie existiert. Offenkundig war sie nach ihrem Einstieg in den Wagen sofort in einen bleiernen Schlaf gefallen. Hoffentlich wußte ihr guter Freund, wo sich die Diskothek befand. Kannte er die Adresse? Hatte sie sie ihm gesagt? Sie hob den schweren, brummenden Kopf, in dem ihr Bewußtsein dumpf und orientierungslos dümpelte wie ein Goldfisch in einem schunkelnden Glas, und sah ihn an. Das Licht der entgegenkommenden Autos tauchte sein Gesicht periodisch in gespenstische Helligkeit und ließ dessen Mißgestalt in ihrer ganzen ungeheuerlichen Dimension offenbar werden. Die unzähligen Aknepickel erinnerten sie an rotangeschwollene Miniaturbrustwarzen, aus denen jeden Moment die sieche Milch herauszuspritzen drohte. Sein Blick durch die Panzerglasbrille war starr, verbissen und irgendwie euphorisch zugleich auf ferne Ziele gerichtet, als würde ihm in Kürze der Heiland erscheinen. Unter dem Haaransatz am Schläfenbein sickerte beständig Schweiß den Hals entlang und durchfeuchtete den Hemdkragen. Es stank in diesem Kabuff grauenerregend: eine Mischung aus essigsaurem Männergeruch und einer zarten Spur von Exkrementen. Sie bat ihn, das Fenster zu öffnen. Er antwortete nicht, zeigte keinerlei Reaktion. Merkwürdig, dachte sie, vielleicht sollte mir das zu denken geben. Noch mehr aber sollte ich mir vielleicht darüber Gedanken machen, was ich eigentlich hier tue. Ja, was hatte sie sich eigentlich dabei gedacht, in den Wagen eines Bewunderers zu steigen? Hatte sie nie von diesen fanatischen Fans gehört, die in ihrer narzißtischen Gestörtheit nicht einmal vor Mord

zurückschreckten? Am besten sollte sie ihm gleich mitteilen, daß sie an der nächsten Ecke auszusteigen wünsche. Aussteigen, ja, aussteigen. Aber vorher noch ein bißchen schlafen. Und dann aussteigen ...

... O sie waren schon angekommen. Stützte er sie? Es schien so. Wie peinlich. Nie mehr Wodka! Und wenn doch, nicht mehr so viel Wodka. Schon ulkig, wo man heutzutage diese In-Diskos unterbrachte. In der Nähe von Rom hatte sie so einen abgedrehten Tanzschuppen besucht, der in einem stillgelegten Stahlwerk untergebracht war. Hier handelte es sich offenbar um eine Reihenhaussiedlung. All diese kleinen Leute in ihren kleinen Häusern vor ihren kleinen Fernsehern, in denen große Leute ihnen vorführen, was sie im Leben verpassen, flog es ihr durch den Kopf. Jetzt gingen sie einen aus Betonplatten zusammengefügt und von Unkraut gesäumten Weg entlang. Wo waren die anderen? Wo waren die Fotografen? Wo war Joop?

Sie fühlte sich zu miserabel, um auf all diese Fragen eine Antwort zu finden. Sie hatte ihren Kopf auf die verschwitzte Brust ihres Fans gepreßt, was eine Gestanksexplosion in ihrer Nase verursachte, aber es war wohl der falsche Zeitpunkt, dieses diffizile Thema zur Sprache zu bringen.

Hoppla! Jetzt ging es eine steinerne Treppe hinunter – also ein Kellerlokal. Sie hatte gar nicht bemerkt, wie sie ins Haus gekommen waren. Kein Wunder, ihre Sinneseindrücke glichen jenen künstlich Amateurniveau angeglichenen Impressionen, die Videoclips von Independent-Rockbands prägten: unscharf, wirr, mit optischen Rissen und Sprüngen. Es gab allerdings einen entscheidenden Unterschied. So sehr sich Viola auch bemühte, es war ihr unmöglich, auch nur den leisesten Ton von Musik zu vernehmen. Eine wunderliche Diskothek war das. Oder befand sie sich gar nicht in einer Diskothek? Wenn dies zutraf, mußte sie hier schleunigst raus. Sie war zwar zu weggetreten, um echte Panik zu empfinden, aber eine Stimme in ihr, wenn auch eine

sehr entfernte, legte ihr nahe, daß von diesem Ort große Gefahr ausging.

Unter dem diffusen Licht einer Werkstattwandleuchte stiegen sie weiter die Stufen hinab, sie und – wer war dieser Kerl überhaupt? Warum hatte er sie zu diesem Reihenhäusidyll verfrachtet, das aussah wie die Inkarnation eines Steven-Spielberg-Suburbias? War er überhaupt ein Fan? Dann mußte er auch tun, was sie ihm befahl. »Bitte bringen Sie mich wieder ins Hotel zurück.« Nein, das sollte sie besser nicht sagen, noch nicht. Er könnte es vielleicht als eine Unhöflichkeit auffassen und dann ... Na was? Na was? Er könnte sich darüber eventuell ärgern und dann Dinge tun, die Männer manchmal taten, wenn sie sich in einem einsamen Keller über ein Topmodel ärgerten. (Lustiger Einfall; sie sollte ihn sich merken.) Sie sollte noch ein bißchen nett zu ihm sein, ein bißchen nett sein und dann hier verschwinden.

Unten angelangt, erblickte sie linker Hand einen Korridor, der in unheilschwangerem Halbdunkel lag. Lauf weg! schrie die innere Stimme, diesmal gut vernehmbar, weil nicht mehr so weit entfernt. Ausgeschlossen, erstens wußte sie nicht, wo der Korridor hinführte, zweitens, ob er tatsächlich an einer Tür mündete und drittens, ob diese offenstand, wovon man ja im Normalfall nicht ausgehen konnte. Außerdem würde sie in ihrem taumeligen Zustand bestimmt schon nach drei Schritten stolpern und eine slapstickwürdige Landung hinlegen. Es gab noch eine andere Möglichkeit: Es war alles nur ein Traum. Verursacht durch die wodkahaltige, fiebrige Seelenlage. Aber der Alkohol, schon gar in dieser hohen Dosierung, unterdrückte doch eher die Traumtätigkeit, als daß er sie noch intensivierte, oder etwa nicht? Was hätte wohl Nietzsche zu diesem kniffligen Problem gesagt? Vermutlich »Ich schlief, ich schlief/Aus tiefem Traum bin ich erwacht:/Die Welt ist tief«.

Der böse schwarze Hund – wie selbstverständlich diese Assoziation schon über ihre Nervenstränge hüpfte – nahm ihr

zum Glück die Entscheidung ab, so daß sie gleichmütig ihrer Suffapathie und der Vorfreude auf den Schlaf frönen konnte. Er öffnete eine rechtsgelegene Metalltür, schob sie mit einem sanften Stoß in einen dunklen Raum und schaltete das Licht ein. Besoffen hin, besoffen her, jetzt wußte sie es definitiv: Sie befand sich in einem Keller, *nicht* in einer Diskothek! Dort in der Ecke ragte ein unförmiges Ding empor, das verdammt nach einem Zentralheizungskessel aussah. Ein stählerner Oktopus, dessen vielfältige Arme aus Röhren, Leitungen und einem zylindrischen Warmwasserboiler bestanden, die sich, als undurchschaubares Geschlinge Wände und Decke ertastend, in das obere Stockwerk bohrten. Doch irgendeine optische Abweichung, die Viola im trüben Licht einer kahlen, von der Decke baumelnden Glühbirne zunächst nur unbewußt wahrnahm, unterschied diesen gewölbeartigen Raum vom Stereotyp eines landläufigen Kellers. Was konnte es nur sein? Ach ja, allmählich durchschaute sie es: Es handelte sich um einen Kellerraum, aus dem kein Laut nach außen dringen konnte, weil er perfekt schalldicht gemacht worden war. Rechteckige Dämmplatten aus Kunststoff pflasterten alle Wände, selbst den Boden, wie dichtgefügte Planken auf einem Segelschiff. Etwas seltsam, aber vielleicht zog es den bösen schwarzen Hund ja in seiner Freizeit zum Rock 'n' Roll, und er und seine Band übten hier, ohne daß den lieben Nachbarn die Ohren vom Kopf flogen.

Diagonal zum Ofen an der rechten Wandseite lag eine Matratze auf dem Boden, darauf eine sorgfältig gefaltete, braune Wolldecke. Am Kopfende der Matratze hingen zaumzeugartige Ketten und Ringe aus Eisen vom Gemäuer. Sie waren an nachträglich installierten Betonstabilisatoren befestigt, gerade so, als würden daran irgendwelche Ungeheuer angebunden. Höchst merkwürdig, aber bevor sie ihre faszinierenden Spekulationen ausdehnte, mußte sie erst einmal etwas viel Dringlicheres tun.

Viola erbrach sich mitten im Raum, übergieß die schönen sauberen Dämmplatten mit kaleidoskopähnlichen Mustern aus dem, was noch in ihrem Magen übriggeblieben war, um dann unter mörderischen Bauchkrämpfen auf der Matratze zusammenzuklappen. Während all dem stand ihr der böse schwarze Hund fürsorglich bei, stützte sie ab, half ihr ins Bett und deckte sie zärtlich zu, als sie von schüttelfrostartigem Zittern erfaßt wurde. Das letzte, was Viola vor dem Einschlafen sah, waren die massiven Ketten und Ringe, die über ihrem Kopf pendelten.

Ich habe einen entsetzlichen Fehler gemacht, war ihr letzter Gedanke, bevor sie in den Schlaf glitt, und dafür werde ich bitter büßen müssen ...

... Sie hatte doch keinen Fehler gemacht; es war tatsächlich alles nur ein Traum gewesen. Da standen Fotografen, in der Dunkelheit, mit teuren Kameras, Nikon oder so, und gewaltigen Blitzlichtern, um von ihr einen Schnappschuß zu machen. Sie konnte sie trotz der Finsternis um sie herum erkennen. Ach nein, es war doch nur ein einzelner einsamer Fotograf – mit einer schlimmen Gesichtsakne und einem eisigen Blick. Von irgendwoher kannte sie den Knaben. Vielleicht hatte er sie einmal für die VOGUE geknipst. Ja, der war es wohl ...

... Ihr Schädel brummte so gewaltig, daß sie befürchtete, er würde jeden Augenblick irgendwo aufreißen und dann auseinanderbersten wie eine angeschossene Wassermelone. *Aus tiefem Traum bin ich erwacht: Die Welt ist tief.* Außerdem spürte sie Schmerzen in Hals- und Fußbereich, so als habe sie in einer unwahrscheinlich unglücklichen Stellung geschlafen und sich dabei verrenkt. Ihre Mundhöhle und ihre Zunge waren derart eingetrocknet, daß sich ihr der Vergleich mit altertümlichen Papyrusrollen aufdrängte, die bei geringster Bewegung zu Staub zu zerfallen drohen. Sie glaubte sterben zu müssen, wenn sie nicht innerhalb der nächsten Sekunden etwas Flüssiges zu sich nahm. Der ungeheure Durst rührte jedoch nicht allein vom Alkoholexzeß der vorangegangenen Nacht her, ahnte sie,

sondern mehr von der trockenen Luft, die diesen Raum beherrschte wie ein böser Geist.

Dieser Raum ... Es war nicht das Hotelzimmer. Wenn sie sich aber nicht im Hotelzimmer aufhielt, wo dann?

Erinnerungsfetzen schossen ihr durch den Kopf. Die Modenshow, gigantischer Erfolg, Wodka in unbekömmlichen Mengen, Joop scherzte, Fasttod auf der Toilette, dann mit dem Taxi in die Diskothek – nein, Taxis waren nicht aufzutreiben gewesen. Sie hatte auf dem nächtlichen Hinterhof des Hotels gestanden. Ein häßlicher, dicker Fan war aufgetaucht, der unbedingt ein Autogramm wollte. Und dann hatte sich irgend etwas ereignet. Nur was? Plötzlich fiel es ihr ein: Sie hatte geträumt, ein äußerst bizarrer Traum, total verrückt!

Viola erblickte durch das Schauglas des Heizungskessels die reglos brennende, blaue Zündflamme. Sie war zwar sehr weit entfernt, und in der Finsternis, die eine präzise Identifizierung verhinderte, hätte man sie auch leicht mit einer Leuchtdiode oder der Digitalanzeige einer elektronischen Uhr verwechseln können. Dennoch wußte Viola im Bruchteil einer Sekunde mit unerschütterlicher Gewißheit, daß es sich bei diesem unauffälligen Licht um die Zündflamme eines Heizungskessels handelte. Sie hatte nämlich oft Gelegenheit gehabt, einen solchen Strahl im Keller ihrer Familie zu studieren.

Sie fuhr hoch, doch Kräfte, die sie im ersten Moment weder lokalisieren noch sich irgendwie erklären konnte, rissen sie wieder zurück. Sie spürte heftige Schmerzen am Hals und an den Fußgelenken und tastete nach diesen Stellen. Ihre Finger glitten über gekrümmtes, glattes Eisen, welches durch den langen Hautkontakt ihre Körpertemperatur angenommen hatte. Sie war nackt und in Ketten gelegt. Unfaßbar, es war wie ein schlechter Macho-Witz!

Ihre Gedanken überschlugen sich, schienen übereinander zu stolpern und zu purzeln wie Fliehende bei einer Panik. Sie

wähnte sich in der Gondel einer Achterbahn, deren Bremsen ausgefallen waren, immer im Kreis, immer auf und nieder, vom Start zum Ende und dann alles wieder von vorne. Alarmsirenen heulten in ihrem Kopf auf, und sie vernahm deutlich das stürmische Hämmern ihres Herzens. *Aus tiefem Traum bin ich erwacht: Die Welt ist tief.*

Sollte sie so laut sie konnte um Hilfe rufen? Ihr kam die lückenlose Dämmplatten-Ausstattung des Raumes in den Sinn. Jetzt erschien ihr der letzte Akt der Wodka-Nacht so gar nicht mehr wie ein Traum, im Gegenteil, wie eine kristallklare Ablichtung, die sich ihr ins Gedächtnis eingebrannt zu haben schien. O Gott! O Gott! Bitte lieber Gott, ich bin ein guter Mensch, und wenn es dich wirklich gibt, dann mach es irgendwie rückgängig ...

Halt, nicht die Nerven verlieren, Viola! Hör vor allen Dingen auf, die Zeit mit Beten zu vergeuden. Das hier ist die Realität und kein Gottesdienst für Amnesty-International-Schützlinge. Allein durchdachte Lösungsstrategien werden dir aus der Patsche helfen können.

Zunächst die technischen Möglichkeiten abklopfen. Sie griff behutsam nach den Eisenringen um ihren Hals und um ihre Fußknöchel und erkundete sie konzentriert. Ein primitives sowie verblüffend idiotensicheres System. Durch die Verschluslösen der am Scharnier aufklappbaren Ringe waren jeweils die letzten Glieder der Ketten getrieben und dann offenkundig mit einem Spezialwerkzeug zugebogen worden. Die Enden der Ketten wiederum verschwanden vollends in den Betonbefestigungen an der Wand, so daß wenig für einen artgerechten Auslauf des Köters sprach. Tadellose Heimwerkerarbeit! Ob er die Vorrichtung speziell für sie oder für irgendein beliebiges Opfer gebastelt hatte? Im ersteren Falle hätte sie sich wider ihrem Willen doch etwas geehrt gefühlt, wenn sie diesen ganzen Mist in der Zeitung gelesen hätte, den Bericht über den Irren, dessen Bude von der Polizei gestürmt worden war, bevor er seine

Traumsauereien in die Tat umsetzen konnte. Selbst wenn sie es durch ein Wunder schaffen würde, sich ihrer eisernen Fessel zu entledigen, wie hätte sie den Keller, das Haus verlassen können? Alle Türen, darauf hätte sie ihr letztes Vivienne-Westwood-Hemd verwetten können, waren bestimmt mit Panzerschrankschlössern gesichert.

Technisch war also nichts zu machen. Aber wie stand es mit der psychologischen Kriegsführung? Sie war eine sehr reiche Frau, und er wußte das. Genau, biete ihm Geld an, so viel Geld, daß ihm bereits vom Zuhören schwindelig wird. So wie sie ihn in Erinnerung hatte, war er ein schlichtes Gemüt, ein grober, dummer Handwerker, der sich anscheinend zu viele Sado-Maso-Pornos reingezogen hatte, und der bei Beträgen, die sein Jahresgehalt überstiegen, aufhorchen würde. Bei Geld wurden stets die Männer schwach, nicht die Frauen, wie man allgemein annahm.

Wiewohl sie sich gern damit getröstet hätte, daß ihr Wärter bei der Vorstellung an einen Hunderttausender oder eine Million, Billion oder eine Trillion – theoretisch hätte sie ihm auch den Kontinent Nordamerika versprechen können oder die Milchstraße – aus dem Häuschen geriete und für sie umgehend ein Taxi rief, so sehr weigerte sich ihre Intelligenz, seine Intelligenz zu unterschätzen. Selbst wenn er von der Aussicht berauscht sein würde, im Geld zu baden, konnte er sich sogar bei seiner Beschränktheit fix ausrechnen, daß für sie kein Anlaß bestünde, ihr Versprechen auch tatsächlich einzulösen, sobald sie aus der Tür wäre. Er war sich der Ungeheuerlichkeit seiner Tat sicherlich bewußt, und glaubte wohl kaum, daß die Polizei dies als einen dummen Lausbubenstreich abtun würde. Was übrigens die Beschränktheit anbelangte, so hatte sie bis jetzt mehr Grund, vor der eigenen Türe zu kehren.

Es gab natürlich auch noch andere Mittel, doch darüber wollte sie nicht nachdenken. Solltest du aber, trieb sie sich an und begann sich allmählich mit dem abscheulichen Gedanken

anzufreunden. So wie der Kerl aussah, machte er nicht gerade den Eindruck, als sei er bis zum Abwinken von Lust und Liebe verwöhnt worden. Nun, es gab für eine Frau gewisse Situationen im Leben, zum Beispiel, wenn sie in einem schalldichten Kellergewölbe an die Wand gekettet war, in denen sie die eigene Selbstachtung und jedwelche bürgerlichen Moralvorstellungen zur Seite schieben durfte und zum Zwecke eines Hafturlaubs ...

Die Tür ging auf, und der böse schwarze Hund kam herein. Eine Schattenhand machte eine seitliche Bewegung und betätigte den Lichtschalter neben dem Türrahmen.

Grauen!

Unfaßbares Entsetzen!

Anflug von Wahnsinn!

Er ... Er steckte in diesem Kostüm. Es war weniger ein Kostüm, denn die Illustration eines Teilaspekts des männlichen Wesens, den Frauen im Umgang mit Männern nicht wahrhaben wollten, von dem sie aber ganz genau wußten, daß er einigen, vielleicht sogar allen Männern innewohnte und der hoffentlich nicht bei dem ausbrechen mochte, mit dem man zufällig zusammen war. Zugleich war es auch eine Lachnummer, die die sexuelle Abgründigkeit des Mannes persiflierte; mittlerweile ein Klassiker aus dem verstaubten Fundus der Homosexuellen. Ihr Fan Nummer eins hatte sich in schwarzes Lackleder, eine Art Ganzkörperhülle, eingezwängt, gespickt mit unzähligen chromglänzenden Metaldornen. Eine Ledermaske wuchs übergangslos aus diesem Monsteraufputz hervor, welche den gesamten Kopf in eine funkelnde Bowlingkugel verwandelte. Lediglich knopfgroße Sichtlöcher, durch die Panzerglasbrille ins Groteske geschrumpft, und eine winzige, ovale Mundöffnung mit silbernen Umrandungen ließen Einblick auf etwas Menschliches zu. Um seinen Hals baumelte eine Nikon mit Motordrive-Griff und einem gigantischen Blitzlicht. Sie war wohl in der Nacht bereits ausgiebig zum Einsatz gekommen.

Freilich hätte Viola unter anderen Umständen vor Lachen losgeprustet, weil der Kerl bei seiner Leibesfülle wie ein schwarzer Luftballon aussah, den man anlässlich der Beerdigung eines Ballonfahrers als Ehrensalue hochgehen ließ. Sie hätte sich schiefgelacht, wenn sie das alles in einem Bericht über die sexuellen Verirrungen des Kleinbürgers im Fernsehen gesehen hätte. Aber in dieser Situation blieb ihr das Lachen im Halse stecken. Denn das Glas des Fernsehmonitors war mit einemmal zerplatzt, und das, was daraus hervorkroch, war die nackte Barbarei.

»Hören Sie, Sie Schlaumeier, damit kommen Sie nicht durch!« schrie sie ihn an. Sie hatte spontan beschlossen, ihre feinsinnigen Strategien über Bord zu werfen und ihm besser mit Drohungen zu begegnen. Manchmal sollte es ja helfen.

»Ich bin nicht irgendwer, den Sie in Ihren stinkigen Keller stecken und dann vergewaltigen können. Das können Sie mit der Frisöse von nebenan veranstalten, aber nicht mit mir. Glauben Sie ja nicht, daß uns niemand auf dem Parkplatz beobachtet hat. Solche Persönlichkeiten wie ich werden rund um die Uhr bewacht. Sie hatten nur etwas Glück. Doch mit absoluter Sicherheit hat man bereits Gott und die Welt in Bewegung gesetzt und Ihre Spur aufgenommen. Sie haben keine Ahnung, welche Methoden die Polizei heutzutage besitzt, um ...«

Er riß den Fotoapparat hoch und ließ eine nicht enden wollende Blitzlichtkaskade auf sie niederprasseln. Sie bedeckte vor Scham mit einer Hand ihr Gesicht, mit der anderen ihre Brüste. Nachdem er genug fotografiert hatte, streifte er die Kamera ab und und schritt ganz langsam auf sie zu.

»Du versoffene Hure!« schrie er dabei. »Du versoffene, arschgefickte Hure, ich werde dir beibringen, was es heißt, mich zu beleidigen. Ich werde dich noch so abrichten, daß du vor Dankbarkeit auf die Knie fällst, wenn du mich erblickst!«

Er griff nach seinem Hosenlatz, der die Form eines dreieck-

igen Lendenschurzes besaß und sich von den innenseitigen Druckknöpfen knatternd löste. Zum Vorschein kam seine halberigierte Männlichkeit. Es handelte sich um einen Blutschwanz von der eher bescheidenen Sorte. Viola unterschied nämlich zwischen Blut- und Fleischschwänzen. Letztere imponierten durch ihre Länge bereits in nicht ausgefahrenem Zustand, während die ersteren nach dem Pumpvorgang ansehnlich wurden. Jetzt konnten ihr beide Gattungen gestohlen bleiben.

»Bitte ...«, flehte sie. »Bitte, tun Sie es nicht. Sie können von mir alles haben, was Sie wollen. Ich habe Geld, sehr viel Geld ...«

Er vergewaltigte sie. Mit Brachialgewalt, ohne Erbarmen, stumm, nur keuchend und säuerlich stinkend. Dann stand er auf und fotografierte sie erneut. Er löschte das Licht und verließ den Raum.

Ich schlief, ich schlief...

Nach einer Stunde kehrte er wieder zurück und vergewaltigte sie nochmals. Er machte Fotos und ging.

Aus tiefem Traum bin ich erwacht...

Ein paar Stunden später kam er wieder und vergewaltigte sie zum dritten Mal. Die Nikon ratterte, er ging.

Die Welt ist tief...

In der Nacht kam er mit einem Teller Essensreste und einem Plastikeimer Leitungswasser. Das Essen verweigerte sie, sie wollte nie wieder etwas essen, trank aber fast den halben Eimer leer. Danach wollte er sie aufs neue vergewaltigen, war jedoch zu erschöpft für die Aktion, welche über eine Stunde dauerte. Als ihm sein Unvermögen endlich selber aufging, schlug er ihr mit voller Wucht auf den Mund: Ihre Lippen platzten auf, Blut tropfte auf ihren nackten Körper.

Das ist das Ende, dachte sie, nachdem er endlich verschwund-

en war, das endgültige Ende. Da irrte Viola sich sehr. Es hatte erst angefangen.

Die Tür ging auf – die Tür ging auf- die Tür ging auf ...

O Zündflamme, o Zündflamme, du ewiges, blaues Licht, du einziges Licht in der grenzenlosen Dunkelheit, die mein Leben ist. Erzähle, Zündflamme, sprich, erzähle mir Geschichten vom Leben, vom Leben draußen, wie es einmal war und wie es jetzt ist, jetzt, in diesem Augenblick, während ich sterbe. Erzähle mir nicht vom Tod, Zündflamme, und nicht von den »Dingen«, die der böse schwarze Hund mit mir tut. Diese Dinge, diese unaussprechlichen Dinge ... Nein, nein, hinweg, ihr schwarzen Gedanken, ich will euch nicht mehr denken! Ich muß schweben, werde mich von meinem Körper lösen, die Ketten abstreifen, aufsteigen, die Mauern durchbrechen, raus, und den Frühling sehen. Ist es schon Frühling da draußen, Zündflamme? Ja, ich kann sie riechen. Die blühenden Vergißmeinnichte am Wegesrand und den Duft von Gras. Die Sonne scheint, hell und kraftvoll, wie schön! Die Spechte singen, gelegentlich streichelt uns ein warmer Wind ...

Aber das ist alles nicht wahr, nicht wirklich. Ich bin verrückt geworden!

»Edgar, ich kann so nicht weiterleben. In all dem Kot und Gestank. Sonst werde ich sterben. Ich dachte, du liebst mich. Liebende Männer fügen ihren Angebeteten nicht solches Leid zu. Sie schenken ihnen Blumen oder ein Parfüm. In meinem Falle würde es schon eine Packung Binden tun ...

Nein, bitte, tue das nicht, Edgar, nicht schon wieder *das Instrument*, bitte, bitte, ich werde mich auch nicht mehr beschweren, bitte ...«

Der böse schwarze Hund besaß einen bebilderten Katalog von medizinischen Instrumenten für die Gynäkologie. Sein größtes Vergnügen bestand darin, diese Instrumente in beflissener Heimarbeit selbst nachzubauen. Mit kleinen Änderungen ...

Sie hatte ihn richtig eingeschätzt, er hatte die Weisheit nicht gerade mit dem Löffel gefressen. Ein zwar handwerklich geschickter, doch minderbemittelter Außenseiter, der seine eigene Wahrnehmung der Welt für die einzig realistische hielt und die Menschen um sich herum ausschließlich in bezug auf sich selber betrachten konnte. Was ihn so gefährlich machte, war der tückische Umstand, daß er zu den schlaunen Dummen gehörte. Seit seiner Kindheit gehänselt, übervorteilt und zurückgestellt, hatte er eine paranoide Denkweise entwickelt, die schließlich das Zentrum seines Ichs geworden war. Die Gefühle anderer Menschen interessierten ihn nur insofern, als sich aus diesen ein Vorteil für seine perversen Begierden ziehen ließ. Wie einen Leichnam nur noch starke Stromstöße zum Erzittern bringen konnten, so konnten seinem degenerierten Emotionsleben alle in extrem abgründige Eindrücke etwas Regsamkeit abgewinnen. Er war innerlich längst tot, irgendwie auch äußerlich.

Auf die Idee, einer Frau seine ausgefallene Art von Gastfreundschaft angedeihen zu lassen, war er gekommen, nachdem er bei der Arbeit für die Modenschauen ein Opfer der Reizüberflutung geworden war. Und die Inspiration, seinen Keller in ein Frauencamp umzufunktionieren, hatte ihm der Kriminalroman »Der Sammler« von John Fowles eingeflößt, in dem solch ein Projekt in aller Ausführlichkeit geschildert worden war. Zwar hätte er sich mit jedem beliebigen Model begnügt, doch selbstverständlich besaß auch er seine Favoritinnen, wozu auch Viola gehörte.

Die Tür ging auf – Die Tür ging auf – Die Tür ging auf ...

Jesus, o Jesus, hilf mir, erlöse mich von meinem Leiden!

Jesus erscheint in der Zündflamme, ein spitzbübisches Lächeln in seinen Mundwinkeln. Er sieht aus wie Joop, ist eine durchscheinende Schimäre in einem perfekt sitzenden blütenweißen Einteiler mit aufgeknöpftem Hemd, aus dessen offenem Winkel neckisch gekringelte Brusthaare hervor-

sprießen. Er strahlt, ist von einer gleißenden Aura umgeben, Lichtfunken stieben aus seinem blonden Haar und blenden Violas halbblinde Augen.

Joop-Jesus, errette mich!

»Glaube an mich, und du wirst errettet werden, Viola!« spricht Joop-Jesus, und sein Lächeln wird breiter. »Ich bin die Auferstehung und die Schönheit. Ich bin der Lippenstift und die Tagescreme! Ich bin dein Aluminium-Beautycase und dein ›kleines Schwarzes‹. Ich bin der Seychellen-Urlaub und die Golden Card für das unbegrenzte Shopping auf dem Rodeo-Drive. In meines Vaters Haus sind viele schicke Läden, und alle heißen sie ›Douglas‹. Siehe, das war gar nicht so dumm von dir, mich zu rufen, aber offen gesagt, hättest du wenigstens ein bißchen Make-up auftragen können, wenn ich dir schon persönlich erscheine. Du siehst nämlich inzwischen aus, als stünde dir eine sagenhafte Karriere in der Benetton-Werbung bevor. Amen.«

Joop-Jesus lächelt nun nicht mehr. Er bricht in ein dröhnendes Gelächter aus, und die blaue Zündflamme vibriert dabei.

Scheiße, Joop-Jesus hat mich durchschaut, denkt Viola. Er sieht in mir die schwache Frau, das ewige Weib im Kontext der Nietzscheschen Kritik sozusagen. Deshalb will er mich versuchen. Ich dachte immer, der Satan versucht einen. Naja, man lernt halt nie aus! Aber er hat recht, ich bin eine schwache Frau und keineswegs der Übermensch nach Zarathustras Bilde, obwohl ich ihm in auserlesenen, nußbaumgetäfelten Hotelzimmern so nahe gekommen zu sein glaubte. Doch wozu soll diese Marter einen Sinn haben, wenn sie mich nicht ändert, wenn sie mich nicht zu einer Kriegerin macht? »Der Mann soll zum Kriege erzogen werden, und das Weib dazu, die Erholung des Kriegers zu sein: Alles andere ist Thorheit.«

Tatsächlich Friedrich? Wo aber sind die Krieger? Beim Massenbesäufnis in El Arenal, wohin sie dank eines günstigen

Pauschalangebots gelangt sind? Oder beim Fernglotzen des Fußball-Länderspiels in ihren hundertprozentig vom Staat finanzierten Wohnungen, wohin sie gezogen sind, nachdem sie Frau und Kinder der staatlichen Fürsorge überantwortet haben? In den Kellern steuerbegünstigter Reihenhäuser, wo sie wehrlose Frauen quälen, weil ihnen die vielen Pornokassetten, die sie verschlungen haben, zu Kopfe gestiegen sind? »Der beste Mann ist böse, das beste Weib ist schlecht«, sagst du? Falsch, Friedrich, der beste Mann trägt heutzutage einen Anzug von Armani, und böse ist er allenfalls, wenn er sich weigert, seinen Müll zu sortieren.

Was die Schlechtigkeit von Frauen angeht, so ist es schlicht und einfach Nachholbedarf. Es kann einem auch wirklich den Mund wässrig machen, wenn man tagtäglich mit euren Glanztaten konfrontiert wird. Nein, lieber Friedrich, du hast den Schlamassel zwischen Männern und Frauen nicht so richtig kapiert, weil du in Wahrheit kein richtiger Mann warst, sondern ein geisteskranker Philosoph oder ein Heiliger, was im Grunde auf das gleiche hinausläuft. Deine Stärke lag auf anderen Gebieten. Der Hervorbringung des Übermenschen, der »Blonden Bestie« wie ich eine bin, wie ich bei Lichte besehen immer schon eine war. »Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige? Ich sage euch: der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt.« So will ich denn nimmermehr Joop-Jesus huldigen, Friedrich, sondern allein dir, um aus diesem Krieg irgendwie herauszukommen oder im Tod meinen Frieden zu finden. Oder wie ein entfernter Geistesverwandter von dir namens John Rambo sinniert: »Im Krieg muß man selbst zum Krieg werden.«

Die Tür ging auf, und der böse schwarze Hund kam herein. Als er das Licht einschaltete, war es für Violas Augen die Explosion einer Blendgranate. Nur allmählich setzte sich seine Erscheinung, die in der grotesken Ledertracht wie die Negativ-Aufnahme eines Michelin-Männchens wirkte, in der grellen

Helligkeit zusammen und wurde zur monströsen Realität – die einzige, mit der Viola noch eine Verbindung hielt. Dann sah sie in seiner rechten Hand das Brecheisen. Die gezackte, krumme Spitze glühte rot. Wahrscheinlich hatte er sie mit einem Schweißbrenner zum Glühen gebracht. Obgleich sie ihren Körper vom Geist durch eine spirituelle Technik, welche allein Gefolterte beherrschen, längst abgetrennt hatte, zerplatzte angesichts des Bevorstehenden das Entsetzen in ihr wie eine Giftkapsel und ließ sie verzweifelt um sich schlagen. Nein, das durfte er nicht tun, niemals, er durfte sie dort nicht verletzen. *Das gehört mir! Da kommen die Kinder her!*

Sie schrie. Es war der Schrei der Wahnsinnigen, schrill, auf eine bizarre Art melodios, wie die unergründliche Weise eines berauschten Eingeborenen, der die Geister heraufbeschwört. Langsam formten sich aus diesem Schreisingsang Worte, Sätze und ein Sinn.

»Du kannst das nicht tun, du krankes, mißgebildetes Schwein!« brüllte sie ihren konsternierten Folterknecht an.

»Ich bin nicht so ein weißes Stück Scheiße, ich bin besser als du. Ich übertreffe dich im Lernen, ich übertreffe dich im Verstehen, ich übertreffe dich im Denken, ich übertreffe dich im Philosophieren und ich werde dich überleben. Glaubst du, daß du mich mit Brandmalen wirklich auslöschen kannst, glaubst du das? Dann mußt du dich aber noch ganz schön am Riemen reißen, um zu beweisen, daß du besser bist als ich. ICH BIN WIE GOTT, UND GOTT IST WIE ICH! ICH BIN SO GROSS WIE GOTT, ER IST SO KLEIN WIE ICH! ER KANN NICHT ÜBER MIR UND ICH NICHT UNTER IHM STEHEN!«

Sie weinte, doch sie vergoß Tränen der Befreiung. Nun war ihr alles einerlei, denn sie glaubte an jedes einzelne ihrer Worte mit einer Unerschütterlichkeit, die sogar einem Atombombenangriff standgehalten hätte.

»Du bist verrückt«, sagte der schwarzlackierte Edgar, streifte

sich die Ganzkopfmassage ab und brachte seine schwitzige, vollkommen perplexen Aknevisage ans Licht der Sechzig-Watt-Glühbirne. »Du bist jetzt endgültig verrückt geworden.« Es schien, daß ihm die unfreiwillige Komik seiner Erkenntnis gar nicht auffiel.

Viola verfiel in ein resigniertes Schmunzeln, wobei ihr die Tränen weiterhin über das verunstaltete Gesicht rannen.

»Aber das ist doch gar keine sensationelle Nachricht, Edgarchen. Es wäre eine, wenn man zum Beispiel verkündete, daß du geheilt bist.«

»Du hältst dich wohl immer noch für etwas Besonderes, du Drecksweiß. Ich muß dich strafen.«

»Irgendwie erinnerst du mich an einen alten Freund. Er hieß Friedrich und pflegte immer zu sagen: Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht! Ihr beide hättet euch glänzend verstanden.«

»Hast du gefickt mit diesem Friedrich?«

»Ja, auf seine spezielle Art drang er in mich ein, und dann sprach der Heilige Geist aus mir.«

»Du hast ja einen Dachschaten!«

Er schmiß das Brecheisen vor ihre Füße, löschte das Licht und überließ sie ihren rund um sie plazierten Kothaufen und der Dunkelheit. Sie weinte wieder, doch diesmal vor Freude. Sie hatte gewonnen, hatte ihn mit bloßen Worten vertreiben können. Der Sieg des Geistes über die Realität, wie er eindringlicher nicht hätte demonstriert werden können. Sie kicherte, während sie weinte, und schaute in die Zündflamme. Nietzsche erschien darin, leibhaftig, mit rauschendem Schnauzbar, lodernden Haaren und stechemdem Blick. Er richtete seinen überdimensionalen Zeigefinger auf sie und sprach:

»Der Wille zur Macht!«

Viola nickte. Sie verstand, was der Meister meinte. Dann

dachte sie erneut an Edgar. Vielleicht würde er wiederkommen. Vielleicht noch in dieser Nacht. Mit einem neuen glühenden Brecheisen.

Jetzt kicherte sie nicht mehr.

Die Beine gingen auf, und das Baby kam heraus.

Es war tot. Totgeburt nannte man das wohl, dort in jenem Reich, wo Begriffe tatsächlich noch Gefühlsbilder erzeugten und nicht nur blank auf ihren funktionalen Sinn reduziert waren. Sie war auch tot, bloß daß sie noch lebte, jedenfalls ein bißchen. Achteinhalb Monate lang hatte sie diesen Bastard, diesen mit Gewalt in sie hineingetriebenen Klumpen in sich getragen und ihn die gesamte Zeit über mit solcher Inbrunst gehaßt, wie sie im Leben noch nie etwas gehaßt hatte. Und bis zum letzten Tag hatte der böse schwarze Hund mit ihr verkehrt oder »Dinge« mit ihrem Unterleib angestellt, so daß sie das Mysterium der Fortpflanzung und alles, was damit zusammenhing, unmöglich mit etwas anderem zu assoziieren vermochte als mit Ekel, Schmutz und Wahnsinn. Dabei hatte sie zweimal Glück gehabt. Wenn man den Umstand in Rechnung stellte, daß sie in dieser grotesken Lage eine Schwangerschaft überhaupt überlebt hatte, sogar dreimal.

Die Wehen hatten in der Nacht eingesetzt, ein wenig später, nachdem er sein frevelhaftes Tagewerk beendet und zufrieden-gestellt aus der heimeligen Hölle gewankt war. Viola erkannte die Signale sofort und rief nach ihm. Sie hatte dieses bevorstehende unausweichliche Ereignis immer wieder zur Sprache gebracht, aber er war darauf nie eingegangen, vermutlich, weil er eine Geburt für reine Frauensache hielt oder, was wahrscheinlicher war, weil es für ihn den Gipfel der perversen Gelüste bedeutet hätte, wenn sie daran krepitiert wäre. Denkbare auch, daß er, so debil, wie er war, einfach nicht daran glaubte, daß es passieren würde.

Ihre vielen Schreie prallten an den Dämmplatten ab und

erstickten einander. So fing sie an zu wimmern, zu wimmern und Gott zu verfluchen, der Körper geschaffen hatte, Mann und Frau, Geschlechtsteile, Fortpflanzungsorgane, diesen ganzen sinnlosen Zyklus und Schmerzen, immer nur Schmerzen. Zwanghaft hielt sie derweil beständig die Zündflamme im Auge. Darin erschien kein Jesus, kein Joop, auch nicht Nietzsche. Klar, Männer wollten bei dieser Sache eigentlich nie dabei sein, auch wenn sie neuerdings nicht müde wurden zu beteuern, daß sie nichts lieber täten. Schweinebande, allesamt!

Nach vielen qualvollen Stunden kamen die Wehen in Fünf-Minuten-Abständen. Jetzt sehnte sie sich ihren Peiniger herbei. Komm, Edgar, komm, mein Geliebter, bitte hilf mir, halte meine Hand. Nicht, daß sie sich von ihm irgendwelche Mittel zur Linderung der Schmerzen versprach, im Gegenteil, sie so leidend zu sehen wäre für ihn vermutlich ein gefundenes Fressen gewesen. Und selbst wenn er sich ihrer ausnahmsweise erbarmt hätte, solch spezielle Arznei gab es wohl kaum ohne Rezept. Nein, der Grund, weshalb er anwesend sein sollte, war ein simpler und für sie sehr beschämender: Sie wollte nicht alleine sterben. Sie hatte Angst vor dem Tod, unfäßbare Angst. Es sollte jemand dabei sein, wenn sie starb, auch wenn dieser Jemand ein Irrer war und sich an ihrem letzten Akt aufeilte.

Die Preßwehen setzten ein. Sie war inzwischen schweißüberströmt, schwamm in der glibbrigen Fruchtwasserbrühe, und spürte, daß das Baby gegen den Gebärmutterhalskanal drückte. Ich muß es zurückhalten, bis er kommt, ermahnte sie sich immer wieder. Manchmal holte er sich einen Morgenfick ab, bevor er zur Arbeit aufbrach. Ihre einzige erbärmliche Hoffnung. Die Wehen wurden stärker, kamen in immer kürzeren Abständen. O Gott, ich werde sterben! Ganz allein, mutterseelenallein! Wenn es heraus ist, werde ich die Kraft verlieren, vielleicht auch das Bewußtsein, und dann werde ich verbluten. Ade, schöne Welt, ich wünsche dir alles Schlechte!

Durchhalten! Zurückhalten! Durchhalten! Zurückhalten!

Die Tür ging auf ... Edgar stand im Morgenmantel an der Türschwelle und rieb sich die verschlafenen Augen. Das war ihr erstes Glück. Als er ihren jämmerlichen Zustand registrierte, klappte ihm vor Verblüffung der Unterkiefer herunter. Ganz der ahnungslose Ehemann, der von den Wundern der weiblichen Biologie kalt erwischt wird. Er solle die Ketten aufschließen und warmes Wasser, Handtücher und eine Schere besorgen, trug sie ihm auf. Mit dem Schlachtruf »Das muß ich fotografieren!« stürmte er los, nachdem er sie tatsächlich von ihrem Kettengeschirr befreit hatte. Wie ein immer wiederkehrender Alptraum sollten ihre Gedanken sich später fortwährend um diese einzige Chance zur Flucht drehen, die sie je gehabt hatte und die sie, das Schicksal sei verdammt, nicht wahrnehmen konnte.

Doch damals, in dieser unmöglichen Situation, wäre ihr das Baby vor freudiger Erleichterung schon beinahe herausgeflutscht, als er nach ein paar Minuten zurückkehrte und sie sah, daß er nicht nur seine geliebte Nikon, sondern auch die von ihr verlangten Sachen mitgebracht hatte. Dann widerfuhr ihr das zweite Glück. Sie hatte befürchtet, daß ihre geschwächte Konstitution bei der Niederkunft zu bedrohlichen Komplikationen führen würde. Doch er hatte gerade den Eimer mit dem warmen Wasser abgesetzt, da kam es in Sekundenschnelle zu einer Sturzgeburt. Mit dem ihm eigenen handwerklichen Talent kümmerte er sich um das Weitere, trennte die Nabelschnur ab und nahm die Nachgeburt in Empfang.

Viola beobachtete dies alles mit halbgeschlossenen Augen wie durch verrußtes Glas. Sie fühlte sich auf eine sonderbare Weise betäubt und empfindungslos. Die weiterhin anhaltenden Schmerzen und die außergewöhnliche Erschöpfung machten aus ihr eine dumpfe Zuschauerin ihrer eigenen Tragödie. Ihre Sicht schwankte, so als wäre das Geschehen mit jenem optischen Trick bearbeitet worden, der in alten Hollywoodschinken zur Wirkung kam, wenn es darum galt, Träume zu visualisieren, und

der einen gewissen Unterwassereffekt aufwies. Sie sah beziehungsweise ahnte, daß Edgar mit Eifer zwischen ihren Beinen werkelte, und spürte entgegen ihrer bisherigen Erfahrung, daß ihr das guttat. Scheinbar hatte er sich auf dieses Ereignis heimlich doch vorbereitet, sich vielleicht Literatur darüber besorgt – oder gar einen Kursus besucht? Natürlich hielt er zwischendurch inne, um von ihr und ihrer so spektakulär veränderten Anatomie ein paar Bilder zu schießen. Aber hatten nicht alle Ehemänner so ein blödes Hobby, über das die Ehefrauen kopfschüttelnd hinwegsahen? Allmählich machte sich in ihr ein Gefühl des Wohlbehagens breit; sie konnte diesem Gefühl sogar einen Namen geben: Mutter! Ja, sie war jetzt Mutter geworden. hatte ein Kind von einem derart fürsorglichen Mann bekommen, der sogar die Entbindung keinem Fremden überließ. Wer hätte das gedacht!

Mutter ... Doch wo war das Kind?

Der Chefarzt hatte seine Arbeit immer noch nicht beendet. Ab und an hörte sie ein sanftes Klatschen, wie wenn beim Metzger mit Innereien hantiert wird, dann wieder ein Rupfen und ein Ziehen, so als würde ein Geschlinge entwirrt, und dann wieder ein Knacken, was ein weniger schönes Geräusch war. Das Ganze dauerte eine Weile, doch Zeit spielte bei ihrer momentanen euphorischen Stimmung keine Rolle. Abschließend verpaßte er ihr eine Binde, legte ihr die Ketten an und deckte sie zu. Dann ergriff er den Eimer und das übrige Zeug, stand auf und machte ein gespielt trauriges Gesicht.

»Es ist eine Totgeburt«, sagte er bekümmert und abwesend zugleich. »Hat sich irgendwie in der Nabelschnur verheddert oder so. Vielleicht ist es auch schon vorher gestorben. Tja, Pech.«

Der Bastard war also tot. Um so besser! Die Frucht Tausender Vergewaltigungen und Tausender Grausamkeiten sollte besser geradewegs in die Hölle wandern, als das Licht der Welt zu erblicken. Zumindest in das Reich der Toten, wo auf ewiglich

der Mantel des Schweigens über sie fiel. Nein, sie spürte keinen Deut Mitgefühl, und die schwülstige Mutter-Euphorie von vorhin war nichts weiter als ein kleines Seelentrösterchen gewesen gegen all den Kummer und die Qual. Selbstverständlich zog sie auch die Möglichkeit in Betracht, daß der Bastard keineswegs tot geboren worden oder während der Entbindung das Opfer von Edgars dilettantischen Hebammenkünsten geworden war. Vielleicht, sehr wahrscheinlich sogar, hatte er ihn umgebracht, ihm mit einem Handgriff das Genick gebrochen oder ihn schnell erwürgt, während sie die Vorgänge lediglich mit reduzierter Wahrnehmung registrieren konnte. Ein gemeingefährlicher, sadistischer Sittenstrolch konnte wohl mit Vaterfreuden kaum etwas anfangen, und ein plärrender Säugling hätte nur ein weiteres Risiko des Entdecktwerdens bedeutet.

Na und? Machte es einen Unterschied? Ob vorher oder nachher tot, es spielte keine Rolle. Und nebenbei erwähnt, hatte sie bereits in jungen Jahren einmal abgetrieben, und da war sie in den Erzeuger sogar unsterblich verliebt gewesen. So war das eben mit den Ungeborenen und Frischgeborenen, man konnte sie töten, je nachdem, wie die Situation und die eigenen Lebensziele es erforderten. Schon gar diesen Bastard, dieses Monstrum, Lackleder-Nilpferd-Edgars Sproß, daß sie nicht lachte!

Mit den Worten, daß er ihr ein Frühstück bereiten wolle, drehte er ihr den Rücken zu und ging zur Tür. In seiner Hand schwang der Plastikeimer, und über den Rand sah Viola das Ärmchen, welches reglos in die Luft ragte. Es war so klein wie bei ihrer Puppe Elisa, in deren Bauch ein Miniaturtonbandgerät implantiert gewesen war und die mit einer Piepsstimme »Ich liebe dich, Mami«, »Mami, ich habe Durst« und ähnliche Niedlichkeiten von sich geben konnte. Zu jener Zeit, als sie noch ein kleines Mädchen gewesen war, waren Elisa und sie unzertrennlich.

Viola betrachtete das sich von ihr immer weiter entfernende

Ärmchen mit glasig starrem Blick, wie das Pendel eines Hypnotiseurs. Großer Gott, es war so klein, und trotzdem besaß es ein Händchen, Fingerchen, Fingernägel ...

Wie in einem Reflex schoß sie plötzlich in die Höhe, riß die Arme empor, und Tränen fluteten ihr schlagartig aus den Augen.

»Edgar, zeige es mir!« schrie sie.

»Nein«, antwortete er gegen sein Naturell besonnen und näherte sich der Tür.

»Edgar, bitte, zeige es mir nur ein Mal! Nur ein einziges Mal!«

»Nein«, sagte er und trat auf die Türschwelle.

»Wenn du es mir nicht zeigst, werde ich mich umbringen. Ich werde es tun, Edgar, und du wirst es nicht verhindern können!«

Er blieb ruckartig stehen, ohne sich umzudrehen.

»Das ist doch total sinnlos, du dumme Nuß! Weshalb willst du dir dein Leben noch schwerer machen?«

Sie schwieg, während die Tränen sturzbachartig über ihr ganzes Gesicht flossen.

»Also gut, diesmal hast du gewonnen. Aber später werde ich dich dafür bestrafen müssen.«

Er wandte sich ihr zu, griff in den Eimer und holte es heraus.

Es war kein Bastard, es war ein Mädchen ...

Es hatte blonde Haare, ein süßes Stupsnäschen, einen lustigen Buddha-Bauch und wohlgeratene Beine und Füße. Unglaublich, Viola konnte in dem kleinen Frätzchen sogar ihre eigenen Gesichtszüge wiedererkennen. Es war ein tadelloses Baby, ein totes, tadelloses Baby. Es hatte wie zum Schlafen die Augen geschlossen und den Kopf leicht vornüber geneigt, so als würde es jeden Augenblick aufwachen und nach der Brust verlangen. Viola hörte auf zu weinen. Ihr Tränenreservoir war auf einmal versiegt.

»Bist du jetzt zufrieden?« fragte der böse schwarze Hund

verärgert und ließ es in den Eimer plumpsen. Dann löschte er das Licht, verließ den Raum und schlug die Tür von außen donnernd ins Schloß.

»Elisa«, murmelte Viola, weiterhin die Stelle betrachtend, wo sie Elisa zum ersten und zum letzten Mal gesehen hatte, und die nun nichts als unergründliche Finsternis war. »Elisa, ich werde dir bald folgen, mein Kind. Mama wird bald bei dir sein, und dann wird sie dich stillen. Gedulde dich noch ein bißchen.«

Sie bedeckte mit der Hand ein Auge und blickte mit dem freien in die Zündflamme. Elisa erschien. Sie war bereits ein junges Mädchen mit hüftlangen, leuchtend blonden Haaren, und sie trug ein hellgrünes Kleid. Sie strahlte, als feiere sie heute Geburtstag. Hinter ihrem Rücken erstreckte sich der blaue See, auf dessen Wasseroberfläche grelle Sonnenlichtreflexionen tanzten.

»Mami«, sagte Elisa.

»Elisa«, sagte Viola.

»Mami«, sagte Elisa.

»Elisa«, sagte Viola ...

Sie begann wieder zu weinen. Diesmal laut schluchzend, mit aus dem Herzen kommenden Tränen. Sie wußte, daß Nietzsche ihr diese Schwäche vergeben würde. Denn auch er hatte einst so empfunden wie sie. Er wußte, was es hieß, so zu fühlen und so zu sein. Und so sprach sie zwischen ihren lauten Schluchzern, die die Dämmplatten schluckten, seine Worte nach:

Ich weiß nicht, was ich liebe, Ich hab nicht Fried, nicht Ruh Ich weiß nicht, was ich glaube, Was leb ich noch, wozu?

Ich möchte sterben, sterben Schlummern auf grüner Heid Über mir ziehen die Wolken, Um mich Waldeinsamkeit.

Dann schwebte sie wieder, monatelang, obwohl sie sich von

einem Monat inzwischen nur annäherungsweise einen Begriff machen konnte. Sie sah grüne Täler, verschneite Berggipfel, sprudelnde Bäche und rauschende Ozeane. Samt und sonders zuckersüße Postkartenidyllen, doch diese Ausbrüche aus der nackten Barbarei halfen ihr, am Leben zu bleiben, auch wenn ihr dabei die Wirklichkeit des Lebens immer mehr entglitt. Sehr oft erblickte sie unter sich, auf einer saftigen, sonnenbeschienenen Wiese oder an einer zerklüfteten Küste Elisa. Ihre Tochter wurde von Mal zu Mal größer, und immer lächelte sie und winkte ihr zu.

»Mami!« rief Elisa.

»Elisa!« rief Viola zurück.

Wenn sie ihren Rundflug beendet hatte, häufig gezwungenermaßen, wartete unten auf dem Airport namens Schmerz schon der böse schwarze Hund auf sie. In seinem besten Anzug aus Lackleder, grinsend, wunderliche Gerätschaften in den Händen anstatt Blumen. Sie hatte dabei das Gefühl, daß er sie auseinandernahm und dann wieder zusammenflickte. Allerdings ging bei letzteren Eingriffen stets etwas schief, so daß sie sich immer mehr wie ein Bekleidungsstück eines armen Teufels vorkam, das solange mit Flicken und Nähten ausgebessert wurde, bis das Original nicht mehr wiederzuerkennen war. Und das war nicht nur ein geistreicher Vergleich, sondern entsprach aufs grausamste dem tatsächlichen Sachverhalt. Viola hatte mittlerweile das Aussehen eines Ungeheuers angenommen. Diesen mit verwachsenen Narben, offenen Wunden, Ekzemen, Blutergüssen und Verstümmelungen übersäten Körper mochten wohl nur noch Gerichtsmediziner als das ehemalige Topmodel Viola identifizieren, höchstwahrscheinlich nicht einmal die. Sie war bis auf die Knochen abgemagert. Allmählich begannen ihr die Zähne auszufallen, was Edgar zum bösen Spott anregte, ein bestialisches Äquivalent zu Vatis Witzeleien, wenn Mutti die ersten weißen Haare kriegte. Ihr Gesundheitszustand hätte einen Arzt veranlaßt, gleich vor Ort ein Notlazarett zu errichten. Ihr

Kreislauf war buchstäblich in den Keller gerutscht, so daß ihr oft schwindelig wurde, wenn sie sich bloß vom Bett erhob. Manchmal nahm er ihr die Ketten ab und ließ sie im Raum auf und ab gehen. Aber auch das half nicht viel.

Eine positive Nebenwirkung hatte das Martyrium allerdings. Sie wurde nicht mehr schwanger. Sie würde nie mehr schwanger werden, ahnte sie. Der böse schwarze Hund hatte die Kindermaschine in ihrem Innern für immer zugrunde gerichtet. Es spielte keine Rolle, denn bald, allzu bald würden sie und alle ihre ungeborenen Kinder wahrhaftig in eine bessere Welt schweben. *Was leb' ich noch, wozu?* Dies war nun für sie keine schwermütige Zeile aus einem Nietzsche-Gedicht, sondern eine konkrete Frage, die sie sich schon längst beantwortet hatte. Auch Übermensen konnten vor unabänderlichen Gegebenheiten nicht die Augen verschließen. Die Erlösung, sie würde nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Gelegentlich, ja, gelegentlich jedoch passierten im Leben recht überraschende Dinge, selbst in einem Leben, das den Namen nicht verdiente. Irgendwann nämlich – Viola konnte sich beim besten Willen nicht mehr erinnern, wann es genau angefangen hatte – begann ihr Peiniger sich ihr in einem bestimmten Punkt anzugleichen. Und zwar in punkto Gesundheit. Der gute Edgar hatte irgendwann die Grippe, und dann hörte er nicht mehr auf, sie zu haben. Er hustete und würgte und spuckte Schleim aus und kämpfte gegen Fieberanfälle an, was seine eh schon unterdurchschnittliche Potenz stark beeinträchtigte, aber seinen Sadismus um so mehr beflügelte. Er wurde »unausstehlich«, wie Freundinnen sich manchmal beim Kaffeekränzchen zu äußern pflegten, wenn sie über die miesen Launen ihrer Partner klagten: ein Ausdruck, den man auf Edgar bezogen glattweg in »mörderisch« übersetzen konnte.

Er begründete es damit, daß draußen eine schreckliche Grippeepidemie ausgebrochen sei, welche schon viele hinweggerafft habe. Wie tröstlich, dachte Viola, hoffentlich

steckt er mich an, und ich bin schneller am Ziel als ersehnt. Insgeheim glaubte sie aber, daß er übertrieb. Die Leute übertrieben immer, wenn sie sich erkälteten und ihres Wohlbefindens für ein paar Tage oder Wochen verlustig gingen. Das bedrückende grippale Gefühl ließ sie glauben, daß bald die ganze Welt untergehen werde. Sie wären bestimmt fix auf den Boden der Tatsachen zurückgekehrt, wenn sie für einen Tag mit ihr hätten tauschen müssen, urteilte sie bissig.

Daß er bezüglich der Gefährlichkeit dieser Grippeepidemie nicht ganz übertrieben hatte, merkte sie erst, als sich sein Zustand nach langer Zeit immer noch nicht besserte. Im Gegenteil, es wurde schlimmer und schlimmer mit dem armen Edgar. Im Schein der Zündflamme studierte sie manchmal die Schleimklumpen, die er ausgespuckt hatte und stellte fest, daß sie mit Blut durchmischt waren. In Gestalt von mikroskopisch kleinen Äderchen verzweigte sich das Blut in dem Glibber oder trat als rote Bläschen auf. Das anfängliche Husten, das ins Bild einer Erkältung paßte, hatte sich inzwischen zu einem chronischen Kläffen verändert. Seine Lungen rasselten bei jedem Atemzug wie verstopfte Blasebälge, und seine Haut wurde von Tag zu Tag käsiger und fleckiger. Ganz zu schweigen von dem ekelerregenden Gestank des Siechen, den er verströmte und der sein früheres säuerliches Bukett wie ein Wohlgeruch aus Tausendundeiner Nacht wirken ließ.

Auch seine im späteren Stadium geäußerte Bemerkung, daß die »komische Grippe« nach dem neuesten Stand der Wissenschaft allein Männer befallte, hatte sie zunächst nur amüsiert. Doch nachdem sie sich bewußt wurde, daß wohl nicht einmal Ehefrauen zu ihren Gatten einen derartig intimen Kontakt pflegten wie sie zum Lackleder-Edgar, und sie dennoch keine grippalen Symptome aufwies, kam sie ins Grübeln. Gewiß, sie hatte sich zwischenzeitlich in jene Witzfigur verwandelt, die man so spaßig als »Leiche auf Urlaub« bezeichnete. Aber eins stand fest: Die Grippe hatte sie nicht.

Wenn das Fazit all dieser Hinweise und Beobachtungen tatsächlich der Wahrheit entsprach, dann ging draußen etwas sehr Ungeheuerliches vor. Bloß, was hatte sie damit zu schaffen? Sie würde sowieso bald das Zeitliche segnen und dann das irdische Treiben aus einem äußerst entspannten Blickwinkel betrachten. Die entscheidende Frage hieß vielmehr, ob der Hundemann oder sie als erster ins Gras beißen würde und wieviel Leid sie bis dahin noch über sich ergehen lassen mußte. Denn es sah verdammt danach aus, daß er drauf und dran war, sie in körperlichem wie geistigem Verfall zu überholen.

»Wirst du mich töten, bevor du stirbst, Edgarchen?« wollte sie einmal wissen, nachdem er wieder einmal das Letzte aus seinen phantasievollen Instrumenten herausgeholt hatte.

»Nein«, antwortete er kühl. »Wenn ich sterben sollte, was ich nicht glaube, weil die Gesundheitsbehörde ein heilendes Medikament angekündigt hat, wirst du ganz langsam verhungern und verdursten und am Ende elendig krepieren. Niemand weiß, daß du hier bist, und die Ketten werden halten, darauf kannst du Gift nehmen!«

Nun ja, er war schon immer ein überragender Charmeur gewesen und wußte, was Frauen gern hören wollten. Die Drohung mit dem Essensentzug war wohl in einem ironischen Sinne gemeint gewesen. Denn in letzter Zeit hatte er sich zur Gewohnheit gemacht, ausschließlich Hundefutter aus der Konserve mit abgelaufenem Verfallsdatum zu servieren. Wahrscheinlich hatte er im Supermarkt einen ganzen Restposten erworben. Manche Männer konnten einem mit ihrem Geiz wirklich den letzten Nerv rauben! Zudem machte er sich bisweilen ein besonderes Vergnügen daraus, ihr den Dosenöffner vorzuenthalten, so daß sie gezwungen war, einen schmerzhaften Kunstgriff anzuwenden. Sie drückte die Kante ihres Fußringes so fest es ging gegen das Deckelblech der Dose, bis es einknickte. Schließlich riß ein kleines Loch auf, welches sie mit den Fingern und den wenigen ihr verbliebenen Zähnen

soweit erweiterte, daß sie das stinkende Fleisch mit einer Kombination aus Pulen und Saugen herausbekommen konnte. Lippen- und Zahnfleischverletzungen waren bei dieser mühseligen Aktion freilich unvermeidbar.

Doch in den vielen Kellern der menschlichen Seele ging es immer noch eine Etage tiefer, befand sich unter dem Keller noch ein anderer Keller und darunter wiederum ein weiterer und immer so fort. Kurzum, Edgar flippte vollends aus. Zum einen, weil die Sache mit dem Wundermedikament sich zu seiner großen Enttäuschung als eine Ente herausgestellt hatte, und zum anderen, weil er noch so entzückende Pläne für die Zukunft gehabt hatte, die wohl nun endgültig im Eimer waren. Bevor die Krankheit ausgebrochen war, hatte er ihr nämlich erzählt, daß er daran denke, eine weitere Frau zu entführen. Viola wäre in diesem Falle die Gnade zuteil geworden, Gesellschaft zu haben bzw. mit einer Leidensgenossin dem Wahnsinn zu frönen. Allerdings hatte er auch ein paar sehr beängstigende Bemerkungen hinsichtlich der Handlungen gemacht, die die beiden Damen dann gemeinsam unter seinem gestrengen Regiment zu praktizieren gehabt hätten.

Da er ein krankhafter Waffennarr war, erhielt seine ohnedies kaum dicht zu nennende Psyche dort den ersten großen Riß. In steter Regelmäßigkeit brachte er nun einen besonders wertvollen Revolver in den Keller und zwang sie, mit ihm zusammen die Freuden des russischen Rouletts zu teilen. Wenn Viola sich weigerte, schlug er ihr ins Gesicht oder frohlockte mit besonders raffinierten Strafmaßnahmen. Sie konnte darüber nur spekulieren, ob sich in der jeweiligen Trommel scharfe Munition oder lediglich eine Platzpatrone befand. Doch genaugenommen war es auch einerlei. Je schneller, desto besser, resümierte sie und ließ das tödliche Spiel mit Gelassenheit über sich ergehen. Bis sie einen Fehler machte. Den letzten, wie es schien.

Als er sie einmal mit einem ausgesucht schnittigen Exemplar

bescherte, da fragte sie ihn rundheraus, ob er bei einer solchen innigen Waffenliebe und einem so stattlichen Arsenal auch gut schießen könne. In seiner Ehre gepackt, fing er sofort an, das Blaue vom Himmel herunter zu lügen und in der Tradition von Anglern, in deren Erinnerung die gefangenen Fische notorisch Dampfergröße erreichen, physikalisch paradoxe Beispiele seines Schützengeschicks zum besten zu geben. Trotz der Lächerlichkeit ihres Gegenübers konnte Viola es nicht verwinden, ihm zu erzählen, daß sie eine hervorragende Schützin sei, und zwar im Bogenschießen. Schon etwas berauscht von der Gelegenheit, nach so langer Zeit wieder ein halbwegs normales Gespräch zu führen, ließ sie ihn wissen, daß sie wohl auch bei Schußwaffen keine Schwierigkeiten haben dürfte, ins Schwarze zu treffen.

»Da braucht man doch ein gutes Auge, nicht wahr?« fragte er anerkennend.

»Allerdings!« erwiderte sie selbstbewußt. »Besorge dir doch mal bei Gelegenheit ein Verzeichnis über Olympiasieger. Vor dir liegt eine Bronzemedaille-Gewinnerin.«

»Du hast Bronze im Bogenschießen bei der Olympiade gewonnen?« Er konnte es nicht fassen.

»Klar. Hast du das nicht gewußt, Edgarchen? 1988 in Seoul.«

Sie lächelte stolz, soweit ihr verstümmeltes Gesicht Verrenkungen der Lebensfreude erlaubte. Es war das einzige Mal, daß sie ihn nicht als den bösen schwarzen Hund betrachtete, ein unzurechnungsfähiges Tier, von dem nur Gefahr ausging. Sie war scheinbar wirklich total übergeschnappt.

Sie unterhielten sich noch stundenlang miteinander, gerade so, als wären sie in der Tat lediglich zwei Gleichgesinnte, die in der Hitze des Erfahrungsaustausches die Zeit vergessen. Es gab solche Momente der Übereinstimmung zwischen Menschen, auch wenn der eine Mensch den anderen zu foltern pflegte. Hing wohl irgendwie mit der Verbundenheit zur eigenen Art

zusammen. Und so plauderten sie lang und ausgiebig über die speziellen Attribute von unterschiedlichen Waffen, über wirkliche und vermeintliche sportliche Siege, über alle anderen Idioten, also den Rest der Menschheit, die die Philosophie des Schießens nicht kapieren wollten und über die Faszination, die von Waffen ausging. So, als wäre nichts geschehen, so, als würde nie mehr etwas geschehen. Bis Viola die Augen zufielen, und sie sich von dem angeregten Gespräch nahtlos in das Land der Träume begab.

Ein metallenes Geräusch ... Ein metallenes Geräusch hatte sie aus dem Traum gerissen. Darin war sie mit ihrer Tochter zusammen gewesen. Elisa war inzwischen zu einer wunderschönen jungen Frau herangereift, und kein bißchen sah sie ihrem Hundevater ähnlich, sondern trug die kühlen nordischen Gesichtszüge ihrer hübschen Mutter, das heißt jener Mutter vor der Keller-Hochzeit mit ihrem Hundevater. Wie in einem Werbespot für Anti-Falten-Creme, die der älteren Dame die Falten wegzaubert und der jüngeren die Furcht davor, standen sie vor einem kolossalen ovalen Spiegel und betrachteten sich darin. Sie trugen weiße Gewänder, und auf ihren makellosen Gesichtern lag nichts anderes als Glück und Harmonie.

»Mami«, sagte Elisa.

»Elisa«, sagte Viola.

Beide Frauen lächelten einander an.

Oben, im rechten Feld des Spiegelbildes sah Viola nun, daß hinter ihnen, in weiter, weiter Ferne noch jemand stand. Er verbarg sich in einem Halbdunkel, dennoch hoben sich seine Umrisse sonderbar schimmernd hervor. Die geheimnisvolle Gestalt regte sich nicht, schien in ihrer Stellung ehern zu verharren oder auf ein Zeichen zu warten, um aus dem Zwielficht hervortreten. Es war Edgar. Die hochgewachsene, bullige Statur, der Ochsenkopf, die bedrohliche Haltung – es konnte nur

Edgar sein. Oder vielleicht doch nicht? Viola erkannte plötzlich Brüste, sehr voluminöse Frauenbrüste und bis auf Ohrlänge fallende glatte Haare. Trotzdem, irgend etwas stimmte an dieser Riesenfrau nicht. Sie ... sie verhielt sich irgendwie unweiblich, winzige, irritierende Details, die Viola rätseln ließen, sprachen ihrer Erscheinung eine Weiblichkeit ab. Edgar, bist du das? Edgar, spielst du etwa wieder deine bösen Spiele mit mir? Edgar ...

»Edgar?«

Das metallene Geräusch ...

Sie öffnete die Augen. Der böse schwarze Hund hatte sich vor ihr in die Hocke begeben und schaute sie mit wutverzerrtem Gesicht wortlos an. In der linken Hand hielt er so etwas wie einen kleinen Ballen Druckverband. In der rechten einen sehr spitzen Schraubenzieher, mit dem er wie ein gelangweilter Junge auf ihren Fußring trommelte. Sie begriff nicht, was vor sich ging, was nicht wunderte, denn Edgar war ein unbegreiflicher Mann.

»Zum Bogenschießen braucht man doch gute Augen, nicht wahr?« wiederholte er seine Frage von vorhin.

»Was?«

»Eins genügt!«

Seine Hand führte eine blitzartige Bewegung in Richtung ihres rechten Auges aus, und der Schraubenzieher ...

Nein, nein, nein! Das hier war nicht die Wirklichkeit, sondern die Fortsetzung des Traumes. Manchmal erging es der Träumerin so. Manchmal dachte die Träumerin, sie sei aufgewacht, aber in Wahrheit arbeitete die Traummaschinerie mit unveränderter Schöpferkraft und List weiter, ohne daß die Träumerin den Betrug zu durchschauen vermochte.

Viola hörte nicht mehr auf zu träumen, sie verlor sich in Träumen ganz und gar. Eine Zündflamme war in diesen

Träumen zu sehen, in deren Schein abwechselnd unterschiedliche Gestalten erschienen und wirres Zeug daherredeten, das sie weder verstand noch interessierte. Hin und wieder sah sie auch den bösen schwarzen Hund. Dieser tauchte allerdings nur noch sporadisch auf, um eine Dose mit Hundefutter in den Raum zu werfen oder einen Plastikeimer voll Wasser vor sie hinzustellen. Die unaussprechlich grausamen und obszönen Dinge, die er früher mit ihr getrieben hatte, unterließ er nun. Seine Obsession am Bösen war mit einemmal völlig erloschen. Wahrscheinlich rührte es daher, daß er sich verändert hatte. Denn er sah sehr krank aus, verdammt krank. Das war das Angenehme am Träumen. Man konnte die abscheulichen Aspekte des Lebens einfach wegblenden, sie sich irgendwie zum Guten hin zurechtbiegen. Aber, seltsam, es waren Träume mit reduzierter Lichtkraft und Dimensionalität, irgendwie trübe und flach, dergestalt, als leide der optische Teil der Traummaschinerie unter einem Defekt, der zwar nicht das gesamte System lahmlegte, doch die einstige Brillanz der Bilder unmöglich machte. Auch Träume konnten offenbar mit zunehmendem Alter verschleißen.

Dem Träumen folgte das Warten. Warten auf den bösen schwarzen Hund, der die Türe öffnen, das Licht einschalten und die Dose Hundefutter oder den Eimer Wasser servieren mochte. Ein Dämmerzustand zwischen schwummerigem Wachsein in der Finsternis und bleiernem Tiefschlaf. Ein Schlaf, der einen schnurstracks in das Reich der Toten zu befördern drohte, wenn nicht immer wieder im letzten Moment ein unerklärlicher Wille die Notbremse gezogen und das Bewußtsein mit aller Kraft gezwungen hätte, wach zu werden. Doch das Warten war umsonst. Der böse schwarze Hund kam nicht mehr. Er würde nie mehr wieder kommen. Viola kannte den Grund. Er war längst seiner »komischen Grippe« erlegen. Und wie er es versprochen hatte, bestand der letzte Akt seiner Grausamkeit darin, daß er sein kleines Kellergeheimnis im sprichwörtlichen

Sinne mit ins Grab genommen hatte. Jedenfalls so gut wie.

Plötzlich ein Geräusch, ein Schuß oder eine Explosion, so gewaltig, daß das ganze Haus erzitterte. Oder hatte sie nur davon geträumt? Hatte sie überhaupt geschlafen? Wann hatte Edgar sie zuletzt mit Nahrung versorgt? Vor ein paar Tagen? Vor einer Woche? Oder länger? Unwichtig, offenbar lebte er noch und veranstaltete dort oben fröhlich Schießübungen, und diese Tatsache oder die bloße Hoffnung darauf war jetzt das einzige, um das ihre Gedanken kreisten. Sie mochte nicht mehr über eine negative Alternative spekulieren, geriet statt dessen in eine panische Hochstimmung, die sie veranlaßte, ihrem letzten Überlebenswillen lautstark Ausdruck zu verleihen.

Sie begann zu schreien. Sie schrie einfach drauflos, gellend, ohrenbetäubend und ohne Unterbrechung. Sie kreischte so lange, bis ihre Stimmbänder zu schmerzen anfangen. Dann aber, es glich einem Mirakel, ja, dann ...

Die Tür ging auf, und der böse schwarze Hund kam herein. Er hielt in der Hand eine Taschenlampe und leuchtete suchend in den Raum hinein. Viola wunderte sich, weshalb er nicht einfach das Licht einschaltete. Vielleicht hatte es ja einen Kurzschluß gegeben, hatte sie schon im nächsten Augenblick eine plumpe Erklärung parat. Als der Strahl der Taschenlampe sie endlich erfaßte, stellte sie das Schreien ein.

»Edgarchen?«

Edgarchen verharrte noch eine kleine Weile an der Türschwelle und näherte sich ihr dann mit geradezu bedächtigen Schritten. Als er bei ihr angelangt war und sich vor ihr hinkniete, erhellte der spärliche Widerschein des Taschenlampenlichts seine Erscheinung gerade so viel, daß sie an ihm eine merkwürdige Veränderung feststellen konnte. Edgar trug Frauenkleider. Kein Zweifel, das, was seinen Körper verhüllte, war ein knielanges Kleid und keinesfalls der Lackleder-Dreß oder ein sonstiger Männeraufzug. Vielleicht war er inzwischen

schwul geworden und würde ihr mangels sexueller Kompatibilität die Freiheit schenken.

»Edgarchen, ich sterbe, bitte, bitte, bitte ...«

»Pshhht!« machte die Frau in dem Frauenkleid und umarmte sie zärtlich. Viola begann zu zittern, und, wie phantastisch war doch die menschliche Anatomie, obgleich ihr spindeldürrer Leib vollkommen ausgetrocknet sein mußte, brandeten die Tränen des Glücks aus ihrem heilgebliebenen Auge in solcher Fülle, als befände sich direkt dahinter ein randvoller Tank. Die Frau aus der Dunkelheit, die Edgar an Riesenwuchs leicht in den Schatten stellte und eine massige Physiognomie mit sehr markanten Zügen aufwies, umfaßte sie wie eine gewaltige Urmutter, streichelte ihre Haare und sprach tröstend auf sie ein, während Viola weinte und weinte und weinte. Großer Gott, hatte sie das vermißt! Frauen, Freundinnen, Schwestern, Mütter Herzen, von ihnen geherzt werden, ihren Geruch inhalieren. Sie hatte es mehr vermißt als gutes Essen, Sonnenschein, Spaziergänge oder sonst irgend etwas. Niemals, niemals wieder würde sie einen Mann an sich heranlassen, mehr noch, sie glaubte, daß sie sich erbrechen würde, wenn der Schwefelgeruch dieser Teufel jemals wieder in ihre Nase dränge.

Ihre Retterin, die sich als Margit vorstellte, verließ den Keller und kehrte nach zirka zehn Minuten mit einem Tablett zurück, auf dem eine große Schüssel Hühnerbrühe, ein Teller mit zwei Hühnchenschenkeln, ein Pott gemischter Salat, ein halber Laib Brot und eine Flasche Mineralwasser standen. Während Viola diesen Festschmaus mit tierischer Gier in sich hineinschlang, ging Margit nochmals weg und kam eine halbe Stunde später mit einer Petroleumlampe und einer schweren Eisenschere wieder. Im Schein der Lampe brach sie mit dem Werkzeug die Kettenglieder, die die Verschlüsse ihrer Körperringe zusammenhielten, entzwei. Danach nahm sie die Halbtote in ihre starken Arme und trug sie wie eine wahrhaftige Mutter in ihr Haus, das Nachbarhaus.

Dort versuchte Viola in der Folgezeit, sich von etwas zu erholen, von dem sich nicht zu erholen war. In der Regel schlief sie sechzehn Stunden am Tag, wobei sie ununterbrochen von Alpträumen geplagt wurde, in denen sie die Bluthochzeiten mit dem bösen schwarzen Hund vor dem Altar der Zündflamme beständig wiederholte. Wenn sie aufwachte, weinte sie viel, doch Margits grenzenloser Trost war ihr in diesen verzweifelten Stunden immer gewiß. Wegen ihrer chronischen Schmerzen im Unterleib brachte ihre Retterin sie zu einer Ärztin, die sie gründlich untersuchte und dann eine vernichtende Diagnose stellte: Alle inneren Organe, die sie als eine Frau auszeichneten, waren durch Edgars diabolische Doktorspiele irreversibel deformiert worden oder eitrig entzündet und mußten mittels einer Totaloperation entfernt werden. Bis zum Operationstermin verschrieb sie ihr Linderungsmittel. Es half ihr ein wenig zu beobachten, wie die vielen Verletzungen an der Oberfläche ihres Körpers von Tag zu Tag mehr heilten, auch wenn Verschiedenes an diesem Körper nun fehlte und Wundmale und Verstümmelungen ihn für immer aufs furchtbarste entweiht aussehen lassen würden. Für das Cover der VOGUE kam sie wohl jetzt nicht mehr in Frage, dafür jedoch würden ihre Dienste bestimmt in einer anderen Sparte des Showbusiness heißbegehrt sein: im Monstrositätenkabinett.

VOGUE ... Ach ja, VOGUE gab es ohnehin nicht mehr, so wie es viele Dinge nicht mehr gab, die vor ihrer Metamorphose selbstverständlich gewesen waren. Margit hatte es ihr erzählt. Und sie hatte ihr noch viele andere befremdliche Sachen erzählt. Jeden Tag ein bißchen. Die Männer waren in ihrer Abwesenheit krank geworden und dann scharenweise dahingewelkt, was zu höchst unerfreulichen Entwicklungen geführt hatte. Die Energieversorgung war fast gänzlich zusammengebrochen, die Herstellung von Gütern und Lebensmitteln funktionierte lediglich auf lebensnotwendigstem Niveau, das Transportwesen existierte so gut wie nicht mehr. Die Frauen verloren sich

mehrheitlich in Apathie oder in sinnlosen Aktivitäten. Margit jedoch besaß einen Plan, ein Allheilmittel für die Misere sozusagen. Dieser Plan klang natürlich total verrückt, so wie Margit sehr verrückt klang, wenn sie sich darüber ereiferte. Aber auf eine verrückte Weise hörte er sich auch genial an, auf jeden Fall einleuchtend.

Weshalb sie ihr das alles erzählte, darüber konnte Viola nur mutmaßen. Denn Margit mußte wissen, daß sie, Viola, dies satanische Vorhaben den entsprechenden Stellen melden könnte. Des Rätsels Lösung lag vermutlich darin, daß Verrückte einander erkannten. Denn nicht nur ihre mütterliche Retterin war komplett verrückt, sondern nach der zweijährigen Keller-Ehe mit Edgarchen auch sie. Früher, als sie noch rund um die Welt gedüst war, hatte sie auf den belebten und von allerlei Menschenmüll frequentierten Zentren der Großstädte eine Beobachtung gemacht, welche sie nun in ihrer Theorie bestätigte. Jene zerlumpten, schmutzigen und immerwährend konfuse Selbstgespräche führenden Gestalten in den Flaniermeilen, die die vorbeiziehenden Passanten anbettelten, belästigten oder einfach nur Stunk machten, legten nämlich ein vollkommen anderes Verhalten an den Tag, wenn sie auf jemanden stießen, der ihnen geistesverwandt war. Zwar ergaben ihr zusammenhangloses Gefasel und ihre wilde Gestikulation weiterhin keinen rechten Sinn, doch es war dann ein freundlicherer Umgang und eine Art Verständnis für das Gegenüber zu spüren. Sie erkannten einander.

So wie Viola die Sache sah, hatte Margit ein großes Problem. Es ging darum, gewisse Institutionen, vielleicht zweihundert an der Zahl, auszuschalten, und zwar auf dem gesamten Kontinent und innerhalb kürzester Zeit. Strenggenommen ging es gar nicht um die Institutionen selber, sondern um das, was sie bargen. Doch da man ja unter den gegebenen Umständen schlecht problemlos von einem Land zum anderen reisen und zweihundertmal Einbrüche begehen konnte, mußte eine andere

Lösung her. Viola hatte dazu eine Idee: Es war wirklich eine bombastische Lösung. Und wenn die Sache funktionierte, würden Margit und sie anfangen, den Übermenschen zu schaffen. Er würde perfekt sein, weil er ausschließlich aus einem Geschlecht bestünde. Auf dem Weg zu einem höheren Sein würde dieser Übermensch weder Zeit noch Kraft mit törichten Possen verschwenden, welche zu inszenieren in einer zweigeschlechtlichen Welt nun einmal unvermeidlich gewesen war. Vor allen Dingen jedoch würde er nicht mehr seinen Nächsten quälen, foltern, morden und auf der Jagd nach unnützem Wohlstand die Natur blindlings ausplündern und zerstören, um andere zu beherrschen. Alles hing mit der Sexualität zusammen, das war klar, und diese eine Sache, die im allgemeinen fälschlicherweise mit bloßer Erotik gleichgesetzt wurde, war das Grundübel aller Probleme und konnte vom siebten Himmel bis in Edgars Keller führen. Der Übermensch ganz im Nietzscheschen Sinne konnte allein unter diesen neuen Umständen reifen. Der Übermensch – er war eine Frau!

Viola konnte anfangs Margits großwahnsinnige Pläne, ja, selbst ihre eigenen Gedanken, die diesem rigorosen Vorhaben immer mehr zustimmten, nicht ganz ernst nehmen. Dann aber ereignete sich etwas, das ihr deutlich vor Augen führte, daß sie sich innerlich schon längst für die radikale Lösung entschieden hatte.

Am Ende der Woche begleitete Margit sie zu einer Augenärztin, die nach der Untersuchung als einzigen positiven Krankheitsbefund konstatierte, daß das Knochengefüge der Augenhöhle vom Stich unversehrt geblieben und das Fleischgewebe trotz der katastrophalen hygienischen Zustände sehr gut ausgeheilt sei. Sie bot ihr ein Glasauge an. Viola lehnte ab und bat um eine Augenklappe, weil sie nie mehr etwas mit Verschönerung zu tun haben wollte, die, wie sie glaubte, immer auf weibische Staffage hinauslief. Als sie zu Hause waren, verzog sie sich in ihr Zimmer, Margits ehemaliges Schlaf-

zimmer, um nachträglich auch über diesen entschwundenen Körperteil zu trauern. Dabei sah sie wehmütig aus dem Fenster, das einen freien Blick auf den rückwärtigen Garten bot. Es fiel der erste Schnee, und sie konnte genau beobachten, wie er die verdorrte Wiese, die zwei krüppeligen, kahlen Kirschbäume an den Seiten und die Begrenzung aus welken Büschen und Efeuranken um das Grundstück herum ganz allmählich weiß anmalte, bis alles seine ursprüngliche Form verlor und mit einer fülligen Schicht überzogen war.

Dann jedoch – sie wußte nicht mehr, wie lange diese betäubliche Meditation schon andauerte – begann ein Buschwerk in der rechten Ecke des Gartens zu erzittern, und wie Puderzuckerkaskaden, die durch ein Sieb geschüttelt werden, fiel der Schneebelag stufenweise von der Pflanze herunter und gab das Grün wieder frei. Durch dieses Grün lugte zunächst ein Kopf hervor, und danach, sehr zaghaft, kam endlich der dazugehörige Körper zum Vorschein. Es war ein Teenager, vielleicht fünfzehn Jahre alt, verkleidet mit einem abgewetzten schwarzen Mantel und löchrigen Jeans. Zwischen Furcht und Hinterlist schwankend, blickte er sich verstohlen um, jedenfalls nicht gerade in einer Art und Weise, die erkennen ließ, daß er sich mit Schneeschippen ein paar Scheine verdienen wolle. Er schien Viola nicht zu bemerken.

Margit hatte ihr von diesen männlichen Jugendlichen erzählt. Entwurzelt und verwahrlost durch das Chaos, das die Epidemie ausgelöst hatte, und durch die Gewißheit, daß auch sie bald das Zeitliche segnen mußten und infolgedessen nichts mehr zu verlieren hatten, hatten sie sich von ihren ohnehin stark dezimierten Familien verabschiedet und sich zu Banden zusammengeschlossen. Sie zogen raubend, vergewaltigend und mordend durchs Land, immer auf der Suche nach wehrlosen, meist alleinstehenden Frauen. Die Polizei, die zum größten Teil aus Männern bestanden hatte und gegenwärtig mehr gegen ihre eigene Auflösung ankämpfte als gegen Verbrecher, war

machtlos gegen sie. Es gab auch Einzelgänger unter diesen jungen Desperados, und es schien, daß es sich in diesem Falle um einen solchen handelte.

Viola überlegte nicht lange. Sie griff nach der Browning auf dem Nachtschränkchen, die Margit zusammen mit den anderen Waffen aus Edgars Knusperhäuschen herbeigeschafft und in Ermangelung eines endgültigen Verstecks überall im Haus zwischengelagert hatte. Mit einem einzigen raschen Handgriff öffnete sie das Fenster, streckte die Waffe vor und zielte auf den Jungen.

»He!« rief sie. »Suchst du was zum Ficken?«

Er sah sie, und sein entgeisterter Gesichtsausdruck entwickelte sich in Sekundenschnelle in den des staunenden Kindes zurück, das er trotz der imitierten Manneshärte in Wahrheit immer noch war. Noch eher er Zeit für eine weitere Reaktion hatte, schoß sie und konnte kaum fassen, daß die Einäugigkeit das Zielen statt zu verschlechtern tatsächlich noch verbessert hatte.

Die linke Schädeldeckenhälfte des Jungen explodierte, und umherfliegende Knochenteile und rosafarbene Stücke von Hirnmasse, vermischt mit Blutspritzern, gingen auf die jungfräuliche Schneeschicht nieder und malten seitwärts ein fächerartiges Muster. Wie von einem Windhauch umgeblasen, fiel er dann kerzengerade nach hinten und drückte mit seinem Körpergewicht eine saubere Form in den Schnee.

Das würde sie von nun an mit allen Männern tun, dachte Viola. Auch mit Frauen, die sich ihrem Willen zur Macht entgegenstellten.

In einem anderen Keller

Helena hatte einen Lachkrampf, derart überwältigend, daß sie fürchtete, daran ersticken zu müssen. Aber es war ihr unmöglich aufzuhören. Immer wenn es schien, als ob ihre Kiefermuskeln vor Überanstrengung den Dienst versagen wollten, befahl sie der Lachreiz aufs neue, und sie prustete wieder los und schüttete sich vor Lachen aus. Der Anlaß war ihr Spiegelbild, eine wahrhaft schreiend komische Erscheinung. Das gebrochene rechte Schienbein lag in einer Kunststoffverschalung, in die als zusätzliche Stabilisierung eine Metallschiene eingelassen war. Dabei hatte sie noch Glück gehabt, daß damals auf dem Friedhof die Rettung so rasch vonstatten gegangen war. Nachdem sie von dem sterbenden Priester in das offene Grab hinabgerissen worden war, erwiesen sich die drei Frauen, deren Altersspektrum die verschiedenen erotischen Lebensphasen ihres verstorbenen Vaters symbolisierten, als wahre Schwestern. Sie hatte mit ihrem toten Vater, der zuvor aus dem zerbrechenden Sarg halb herausgeschleudert worden war, Wange an Wange gelegen und wegen der komischen Situation den Schmerz im Bein kaum wahrgenommen. Dann beugten sich die Damen über den Rand des Grabes, und es folgte eine Flut von Mitleidsbekundungen und Durchhalteparolen. Die jüngste der drei Grazien rannte in die kleine Kapelle und schaffte es, eine Leiter aufzutreiben. Gemeinsam halfen sie ihr dann aus der Grube heraus. Die ältere, die, kaum zu glauben, trotz der Benzinknappheit eines der durstigsten Autos der Welt, einen Jaguar, fuhr, brachte sie ins Krankenhaus, wo das Bein behandelt wurde. Die mondäne Dame hatte sich erboten, sie danach zur Mühle zu bringen, doch da Pegasus immer noch auf dem Friedhof wartete, wollte sie lieber so schnell wie möglich dorthin.

Dieser Aberwitz lag schon eineinhalb Monate zurück, und seitdem war ihr Alltag ein öder Trott. Das kaputte Bein machte es ihr unmöglich, zur Redaktion in die Stadt zu reiten, um das epochale Tagesgeschehen in der Rolle der Teufelsreporterin zu verfolgen. Nicht, daß sie Pressegeschichte geschrieben hätte. Sie war die namenlose Journalistin eines bedeutungslosen Regionalblattes, das seit einem Jahr mit einer Notbesetzung von vier Frauen arbeitete. Zudem standen in letzter Zeit wegen des häufigen Stromausfalls Fax und Telefon meistens still, so daß die Redaktion von den Neuigkeiten über den beispiellosen Wandel der Welt immer wieder abgeschnitten war. Zum Schluß hatte sich ihre Berichterstatterfunktion darauf beschränkt, der Leserschaft mitzuteilen, welche Hühnerfarmen in der Region einen Direktverkauf anboten oder wie Frau sich wie zu Omas Zeiten die Binden selbst schneiden konnte. Diese nämlich waren in der industriellen Fertigungsvariante kaum mehr zu bekommen, da die Maschinen, mit denen die Dinger produziert wurden, wie nicht anders zu erwarten, bis zuletzt von Männern hergestellt, repariert und gewartet worden waren und durch deren Aussterben nun den Dornröschenschlaf genossen. Ganz zu schweigen von Tampons, welche in Eigenproduktion überhaupt nicht herstellbar waren.

So war Helena gezwungen, in der Mühle Wochen zu verbringen, denen etwa so viel Aufregung innewohnte wie dem Beglotzen eines tropfenden Wasserhahnes. Das stolze Bewußtsein, diesen verfallenen Kasten unter Strömen von Schweiß und Tränen in ein bewohnbares Schmuckstück verwandelt zu haben, war ihre einzige, nie versiegende Quelle der Hochstimmung.

Die Windmühle in holländischem Baustil mit Kuppeldach und sich konisch nach unten verbreiternd, bis sich nach der Kreisterrasse in der Höhe der Eingangstüre der zylindrische Sockel anschloß, war in einem ruinenhaften Zustand gewesen, als Helena sie zum ersten Mal besichtigt hatte. Sie hätte

allerdings nicht idyllischer liegen können. Auf einer Hügelkuppe in den Himmel ragend, befand sie sich im Zentrum eines Ozeans von Kornfeldern, welchen allein der Horizont begrenzte. Lediglich jahrhundertealte, knorrige Baumgreise, die zu fällen nicht einmal die Bauern übers Herz gebracht hatten, wuchsen vereinzelt aus dieser monotonen und zugleich vollendete Harmonie ausstrahlenden Landschaft wie vergessene Inseln hervor und gönnten dem Betrachter ein wenig Abwechslung. Ein einsamer romantischer Pfad führte von der Landstraße zu der bizarren Konstruktion, die zu Zeiten ihres Gebrauchs sicherlich für alles andere als bizarr gehalten wurde, jedoch nun in der Moderne wie das sinnentleerte Exponat eines Freilichtmuseums wirkte. Der Verkäufer, ein griesgrämiger Juwelier aus der Stadt, der stets so verschlossen dreinblickte, als verheimliche er die wahren Mängel des Ungetüms, was angesichts der Bruchbude eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit war, hatte es mit dem Veräußern eilig gehabt. Aber er gab sich mit einem Spottpreis zufrieden, und so fuhren sie gleich nach der Besichtigung zum Notar und besiegelten den Handel. Sie hatte danach nie mehr etwas von ihm gehört.

Helena fing mit der Renovierung der Außenfassade an, erneuerte die beschädigten Planken, wechselte die morschen Fenster und Türen aus und strich den gesamten Bau abschließend weiß an. Obwohl man ihr den Rat gab, die Mühlenflügel zu kappen, da sie bei einem Sturm nur das Risiko eines gefährlichen Windfangs bedeutet hätten, konnte sie sich zu dieser grausamen Amputation nicht durchringen. Es war eine Windmühle, und ohne ihre schönen Flügel würde sie einem flinken Tier gleichen, dem man die Beine abgeschnitten hat. Auch innen machte sie Zugeständnisse an die ursprüngliche Funktion des Baus. Zwar riß sie die Zwischendecke zum ersten Stock heraus, so daß sie über einen fast sechs Meter hohen, kreisförmigen Allzweckraum mit Küchen-, Schlaf- und Arbeitsbereich und einer umfangreichen, entlang der gesamten

Rundwand verlaufenden Bibliothek verfügte. Doch das ausgedehnte, drehbare und sich der Windrichtung anpassende Dachgeschoß, in dem sich das Herzstück der Mühle verbarg, beließ sie im wesentlichen, wie es war. Die turmähnliche Kammer war über eine steinerne Wendeltreppe in der Mitte des Gebäudes zu erreichen, und hier befand sich das verschlungene Räderwerk aus Holz, das über die massige Radwelle direkt mit den Flügeln verbunden war.

Das Kammrad vom Durchmesser eines Traktorreifens, welches seine Holzzähne in das Mühlengetriebe einklinkte, das podestartige Mahlsteingehäuse, das man über eine Drei-Stufen-Stiege erklimmte, die Läufer- und Bodenmühlsteine darin und alle anderen mechanischen Teile, die in ihrer grobschlächtigen Verarbeitung einem archaischen Kunstwerk glichen: Helena hatte es einfach nicht fertiggebracht, sie dem Abfallcontainer zu übergeben wie die Eingeweide einer zur Mumifizierung bestimmten Leiche. Nein, sie machte aus diesem Holzwurm-Schlaraffenland das einzig Vernünftige: das Bad! Ein vorsintflutlicher Boiler, eine Holzbadewanne, ein Waschbecken mit einem mannshohen, aus einem Kleiderschrank entnommenen Spiegel, ein rundes Klosett aus den Siebzigern, das war alles, was sich hier außer der behäbigen Mühlenmechanik befand. Draußen hatte Helena noch einen kleinen Stall für Pegasus gezimmert, den er selten aufsuchte, weil er es vorzog, lieber in der freien Natur herumzutollen. Aber wenn sie seine Dienste brauchte, genügte immer ein einziger Pfiff.

Wie sich etwas später herausstellte, grenzte die Entscheidung des Demontageverzichts an geradezu genialen Weitblick. In Zeiten der Stromknappheit und schließlich des totalen Stromausfalls, kam selbst einer so antiquierten Mechanik eine unerwartet existentielle Bedeutung zu. Mit Hilfe einer pfiffigen Technikerin, die sie vor Jahren anlässlich eines Artikels über alternative Energien in einem Kleinbetrieb für Windkraftträder

kennengelernt hatte, installierte sie an die Flügelnahe eine kleine, aber sehr effektive Dynamomaschine. Unten im Keller wurde der Akkumulator installiert, der es ermöglichte, daß der so erzeugte Strom auch dann verfügbar war, wenn der Wind mal für eine Weile streikte.

Außerdem diente die Mühlenmechanik gleichzeitig dem ursprünglichen Zweck: Sie konnte Getreide mahlen. Nach all den vielen Dekaden ihres menschengewollten Komas küßte Helena die Mühle wach, indem sie ihr etwas zum Kauen gab. Irgendwann hatte sie es leid, einmal im Monat in der Stadt Pegasus mit einem Sack voll Brote zu beladen, um sich dann zu Hause den Kopf darüber zu zerbrechen, wie man so viel Brot bis zum nächsten Monat frischhalten konnte. Gleichzeitig hatte sie tagtäglich die unendlich scheinenden Kornfelder im Blick, und registrierte, daß niemand kam, um sie abzuernten. So ließ ein Geistesblitz sie eines Tages einfach in die Felder hineinmarschieren und mit einer Sichel so viel Ähren abschneiden, wie sie nur tragen konnte. Danach drosch sie den Weizen mit einem Prügel, ließ die Spreu vom Wind davonwehen, schüttete das Korn in die Rinne des Mahlsteingehäuses, und schon hatte sie das beste Mehl, das ihr je untergekommen war. Und nachdem sie im Brotbacken etwas Routine und Geschick gewonnen hatte, war für sie das wichtigste Ernährungsproblem fürs erste gelöst.

Helena hatte die vielen, zum Teil gefährlichen Verletzungen, die man sich bei solch einer aufwendigen Renovierungsarbeit unweigerlich zuzog, und die an die Substanz gehende Plackerei aus einem wichtigen Grund auf sich genommen. Sie hatte instinktiv gespürt, daß die Erkrankung des männlichen Geschlechts weltweit keine kurzfristige Episode im großen Weltentheater darstellte, über die spätere Generationen staunen würden, sondern eine Sache von apokalyptischer Endgültigkeit, welche trotz ihrer Unvorstellbarkeit auch den letzten Y-Chromosomen-Träger humanoider Prägung dahinraffen könnte.

Diese düstere Zukunftsvision vor Augen, fand sie es klug, sich aufs Land zurückzuziehen. Denn in den Brennpunkten der Zivilisation wie in Städten oder wo auch immer Menschen dicht an dicht lebten, befürchtete sie Unruhen, zumindest ein vorübergehendes Chaos. Vermutlich würden diese Wirren nicht solche blutigen Ausmaße erreichen, wie sie es gewöhnlich taten, wenn Männer sich daran beteiligten. Doch als ehemalige aufmerksame Geschichtsstudentin wußte Helena, daß in solchen Zeiten die Landbevölkerung in der Regel besser davonkam. Ein gutes Beispiel war das Nazi-Deutschland am Ende des Zweiten Weltkrieges, dessen Städte von den Alliierten in Schutt und Asche gelegt worden waren, während die Leute auf dem Lande von dem Inferno verhältnismäßig wenig mitbekommen und trotz der schrecklichen Umstände immer noch ein Schwein zum Schlachten gehabt hatten.

Oder war diese feinsinnige Strategie gar nicht der wahre Grund für ihren Rückzug ins Ländliche gewesen? War es nicht vielmehr so, daß Frauen Anfang Dreißig, ohne Partner und ohne Kinder, die Vierzig vor Augen, ob mit oder ohne Seuche, schon immer von einer grundlegenden Veränderung geträumt hatten? Vor allem, wenn schon einige Enttäuschungen hinter ihnen lagen? Und war es nicht so, daß jede dieser enttäuschten Frauen die Chance zur Veränderung beim Schöpfe gepackt hätte, wenn sich alles um sie herum eh in einer unglaublichen Art und Weise veränderte?

Helena konnte auf diese delikaten Fragen keine klaren Antworten geben. Wahrscheinlich existierten auch keine, zumindest nicht zu diesem Zeitpunkt. Die wahren Gründe für die Häutungen im Leben erkannte man meistens erst nach Jahren, ja, Jahrzehnten. Wichtig war für sie, daß ihr die veränderte Lebenssituation Harmonie brachte, vielleicht sogar ein bißchen Glück, auf das sie endlich ein Anrecht zu besitzen glaubte.

Und die Rechnung war tatsächlich aufgegangen. Ein Jahr und

drei Monate hatte sie im Gefühl des inneren Friedens verbracht, welches, wie sie sich zu erklären versuchte, aus der Zurückgezogenheit in eine von Menschenhand lediglich sporadisch berührte Natur und einer nahezu buddhistischen Haltung des Nichts-und-niemand-Erwartens herrührte. In dieser Zeit hatte sich in der Welt Unglaubliches ereignet. Helena war dieser Entwicklung durch ihre Arbeit in der Redaktion, vor allem jedoch über die Medien immer gefolgt. Und doch hatte sie jedesmal ihre Gedanken an die blutigen Tragödien, die sich nach und nach von den Häusern auf die Straßen verlagert hatten, und die entsetzlichen Nachrichten rund um den Globus abstreifen können wie schmutzige Wäsche, sobald sie abends in die Mühle zurückgekehrt war.

Auch die Entscheidung, in ein Pferd zu investieren, hatte sich als goldrichtig erwiesen, denn ein halbes Jahr nach dem Kauf waren bereits die ersten Auswirkungen der Energiekrise zu spüren gewesen. Eine Frau auf einem Pferd, das über städtischen Asphalt trabte, war binnen kurzem keine absonderliche Erscheinung mehr, sondern eher ein Objekt des Neides, weil kaum einer die absurd hohen Benzinpreise bezahlen konnte.

Helena hatte viele schöne Tage in der Mühle verbracht, noch mehr aber viele arbeitsreiche. Schrittweise waren zusätzlich zu Pegasus' Winterquartier Gemüsebeete, ein Kaninchen- und ein Hühnerstall und ein Suhlgehege für zwei Schweine entstanden. Freundinnen und auch der eine oder andere noch nicht erkrankte Freund hatten ihr bei dieser Riesenanstrengung geholfen, und nach Feierabend hatten an lauen Sommernächten unzählige Rotweingelage stattgefunden, bis der sternenübersäte Himmel die entrückte Stimmungslage der vor Schmutz triefenden Overallträger zwischen den Kornfeldern widerspiegelte. Eigentlich hatte sie sich in jener Zeit weder einsam noch von irgendwelcher Zivilisation abgeschnitten gefühlt.

Doch im Laufe des letzten Monats hatte sich etwas verändert. So grundlegend, daß sogar die Natur dem Rechnung zu tragen

schien. Wenn große Dinge zu Ende gingen, gingen sie sehr langsam zu Ende, unmerklich, mit einem unerträglich langen Abschied. Niemand konnte exakt sagen, wann die Eiszeit vorüber war und wie das allerletzte Lebewohl dieses Äons wohl ausgesehen hatte. Aber allen bedeutenden Finalen war bestimmt eines gemeinsam gewesen: Ganz zum Schluß ging alles sehr schnell. So war es auch mit dem Sterben der Männer gewesen.

Gleich nach dem Beinbruch und ihrem Rückzug in die Mühle, hatte ein früher Kälteeinbruch in den letzten Novembertagen den ersten Schnee gebracht. Erfreulicherweise war genug Holz für den Ofen gehackt. Es handelte sich um eine alte, dickbäuchige Konstruktion, inzwischen mehr Flickwerk als antik. Sein Abzugsrohr wuchs wie ein metallener Giraffenhals durch den hohen Raum bis zum Mühlenboden und strahlte so zusätzliche Wärme ab. Außerdem hatte er vorne ein praktisches Schiebefenster, das Einblick auf das Feuer gewährte und oben eine Wärmeplatte für die Zubereitung kleinerer Gerichte. Trotz ihrer Behinderung bestand für Helena aber wenig Anlaß, gemütlich vor diesem behaglich knisternden Ungetüm zu hocken und durch die Fenster die sich immer mehr ausbreitenden Winterimpressionen anzustarren. Im Gegenteil, es gab viel zu tun. Sie versorgte die Tiere, mistete ihre Winterquartiere aus, putzte und striegelte Pegasus und nahm eine Inventur ihrer Lebensmittelvorräte vor, mit denen sie, wie es schien, über die gesamte kalte Jahreszeit auskommen mußte. Nichtsdestoweniger blieb es ein abwechslungsloses Leben, dem allein durch die Selbstversorgungsrituale ein bißchen Erträglichkeit abzugewinnen war. Besuche von Freunden waren schon seit langem ausgeblieben, und nach achtzehn Monden der Zwangeremitage trat etwas ein, das nicht in Worte zu fassen war, geschweige denn mit bloßem Auge wahrnehm- oder gar beweisbar, das jedoch, wie Helena vermutete, alle Frauen auf diesem Planeten spürten. Eine unerklärliche Ahnung, die wie eine telepathische Agenturmeldung um die ganze Welt ging:

Das endgültige Aussterben einer bestimmten Art.

Nachdem sie auch an diesem Tag ungeachtet der kontinuierlichen Schmerzen in ihrem Bein ihre semibäuerlichen Pflichten hinter sich gebracht hatte, wollte sie sich am späten Nachmittag ein wenig Fernsehkonsum gönnen, und sei es auch nur die Wiederholung eines vergilbten Hollywood-Klassikers. Sämtliche Kanäle sendeten sowieso ausschließlich Spielfilme und Serien aus der Konserve oder, was den größten Teil der Sendezeit in Anspruch nahm, Berichte über das galoppierende Fortschreiten der Seuche und ihre katastrophalen Auswirkungen. Auch in der Showbranche wurde nichts Neues mehr produziert. Abgesehen davon war auch niemandem mehr zum Lachen zumute, und geweint wurde ohnehin schon viel zu viel.

Draußen tobte ein Schneegestöber, das sich von einem dramatisch trüben Himmel auf das; Meer der Kornfelder entlud. Als hätte Helena es geahnt – eine äußerst intensive Ahnung, denn erwartet hatte sie den Zeitpunkt schon seit langem –, stellte sie nach dem Einschalten der Kiste ohne große Überraschung fest, daß das Fernsehbild sich der meteorologischen Lage verblüffend angeglichen hatte: Selbst auf der Mattscheibe sah man nichts als Schnee. Die Sender hatten aufgehört zu senden. Wahrscheinlich alle Sender, außer vielleicht einem staatlichen, der ein Notprogramm mit Aufrufen an die Bevölkerung und blödsinnigen Erklärungen des Ausnahmezustandes abstrahlte, doch nicht von jederfrau empfangen werden konnte. Daraufhin griff sie zum Telefon, um in der Redaktion anzufragen, wie es zu diesem Totalausfall kommen konnte. Aber auch hier wurden ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Das Telefon war tot. Es gab nicht einmal die mysteriösen Tut-Geräusche von sich, die für die Gewährleistung des Schwachstroms gesprochen hätten, sondern verstörte den Hörer durch eine gespenstische Grabesstille.

Dämliche Weiber! fluchte Helena in Gedanken, sie kriegen es einfach nicht hin. Das mit der Technik war seit dem

Dahinsiechen der Männer zu einem ewigen Ärgernis ausgeartet, das man einfach nicht in den Griff zu bekommen vermochte, gleichgültig welche berufspolitische Maßnahme bei der weiblichen Bevölkerung auch angeregt wurde. Natürlich stimmte es nicht, daß Frauen nichts von Technik verstanden. Wenn man sie darin unterwies, konnten sie die anstehenden Probleme sogar besser lösen als Männer, weil sie an die Sache mit mehr Akribie, Gewissenhaftigkeit und Geduld herangingen. Aber, und dieses Aber war der Punkt, der ganze Nationen lahmlegte: Frauen interessierten sich nicht für Technik. Sie konsumierten sie nur. Darin waren sie allerdings unschlagbar.

Es hatte Zeiten gegeben, da übertrumpften sich die Medien gegenseitig darin, junge Frauen in traditionellen Männerberufen vorzuführen, was allgemein als der endgültige Beweis für die Gleichheit der Geschlechter im Arbeitsbereich betrachtet wurde. Lehrlingsmädchen in ölverschmierten Overalls standen vor den auseinandergenommenen Eingeweiden von Kraftfahrzeugen, lächelten stolz in die Fernsehkameras und beteuerten, daß sie schon als Kind lieber mit Autos als mit Puppen gespielt hätten und ihr Berufsraum schon immer Autoschlosser gewesen sei. Angehende Ingenieurinnen, Computerfachfrauen, Elektrotechnikerinnen, ja, sogar Metallarbeiterinnen an Werkbänken der Schwerindustrie, wurden vorgeführt wie Eroberer eines geheimnisvollen Kontinents, dessen Betreten bis dahin allen Personen, die nicht in ein Pissoir urinieren konnten, verwehrt worden war. In der Öffentlichkeit entstand so der Eindruck, daß Frauen längst in das glückliche Königreich der Männer einmarschiert wären.

In Wahrheit jedoch – diese Wahrheit schälte sich nun in einem schmerzlichen Erkenntnisprozeß heraus – hatten die Frauen dies mitnichten getan. Im Gegenteil, nie waren sie von der männlichen Arbeitswelt weiter entfernt gewesen als in diesem Jahrhundert, noch viel weiter als zum Beispiel im Mittelalter. Denn: Lediglich *einige* Frauen waren in die Männerdomänen,

auf die es tatsächlich ankam, eingebrochen, so daß jetzt der Rückfall in die Steinzeit drohte.

Bei einem hochkomplizierten und infolgedessen hochtechnisierten Gebilde wie dem einer Wohlstandsgesellschaft spielte es nämlich keine Rolle, ob fünftausend Frauen in der Lage waren, Fahrzeuge zu reparieren. Erst eine halbe Million Mechanikerinnen konnten in einem mittelgroßen westlichen Land ein motorisiertes Transportwesen gewährleisten, um nur einen Teilaspekt des gegenwärtigen Technikdilemmas herauszugreifen. In einer Stadt durchschnittlicher Größe bewirkten dreißig geniale Telefontechnikerinnen weniger als nichts im Vergleich zu dreitausend schlechten Telefontechnikern. Denn das Telefonnetz beruhte auf einer derart umfangreichen Technologie, daß dreißig Leute, gleichgültig welchen Geschlechts, dessen Funktion unmöglich sicherstellen konnten. Die Aufrechterhaltung der modernen Zivilisation war lediglich in der Erfindung von Neuerungen eine Sache der Qualität, ansonsten jedoch gewöhnlich der Quantität. Die Aufbruchstimmung jener Zeit, in der, wollte man den Medien Glauben schenken, binnen kurzem beide Geschlechter in jedem beliebigen Beruf einträchtig nebeneinander arbeiten würden, war auch schnell wieder verflogen. Der Prozentsatz an Schornsteinfegerinnen war nun einmal ab einem gewissen (freilich sehr niedrigen) Level nicht mehr steigerbar.

Statt dessen gab es für die öffentliche Meinung eine neue Schimäre. Sie funktionierte folgendermaßen: Die Frauen waren viel cleverer als die Männer. Deshalb gaben sie sich mit diesen meist mit Isolation, schmutzigen Händen und der öden Beschäftigung mit »leblosen Dingen« verbundenen Jobs gar nicht erst ab, sondern schlugen die Männer auf ihrem ureigensten Terrain. Sie wurden Unternehmerinnen, Führungskräfte, Managerinnen, Politikerinnen, Bank- und Börsenfachleute, alles hochrangige Posten, die noch ein paar Dekaden vorher ausschließlich nach Reichtum und Prestige

strebende Männer innegehabt hatten. Kaum ein Damenmagazin, das sich nicht über etliche Hochglanzseiten hinweg einer Frau in der Chefetage gewidmet hätte. Und kaum ein Tag, an dem nicht Karriereevas über den Bildschirm flimmerten, welche für den goldenen Geschäftsabschluß in Überschall-Jets den Atlantik überquerten, stets das Handy am Ohr, den Laptop vor der Nase, den Filofax zwischen den Fingern, in Aktivitäten verwickelt, die mit harten Bandagen und einem Seifenopern-Machiavellismus ausgetragen wurden. Frauen, die Karriere gemacht, der Männerwelt vor Augen geführt hatten, daß das weibliche Gehirn sich keineswegs allein für das Addieren der Artikelpreise im Supermarkt eignete, sondern ebenso für Millionendeals. In der Tat war dieses Vorpreschen der Frauen, eine Art Wallstreet-Emanzipation, auch eine großartige Leistung gewesen. Sie hatte nur einen Schönheitsfehler: Ohne Männer klappte das Spiel nicht. Das Frauenwirtschaftswunder war geradezu Schicksalshaft an die Existenz der männlichen Arbeit gekoppelt, die sich wegen ihrer ganz besonderen Spezialisierung kaum ersetzen ließ.

Wie alle Frauen hatte auch Helena sich mit der Frage beschäftigt, weshalb durch die Abberufung der Männer alles den Bach hinunterging. Logisch betrachtet, hätte es nicht dazu kommen müssen. Erstens brauchte man nunmehr lediglich die Hälfte der Rohstoffe, Waren und Leistungen, die früher doppelt so viele Menschen beansprucht hatten, und zweitens hätte man ja die an ihren Arbeitsstätten ausfallenden Männer nach und nach durch Frauen ersetzen können. Dennoch verlief die Entwicklung erschreckend anders. So wie die Dinge standen, war eine allgemeine Verarmung unabwendbar. Sie war zu umfassend, als daß sie allein durch die plötzlich entstandene Unordnung hätte erklärt werden können, und war nur deswegen noch nicht mit voller Vehemenz zum Ausbruch gekommen, weil die von den Männern hinterlassenen Strukturen noch halbwegs funktionierten. Die jetzt auf sich gestellten Frauen schafften es

einfach nicht, diese ominösen Strukturen zu durchschauen und so den Schaden zu beheben, und an dieser Unfähigkeit krankte alles. Auch bei Helena hatte es lange gedauert, bis sie zum Kern des Problems durchgedrungen war. Die teuflischen Ursachen, weshalb eine Gesellschaft ohne Männer zwangsläufig verarmen mußte, erkannte sie nur Schritt für Schritt. Vereinfacht gesagt, hing das Phänomen damit zusammen, daß Frauen keine Maschinen bauten, und nicht nur das, sie hatten auch keinen blassen Schimmer von Maschinen, schlimmer noch, sie weigerten sich einzusehen, daß der Grundstock allen Wohlstandes in Maschinen wurzelte, und noch viel schlimmer, sie glaubten tatsächlich, ohne Maschinen würde es ihnen sogar besser gehen, weil Maschinen die Umwelt verschmutzten, Platz fürs augenschmeichelnde Grün wegnahmen und überhaupt wesentlich zur Häßlichkeit des Lebens beitrugen. Wie Augenkranke mit einem kuriosen Sehfehler registrierte ihr Blick zwar jeden Fortschritt ihres Geschlechts im modernen Leben und die daraus resultierende Gleichberechtigung mit dem Manne, was sie mit Selbstbewußtsein erfüllte, das Erfolgsgeheimnis des Mannes jedoch vermochten sie trotzdem nicht zu lüften. Wenn eine Frau zum obersten Chef eines Superkonzerns befördert wurde, glaubten sie, daß damit der Beweis der Gleichheit von Mann und Frau erbracht worden sei. Dabei übersahen sie, was jeden Superkonzern so mächtig machte: der Handel mit Produkten, Stoffen oder Maschinen, die von Maschinen fabriziert wurden, die wiederum von Männern erfunden worden waren, und deren technische Herstellungsverfahren Männer ersonnen hatten. Im Grunde war es einerlei, ob ein Mann oder eine Frau oder ein Schäferhund der Chefetage eines Superkonzerns vorstand, alle konnten nur Produkte losschlagen, die Männer erst erfinden und herstellen mußten. Dieses Prinzip traf auch auf Gebiete zu, die auf den ersten Blick mit Technologie gar nichts zu tun zu hatten. Doch auch die kreative Modedesignerin war auf Maschinen angewiesen, die für

ihre Kollektionen Stoffe woben, diese zerschnitten, zu Kleidern zusammennähten und übers Land in die Geschäfte transportierten. Und selbst die Musikerin am Pophimmel konnte ihr Talent nur mittels Maschinen ans öffentliche Ohr bringen oder mittels Tonträger, deren Rohstoff erst Maschinen fördern, ihn zu komplizierten chemischen Verbindungen aufbereiten und in eine beispielbare Form gießen mußten.

Menschen in Wohlstandsgesellschaften neigten dazu, die wahren Ursachen ihres Wohlstandes zu verkennen. Sie konnten sich schlecht vorstellen, daß Geld, politische Entscheidungen, wirtschaftliche Transaktionen, überhaupt alles, was »die da oben« mit den weißen Kragen ausbrüteten, in Wirklichkeit ausnahmslos Symbole waren, Symbole für Waren und deren entsprechenden Wert. Waren jedoch konnten erst zum Reichtum von Völkern führen, wenn sie industriell hergestellt wurden. Im Falle der Konzernchefin dachte die weibliche Öffentlichkeit allen Ernstes, daß der Reichtum, den diese ausgefuchste Frau erwirtschaftete, einzig und allein in ihrer Arbeit begründet sei. Das aber war ein fataler Trugschluß. Denn bevor man die Konkurrenz mit Haushaltsreinigern, Küchengeräten, Computern oder sonstigem durch geistreiche Managementstrategien schlagen konnte, mußten Haushaltsreiniger, Küchengeräte, Computer oder sonstiges erst einmal von Maschinen produziert werden. Alle diese Maschinen waren bis jetzt von Männern geschaffen worden, und bis auf eine verschwindend kleine Minderheit beherrschten diese Maschinen auch nur Männer. Und wenn es keine Männer mehr gab, nun ja, dann mußte die Aufgabe eben von Frauen übernommen werden. Aber ging das so einfach?

Helena hatte genug einsame Stunden in der Mühle verbracht, um über diese verflixte Kettenreaktion nachzudenken. Die sporadische Arbeit in der Redaktion hatte sie intellektuell unterfordert, so daß sie neben der Beschäftigung auf ihrer kleinen Windmühlenfarm unter Zuhilfenahme von statistischem

Material quasi als Zeitvertreib einem interessanten Gedankenspiel nachging. Das Gedankenspiel versuchte eine Antwort auf die Frage zu finden, wie die künftige Welt der Frauen aussehen mochte. Es war eine schwindelerregende Spekulation, enthielt sie doch diverse Tücken und Fallstricke, die in die Vorausschau einbezogen werden mußten. Trotz erheblicher Unberechenbarkeiten hatte sie im Laufe der Zeit im Geiste ein Zukunftsbild konstruiert, welches zwar weiterhin haufenweise Lücken aufwies, aber immerhin einen groben Umriß erkennen ließ. Ihr Geschichtswissen hatte ihr bei der Gestaltung dieses diffusen Zukunftsbildes sehr geholfen, vor allen Dingen jedoch ihre innere weibliche Stimme, die sie oft um Rat bat.

Logische Schlußfolgerungen, aber nicht zuletzt der gesunde Menschenverstand hatten Helena in der Überzeugung bestärkt, daß die Frauen in dem beginnenden omnifemininen Zeitalter schon bald den Umgang mit der von den Männern hinterlassenen Technologie beherrschen würden. Diese Annahme war einfach folgerichtig. Daß sie sich daraus bis jetzt mehrheitlich herausgehalten hatten, bedeutete nämlich keineswegs ein angeborenes Unvermögen, als vielmehr Neigungen und Talente für andere Berufszweige. Die Gründe hierfür hatten schon seit jeher für diverse weltanschauliche Spekulationen gesorgt. Doch nun waren sie etwa so interessant wie Hypothesen über das Ungeheuer von Loch Ness. Die Frauen mußten die Männerarbeit verrichten, ob es ihnen paßte oder nicht. Sonst winkte die Steinzeit.

Viele Male bereits, wie zum Beispiel in Kriegszeiten, hatten Frauen sich Tätigkeiten und Denkweisen der Männer zu eigen gemacht, meist mit Erfolg. In kommunistischen Ländern wie der ehemaligen Sowjetunion war ihr Anteil in traditionellen Männerberufen ohnehin sehr hoch gewesen, was jedoch keineswegs, wie viele westliche Intellektuelle gerne glauben wollten, an dieser vermeintlich geschlechterversöhnenden Ideologie gelegen hatte, als an der radikalen Beschneidung des

männlichen Konkurrenzdenkens. Wenn Männer daran gehindert wurden, untereinander zu rivalisieren, war es ihnen auch einerlei, wer die Autos baute und in welcher Qualität. Außerdem sofften Frauen weniger, ein nicht zu unterschätzendes Argument für die Bevorzugung weiblicher Maschinisten, denn der männliche Teil des Ostblocks hatte sich konstant in einem Dauerrausch befunden.

Theoretisch hätte es also klappen müssen. Schließlich existierte das dokumentierte Wissen über die Technologie und die Förderung von Rohstoffen. Und selbstverständlich gab es Frauen, die von diesen Dingen wirklich etwas verstanden und bereits früher Berufe ausgeübt hatten, die nach landläufiger Ansicht eigentlich ins männliche Naturell paßten. Es handelte sich dabei jedoch nur um ein spärliches Notpersonal, das eine moderne Infrastruktur, geschweige denn ein Leben im Wohlstand, wie man es bis dahin gekannt hatte, unmöglich aufrechterhalten konnte. Nach den aktuellsten statistischen Jahrbüchern, die Helena aufmerksam studiert hatte, war eine lange Durststrecke unausweichlich. Die Zahlen waren geradezu alarmierend.

So betrug der Frauenanteil bei den Landwirten zirka 19 Prozent; Maschinenbautechnikerinnen zirka 7 Prozent; Werkzeugmacherinnen zirka 4 Prozent; Elektrikerinnen zirka 8 Prozent; Straßen- und Tiefbauerinnen 0 Prozent; Architektinnen und Bauingenieurinnen zirka 14 Prozent; Feinblechnerinnen und Installateurinnen zirka 1 Prozent; Maschinisten und zugehörige Berufe zirka 9 Prozent; Technikerinnen zirka 11 Prozent; Baustoffherstellerinnen 0 Prozent;

Erdöl- und Erdgasgewinnerinnen 0 Prozent; Metallherzeugerinnen 0 Prozent; Metallbearbeiterinnen unterschiedlichster Art zirka 16 Prozent; Schmiede 0 Prozent; Schlosserinnen zirka 2 Prozent; Ingenieurinnen zirka 12 Prozent.

Bei den Auszubildenden sah die Sache nicht anders aus. Im Vergleich zur Gesamtheit betrug der Prozentsatz der Chemie-

arbeiterinnen zirka 18; Elektrikerinnen zirka 4 Prozent; Berufe des Wasser- und Luftverkehrs zirka 1 Prozent. Und auch die Anzahl der Studentinnen in den für die Infrastruktur wichtigen Fächern gab wenig Anlaß zur Hoffnung, daß bald wieder der alte Trott einkehren würde, jedenfalls nach bestandenen Prüfungen: Mathematik und Naturwissenschaften zirka 31 Prozent, wobei mehr als die Hälfte der Studentinnen sich auf Meßtechnik konzentriert hatten (sprich Umweltschutz, konkret auf Messung von Dreck, der erst einmal produziert werden mußte); Ingenieurwissenschaften zirka 12 Prozent; Maschinenbau/Verfahrenstechnik zirka 9 Prozent. In allen anderen Arbeitsbereichen hatten Frauen mit den Männern mehr oder weniger die Waage gehalten, wenn nicht sie sogar leicht überholt. Zum Beispiel brauchte man sich vorerst um die medizinische Versorgung keine Gedanken machen, da es ausreichend Ärztinnen gab. Allerdings war die Arzneimittelproduktion die Domäne der Männer, also der pharmazeutischen Industrie gewesen, so daß es hier rasch zu Engpässen kommen konnte. Andererseits wurden durch das Verschwinden der Männer auch gewisse Arbeiten überflüssig. Die dadurch freiwerdenden Energien konnten anderweitig eingesetzt werden.

Der letzte Punkt war nebensächlich, betraf jedoch einen ungeheuer delikaten Bereich des Gesellschaftslebens: die Kriminalitätsbekämpfung. Frauen in Industrieländern waren an der Gesamtkriminalität mit nur zirka 22 Prozent beteiligt. Ein Drittel dieser von Frauen verursachten Delikte wiederum war einfacher Diebstahl, meist eine Folge von Drogensucht, tangierten also nicht den mit Gewalt verbundenen Teil des Komplexes. Mord und Totschlag (Versuch und Vollendung) machten schließlich zirka 11 Prozent aus, wobei hier Verbrechen aus Leidenschaft die größte Rolle spielten, Raub zirka 8 und Sexualdelikte 7 Prozent. Kriminalität, hauptsächlich ein Phänomen der männlichen Aggression, wäre folglich in der Zukunft eine Sache ohne große Bedeutung. Geistige Energien,

Gelder und das aufwendige Personal, um Verbrechen zu verhindern, zu verfolgen und zu sühnen, würden auf ein lächerliches Maß zurückgeschraubt. Ihr Gefühl sagte Helena sogar, daß mehr als die Hälfte der Straftaten, die Frauen in der zweigeschlechtlichen Welt begangen hatten, entweder direkt von Männern initiiert worden waren oder auf irgendeine vertrackte Art und Weise um der Männer willen stattgefunden hatten. Kurzum, die neue Welt brauchte keine Polizei mehr. Jedenfalls fast keine.

Und das Militär? Billionenbeträge für Kanonen, Schußwaffen, Panzer, Flugzeugträger, Kampffjäger, Raketen, für Kriegswerkzeuge jeglichen Kalibers, für Armeen, technisches Equipment, Forschung und nicht zu vergessen für die Pensionen der Krieger? Selbst in Regionen, in denen über lange Zeiträume hinweg Frieden geherrscht hatte, hatte es stets einen nicht geringen Anteil von Männern gegeben, die mit Freuden in einen Krieg gezogen wären, gleichgültig um welchen Preis, selbst um den ihres Lebens. Kampf war für sie in vielerlei Hinsicht nicht ein Mittel, sondern ein Zweck gewesen. Im Verlauf der ganzen Geschichte gab es für jeden Mann, der den Krieg als Horror empfand, stets einen anderen, der ihn als vortreffliche Sache begriff. Männer mochten solche Dinge: anderen Männern auflauern, andere Männer abhängen, anderen Männern das Land und die Frau wegnehmen, andere Männer ausstechen, andere Männer bezwingen und schließlich und endlich vernichten. Sie spielten liebend gern Cowboy und Indianer – Und das kostete immens viel Geld! Würden Frauen überhaupt die Grenzen ihres eigenen Landes bewachen? Wurden sie gegenwärtig bewacht? Wozu? Damit Frauen aus anderen Ländern nicht einsickerten und die letzten Lippenstifte wegkauften? Abstruse Spekulationen. Jedenfalls konnte frau diesen gewichtigen Kostenfaktor nun getrost abhaken.

Nach statistischen und ökonomischen Daten zu urteilen, versprach das neue Zeitalter also gedämpften Optimismus,

zumindest im zwischenmenschlichen Bereich. Gewiß, wegen der Unzulänglichkeit in technologischen Dingen käme anfangs eine enorme Verarmung auf die Frauen zu. Auf so manch eine Annehmlichkeit, ja Selbstverständlichkeit würden sie verzichten müssen. Es gäbe schlimmes Elend, vielleicht sogar Hungernde, Frierende und Tote. Doch dann, unter Ausnutzung des archivierten Wissens und durch die wenigen Fachfrauen, welche künftig als Ausbilderinnen tätig wären, würde sich das Blatt bald wieder wenden. Alles würde nach einer Durststrecke wieder so sein wie früher, wie damals, als die Männer noch existiert hatten, aber bei weitem harmonischer, angstloser, aggressionsfreier, liebevoller, ja, in einem ideellen Sinne wahrlich reicher.

Die große Preisfrage, die sich Helena in den kontemplativen Monaten in der Mühle oft gestellt hatte, lautete nur: Würde die Zukunft der rein weiblichen Welt tatsächlich so aussehen?

Und die Antwort hieß natürlich: nein!

Daten sagten nämlich wenig über das Wechselspiel der Gefühle, Hoffnungen und verborgenen Kräfte im Menschen aus. Schon gar nicht vermochten nüchterne Zahlen das komplexe Flechtwerk aus kulturellen Impulsen, Innovationen und menschlichen Unberechenbarkeiten in einer modernen Zivilisation zu erklären. Die Handlungsweise von Frauen war bis jetzt schicksalhaft mit der der Männer verknüpft gewesen, genauso freilich auch umgekehrt, und ein gewissenhafter Prognostiker hätte sich in die eigene Tasche gelogen, wenn er hier das Negative der Vergangenheit weggeschnippelt und dort die aus der alten Normalität abgeleiteten Verhaltensweisen auf die kommende Zeit übertragen hätte, um ein rosiges Zukunftsbild zu erhalten. Das eine hatte mit dem anderen zusammengehangen. Das war der springende Punkt! Und ob die Frauengesellschaft weiterhin teure Designerküchen bauen würde, oder ob Frauen sich so häufig wie bisher dem Urlaubsfieber ausliefern würden, was ja kein geringer

Wirtschaftsfaktor war, oder ob sie durch den endgültigen Zusammenbruch männlicher Macht nicht gar kriminell werden würden, das alles stand in den Sternen. Es gab so vieles für eine Prognose in Betracht zu ziehen, und Helena wußte, daß sie dieses Knäuel theoretisch niemals würde entwirren können.

Allerdings brauchte man keine großen hellseherischen Fähigkeiten, um vorauszusagen, daß jeglicher menschliche Zusammenhalt, der Lebenswille von Individuen per se einstürzen würde wie ein Gebäude ohne Fundament, wenn die Menschen nicht auch künftig eines gemeinsam hätten, welches jedes Dasein gleich einem Supertreibstoff zu Rekordleistungen antrieb: Motivation. Auch über die mögliche Motivation der Frauen, die jetzt allein auf sich gestellt waren, hatte Helena lange nachgedacht und sich klugerweise auf ihr Geschichtswissen besonnen. Denn jedes Zeitalter hatte über die persönliche Motivation des einzelnen hinaus ihre ganz spezielle massenpsychologische Motivation gehabt, und wenn es sich dabei auch lediglich um ein Trugbild gehandelt hatte. Manchmal hatte diese Motivation Religion geheißen, die Aussicht auf eine bessere Existenz im Nirwana, oder der Stolz auf die eigene Nation. Ebenso hatte die Motivation, der Welt Gleichheit und Brüderlichkeit angedeihen zu lassen, ungeheure Kräfte freigesetzt, doch noch viel mehr Opfer gekostet. Schließlich hatte die Motivation im letzten Menschheitskapitel ihren Namen in Konsum umgeändert, ebenfalls mit deprimierendem Resultat. Offenkundig kam das hochentwickelte Säugetier namens Mensch ohne Motivation kaum aus. Selbst Dummköpfe und Spießer, die Bequemen und die Mitläufer, sie alle waren auf eine übergeordnete Motivation angewiesen. Vielleicht weil das Leben aus der Nähe betrachtet tatsächlich keinen Sinn hatte, aber durch die Einnahme von Vitamin M doch den Anschein erweckte?

Wie würde es also um die Motivation von Frauen der postmaskulinen Ära bestellt sein, um die bevorstehenden

schweren Aufgaben zu bewältigen? Auch das wußte Helena nicht. Aber eins wußte sie ganz genau: Schon bald würde jemand auf der Bildfläche auftauchen, der, tief aus dem düsteren Brunnen der rohen Instinkte und Erlösungssehnsüchte schöpfend, eine angeblich allheilmachende Motivation formulieren würde. So war es immer gewesen, so würde es auch in Zukunft sein. Ganz ohne die bösen Männer.

An diesem Nachmittag, als der Schnee draußen so dicht fiel, als wolle Gott den sterbenden Männern ein besonders eisiges Grab bereiten, war für Helena sozusagen der Ernstfall eingetreten. Der Ernstfall zur Überprüfung der Richtigkeit ihrer Spekulationen. Das Fernsehen war ausgefallen. Das Telefon ebenso. Dinge, die so hatten kommen müssen, bedauerte sie, nicht ohne heimliche Genugtuung zu empfinden, weil sie diese Entwicklung vorhergesehen hatte. Aber, das überraschte sie und kränkte ein bißchen ihren vorausschauenden Intellekt, das Radio funktionierte nach wie vor.

Von einer leichten Panik erfaßt, daß sie ausgerechnet bei solch einer brisanten Weltlage das Schicksal eines Robinson Crusoe der Medien teilen müsse, humpelte sie, auf ihre Krücke gestützt, aufgewühlt durch die Mühle, trotz allem von der Angewohnheit des modernen Menschen getrieben, einfach nur auf irgendeinen Knopf zu drücken, um auf der Stelle Informationen aus den entlegensten Winkeln der Erde zu erhalten. Bis ihr rastlos umherschweifender Blick auf den angejahrten, ovalen, schwarzen Ghettoaster neben dem Schreibtisch fiel, der im Lauf der Zeit durch eine dicke Staubschicht eine fragwürdige Farbaufhellung erfahren hatte. Sie hatte ihn fast ausschließlich dazu benutzt, um in besinnlichen Stunden ihre Klassikkassetten abzuspielen, bis das Tapedeck irgendwann den Geist aufgegeben hatte. Danach hörte sie damit hin und wieder die Nachrichten ab, ohne daß seine umwerfende Bedeutung ihr je in den Sinn gekommen wäre. Nun jedoch stürmte sie auf dieses verstaubte, halbkaputte Ding zu, als sei es der reinste Quell auf

Gottes Erden und sie die Verdurstende in der Wüste. Und siehe da, die Magie, ohne die heutzutage selbst Wilde im Busch nicht mehr auszukommen schienen, funktionierte noch. Ein Tastendruck, eine kleine Fummelei am Einstellknopf, und schon wurde ihr jenes Mirakel zuteil, das vor der Erfindung des Rundfunks allein Bewohner von Gummizellen erfahren hatten: fremde Stimmen aus dem Äther, die Geschichten erzählten, wahre und erfundene.

Freilich gab es nur wenige Sender, und keiner von ihnen wurde aus Kommerzgründen betrieben, sondern als eine Art Dienstleistung des Staates oder was sich dafür hielt. Aber sie sendeten. Rund um die Uhr. Nachrichten, Wahrheiten, Halbwahrheiten und kapitale Fehlmeldungen aus aller Welt, welche mit allen möglichen noch in Betrieb befindlichen Kommunikationsmitteln aufgeschnappt, ja, sogar per Boten herbeigeschafft worden waren. Keine Werbung, und Musik nur dann, wenn wirklich keine neuen Nachrichten oder Hilfsaufrufe zu vermelden waren.

Darauf hätte ich viel früher kommen müssen, ärgerte sich Helena und drehte den Ton etwas lauter. Radio auf Kurzwelle war eine relativ einfache und leicht erlernbare Technologie. Wie die Funkerei konnte sie vom kleinsten Raum aus und mit dem geringsten Aufwand betrieben werden, auch wenn die Tonqualität zu wünschen ließ. Widerstandskämpfer und Betreiber von Piratensendern hatten sich diese Errungenschaft schon seit jeher zunutze gemacht. Während nämlich Sendesignale höherer Frequenz fast nur durch turmartige Richtfunkstationen auf Sichtweite übertragen werden konnten, war der Kurzwellenfunk auf solchen Aufwand nicht angewiesen. Die Tageszeit spielte dabei allerdings eine wichtige Rolle. Nachts war der Empfang besser als am Tage. Natürlich existierten auch noch die Satelliten, die die Erde noch in Millionen Jahren umkreisen würden, ob nun ihre Erbauer längst ausgestorben waren oder nicht. Doch ohne irgendein Detail zu wissen, ging

Helena davon aus, daß eine Gesellschaft, die nicht einmal ein Telefonnetz in Gang halten konnte, den Umgang mit der Satellitentechnik wohl oder übel auf kommende Jahrzehnte verschieben mußte.

So lauschte Helena mit spontan aufgekommener Freude den Neuigkeiten aus der ganz neuen Welt, die eigentlich eine tote Welt war, während sie sich nebenher Tee aufbrühte. Versorgungsengpässe wurden wie üblich bekanntgegeben und nach Frauen mit entsprechendem Können gesucht, die diese zu beseitigen vermochten. Doch trotz aller Katastrophenstimmung gab es auch die ulkigsten Dinge zu hören. Ein Mann in Kanada, ein ehemaliger Zirkusartist, behauptete, er sei immun gegen die Seuche, und angeblich gaben ihm mehrere Ärzte recht. Für dieses an ihm geschehene Wunder und seine nicht näher definierten Dienste, die er selbstlos den Frauen noch angedeihen lassen wollte, verlangte er, daß eine konstitutionelle Weltmonarchie nach dem Vorbild der englischen Krone errichtet werde. »Nun raten Sie mal, wer König sein soll«, war der kopfschüttelnde Kommentar der Radiosprecherin.

Nachdem die komplette Armee Gottes vom Sensenmann dahingerafft worden war, forderte ein Nonnenorden aus Mailand, daß nun die vordringlichste Aufgabe der christlichen Staatengemeinschaften darin bestehen müsse, eine öffentliche Diskussion über die Einführung einer weiblichen Päpstlichkeit zu beginnen. Probleme hatten manche Leute!

Eine dreißigjährige Postangestellte aus New York hatte eine Vereinigung ins Leben gerufen, deren Mitglieder in einer halbreligiösen Zeremonie einen Schwur ableisteten, daß sie als Zeichen ihrer ewigen Trauer um ihre verschiedenen Ehemänner deren Unterhosen fortan stets um den Hals tragen würden. Warum nicht gleich auf dem Kopf? wunderte sich Helena.

Es folgten auch ernsthafte Nachrichten, zum Beispiel aus der Politik. Die waren allerdings noch kurioser. Die wenigen Frauen mit einem politischen Mandat hatten scheinbar harte

Konkurrenzkämpfe auszufechten. Diesmal nicht mit ihren männlichen Widersachern, die sich nun in einer besseren Welt um eine Wiederwahl bemühen mochten, sondern mit deren Witwen. Die fühlten sich nämlich für die hehre Sache der Staatsführung viel besser geeignet, weil ihre Ehemänner ihnen angeblich bis zuletzt sämtliche Kniffe der großen Politik anvertraut hätten. Im Bett konnte man halt nichts verbergen. Deshalb propagierten sie die Ablösung der gegenwärtigen Regierung und erhoben auf der Grundlage ihrer berühmten Namen Anspruch auf die Macht – eine Macht, die es längst nicht mehr gab.

Eine andere Verlautbarung der Obrigkeit war nicht nur kurios, sondern geradezu schizophren. Das Finanzministerium oder besser gesagt die weiblichen Aktivposten, die dort offenbar immer noch treudoof ihren Dienst taten, hatten warnend darauf hingewiesen, daß sich trotz der Umwälzungen an der Steuergesetzgebung nicht das geringste geändert habe. Insbesondere Erbschaftssteuern mußten bis aufs Komma genau weiterhin eingezahlt werden. Dann viel Spaß beim Geldeintreiben, ihr Idiotinnen, dachte Helena und lachte diesmal laut auf.

Dann kam eine Meldung, die jeder Komik entbehrte. Es handelte sich dabei um eine Art Fortsetzungsgeschichte, die vor ein paar Wochen ihren Anfang genommen hatte. Sie hieß »Der durchgeknallte Bomberpilot«, jedenfalls hatte Helena ihr diesen Titel verpaßt. Am ersten November, um vierzehn Uhr dreißig, ereignete sich auf den Champs-Élysées, der berühmten Prachtstraße von Paris, eine verheerende Explosion. Vier ehrwürdige Altbauten wurden dem Erdboden gleichgemacht, und dort, wo sie einstmals gestanden hatten, klaffte ein riesiger Krater. Nach Schätzungen kamen dabei zirka dreißig Menschen ums Leben, ausnahmslos Frauen, denn der Stadtteil war inzwischen fast männerfrei. Man ging zunächst von einer Gasexplosion aus, was eine glaubwürdige Annahme war, da einige Närrinnen beim Ausfall der Heizungsanlagen mangels Handwerker selbst an

den Leitungen und Verteilungsventilen manipulierten. Ein paar der geschockten Bewohner von angrenzenden Häusern wollten jedoch ein Flugzeug, einen Jagdbomber, am Himmel beobachtet haben, der kurz vor der Katastrophe genau über den Ort des Geschehens geflogen sei. Das hörte sich schon erheblich bedrohlicher an.

Seit geraumer Zeit liefen die siechen Männer nämlich immer zahlreicher und blutiger Amok, vermutlich, weil sie das Aussterbens ihres Geschlechts als Affront empfanden und so viel Nachwelt wie möglich mit ins Grab nehmen wollten.

Weshalb also sollten ausgerechnet Militärangehörige von derartig mörderischen Kurzschlußhandlungen verschont bleiben? Im Gegenteil! War es nicht eher so, daß genau diese Möglichkeit den Frauen die größte Angst einjagte? Eine unausgesprochene Angst, weil das Angsteingeständnis die Gefahr einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung in sich barg. Die Angst, daß die Männer kurz vor ihrem definitiven Abgang noch schnell einen Krieg anzettelten, diesmal nicht mit Helm und Gewehr, sondern mit ihren Gotteshämmern, den Atombomben, auf deren Knöpfe sie ganz bequem selbst von ihren Krankenbetten aus drücken konnten. Jedenfalls hätte es niemanden gewundert. Wer bewachte all diese Waffen eigentlich jetzt? Wo lagerten die anderen Massentöter, die für die Männerwelt scheinbar stets so unerläßlich gewesen waren wie Utensilien zum Rasieren? Keine Frau wußte es. Und keine wollte es wissen, als sei es schmutziges Zeug aus dem Unterleib.

Eine Gasexplosion hatte also die Häuser auf den Champs-Élysees in die Luft gejagt. So die offizielle Verlautbarung – einen halben Tag lang. Danach ging ein anderer Straßenabschnitt in Paris hoch. Am nächsten Tag ein weiterer in einer anderen französischen Stadt. Dann, in rascher Folge, ein umfangreiches Medizinzentrum, ein Krankenhaus, ein Geschäftsgebäude, diverse Straßen – jeden Tag eine Explosion, manchmal auch zwei Explosionen oder drei oder vier. Bloß

rührten sie keineswegs von unfachmännischer Handhabung mit Gas her. Das war nämlich schon längst abgestellt worden. Alle diese Stätten wurden tatsächlich bombardiert. Es gab Zeugen. Ein Jagdbomber tauchte am Himmel auf, donnerte heran, sehr tief, weil er keine Flugabwehr zu fürchten hatte, lud seine Höllenfracht über dem Ziel ab und verschwand wieder in Sekundenschnelle.

Die Sache mit dem durchgeknallten Bomberpiloten war ein Dauerbrenner in den Nachrichten, denn der Irre hatte es offenkundig darauf angelegt, die Welt in Atem zu halten. Bald schien er Frankreich satt zu haben und machte tödliche Spritztouren in andere Länder. Er war ein Gespenst, ein fliegender Holländer der neuen Welt, der sich geschworen hatte, für die schändliche Kapitulation seines Geschlechtes Rache zu nehmen – und sein Ziel auch immer erreichte.

Ogleich er wütete wie ein verletzter Leopard, der im Moment des Schmerzes seine höchste Gefährlichkeit entfaltet, und ein Netz der Zerstörung über dem Kontinent ausbreitete, blieb der Schaden, den er anrichtete, in Anbetracht der Größe und der Einwohnerzahl des Erdteils beschränkt. Sein Werk ging nicht über die Dimension eines Blutstropfens hinaus, der in ein Schwimmbassin fällt, wenn man es bildhaft in eine bittere Relation setzen wollte. Dennoch war die Wirkung gewaltig. Die Leute benahmen sich, als befänden sie sich im Krieg und als drohten ihnen jeden Augenblick Luftangriffe von einem Geschwader. Sobald ein Geräusch zu vernehmen war, das sich auch nur im entferntesten nach Flugzeuglärm anhörte, rissen alle vereint ihre Köpfe empor, suchten den Himmel nach dem Todesvogel ab und stoben dann kopflos in alle Richtungen davon, gleichgültig, ob sie nun etwas gesehen hatten oder nicht. Bei solchen unbegründeten Panikausbrüchen waren bereits einige Menschen umgekommen.

Allmählich zog man die wenigen Frauen zu Rate, die für das Militär einstmals zivile Aufgaben übernommen hatten.

Vorwiegend jedoch ehemalige Soldatinnen. Man wollte von ihnen wissen, welche Armeebasen für die logistische Ausstattung derartiger Aktionen in Frage kämen. Sie sagten, Tausende! Der Kontinent war metastasenartig übersät mit Hornissennestern der Vernichtung: einsehbare und geheime Hangars, in denen Jagdbomber auf ihren Einsatz warteten wie blutdurstige Fledermäuse auf die Vampirstunde, Depots voller Bomben, Fernlenkraketen und Munition mannigfaltigster Spezifikation und Masse, die geeignet war, ganze Planeten zu sprengen, samt modernster technischer Einrichtungen, welche den fliegenden Horror vom Boden aus lotsen konnten. Scheinbar waren die Männer stets auf das Schlimmste gefaßt gewesen, weil sie ihre wahre Natur allzugut gekannt hatten.

Wenngleich also eine Lokalisierung des durchgeknallten Bomberpiloten ans Unmögliche grenzte, weil er sich an dem üppig gedeckten Tisch der Rüstung hätte von überall bedienen können, so brachte sie zumindest etwas äußerst Interessantes heraus. Es stellte sich nämlich heraus, daß alle diese monströsen Waffenarsenale von niemandem mehr kontrolliert wurden. Die Männer hatten einfach die Kasernentore hinter sich zugesperrt und sich ins Land des ewigen Friedens begeben. Und genau daran wurde mit einem Male deutlich, daß die sogenannte Gleichstellung in der Armee lediglich ein bescheuertes Zugeständnis an den Zeitgeist gewesen war, nach dem eigentlich niemand verlangt hatte. All die kecken Uniformträgerinnen, mit geübt martialischem Blick und ehrfurchtgebietendem Bizeps, stählerne Evas, die wußten, wie man mit einem Mörser umging und die in jüngster Zeit buchstäblich als ultimative Kampfpanzer der Frauenemanzipation gefeiert wurden, sie hatten ihren Treueschwur schändlich gebrochen, als handele es sich dabei lediglich um die Kündigung eines Arbeitsvertrages. Männliche Soldaten hätten dies nicht so ohne weiteres getan. Leicht geschädigt durch die Kriegsspiele ihrer Kindertage und infolge ihrer humorlosen Geisteshaltung zu diesen Dingen, hätten sie

ihre Waffenkammern bewacht und verteidigt, selbst wenn das Ganze keinen Sinn mehr ergeben hätte – bis zum letzten Blutstropfen, wie sie sich auszudrücken pflegten. Der Grund für die klammheimliche Fahnenflucht der weiblichen Art war simpel: Frau General und Frau Soldat hatten den ganzen Militärfirlefanz tatsächlich nur als Job gesehen, und als die Firma in Konkurs gegangen war, zogen sie sich still und leise in die Arbeitslosigkeit zurück.

Trotz der Aufregung gab es jedoch durchaus Anlaß, die unberechenbaren Aktivitäten dieses Luftterroristen rational unter die Lupe zu nehmen. Vernunft war im Sprachgebrauch eines Geisteskranken selbstverständlich ein Fremdwort, aber konnte es wirklich Zufall sein, daß der überwiegende Teil der zerbombten Gebäude freistehend und unbewohnt gewesen waren? Opfer hatte es doch eigentlich nur bei den Bombardierungen der Häuser in den Stadtzentren gegeben. Die Behörden, unterbesetzt und konfus, kaum mehr existent, waren nicht in der Lage gewesen anzugeben, ob die Häuser in diesen Straßen auch gewerblich genutzt worden waren und welches Gewerbe es gewesen wäre. Hinzu kamen die anonymen Anrufe. Immer häufiger meldete sich seit geraumer Zeit eine Frauenstimme bei der örtlichen Feuerwehr und warnte vor dem jeweiligen Anschlag. Die Zeitdauer zwischen den Anrufen und den Bombardierungen war allerdings denkbar gering, in der Regel zirka eine halbe Stunde. Die Bewohner konnten manchmal rechtzeitig evakuiert werden. Manchmal auch nicht. Wer aber war dieser barmherzige Engel? Die Frau des durchgeknallten Bomberpiloten, die wenigstens ein paar Menschenleben retten wollte, wenn sie schon ihrem Mann den teuflischen Wahnsinn nicht auszutreiben vermochte? Und welchen Sinn machte es, eine leerstehende Universitätsklinik zu bombardieren? Oder eine leerstehende Villa, in der sich noch vor kurzem eine Arztpraxis befunden hatte?

Helena schenkte sich aus der dampfenden Kanne auf dem

Ofen eine Tasse Tee ein, nahm sich aus der zur Zuckerdose umfunktionierten Konservenbüchse ein paar Kandisbrocken, trat ans Fenster und beobachtete gedankenverloren das Schneege-stöber vor ihrem Fenster. Ihre Aufmerksamkeit war unverändert von den Verlautbarungen aus dem Radio gefesselt. Diesmal hatte der durchgeknallte Bomberpilot einen romantischen Straßenzug in Amsterdam in Schutt und Asche gelegt. Helena kannte die Straße – sie kannte viele der zerbombten Straßen und Gebäude, die der Irrsinnige der Lüfte bis jetzt anvisiert hatte. Allerdings erinnerte sie sich nicht mehr an den Zusammenhang.

Damals vor acht Jahren, als sie bei einem bedeutenden Wochenmagazin die Recherchearbeit für namhafte Journalisten getan und selbst von einer schillernden Zukunft als Starjournalistin geträumt hatte, war sie viel in der Welt herumgekommen. Oft hatte sie in einer Woche mehrere Länder abgeklappert. Es waren traurige Jahre gewesen, denen sie allein durch das Träumen dummer Frauenträume etwas Akzeptanz abgerungen hatte: eine tolle Karriere machen, einen tollen Mann kennenlernen, tolle Kinder in die Welt setzen, einen tollen Wiedereinstieg in den Beruf schaffen und sich dann in einer fortgesetzten Reihe von tollen Erlebnissen in einer Wolke von Glückseligkeit auflösen. Ja, ja, in der Jugend erschienen einem solche Ziele noch so realistisch wie die Zwangsläufigkeit, daß auf den Tag die Nacht folgt. Heute konnte sie über diese Träume nur bitter lachen, weil sie irgendwie den primitiv gezeichneten Schautafeln der Gebrauchsanweisungen glichen, in denen alles immer einwandfrei funktionierte. Und wie die Geräte zu diesen Gebrauchsanweisungen in der praktischen Anwendung meistens nicht funktionierten, so waren auch die tollen Schautafeln in Helenas Kopf nicht aufs reale Leben übertragbar gewesen. Sie hatte keines ihrer Ziele erreicht.

Was Helena seit Tagen beschäftigte, waren die Örtlichkeiten, über die der durchgeknallte Bomberpilot seine todbringende Fracht ablad. Einige davon kannte sie tatsächlich. Da war sie

sich ganz sicher. Bloß woher? Sie war in diesen Institutionen gewesen, hatte diese Straßen aufgesucht und sich in diesen Gebäuden aufgehalten, in denen etwas ganz Spezielles zu recherchieren gewesen war. Vielleicht Nachforschungen zu einem Politskandal? Die Hintergründe zu Drogensuchtprogrammen im internationalen Vergleich? Wahrscheinlicher, daß es um die Krebsgefahr durch Silikoneinlagen bei Brustverschönerungen gegangen war. Ja, da klingelte etwas in ihren verstaubten Hirnwindungen. Der Kerl bombardierte also Kliniken, in denen sich Frauen früher ihre Brüste hatten vergrößern lassen? Irgendwie paßte das zu diesem Psychopathen – man konnte dabei seine kranken Gedankenverbindungen vor sich sehen wie deformierte Arteriengabelungen unterm Mikroskop – und doch hörte es sich wie der größte Schwachsinn des Jahrhunderts an. Es war hoffnungslos! Sie würde sich niemals daran erinnern können.

Neue Nachrichten folgten.

Arnold Schwarzenegger war auf eigenen Wunsch von seiner Frau erschossen worden, als die Krankheit seinen kapitalen Körper längst in ein monströses Gebilde verwandelt hatte, das geniale Spezial-Effekt-Schöpfer so oder so ähnlich einst in den millionenschweren Filmen für ihn als Gegner erdacht hatten. Sylvester Stallone hingegen siechte erwartungsgemäß bis zum bitteren Ende dahin. Nun ja, in dieser Beziehung hatte er schon immer die zweite Geige gespielt.

Eine der größten Lesbenvereinigungen Nordamerikas mit einer halben Million Mitglieder hatte sich in einem feierlichen und provokativ für die Öffentlichkeit inszenierten Happening im New Yorker Central Park selbst aufgelöst. Folgerichtig und klug, denn was den Sex anging, war wohl mittlerweile der gesamte Globus zu einer einzigen Lesbenvereinigung zusammengeschrumpft. Aber freut euch nicht zu früh, ihr überheblichen lesbischen Mädels, amüsierte sich Helena, weil nämlich auch künftig ein paar tausend Säugetiere mit ganz, ganz langen

Schwänzen existieren werden. Ätsch!

Die Rationierung von Benzin gehörte endlich der Vergangenheit an – es gab keins mehr. Dann die letzte Meldung, die sich wie die Erfüllung eines Ökotraums anhörte: Ein Pferd kostete inzwischen so viel wie ein Mittelklassewagen in den guten alten Männerzeiten. Falls man solche antiquierten Preisvergleiche überhaupt anstellen konnte, weil Geld inzwischen nur bedingt den wirtschaftlichen Fluß regelte.

Helena schaltete den Ghettoblaster ab, schenkte sich eine weitere Tasse Tee ein und begab sich humpelnd wieder ans Fenster. Der Schneeschauer ließ allmählich nach, blieb zunächst auf einer normalen Niederschlagsdichte, bis er dann gänzlich erstarb. Lediglich vereinzelte Flocken wirbelten noch durch die Luft, wie von einem Windhauch wiederbelebtes Konfetti nach dem Ende einer Party. Die ebene Landschaft der Weizenfelder, schon längst ihres Sinns beraubt, weil sie im Sommer nicht abgeerntet und neugesät worden waren, lag unter einer weißen Decke, die alles Leben zu ersticken schien. Der ewig bleierne Himmel, ein schwermütiges Festival von Grau, bestätigte die Betrachterin nur in dieser Annahme. Der Gedanke an den Frühling, an die Sonne und ihre alles heilende Wärme schien angesichts dieses Bildes unvorstellbar. Helena jedoch genoß diese traurige Stille, während sie an ihrem heißen Tee nippte, weil eine geheimnisvolle innere Stimme ihr sagte, daß sie bald für eine ganze Weile nicht mehr zur Ruhe kommen würde.

Und plötzlich schlich sich in diese Eingebung ein sonderbares Gefühl ein, so gewaltig, so intensiv, daß es sich auf das Tableau der vollkommenen Erstarrung vor ihren Augen übertrug, noch mehr, auf den ganzen Erdball. Es war ein mystisches, unerklärbares, ein allgegenwärtiges Gefühl. Jede Frau spürte es in diesem Moment, glaubte Helena felsenfest. Das traurige Gefühl des Unwiederbringlichen. Während ihr die ersten Tränen die Wangen herunterrannen, wußte sie, daß in diesem Augenblick der letzte Mann gestorben war. Der trübe Himmel dröhnte es

hinaus, und die Erde verhielt sich danach, stumm, kalt und trauernd. Sie konnte sogar die Trauermusik zu diesem Ereignis hören. Ein bombastischer Sound, dennoch von sinnlosen Schlachten klagend, von unerfüllter Liebe, von Blutdurst und Haß, von Vergeudung von Kraft und Zeit, alles, alles, weil sie anders gewesen waren. Der König war tot. Die Königin blieb ratlos zurück. Was nun?

Dann kamen die Tiere. Durch die wäßrige Schicht ihrer Tränen erschienen sie ihr wie Kobolde in einem Kindertraum. Mehrere Hasenfamilien hoppelten über die schneebedeckten Felder, unbekümmert, furchtlos, als wären sie jahrelang drangsalierte Zivilisten, die die Nachricht vom Ende des Krieges erhalten haben. Sie verschwanden wieder, als die Füchse auftauchten. Drei erschienen als Silhouetten auf dem Kamm am Horizont in geselliger Formation, schnupperten in die Luft, leckten einander, ganz so wie gelangweilte Rentner, die sich regelmäßig auf der *Piazza* zusammenfinden und in aller Ausgelassenheit ein Schwätzchen halten. Und als Krönung der unwirklichen Szenerie spazierte querfeldein ein Hirsch mit einem imposanten Geweih durch die weiße Gegend, so träge, so unbeschwert, als hätte es nie Jäger gegeben, die ihn seines knöchernen Stolzes wegen, ohne mit der Wimper zu zucken, massakriert hätten. Aber das war es ja eben: Es gab sie nicht mehr, die Jäger. Wenn man die ganze Sache philosophisch betrachten und die Viren ebenfalls als Tiere bezeichnen wollte, hatten schlußendlich die Tiere über die Jäger gesiegt, sich für die an ihnen begangenen Gemetzel furchtbar an ihren Peinigern gerächt. Und nun, da der Rachefeldzug beendet und die männliche Gewalt ein für allemal aus der Welt verschwunden war, kamen die Tiere aus ihren Schlupflöchern heraus, drehten ihre Ehrenrunden und feierten das Ende der Angst. Das Paradies, jedenfalls diese disneyhafte Version davon, schien also neu zu erblühen, nachdem es eine kleine Ewigkeit das Schicksal eines verseuchten Landstriches geteilt hatte. Die Giftmischer

aber saßen in der Hölle, wie es sich für böse Buben gehörte. Wie hätten sie sich auch im Himmel gelangweilt! lachte Helena melancholisch in ihren Tränenfluß hinein.

Trauer um die Dahingegangenen mußte begossen werden, oder man mußte Riten absolvieren, damit der Schmerz ein Ventil erhielt. Beten lag ihr nicht, und ein Rausch hätte die Sache nur verschlimmert. Statt dessen entschloß sich Helena zu einem unkonventionellen Weg der Trauerarbeit. Sie würde sich jetzt endlich die Haare färben, die weißen Male des Alterns durch ein Zaubermittel wegzaubern, die sie bereits vor Monaten in einem Laden für weibliche Hexerei erstanden hatte. Das wollte sie zwar schon seit langem tun, doch nun sollte es der verstorbenen Männer wegen geschehen. Es war Nachruf und Widmung zugleich. Männer hatten alternde, alte, ja, bereits winzigste Hinweise auf ein Altern ausstrahlende Frauen nie gemocht. Gleichgültig, wie vergeist, unausstehlich, unförmig und fett sie selber auch gewesen sein mochten, sie hatten sich stets zu jungen Frauen hingezogen gefühlt, und dies wissend, hatten Frauen deshalb immer sehr viel Zeit, Energie und noch mehr Geld aufgewandt, um sich jünger darzustellen. Für die Männer wollte sich Helena das erste und das letzte Mal die Haare färben. So komisch es auch klang, sie glaubte, daß es ihr letzter Wunsch an die Frauen gewesen wäre.

Sie stieg über die steinerne Wendeltreppe, welche kein Geländer besaß, jedoch durch die voluminöse Säulenspindel im Zentrum einen hinlänglichen Halt bot, zum ausgebauten Dachgeschoß. Dort im Badezimmer mixte sie die Farb-Emulsion mit der Entwicklercreme in einer Kunststoffflasche zu einer dickflüssigen Suppe und trug diese Strähne für Strähne auf die graumelierte Haarpracht auf. Unten in seinem kleinen Stall protestierte Pegasus laut wiehernd gegen die Einsamkeit. Oder er spürte das unbekümmerte Strolchen der Waldbewohner auf den Feldern, insbesondere das der Füchse. Helena wußte, daß sie sich nicht an die Mühle herantrauen würden, jedenfalls nicht

in der ersten Nacht. Peu à peu würden sich die Wilden ihre verlorenen Paradiese zurückerobern – bis sie von den Frauen ganz nach Männermanier eins auf den Pelz gebrannt bekommen würden.

Helena setzte sich auf den kleinen Schemel neben das keuchende Monstrum von Boiler, um die Einwirkzeit des Färbemittels in bequemer Stellung verstreichen zu lassen. Dabei genoß sie wie immer die entspannende Stimmung, die dieser Kammer innewohnte wie ein wohlgesinnter Geist. Die schwerfällige Mühlenmechanik, die selbst nach eineinhalb Jahrhunderten einen eigentümlich angenehmen Holzgeruch ausschied, bildete mit den so schreiend unpassenden Sanitärinstallationen eine erstaunlich stimmige Synthese, und ein Gefühl schräger Geborgenheit entstand wie in der »Bude« eines Hippies. Wie oft hatte sie sich dabei ertappt, wie sie hier krampfhaft nach Gründen zum Verweilen suchte, wenn sie ihre körperlichen Bedürfnisse gestillt hatte.

Helenas Blick fiel auf das gucklochartige Fenster vor ihr, hinter dem der Sternenhimmel zu sehen war, der den grauen Wolkenbrodem längst abgeschüttelt hatte. Es war ein eisig kalter Himmel, aber von atemberaubender Schönheit. Das Heulen eines Wolfes drang von der Ferne her, ein unwirkliches Geräusch, das sie nie zuvor gehört hatte. Sieh mal an, dachte sie, noch so ein Wilder, der sich auf einmal traut, keck seine Stimme zu erheben. Wo hatte der sich wohl bis jetzt versteckt? Dann erfaßten ihre Augen den mannshohen Spiegel neben dem Waschbecken, und das, was sie darin erblickte, löste einen Lachkrampf aus.

Sie sah sich einer von Gott und der Welt und von allen Männern der Welt verlassenem Frau gegenüber, deren Anblick an Komik nicht mehr zu übertreffen war. Das rechte Bein in der Kunststoffverschalung, deren oberes Ende Fransen der abgeschnittenen Jeans schmückten, der Leib verhüllt in ein bis zur Unkenntlichkeit ausgebleichenes Atomkraft-Nein-Danke-T-

Shirt, unter der Achsel eine zerschrammte Aluminiumkrücke und das Haar ein einziger grauer Brei, so als habe sie den Kopf kurz in die Betonmischtrommel gesteckt: Es war zum Schießen! Aus einem blödsinnigen Gefühl heraus hatte sie mit den Mitteln der weiblichen Zierde der verstorbenen Männer gedenken wollen. Jetzt dachte sie, daß die Männer freiwillig aus dem Leben geschieden wären, wenn sie sie so gesehen hätten. Und je mehr groteske Details dieses Spiegelbildes sie aufspürte, desto stärker geriet sie in den unstillbaren Rausch des Lachens. Vielleicht hatte sie vor lauter Einsamkeit den Verstand verloren.

So vollkommen hatte das Gelächter die Macht über ihren Körper übernommen und ihre sensitive Wahrnehmung durcheinandergebracht, daß sie sich einbildete, der Boden unter ihren Füßen bebe. Eigentlich war es eher ein regelmäßiges, dumpf tönendes Pochen. Dumpf im Geräusch und dumpf in der Wahrnehmung.

Ihr freudestrahlendes Gesicht im Spiegel gefror mit einem Schlag zur Grimasse. Das pochende Geräusch blieb gut vernehmbar: Pumpf, pumpf, pumpf ... Dann wieder Pegasus' klagendes Wiehern. Dann eine Pause. Eine schrecklich beklemmende Pause. Dann wieder: Pumpf, pumpf, pumpf ... Zwischendurch das Wiehern.

Helena lachte jetzt nicht mehr. Sie meinte auch nicht mehr vor lauter Einsamkeit verrückt geworden zu sein. Irgend etwas ging hier vor. Irgend jemand anders hielt sich in einem verborgenen Winkel der Mühle auf und machte mit irgendeinem Ding pumpf, pumpf, pumpf. Die Vibrationen und die gedämpften Laute übertrugen sich auf den dünn verschalten Bau und drangen bis zum Dachboden hinauf. Helena überlegte. Ob der Unhold wohl davonlaufen würde, wenn er sie in ihrem heißen Outfit erblickte? Ihr war jetzt wirklich nicht mehr nach Lachen zumute.

Die Pistole ... Sie befand sich unten im Besteckkasten in der antiken Geschirrkommode. Die fachgerechte Bezeichnung

lautete: TAAS Selbstladepistole Modell UZI. Eigentlich handelte es sich dabei um eine Maschinenpistole im Kleinforma, nur 24 Zentimeter lang, welche, ohne nachgespannt werden zu müssen, ein 20-Schuß-Magazin von 9-Millimeter-Kugeln abfeuern konnte. Helena hatte sie ohne einen Waffenschein oder einen Ausweis vorzeigen zu müssen in einem Waffenladen erstanden, für etwa ein Fünftel ihres ehemaligen Preises. Den nun ausgefallenen Schutz, der ihnen früher von der Polizei oder ihren Männern oder *den* Männern gewährt worden war, versuchten viele Frauen in jüngster Zeit durch persönliche Bewaffnung wettzumachen. Bei der Beschaffung spielten Gesetze und Verbote keine Rolle mehr. Jeder konnte an jede x-beliebige Waffe herankommen, und niemand, schon überhaupt nicht der Staat, kümmerte sich darum, woher diese Waffen stammten und wer sie sich besorgte. Die Aufrüstung hatte triftige Gründe. Auch wenn die Kriminalität, insbesondere die Gewaltverbrechen, seit dem Ausbruch der Krankheit rapide zurückgegangen waren, so stellten die marodierenden Jugendbanden für die Frauen eine schlimme Bedrohung dar. Zwar war das Ende dieser Bedrohung abzusehen, aber die Täter gingen bei ihren Überfällen mit derart bestialischer Brutalität vor, daß alleinstehende Frauen, und das waren inzwischen fast alle, ihr Heil in einer Waffe suchten. Zum anderen drohte den Frauen auch Gefahr aus den eigenen Reihen. Eine Mutter mit drei kleinen zu stopfenden Mäulern entfaltete bei einem Einbruch in ein Lebensmittelgeschäft nicht selten Killerqualitäten, wenn sie dabei erwischt wurde. Und einige starke junge Frauen, deren Leben früher von Karriere und einer fragwürdigen Selbstverwirklichung, verbunden mit materiellem Wohlstand, geprägt war, neigten immer mehr dazu, ihre überholten Ansprüche mit den Mitteln des Faust- bzw. Waffenrechts zu realisieren. Leider setzten sich nur wenige der Waffenkäuferinnen mit ihren brisanten Anschaffungen auseinander, so daß es häufig zu blutigen Unfällen kam.

Helena, die am ganzen Körper leicht zitterte, überlegte, ob sie sich von diesen Amateurflintenweibern so sehr unterschied. Gewiß, sie konnte ihre Uzi blind bedienen, weil sie auf den Feldern oft Schießübungen veranstaltet und sich mit dem Ding auch sonst intensiv beschäftigt hatte, meist aus reiner Langeweile. Aber der Gedanke, die Waffe in dieser abgeschiedenen Wildnis mit sich herumzutragen oder zumindest ein weiteres Exemplar davon im Bad aufzubewahren, war auch ihr nie gekommen. Ihre augenblickliche Situation verbot witzige Vergleiche, doch irgendwie erinnerte sie sie an das obligatorische Telefongebimmel, wenn man gerade im Klo einem wichtigen Geschäft nachging, und das Drangehen ohne linkische Akrobatik und unangenehmes Schmieren zwischen den Pobacken nicht zu bewerkstelligen war.

Die Pistole war also unten, und sie hier oben. Und die vergewaltigenden und mordenden Männer – wo waren die? Offenkundig nicht im Jenseits, wie eine mystische Eingebung ihr vorhin geflüstert hatte, sondern ganz in der Nähe, Zum Teufel mit diesem ganzen Hokuspokus!

Helena zog sich an ihrer Krücke hoch und humpelte behutsam und so leise es ging zur Tür. Sie öffnete sie einen Spaltbreit und lugte durch diesen begrenzten Ausschnitt auf die Wendeltreppe. Sie sah nichts und hörte auch nichts, außer natürlich das dumpfe Pochen, das in turnusmäßigen Abständen zu ihr drang. Mit klammen Fingern machte sie daraufhin die Tür zur Gänze auf und tat einen Schritt über die Schwelle. Der Blick aus der Vogelperspektive war nun frei auf einen Teil des Wohnraums, der sich als ein Halbkreis darstellte und in dem sich niemand aufzuhalten schien. Der andere Halbkreis, der wegen der wuchtigen Treppe uneinsehbar blieb, mußte unter tödlichem Risiko erkundet werden, um so mehr, da sie sich wegen ihres polternden Humpelbeines nicht auf Zehenspitzen bewegen konnte. Aber das war jedenfalls besser, als voller Ungewißheit herumzusitzen und mit den Zähnen zu klappern.

Die Krücke wie ein Minensuchgerät stets eine Stufenlänge vorausgestreckt und das Gipsbein einem Pendel gleich nachgeschwungen, stieg Helena langsam die Wendeltreppe hinunter, bei jedem bewältigten Winkelgrad gegen einen Schreianfall ankämpfend, da sie jeden Moment mit dem Anblick einer wahnsinnigen Horde jugendlicher Desperados rechnete, die sie auf ihre ausgefallene Art willkommen heißen würden. Zudem nahmen Lautstärke des Pochens und Intensität der Vibrationen um so mehr zu, je weiter sie nach unten kam. Ihr Herz hämmerte wild, und ein hauchdünner Schweißfilm legte sich auf ihr Gesicht. Allmählich konnte sie fast den gesamten Raum überblicken. Wie beruhigend, es waren immer noch keine sabbernden Jugendlichen mit Stoppelbart zu sehen, die alle Schranktüren aufrissen, um etwas Eßbares zu finden oder eine Kostbarkeit, die sie bei ihren Räuberfreunden verschachern konnten.

Nein, es befand sich kein einziger Mensch im Raum. Das wußte Helena nun, nachdem sie die letzte Stufe erreicht hatte und sich einen Rundumblick verschaffen konnte. Dennoch vernahm sie das Pochen, lauter als je zuvor. Daraufhin fiel endlich der Groschen.

Jemand war im Keller und verursachte dieses Geräusch, womit auch immer. Bloß, was gab es dort zu klauen? Ihren unlängst in einem bengalischen Feuer dahingeschiedenen Computer, der all ihre genialen Ergüsse mit ins Jenseits genommen hatte? Oder das Schaukelpferdchen namens Pegasus, das in ihrer Kindheit wunderliche Assoziationen zu Vätern, Männern und Pferden geweckt hatte? Es gab nicht einmal ein Kellerinventar, das, vom Laienauge verschmäh, im Taschenlampenkegel des diebischen Kenners durchaus einige heimliche Schätze hätte aufblitzen lassen können. Das alte Gerümpel, das vermutlich über ein Jahrhundert dort unten vor sich hingegammelt hatte, war nämlich während der Renovierungsarbeiten rausgeflogen, damit der aus gestampfter Erde bestehende Boden mit Beton

ausgegossen werden konnte. Danach erst hatte sie ihre eigenen Habseligkeiten darin untergebracht.

Helena hinkte auf dieselbe lautlose Art und Weise, wie sie die Treppe heruntergekommen war, zur Geschirrkommode, zog die obere Schublade heraus und nahm die Maschinenpistole aus dem Besteckkasten. Sie entsicherte sie und näherte sich dann mit zusammengekniffenen Augen der Kellertür. Dort angekommen, holte sie dreimal tief Luft, drückte auf den Lichtschalter neben dem Rahmen und trat beinahe gleichzeitig die Tür auf. Danach steckte sie erst den Lauf der Waffe und dann ihren Kopf in den muffigen Keller.

Ein paar Meter vom unteren Treppenabsatz entfernt, erblickte Helena im schummrigen Licht der spinnwebenverhangenen Kellerlampe eine Person in der Pose eines Arbeiterdenkmals. In flagranti erwischt, harrete sie nun in dieser Körperhaltung aus, als wäre sie von einem intergalaktischen Strahl schockgefroren. Ihre Beine waren leicht eingeknickt, so daß sie ein französisches Führungszeichen bildeten, die Arme schwungvoll hochgerissen. In den Händen hielt sie eine Spitzhacke, die wie ein Damoklesschwert über ihrem Kopf schwebte und mit der sie bereits ein großes Loch in den Betonboden geschlagen hatte. Das Gesicht zeugte von offener Furcht, unschuldig offener Furcht, wie sie Kinder zeigten.

Helena stand keineswegs einem abgebrühten Einbruchsspezialisten gegenüber, sondern einer einzigen Irritation, die allen ihren Erwartungen Hohn sprach. Die Dame Anfang Dreißig gehörte jener femininen Gattung an, die man im versunkenen Atlantis der Männer vermutlich als »scharfer Zahn« titulierte hätte. Ein Gesicht wie der Inbegriff eines Locksignals aus dem Fach der Ethologie mit den dazugehörigen Attributen: volle Lustlippen, große blaue Augen und fleckenlose Sahnehaut, gekrönt von einer wildwuchernden roten Lockenpracht. Der Körper war sogar in dieser gekrümmten Haltung eine Hymne der Weiblichkeit, großzügig mit Fett gepolstert, wo es darauf

ankam, dagegen fast mager in der Linie. Am erstaunlichsten war jedoch das Outfit, das diesen Traumkörper verhüllte. Die hübsche Einbrecherin trug trotz der arktischen Temperaturen draußen ein leichtes Sommerkleid. Aber nicht irgendein Sommerkleid. Scharlachroter Satin mit schnurdünnen Trägern und einem Ausschnitt, der dem Wort Offenheit eine gegenständliche Bedeutung verlieh. Und konsequenterweise hatte sie natürlich die hochhackigsten Pumps an, die Helena je gesehen hatte. Feuerwehrrrot, versteht sich. In unmittelbarer Nähe lag ein hingeworfener dunkelbrauner Pelzmantel, offenkundig ein unerschwingliches Stück und anscheinend unerlässlich für derartige Aktionen. Helena hatte den Eindruck, als sei dies eine Werbeanzeige für ein auf eine männliche Käuferschicht abzielendes Produkt, das man gewöhnlich mit der Beigabe einer Sexbombe zu garnieren pflegte. Was allerdings so etwas in ihrem Keller zu suchen hatte, konnte sie sich beim besten Willen nicht erklären.

»Keine Bewegung, oder ich schieße dir ein paar Löcher in die Locken!« schrie sie, begann die arg knarrende Holzterappe mit der vorgestreckten Uzi hinunterzusteigen und registrierte dabei, daß auf dem Pelz eine silberfarbene Pistole lag.

»Ich muß mich aber bewegen, sonst fällt mir diese Scheißhacke noch auf den Schädel«, antwortete die Schöne mit einer melodiosen Stimme, die im Kontrast zu ihrem kernigen Wortschatz stand. Ihr Gesichtsausdruck verriet, daß der bizarre Anblick ihrer Entdeckerin sie in maßloses Erstaunen versetzt hatte. Und sie machte Anstalten, sich zu rühren.

»Nein!« befahl Helena hysterisch. Sie war jetzt unten angelangt, und humpelte auf die Ertappte zu. »Du rührst dich keinen Millimeter, wenn du auf deinen schicken Absätzen stehenbleiben willst.« Mit einem Seitenblick sah sie, daß das kleine Kellerfenster in Kopfhöhe eingeschlagen worden war. An die Wand waren ein Spaten und ein schwarzer Rucksack gelehnt. Pegasus' Wiehern gellte wieder durch die Nacht, und

Helena wußte nun, daß er keineswegs wegen der umherstrolchenden Waldtiere unruhig geworden war, sondern wegen des Einbruchs der Fremden in seine vertraute Welt. Braver Junge!

Die Arme der jungen Frau begannen durch die Last der Hacke leicht zu zittern. Dennoch hinderte sie dies nicht daran, plötzlich etwas zu tun, was Frauen untereinander nie taten. So etwas Sonderbares war Helena noch nie widerfahren. Wohl hatte sie es hier und da beobachtet, und in intimer Gegenwart von Männern war es für sie, für eine jede Frau selbstverständlich gewesen, sich so zu gebärden. Aber zwischen Frauen?

Und dazu tat es die Einbrecherin auf eine derart faszinierende Weise, daß sie unweigerlich in einen geheimnisvollen Sog geriet, ihre Augen unmöglich abwenden konnte. Die Frau neigte langsam den Kopf leicht zur Seite, warf ihre Haare wie in Zeitlupe elegant nach hinten und verwandelte ihr perfekt geschminktes Engelsantlitz wie auf Knopfdruck in eine atemberaubende Landschaft der Begierde. Irgend etwas öffnete sich in diesem Gesicht; der Blick wurde verschwommen wie türkiser, ruhiger Wellenschlag in einem Schwimmbassin, und die Lippen wurden von ganz alleine feucht, und quollen gleich einer in rasendem Tempo aufgehenden exotischen Blüte auf. Ein lüsternes Lächeln, jedoch ohne schmutzige Obszönität, erfaßte die ganze Physiognomie, sie öffnete sich und öffnete sich, so als gingen tausend Tore auf und ließen das Licht Tausender Sonnen hinein, und es bedurfte keines Anatomen, um zu erkennen, daß das den Öffnungsvorgang einer bestimmten Stelle im weiblichen Körper symbolisierte.

Was sollte der Unsinn? Helena spürte Wut, weil ihr Gegenüber sich scheinbar auf diesem Wege ihre Freiheit erkaufen wollte, genauso wie früher nuttenhafte Frauen solcherart Kunst eingesetzt hatten, um sich bei Männern Vorteile zu verschaffen. Andererseits ging davon eine so unwiderstehliche Anziehungskraft aus, daß sie nun verstehen konnte, weshalb sich Männer bei dergleichen Taschenspielertricks wie willenlose Hornochsen

benommen hatten. Auch Helena blieb nämlich von dem Schauspiel nicht unberührt.

Nuttenhaft! Helena schien das Wort die richtige Antwort auf die Frage zu sein, warum diese merkwürdige Einbrecherin ein sinnliches Verhalten selbst gegenüber einer Frau an den Tag legte. Sie hatte schlicht und einfach keine Ahnung, wie anders man seinen Kopf wieder aus der Schlinge ziehen konnte, als ihr begehrlisches Wesen zum Tausch anzubieten: Sie war eine Nutte. Und das in meinem sauberen Keller! schoß es Helena belustigt durch den Kopf, um gleich darauf von einem weiteren Gedanken heimgesucht zu werden, allerdings von einem vollkommen verrückten. Der Gedanke lautete: »Den Samen rauben!« Sie konnte ihn beinahe hören, so eindringlich hallte er in ihrem Bewußtsein. Wie kam sie eigentlich auf so etwas Irres, noch dazu in dieser Situation? Weil das sich sexuell gebärdende Engelchen vor ihr Vorstellungen geschlechtlicher Dinge weckte?

Helena kam nicht mehr dazu, das Rätsel zu lösen. Denn während sie einerseits ihren geistigen Schwingungen lauschte und anderseits konzentriert aufpaßte, daß das Engelchen ihr nicht in einem geistesabwesenden Moment die hochgestemmte Hacke auf den Kopf schlug, wurde sie schon von einem anderen Gedanken heimgesucht. Eigentlich war es kein Gedanke, sondern eine Eingebung. Jene Art von Erleuchtung, die sich irgendwann von selbst einstellt, weil man sich mit ihrer Ursache im Unterbewußtsein lange beschäftigt hat. Eine Inspiration zum richtigen Augenblick, die ein Gefühl des Triumphes auslöst.

Wie sie dieses hübsche Kind in verrenkter Pose betrachtete, wußte Helena urplötzlich, welche Ziele der durchgeknallte Bomberpilot bis jetzt ins Visier genommen hatte. Die Institutionen, die Gebäude und Straßen, die er in Schutt und Asche gelegt und von denen sie früher einige zwecks Recherchen aufgesucht hatte: Mit einemmal erinnerte sie sich daran, was alle diese Orte miteinander verband. Sie war vorhin

der Wahrheit verdammt nahe gewesen, als sie meinte, daß sich dort Praxen für Schönheitsoperationen befunden hatten. Das mit den Praxen stimmte tatsächlich. Doch diese medizinischen Einrichtungen waren keine Horte der kosmetischen Chirurgie, sondern – *Den Samen rauben!* – die männlicher Keimzellen gewesen.

Der durchgeknallte Bomberpilot bombardierte sämtliche Samenbanken des Kontinents!

Noch zwei schreckliche Tage hatte Lilith in der Villa ausgeharrt, weiterhin zwischen Depression und Selbstbetrug schwankend, taumelnd in einem Gefühl der Unwirklichkeit. Oskars blutüberströmte Leiche lag immer noch unten auf dem roten Sofa in der dunklen Empfangshalle wie der trotzige Geist eines Königs aus irgendeiner keltischen Sage, der sich einfach weigert, sich von seinem Reich zu trennen. Oskar, ihr ergebener Stammfreier, der ihr dreißig Goldbarren im Werte von ... Tja, für solche Dinge hatte sie sich nie interessiert. Für den Wert eines Goldbarrens zum Beispiel. Nicht, daß man so was wissen mußte. Aber Lilith hatte auch keinen blassen Schimmer davon gehabt, was ein Laib Brot kostete. Es hatte sie nie interessiert, in welchem Teil der Erde ein Krieg ausgebrochen war und warum. Und ebenso nicht, wer gerade an der Regierung war oder aus welchem geheimnisvollen Grund Menschen sich so freudig mit diesen Kästen namens Computer beschäftigten oder Bücher über vegetarische Ernährung lasen. Lilith war nicht wißbegierig darauf gewesen, wieso Jugendliche sich heutzutage im Gegensatz zu ihrer Zeit so provokativ schäbig in weite Sachen kleideten und warum die ganze Welt so ein Theater um die Umwelt machte. Eigentlich hatte sie sich für nichts und niemanden interessiert, außer für ihre idiotischen Huren-Machenschaften, für Koks und für Tele-Shopping. Und obwohl sie in ihren philosophischen Stunden dazu geneigt hatte, die bürgerliche Damenwelt voller Zynismus als einen Haufen

dummer Kühe zu klassifizieren, stellte sie nun bestürzt fest, daß in Wahrheit sie selbst die dümmste Kuh von allen gewesen war.

Aber eine Sache bei den anderen dummen Kühen hatte zuweilen eine verhaltene Anteilnahme in ihr geweckt. Allerdings nicht bewußt, wie es so schön hieß. Eher so wie bei den unter einer Totalamnesie leidenden Helden drittklassiger Fernsehthriller, denen das Verschüttete als markante Erinnerungspartikel offenbar wird. Bei den wenigen Gelegenheiten in den letzten Jahren, bei denen sie sich aus der Villa herausgetraut hatte, hatte Lilith sich nämlich dabei ertappt, wie sie gewisse Menschen mit derselben tranceartigen Andacht beobachtete, mit der Wundergläubige blutweinende Madonnen anhimmeln. Ihr Mund stand offen, sie war schier paralysiert, und das Gesehene geriet geradezu zum Mittelpunkt des Universums, so als habe nichts anderes eine Bedeutung.

Diese Menschen waren Kinder. Ein kleiner blonder Junge auf dem Fahrrad, mit einem lila Sturzhelm auf dem Kopf, dessen Zunge unkontrolliert über die Lippen fuhr, während er in die Pedale trat, erfüllt von Tatendrang und Lebenslust. Ein Winzling von einem Mädchen im Schwimmbad, jeder der Schwimmflügel um ihre Arme größer als ihr Kopf, das Frätzchen in Entsetzen erstarrt wegen der Aussicht, gleich von diesem Ozean von Wasser umgeben zu sein. Oder das schlafende Unschuldsgesicht eines Babys im Kinderwagen, die Augäpfel unter den geschlossenen Lidern im Traum hin und her rollend, die zarten, fast durchsichtigen Lippen noch weiß von der letzten Milch.

Lilith war von solchen Impressionen schlicht und einfach betroffen gewesen. Wie die fernen Klänge einer vertrauten Melodie hatten diese kurzen Blicke auf Kinder ihr die Ahnung vermittelt, daß es da draußen noch eine andere Welt gab, eine Welt, die zu betreten sich vielleicht lohnte. Aber sie hatte diese Welt nie betreten. Und nun, da ihre eigene beschränkte Welt untergegangen war, wurde ihr schmerzlich bewußt, daß sie ein anderes, vielleicht sogar ein besseres Leben hätte führen

können, wenn da nicht immer wieder dieses alles betäubende Desinteresse an den elementaren Dingen des Lebens gewesen wäre.

Nach dieser bequemen Methode war sie auch die zwei Tage nach Oskars Tod verfahren. Die Aussicht auf das viele Gold und die verblüffenden Erklärungen und Ratschläge des Sterbenden im Zusammenhang damit hatten sie zunächst in eine Aufbruchsstimmung versetzt. Nachdem er gestorben war, hatte sie aus seiner Jacke den Plan und den Revolver genommen und sich wieder nach oben in die Amüsierräume verzogen, um voller Entschlußkraft eine clevere Vorgehensweise auszuknobeln. Doch dann waren wieder die Apathie und die tückischen Selbsttäuschungen über sie hereingebrochen, träge, hemmende Gedanken, die jeder Art von Aktivität eine Absage erteilten. Vielleicht war das alles ja doch nicht nötig. Vielleicht mußte sie ja nicht aufs Land fahren, wo es bestimmt arschkalt war und nach Kuhscheiße stank, diese blöde Helena erschießen, was bestimmt eine unappetitliche Angelegenheit sein würde, und dann wie ein Lastesel all diese schweren Barren aus der Mühle herausschleppen. Wie sollte sie überhaupt dorthin kommen?

Sie steckte wieder den Kopf in den Sand. Um sich aus der Großküche mit den letzten übriggebliebenen Lebensmitteln zu versorgen, benutzte sie die Feuertreppe an der Rückseite, damit sie nicht durch die Empfangshalle gehen und der inzwischen bestimmt zum Himmel stinkenden Leiche begegnen mußte. Dann passierte jedoch etwas Entscheidendes: Es gab keine Lebensmittel mehr. Bis auf Kaffee. Allerdings auch nur für etwa sechs Tassen – wenn man das Pulver sehr sparsam verwendete.

Die Not zwang Lilith letzten Endes also, irgendeine Initiative zu ergreifen, und sei es auch so etwas Idiotisches, wie dreißig Goldbarren bergen. Während sie am Morgen in der Küche saß und die Sparration von sechs Portionen Kaffeeepulver in einem Akt von Größenwahn in drei Tassen investierte, suchte sie anhand einer Straßenkarte, die sie im Büro der Geschäftsleitung

gefunden hatte, die Fahrtstrecke zum Ziel. Und in welchem Gefährt sie dort hingelangen würde, wußte sie auch schon.

Zugegeben, ein roter Ferrari war nicht gerade ein Fahrzeug, das man für Einbrüche benutzte. In Filmen, die solche kriminellen Handlungen zu gerissenen Husarenstücken glorifizierten, fuhren die bösen Buben in der Regel unauffällige Wagen, meistens dunkle Kombis oder kleine Laster, jedenfalls keine italienischen Sportflitzer in Signalfarben. Doch für die Benutzung des Wagens, den sie von ihrem guten alten Freund geerbt hatte, sprach ein schlagendes Argument. Eine kleine Überprüfung der Kraftstoffanzeige hatte Lilith darauf aufmerksam gemacht, daß der Tank randvoll war. Und Schlüssel für einen anderen Wagen besaß sie sowieso nicht, geschweige denn Benzin, was in diesen Zeiten eigentlich ein noch größeres Problem darstellte. Zwar bereitete selbst ihr, die vom Transportwesen so viel Ahnung hatte wie von einer Gallenoperation, der Gedanke, wie man dreißig Goldbarren in so einem kleinen Wagen unterbringen sollte, einige Kopfschmerzen. Aber darüber wollte sie jetzt nicht nachdenken.

Als nächster wichtiger Punkt stand die Auswahl zweckmäßiger Kleidung auf dem Plan. Auch hier sollten entsprechende Filme als Anleitung dienen, zumindest die Klischees daraus, die ihr im Gedächtnis haften geblieben waren. Das Beste war wahrscheinlich etwas Tarnfarbenes, eine Art paramilitärischer Aufzug, oder ein schwarzes Ganz-Körper-Trikot mit einer Skimaske. Hatte sie nicht! Wußte nicht, wo man so etwas überhaupt bekommen konnte. Daraufhin stöberte sie ihren Kleiderschrank durch und gelangte dabei zu einer schockierenden Erkenntnis. Nicht nur, daß sich in ihrer Garderobe keine Sachen befanden, die eine Frau mit konventionellem Geschmack angezogen hätte, sie besaß obendrein keine Winterbekleidung. Das war ihr vorher nie aufgefallen. Jetzt entsann sie sich, daß für sie in der Zeit der Dauerbetäubung die Jahreszeiten und ihre jeweiligen

Besonderheiten wie ausgeblendet gewesen waren. Temperaturunterschiede, Regen, Schnee und Wind hatten für die Starprostituierte Lilith für viele Jahre praktisch nicht existiert. Wenn sie ihre Hurenburg verließ, so hatte sie dies stets in einem Taxi getan oder in der Nobelkarosse eines Freiers. Selbst Arztbesuche oder Behördengänge hatten in Begleitung irgendeines Mannes, meist eines Zuhälters, stattgefunden, der einen Wagen mit Klimaanlage sein eigen nannte. Und die wenigen Urlaubsreisen hatten sie sowieso in irgendwelche tropischen Paradiese geführt.

Lilith glotzte voll Unglauben in den riesigen Schrank, dessen mit chinesischen Drachenmotiven verzierten Türen weit offenstanden. Vor ihren Augen breitete sich ein textiles Schlachtfeld aus. Funkelnde, mattglänzende, pastellene, samtene und tüllartige Stoffwogen, Kompanien von auf Titten und Arsch zugeschnittenen Gewändern, in Reih und Glied an Bügeln baumelnd, Türme von adrett gefalteten weitausgeschnittenen Blusen, vor allem jedoch Dessous, Dessous und nochmals Dessous. Samt und besonders Nuppenfummel! dachte Lilith, nachdem ihr Erstaunen in Zorn umgeschlagen war. Wie hatte sie bloß den ganzen Tag in diesen albernsten Kostümen herumlaufen können? Das ganze sah aus wie der Fundus eines Varietes.

Ihr Blick fiel auf den Zobel, den sie 1990 von der Geschäftsleitung zu Weihnachten geschenkt bekommen hatte. Liliths Rekordjahr, in dem sie dreiundzwanzig Prozent des Gewinns des ganzen Unternehmens erwirtschaftet hatte. Lächerliches Stück! erzürnte sie sich abermals. Welche Frauen trugen heutzutage überhaupt noch Pelze? Entweder Großmütterchen, deren Modestil nach dem Zweiten Weltkrieg keine wesentliche Innovation mehr erfahren hatte, oder betuchte Schachteln jenseits der Menopause, deren Angetraute ihr Desinteresse an ihnen durch solcherlei Geschenke zu kompensieren pflegten. Daß begehrtenswerte junge Frauen sich mit einem Pelz schmückten, war abwegig, im allgemeinen galt es als trauriger

Ausgleich für Runzeln und Zellulitis. Überdies als höchst unmoralisch, wegen der wahren Besitzer der Pelze, die für ihre Haarkleider wohl eine bessere Verwendung hatten.

Damals jedoch war ihr der Zobel einem Orden gleichgekommen. Ein Orden für die Verwundungen im Krieg zwischen den Geschlechtern. Einerlei, nun konnte dieser Orden endlich die Aufgabe erfüllen, für die ihn seine Hersteller auch vorgesehen hatten. Nachdem sie eines der Sommerkleider übergezogen hatte – ein rotes Satinkleid, weil es zur Farbe des Autos paßte –, schlüpfte sie in den Pelz, steckte Plan und Pistole ein und marschierte über die zugeschneite Wiese zum Geräteschuppen im Park. Hier hatte der Gärtner, der seit etwa einem Jahr nicht mehr aufgetaucht war, seine Werkzeuge aufbewahrt. Sie nahm einen Spaten und eine Spitzhacke und schmiß sie wegen der Miniaturausmaße des Kofferraums auf den Beifahrersitz des Wagens. Oskar hatte ihr empfohlen, sich ein Fernglas oder besser ein Nachtsichtgerät zu besorgen, bevor sie die Mühle aufsuchte. Doch Lilith glaubte darauf verzichten zu können, weil sie ihren eigenen Augen viel zutraute. Außerdem hätte sie für diese Besorgung direkt in die Innenstadt fahren müssen, und wer konnte schon sagen, wie die dortigen weiblichen Bewohner auf eine aufgetakelte Hure in einem Ferrari reagieren würden. Vielleicht würde man sie durch die Stadt jagen, steinigen und anschließend auf dem Scheiterhaufen verbrennen, weil man sie für die obszöne Nebenart einer Hexe hielt. Sie konnte bei dieser Vorstellung beim besten Willen nicht lachen.

Dennoch blieb es ihr nicht erspart, gezwungenermaßen die Randgebiete der Stadt zu streifen, um aufs Land zu gelangen. Nach einer kleinen Eingewöhnungszeit an den spritzigen Wagen fuhr sie gemächlich durch die verschneiten Straßen. Es bot sich ihr ein gespenstischer Anblick. Irgendwie erinnerten sie diese Straßenbilder an frühere Fernsehbeiträge von Kriegsschauplätzen, Kriegsschauplätzen allerdings, an denen kein Krieg

stattgefunden hatte. Es hatte wieder zu schneien begonnen, und so hatte sie nur eine diesige Sicht. Dazu trug jedoch auch der Rauch bei, der von den brennenden oder vor sich hin kokelnden Autos aufstieg. Einige der an den Seitenrändern parkenden Autos waren angezündet worden, von wem, darüber mochte Lilith nicht einmal nachdenken. Diese plündernden Jugendbanden, von denen sie gehört hatte, kamen in Frage. Aber waren inzwischen nicht alle Männer gestorben? Nun, angezündet von wem auch immer, es sprach jedenfalls alles dafür, daß die alte Ordnung auseinandergebrochen war. Und die neue, wie würde sie aussehen? Lilith war nicht sonderlich gespannt auf die Antwort.

Außer dem Wagen, in dem sie saß, fuhren sonst keine anderen Fahrzeuge durch die Straßen. Auch keine Straßenbahnen oder Busse. Lilith wurde nun definitiv klar, daß sie nur eine einzige Chance hatte, um motorisiert zum Ort des Schatzes zu kommen und das viele Gold in ein sicheres Versteck, in die Villa zu schaffen. Die Dauer des Kraftstoffmangels würde unabsehbar sein, hatte sie plötzlich die Ahnung, ohne den Zusammenhang zwischen dem Aussterben der Männer und dem Versiegen der Ölquellen zu durchschauen. Vielleicht sollte ich mir mit einem Teil meines Reichtums ein Pferd kaufen, dachte sie, und mußte schmunzeln. Im nächsten Moment aber erschien ihr dieser Einfall ganz und gar nicht lächerlich, sondern sie begriff trotz ihrer Denkfaulheit, daß Frauen künftig genau auf dieses Transportmittel angewiesen sein würden, wenn sie lange Strecken zurücklegen oder Lasten befördern wollten. Wieviel kostete eigentlich so ein Pferd? Vielleicht einen Goldbarren? Wieviel war ein Goldbarren wert? Womit sie wieder am Anfang ihrer Überlegungen anlangte!

Die mittlerweile lückenlos unter der Schneeschicht verborgenen Straßen waren wie ausgestorben. Nur gelegentlich schlich die unscharfe Gestalt einer alten ver mummt en Frau unendlich langsam und tiefgebückt, mit irgendwelchen Habseligkeiten in

den Händen, den Bürgersteig entlang. Auch diese Eindrücke erinnerten Lilith an die einstige Kriegsberichterstattung der televisionären Art. Ihr fiel auf, daß die Schornsteine der Häuser nicht rauchten. Die Frauen befanden sich zwar in ihren Häusern, doch da drinnen durfte es nicht wesentlich wärmer sein als draußen. Es schien, als ob die gesamte weibliche Menschheit auf etwas wartete. Auf Strom und Gas? Auf den Frühling? Auf die Rückkehr der Männer? Oder auf eine lichtumflorte Gestalt, die bald aus den trüben Schleiern des Schneegestöbers auftauchen und allen den neuen Weg weisen würde? Lilith verspürte keine Lust, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Denn spätestens um Mitternacht würde sie um dreißig Goldbarren reicher sein und dann ein Leben ohne Not führen können. Mit Gold konnte man sich alles kaufen, hatte Oskar gesagt. Und von Gold hatte er wirklich was verstanden, der alte Ganove.

Das traurige Stadtszenario mit den verödeten Straßen, den ausgefallenen Ampeln, die nie mehr glühen würden, den ausgeplünderten Läden und Supermärkten und den verdursteten Wagen, die am Straßenrand oder einfach mitten auf der Fahrbahn abgestellt waren, begann allmählich zu schwinden. Lilith hatte die Stadt inzwischen fast hinter sich, und hier draußen, wo das Land anfang, bemerkte sie keinen besonderen Unterschied zu früher. Menschenleere Landstriche mit eingeschnittenen Äckern, Wäldern und Tälern kamen ihr auf der Bundesstraße entgegen und trieben an ihr vorbei, doch in der damaligen Welt, als Männchen und Weibchen noch zusammengelebt hatten, waren solche Reiseansichten wohl kaum anders gewesen.

Ihre Gedanken schweiften zu der Frau, die in der Mühle lebte und die sie erschießen mußte: Helena. An ihren Nachnamen hatte sich Oskar nicht mehr erinnern können. Plötzlich wollte die Dame ihr so gar nicht mehr als eine schrullige Eigenbrötlerin erscheinen, die wunderliche Behausungen bevorzugt, sich von Kräutern und Waldbeeren ernährt und nachts mit den Eulen

redet oder mit dem Teufel höchstpersönlich. Im Gegenteil, nun glaubte sie, daß es von gewaltiger Weitsicht zeugte, daß sie sich vor einem Jahr aufs Land zurückgezogen hatte. Die Städte waren im Endstadium der Katastrophe ein Hort des Elends und der Hoffnungslosigkeit geworden, wie sie sich soeben selbst überzeugt hatte. Der Ausfluß, der aus Milliarden von Männerleichen sickerte, hatte hier am anschaulichsten zu einer Lähmung des Lebens geführt. Wer sagte aber, daß die Frauen weiterhin in ihren ungeheizten Wohnungen hocken bleiben und still und duldend der Dinge harren würden, die da kämen? Sie würden in ihrer Verzweiflung natürlich nicht gleich zur Gewalt greifen wie Männer es in vergleichbaren Situationen getan hätten. Nicht gleich – aber irgendwann doch, oder? In den Städten würde früher oder später das Chaos Einzug halten, das wurde ihr mit einemmal klar. Das Land dagegen würde ein Puffer gegen das Chaos sein, ein schlammiges Feld, in dem die mörderischen Wirren der heraufziehenden Zeit gleich brennenden, rollenden Reifen ihre Brisanz verlieren und dann schließlich vollends steckenbleiben würden. Zumindest für eine Weile.

Lilith dachte noch weiter über die Vorzüge des Landlebens nach. Darüber, daß es im Grünen vermutlich auch mit der Nahrungsmittelversorgung besser stünde. Man konnte sein eigenes Gemüse anbauen und Viehzucht betreiben. Bei der Vorstellung an ein saftiges Steak spürte sie, wie ihre Geschmacksnerven regelrecht aufheulten und der Magen schon prophylaktisch Säure ausschüttete. Denkbare auch, daß noch delikateren Gerichte auf den Tisch kämen. Denn durch die Halbierung der Menschheit würden die Naturreserven sich mächtig erholen und die Tiere der Wälder, Seen und Meere sich derart vermehren, daß es überreichlich zu jagen und zu fischen gäbe. Vor ihrem geistigen Auge breitete sich ein wahres Jäger- und-Sammler-Paradies aus.

Die kluge Helena hatte dies alles vorausgesehen und

rechtzeitig Vorsorge getroffen. Jetzt, wo ihre Intelligenz aus der Gefriertruhe des Freudenhauses hervorgetaucht war und ihre Kombinationsfähigkeit allmählich aufzutauen begann, erkannte Lilith die Zusammenhänge und empfand höchsten Respekt für diese Frau. Schade, daß sie sie gleich erschießen mußte.

Die einsamen Straßenflure durch die wie mit Zuckerwatte eingesponnenen Tannenwälder, die pittoresken Steinbrückenbuckel, unter denen gefrorene Bächlein ruhten, und die kleinen Dörfer, die in ihrer heimeligen Schneehülle trotz allen Wandels aus der Ferne immer noch das Motiv für eine süßliche Ansichtskarte abzugeben vermochten, wichen langsam einer monotonen Landschaft. Kornfelder, fast alle nicht abgeerntet und mit kläglich ausgedorrter Saat, erstreckten sich rings um die Fahrstrecke, soweit das Auge reichte. Der junge Winter hatte seinen frostigen Mantel über sie ausgebreitet, als wolle er sie ersticken, doch sie waren schon längst tot. Lilith spürte, daß sie ihr Ziel erreicht hatte, und als ein Hinweisschild ihren Weg kreuzte, hielt sie kurz an und überprüfte anhand der von Oskar sehr präzise gezeichneten Karte ihren Eindruck. Etwas weiter führte links ein sehr schmaler Pfad direkt in die Felder. Sie bog ein und fuhr im Schrittempo weiter.

Nach etwa zehn Minuten tauchte in einer Entfernung von etwa dreihundert Metern die Mühle auf. Als höchster Punkt in der Landschaft stand sie auf einem Hügel wie ein Leuchtturm in schwerer See, belagert von einem grauen, fette Schneeflocken speienden Himmel. Kleine stallungsähnliche Bretterbuden waren um sie herum plaziert. Linker Hand wuchs nach einem ausgedehnten Ackertal eine Anhöhe, welche mit einem glatten Kamm abschloß. Die Fenster im unteren Bereich der Mühle waren beleuchtet, und eine Silhouette huschte bisweilen hinter ihnen vorbei.

Lilith bugsierte den Wagen vorsichtig in das rechtsgelegene Kornfeld hinein, positionierte ihn hinter einem vereisten Baum so, daß er zwar halbwegs verdeckt wurde, sie aber durch einen

Teil der Windschutzscheibe dennoch freie Sicht auf die Mühle behielt. Dann begann sie mit der Observierung des Objekts, wie Oskar ihr geraten hatte.

Es war eine ungeheuer stumpfsinnige Angelegenheit. Man guckte nur!

Allmählich wurde es dunkel, ohne daß Lilith irgendwelche anderen Leute in der Gegend gesehen oder auch nur den Ansatz eines Planes für ihre weitere Vorgehensweise gefaßt hätte. Eigentlich bedurfte es auch keines Planes. Sie brauchte lediglich aus dem Wagen zu steigen, zur Mühle zu marschieren, an die Tür zu klopfen und dann diejenige über den Haufen zu schießen, die ihr die Tür öffnete. Eine simple Sache. Dennoch gab ihr eine sehr nervtötende innere Stimme seit einer geraumen Weile zu bedenken, daß die Sache sich vielleicht doch nicht so simpel verhalten könnte. Man konnte es drehen und wenden, wie man wollte, diese Frau, Helena – ein Pech aber auch, daß sie ihren Namen kannte, denn Namen verliehen einem Menschen ein Gesicht und eine Persönlichkeit –, würde bei der Aktion sterben. Das war sogar der Sinn der Übung, nicht wahr? In ihrem Körper würden sich ein paar Löcher auftun, es würde Blut spritzen, sehr viel Blut, sie würde schreien, umfallen, aber nicht so, wie wenn man ausrutscht und umfällt, sondern mit grotesk verrenkten Gliedern und entsetztem Gesichtsausdruck, und ihre aufgerissenen toten Augen würden sie zum Schluß anklagend anstarren, wenn sie am Boden läge. Scheiße, so was hatte sie noch nie gemacht!

Und was ist, wenn sie Helena nur mit der Waffe bedrohte und dann knebelte? Sie konnte in diesem Falle das Gold in aller Ruhe aus dem Keller holen, in den Wagen laden und abschließend über alle Berge sein, ohne daß jemand verletzt oder gar getötet würde. Aber wie würde sich Helena später von ihren Fesseln lösen? Wenn sie es nämlich nicht schaffte, wäre sie einem noch qualvolleren Tod ausgesetzt. Womit sollte sie sie überhaupt knebeln? Vielleicht hatte sie ja gar keine Seile und

Stricke im Haus. Im Film benutzten sie immer Telefonkabel ... Es half nichts: Helena mußte dran glauben!

Bevor Lilith sich ans Werk machte, beschloß sie, noch etwas länger zu »observieren«, obwohl ihr dafür ums Verrecken kein vernünftiger Grund mehr einfallen wollte. Doch es war unbestreitbar, daß der Tätigkeit des Observierens mehr Seelenfrieden innewohnte als der des Tötens. Deshalb zögerte sie den folgenschweren Akt hinaus. Langsam hörte der Schneeschauer auf, und nach einer halben Stunde hatte sie nur noch den schiefergrauen, schweigenden Himmel über sich. Im Auto war es eisig kalt, und sie spürte, daß sie etwas unternehmen mußte, wenn sie nicht einem denkwürdigen Gefriertod anheimfallen wollte. Der Entscheidungskampf in ihrem Kopf tobte derweil mit solcher Vehemenz, daß sie die seltsame traurige Stimmung, die plötzlich die Gegend erfaßt hatte, und das Auftauchen von wilden Tieren auf dem Kamm der Anhöhe nur am Rande bemerkte. Irgend etwas war anders geworden in der Welt, das fühlte Lilith ganz intensiv. Eigentlich kaum verwunderlich, hatte doch die Veränderung inzwischen auch längst von ihr Besitz ergriffen, wenn sie sich den Schädel darüber zerbrach, ob und wie sie einen Menschen um die Ecke bringen sollte.

Dann fiel die Entscheidung. Gegen Helena. Helena oder das Gold hieß die Wahl, und Gold bedeutete ein unbeschwertes Leben. Wollte sie ihre künftige Existenz etwa damit bestreiten, daß sie Salat und Rüben anbaute, Ziegen melkte und Karnickel züchtete? Wie ging das überhaupt? Nein, diese Helena hockte förmlich auf dem ganzen Scheißgold, aber das ganze Scheißgold gehörte nun einmal Lilith. So einfach war das!

Sie griff nach ihrer Handtasche, fummelte das Make-up-Etui und verschiedene Schminkstifte hervor, rückte den Rückspiegel zum Gesicht und vollzog das Ritual, das seit ihrem fünfzehnten Lebensjahr ein wichtigerer Bestandteil ihres Alltags geworden war als regelmäßiges Essen. Erst am Schluß, als sie den

karmesinroten Lippenstift auftrug, fiel ihr die Absurdität ihres Tuns auf. Gewiß, es war ein Reflex gewesen, aber einer von der unausrottbaren Sorte, der sich selbst dann behauptete, wenn sein Sinn längst zu einem Witz verkommen war, zu einem morbiden obendrein. Während sie das Ergebnis dieses Reflexes im Spiegel betrachtete, versuchte ihr Verstand der Aktion vergeblich den Anflug einer Logik abzugewinnen. Sie hatte sich geschminkt, um jemandem zu gefallen, dem sie im nächsten Augenblick eine Ladung Blei in den Bauch zu jagen gedachte! Schließlich muß man ja einen guten Eindruck hinterlassen, rechtfertigte sie sich in Gedanken amüsiert und wollte lachen. Aber dann empfand sie eine Art geistigen Würgens, öffnete die Wagentür und kippte den gesamten Kosmetikplunder aus der Handtasche auf den Schnee. Es kam ihr dabei vor, als erbreche sie sich, und das Resultat entsprach ebenfalls diesem Vorgang: Sie fühlte sich danach etwas besser.

Sie ergriff den Ladycolt so fest, als sei er eine starke, erfahrene Hand, die sie um alle bedrohlichen Klippen zu lotsen vermochte, und stieg aus dem Wagen. Auf Beinen, welche wie mit einer Betäubungsinjektion behandelt zu sein schienen, schwankte sie zur Mühle, während ihr dampfender Atem ihr die Sicht vernebelte. Hinter den leuchtenden Fenstern sah sie den Schatten einer Frau über eine freistehende Treppenkonstruktion Richtung Dach aufsteigen. Auch das noch! Wenn sie an die Tür klopfte, würde die schlaue Helena wahrscheinlich oben ein Fenster öffnen und erst einmal nachfragen, was die doofe Lilith von ihr wolle. Wenn sie da nicht eine verdammt gute Ausrede parat haben würde, konnte sie sich selbst die Kugel geben. Als wäre das nicht genug, begann aus den Bretterschlägen auch noch ein Pferd so laut zu wiehern, als sei ihm plötzlich der Zusammenhang zwischen der allgemeinen Fleischknappheit und seinem persönlichen Schicksal aufgegangen.

Auch ihr war mittlerweile etwas aufgegangen: Sie konnte nicht mehr zurück. Sie hatte bereits die Hälfte der Strecke bewältigt,

und falls Helena jetzt aus dem Dachfenster herunterblickte, weil das schreckliche Wiehern sie gewarnt hatte oder wegen einer unerklärlichen Ahnung, würde sie sie auf dem ansteigenden Weg mit Sicherheit sehen. Die Finsternis war jetzt allgegenwärtig, doch mit den letzten Lichtstrahlen hatte sich auch die undurchdringliche Wolkenschicht verzogen, so daß Mond und klarer Sternenhimmel die lichtreflektierende Schneelandschaft ausreichend beleuchteten. Sie würde nach ihr rufen und, wenn sie eine Waffe besaß, vielleicht sogar auf sie schießen, falls sie abzuhaufen versuchte. Als kleines Mädchen hatte sie im Verkehrsunterricht des Kindergartens gelernt, daß man bei der Überquerung einer Straße unbedingt weitergehen solle, wenn man sich bereits in der Mitte der Fahrbahn befände, gleichgültig, ob Autos auf einen zurollten oder nicht. Niemals vor Angst den Fehler begehen und einen Rückzieher machen, hatte Onkel Polizist den Kindern eingetrichtert, das wäre schlimmer als die augenblickliche Gefahr. Zu Situationen wie dieser hatte sich Onkel Polizist allerdings nicht geäußert, vermutlich weil sie sich kaum mit der Rechtsordnung vertrugen.

Viele bange Schritte zum Ziel, eine atemlose Wanderung in stetiger Panik, bei der sie den Eindruck hatte, als stampfe sie über ein Minenfeld anstatt durch Schnee. Doch es passierte nichts, rein gar nichts. Plötzlich fand sie sich vor der Holztreppe zur Tür der Mühle wieder, ohne daß Helena ihren Kopf aus dem Fenster gestreckt hätte oder ein Schuß gefallen wäre. Leise stieg sie die Stufen zu der Kreisterrasse hinauf und stand dann etwas flau vor der Türe, in die wunderschöne bäuerliche Motive wie das Säen und Erntedankfestszenen geschnitzt waren. Sie wollte anklopfen, als ihr auffiel, daß am Türpfosten ein Klingelknopf angebracht war.

Lilith umklammerte die Waffe in ihrer Hand fester, und ihr Finger am Abzugshahn zitterte so heftig, daß sich beinahe ein Schuß gelöst hätte. Dann bewegte sie den Zeigefinger der linken Hand zur Klingel ...

Sie konnte es nicht! Es war ihr unmöglich. Sie konnte keine Helena oder sonst irgendwen umbringen. Mensch, Oskar, das hättest du in deinem raffinierten Plan berücksichtigen müssen! verfluchte sie ihren Gönner, dessen Hautfarbe mittlerweile bestimmt von gelb über grün zu blau gewechselt hatte. Auf einmal hatte sie ein vollkommen anderes Phantasiebild der Frau, die in der Mühle herumgeisterte, vor Augen. Es war nicht mehr das Bild einer argwöhnischen Nebelkrähe, die in ihrer Burg mit einer Waffe in der Hand umherschlich und auf jedes verdächtige Geräusch mit einer hinterlistigen Taktik reagiert, sondern das einer Einsamen, die jeden unerwarteten Besuch willkommen heißen würde. Auf ihr Klingeln hin würde sie ohne einen Funken von Mißtrauen die Tür öffnen und sie hereinbitten, außer sich vor Glück, daß sie in dieser Einöde überhaupt jemand aufsuchte. Sie würde ihr etwas zum Trinken anbieten, bestimmt sogar etwas Leckeres zum Essen, sich darauf freuend, daß hoffentlich ein langer Abend mit ausgiebigem Weibertratsch in Gang käme. Was konnte sie dafür, daß ein krankhaft geiziger Juwelier sein verdammtes Gold in ihrem Keller vergraben hatte?

Aus purem Aberwitz versuchte Lilith sich ihre Situation aus dem Blickwinkel eines weit entfernt befindlichen Außenstehenden vorzustellen, und fand, als es ihr gelang, daß diese zum Brüllen komisch sei. Sie stand vor der geschlossenen Tür wie eine abgestellte und lächerlich drapierte Kleiderpuppe, das Gesicht clownesk geschminkt, die vorgestreckte Hand mit der Pistole gleich einem eingerasteten Robotgriffel auf ein sinnloses Ziel zeigend. Ein Anblick gerade so, als hätten irgendwelche wahnsinnig witzigen Leute Helena einen Streich spielen und ihr beim Verlassen der Mühle einen Schreck einjagen wollen. Lilith, die bestangezogene Vogelscheuche der Welt!

Sie mußte wieder zurück. Den ganzen bangen Marsch wiederholen, sich ins Auto setzen, Gas geben und darüber nachdenken, wie man Rüben anbaute. Und das nur deshalb, weil sie keinen Menschen töten konnte. Vielleicht sollte sie in den

nächsten Tagen ein bißchen üben, überlegte sie ernsthaft, und dann wieder hierherkommen. Sie machte kehrt und stieg genauso leise herunter, wie sie hochgekommen war. Ein ängstlicher Blick zurück ließ sie jedoch eine interessante Entdeckung machen. Unter der Kreisterrasse, fast auf Bodenhöhe, schimmerte matt die Glasscheibe eines kleinen, unscheinbaren Fensters.

Das Kellerfenster!

Schlagartig entbrannte ein neuer Entscheidungskampf in Liliths Kopf, und abermals verharrte sie ratlos am Fuße der Stufen, was einen Außenstehenden ob ihres dämlichen Anblicks zum Lachen gebracht hätte. Der Entschluß fiel jedoch im Gegensatz zum letzten Mal schneller, und er hieß ganz unkompliziert: Warum nicht!

Sie rannte zum Auto hinter dem Baum zurück, ohne darauf zu achten, ob sie dabei gesehen werden könnte, und holte Spaten, Spitzhacke und den Rucksack. Dann sprintete sie wieder zur Mühle zurück und kroch unter die Terrasse vor das kleine Fenster. Bevor sie mit der Hacke die Scheibe einschlug, erinnerte sie sich an Oskars Worte: »Kein großes Problem, wenn man mit einem Spaten und einer Hacke umzugehen versteht, weil der Kellerboden nicht wie bei den modernen Bauten mit Beton ausgegossen ist, sondern aus gestampfter Erde besteht ...« Was soll's, dachte sie, ein paar Goldbarren, die in den Rucksack passen, sind besser, als Rüben anpflanzen, und schlug das Fenster ein. Daß Helena das Gekirre hören könnte, ignorierte sie einfach. Da machte ihr das Wiehern dieses verrückten Viehs aus der Baracke mehr Sorgen.

Nachdem sie die restlichen Glassplitter aus dem Fensterahmen vorsichtig entfernt hatte, nahm sie Spaten, Hacke und Rucksack in beide Hände, steckte die Beine in die Öffnung, rutschte mit dem Hintern immer tiefer hinein, und ließ sich schließlich fallen.

Sie fiel sehr sanft, so daß sie gleich auf beiden Füßen stehen konnte, doch in dem Moment, in dem sie den Boden berührte, spürte sie auch, daß dieser Boden keineswegs aus gestampfter Erde bestand, sondern aus Beton.

Vanessa

»Die Gleichbehandlung von Frauen in modernen westlichen Industrienationen ist ein volkswirtschaftlicher Schaden, der nur deshalb nicht das Licht der Öffentlichkeit erblickt, weil niemand sich traut, die brisanten Zahlen genau nachzurechnen – am wenigsten Männer!«

An diesen einen Erdbeben-Satz dachte Vanessa, während sie die kirchenschiffgroßen, endlos scheinenden Flure des Regierungsgebäudes abschnitt und an ihrer einundvierzigsten Zigarette des heutigen Tages sog.

Die Gänge aus edelstem Marmor und Granit, geschmückt mit Fresken von siegreichen Schlachten und historischen Bürgeraufständen aus der Zeit der Aufklärung, hatten bei Besuchergruppen, die hier einstmals busladungsweise durchgeschleust worden waren, stets einen tiefen Eindruck hinterlassen. Ehrfurcht und eine beklemmende Ahnung von der Macht der allgewaltigen Wesenheit namens Staat. Wie leicht man doch das Fußvolk mit abgedroschenen Theatereffekten beeindrucken konnte, und wie dreist Staatsmänner jedes Zeitalters und jeder Couleur sich ihrer bedient hatten. Den größten Teil der Strecke flankierten riesige und dickbäuchige Säulen, die die Flure stellenweise zu Aussichtsspalieren umgestalteten und zwischen denen man auf ausladende Treppenaufgänge, prächtige Vestibüle und mit dem Staatswappen und den Emblemen erster demokratischer Bewegungen ausgeschlagene, weitflächige Plattformen blicken konnte. Nun war alles völlig verwaist und der gesamte Mammutbau ein einziger labyrinthischer Resonanzkörper geworden, der danach gierte, einen noch so leisen Laut aufzuspüren, um ihn tausendfach verstärken zu können. Und als wolle er bei erstbestener Gelegenheit eine Kostprobe seines Könnens bringen, verwandelte er das stetige Klacken von

Vanessas Absätzen in eine wahre Echoexplosion. Bizarr ging es in letzter Zeit mit dem Regierungsgeschäft zu und höchst furchteinflößend.

Vanessa aber hatte keine Angst, sie hatte im Leben nie vor irgend etwas Angst gehabt. Außerdem war da ihre »Leibgarde«. Zehn junge Grenzschrützerinnen, die einst gemeinsam mit den männlichen Kollegen für Terrorbekämpfung und Personenschutz ausgebildet worden waren, und die wundersamerweise immer noch jeden Tag zum Dienst erschienen beziehungsweise im Gebäude wohnten. Bis an die Zähne bewaffnet, aber auch über die Qualifikation verfügend, das Genick des Gegners mit bloßen Händen brechen zu können. Bereits beim Anblick eines vorbeiflatternden Vogels witterten sie die Vorhut eines Angriffs auf den Regierungspalast und zückten ihre Maschinenpistolen. Ein rührend pathetisches Pflichtgefühl ließ sie Tag für Tag brav ihre Arbeit tun, obwohl diese ihren Sinn längst verloren hatte. Allerdings wurden sie dafür auch gut belohnt. Zwar nicht mehr mit einem Gehalt, aber mit Lebensmitteln, die in opulenten Mengen in den unterirdischen Atombunkern lagerten.

Zudem blieb eine Regierung auch in einer Misere solch fatalen Ausmaßes weiterhin ein satter Krake. Das hieß, man verfügte über viele verkehrstechnische Mittel, von Dienstfahrzeugen bis zu zwei parlamentseigenen Hubschraubern, und im Gegensatz zur Bevölkerung über beträchtliche Kraftstoffreserven. Zu den Privilegien gehörte ebenso eine erstklassige Kommunikationstechnologie. Doppelt und dreifach abgesicherte Telefon-, Funk- und Satellitenverbindungen und Computernetze, welche kein Energienotstand, nicht einmal ein Atombombenangriff lahmzulegen vermochte. Man hatte diese allein von einer so reichen Firma wie dem Staat bezahlbare Technologie gerade für den Fall einer solchen Katastrophe eingerichtet, und es würde noch Jahre dauern, bis sie ihren Geist aufgab. Der Informationsaustausch zwischen den Regierungen dieser Welt würde also reibungslos weiterfunktionieren, auch wenn es kaum mehr

jemanden gab, der Informationen herbeischaffte. Und nicht zuletzt behielt sich eine Regierung immer den Zugriff auf die wahre Macht vor, anders gesagt, sie besaß die Verfügungsgewalt über alle Waffensysteme der Militärs. Da das Militär aber in der bekannten Form nicht mehr existierte, glich dieses Machtpotential gegenwärtig einem infernalischen Geist in der Flasche, die niemand zu entkorken wußte – und entkorken wollte.

»Die Gleichbehandlung von Frauen in modernen westlichen Industrienationen ist ein volkswirtschaftlicher Schaden ...« Der Erdbeben-Satz, dem Vanessa vor drei Jahren eine äußerst fragwürdige Popularität zu verdanken hatte, ohne daß jemand von seiner wahren Urheberin je etwas erfuhr, war nicht das einzige, woran sie dachte, während sie sich durch den Irrgarten der Regierungsflure beharrlich auf ihr Ziel zubewegte und dabei wie ein zu Hochform auflaufender Drache zylindrische Strahlen von Zigarettenqualm aus Mund und Nasenlöchern ausstieß.

Die Wege des Herrn sind unergründlich! Die der Frau aber auch! konstatierte sie schmunzelnd, als sie die Paradoxie erkannte, daß ausgerechnet einer wie ihr die Quasi-Regierungsmacht eines reinen Frauenreiches zugefallen war. Doch irgendwie schien System dahinterzustecken. Denn auch die Tatsache, daß sie das Mandat der Ministerin für Familie und Soziales besaß, war für jemanden, der ein Buch mit dem ganz und gar nicht witzig gemeinten Titel »Wie man Frauen wirklich kriegst und sie sich untertänig macht« veröffentlicht hatte, total paradox.

Die Wahrheit war: Vanessa hielt Frauen für ziemlich beschränkt. Sie hatte sie schon immer für beschränkt gehalten, seit ihrer Kindheit. Zwar fanden Männer vor ihren entlarvungssüchtigen Röntgenblicken auch keine Gnade, doch glaubte sie, daß die Dummheit des Weibes bei weitem alles übertraf, was die Palette des menschlichen Fehlverhaltens zu bieten hatte. Und in fortgeschrittenen Industrienationen bezahlten die Rechnung für

diese Dummheit stets die Männer.

Sie kam aus einer großbürgerlichen Familie, in der Vati abends Klassiker las, obgleich er tagsüber so ganz unkultiviert Menschen mit dubiosen Spekulationsgeschäften in den Ruin trieb, und Mutti sich das ganze Jahr über den Kopf über das Arrangement des Tischgedecks zu Weihnachten und Ostern zermarterte. Die beiden hatten sich etwa so viel zu sagen wie Insassen eines Leichenschauhauses. Ein echtes Mirakel, daß bei so viel Tiefkühltruhenstimmung überhaupt Kinder gezeugt worden waren. Die Mädchen trugen propere Kleider mit Spitzen, die Jungs wurden unweigerlich in kratzige weiße Nylonhemden gezwängt, von denen sie auf der Stelle Ausschlag bekamen. Es gab strenge Tischsitten. Vor dem Essen wurde gebetet, während des Essens herrschte absolutes Schweigegebot, wobei es einem passieren konnte, daß man »eins hinter die Löffel« bekam, wenn man dagegen verstieß. Erwachsene redeten ständig von »Sitte und Anstand«, als handele es sich um das Natürlichste der Welt, und sie hatten anscheinend nicht die geringste Veranlassung, ihre Handlungen gegenüber Kindern irgendwie zu *begründen*. Es war eine Welt der prächtigen Gründerzeitbauten mit Pyramidenbäumen und Springbrunnen in den Gärten, wo Nachbarn sich auf der Straße artig grüßten, doch sich niemals einen Besuch abstatteten. Eine Welt der Kultururlaube nach Griechenland, der etwas schrullig aussehenden Klavierlehrer, die von einem Haus ins nächste huschten, der durchdringend nach Bohnerwachs riechenden Traditionsschulen, wo Herr Studienrat noch den Papi unterrichtet hatte, und des allgegenwärtigen Geldes, über das man nie sprach, dem man aber so atemlos hinterherjagte wie der Teufel hinter unschuldigen Seelen.

Es war eine kalte Welt, in der die Aufrechterhaltung eines idiotischen Scheins das Leben bestimmte, und Vanessa erkannte bereits in sehr jungen Jahren, daß dies nicht ihre Welt war. Schon gar nicht die weibliche Variante davon. Das Weibliche an

sich hatte schon immer ihr Mißfallen erregt. Die goldbezopften Mädchen, die Blumenkränze flochten, in ihren Liliputanerküchen Essen aus Sand zubereiteten und Puppenwagen vor sich her schoben, als habe ihnen ein garstiges Schicksal verfrüht die Bürde des Erwachsenenalltags auferlegt, während daneben die Jungs auf selbstgebauten Flößen ihre wilden Freiheitssehnüchte auslebten. In dem langweiligen Kosmos der Kleinmädchenträume begnügten sich die Träumerinnen mit kleinlichen Imitationen des richtigen Lebens, ohne ein Aufbegehren, Überschwang oder die Prise unentbehrlicher Anarchie, die Träume würzte.

Was Vanessa in der Kindheit lediglich erahnt hatte, wurde ihr in der Pubertät zur Gewißheit. Zu ihrer Enttäuschung bewirkte der intellektuelle Schub bei ihren Freundinnen keineswegs den Ausbruch aus der weiblichen Schablone, sondern deren Bestätigung. Gestern noch Kinder, beherrschten diese knospenbusigen Mädchen bereits sämtliche Kniffe der weiblichen Kriegsführung: Tränen, Hysterie, Drohungen, erotische Avancen, Intrigen, klammheimliche Rivalität. Vor allem jedoch hatten sie das Morgengebet einer jeden Frau schon lange auswendiggelernt: »Sei hübsch, hübscher, am hübschesten!« Jungs waren »süß« oder »knuffelig« oder schlimmstenfalls ein wenig verwegen, etwas kantig geratene Kobolde zum gemeinsamen Plattenhören, Schmusen oder für den Badespaß am Baggersee. Wenn es denn unbedingt sein mußte, ließ man sich halt auch ins Gebüsch zerren und ein bißchen befummeln. Keine dieser heranwachsenden Frauen vermochte die Weichzeichnerbrille abzunehmen und die Knaben als das zu betrachten, was sie in Wahrheit waren: sexhungrige, unsensible, gebieterische, bisweilen recht gewalttätige Monster mit fortgeschrittenen Paschaallüren, die ein Mädchen auf der Stelle fallenließen, sobald ihnen ein attraktiveres zuwinkte. Ein rebellisches Getue änderte nichts an ihrem chauvinistischen Kerngehäuse.

Vielleicht aber war Vanessas unbarmherziger Blick auf die Geschlechter verstellt durch die Selbsterkenntnis. Sie begriff rasch, daß sie nicht wie die anderen war, und es verblüffte sie, daß ihr das so gar nichts ausmachte. Die Säfte aus der Hexenküche der Jugend hatten sie bereits mit sechzehn Lenzen auf ein Meter neunundsiebzig hochsprießen lassen, was 1965 ausgereicht hätte, um sie als eine Riesin abzustempeln, wenn man die damalige Durchschnittsgröße von Frauen zum Vergleich nahm. Doch dieselben geheimnisvollen Säfte hatten auch bewirkt, daß zu dieser stattlichen Größe der entsprechende Körper gedieh. Sie war weder stämmig noch eine wandelnde Bohnenstange, aber es bedurfte des Kennerauges, um ihre ganz besondere Schönheit zu entdecken. Etwas hager in der Gestalt, mit kleinen, aber sehr spitzen Brüsten, kohlschwarzen, schulterlangen Haaren und fast zusammengewachsenen Augenbrauen gehörte sie zu dem Frauentyp, den man im landläufigen Sinne als herb zu bezeichnen pflegt. Solchen Frauen wurde selten die suspekte Ehre zuteil, in das Pornofilmarchiv im Kopf eines Mannes aufgenommen zu werden, doch Genießer mit der Liebe zum Detail wußten diese Gattung zu schätzen. Für ihre Geschlechtsgenossinnen wiederum, auch für solche, die doppelt so alt waren wie sie, repräsentierte Vanessa stets die große Schwester, der man sogar das Unaussprechliche anvertrauen konnte.

Das Problem war nur: Die große Schwester fand ihre Schwestern allesamt zum Kotzen! Ihr erschienen Frauen mit ihrer Hingabeshow gegenüber Männern, ihrem ermüdenden Menstruations- und Gebärmuttergeschwätz und ihrer an eine Psychose grenzenden Affinität zu Schwangerschaft und Kindern wie Angehörige eines Ordens, die ein Debilitätsgelübde abgelegt haben. Nicht, daß es sie zum anderen Ufer hinzog. Männer waren in ihren eigenen Schwachsinn verstrickt, und ihr falsches Dominanzgebarren, ihre dummdreiste Rechthaberei und ihre an läufige Hunde gemahnende Sexmanie lösten in ihr nur

Belustigung aus. Nein, sie mochte das Weibliche, glaubte jedoch, daß Frauen ihr weibliches Potential kaum ausschöpften. Bereits in der Schule bemerkte sie, wie ihre Klassenkameradinnen ihre Zukunft von Männern und deren launischen Regeln abhängig machten. Sie waren schon kleine Erwachsene und bastelten fleißig an einer Kuhphilosophie über Ehe, Familie und Kinder, und ob das Ganze sich auch ja mit ihren bescheidenen Berufszielen vertrug, während die Jungs davon träumten, die Welt aus den Angeln zu heben – oder sie zumindest zu bereisen. Make-up- und Modetips besaßen den Stellenwert von Überlebensregeln für Havaristen und politische Aktivitäten, die seinerzeit komplett von greisenhaften Männern mit dicken Bäuchen betrieben wurden, von elektromagnetischen Schwankungen im Weltall.

Vanessa wußte auch bald den Grund für das ganze Übel: Das Patriarchat war an allem schuld! Das jahrhundertealte, ach was, Jahrtausendealte Patriarchat hatte die Frauen teils durch die Androhung von handfester Gewalt, teils durch subtile psychologische Kniffe und männerbestimmte Normen etappenweise entmündigt – auf solch satanische Art, daß sie ihre Rolle als Sexhäschen, Gebärmachine und Dienerin vollkommen verinnerlicht hatten. Ihre Hirne waren verpestet wie vom narkotisierenden Gift, das sie an Visionen hinderte, und ihre Herzen verschlossen gegen echte Schwesterlichkeit, die Solidarität hieß.

Woher sie das wußte? Die Antwort lag in der Luft. Es war ein kämpferisches Jahrzehnt, in dem junge Menschen sich nicht mehr damit begnügten, Samstagabends Papis Wagen fahren zu dürfen oder heimlich Zigaretten zu rauchen, sondern sich ganz frech in das Geschäft der Erwachsenen einmischten. Und es war ein aufregendes Jahrzehnt. In Indochina zog ein furchtbarer Krieg herauf, Präsidenten wurden in Serie erschossen, es gab fast monatlich eine musikalische Revolution, Schwarze wollten keine Onkel Toms mehr sein, kalte Krieger fletschten ihre

Atombombenzähne, Leute spazierten auf dem Mond, es gab erste Bilder von Embryonen im Mutterleib, Männer ließen sich die Haare wachsen und bekamen einen entrückten Blick, Sex war in aller Munde, als wäre er soeben erfunden worden, Herzen wechselten durch geschickte Chirurgenhände den Besitzer, »Che« wurde Wandposter und »Woodstock« eine Art vorgezogene Todesliste der auftretenden Künstler ... Kurz, es war was los!

Vanessa wollte in Anbetracht dieses fiebrigen Wandels nicht zurückstehen. Doch der Versuch, ihrer heilen Welt der akkurat gemähten Rasen und freudlosen Sonntagsmessen eine klitzekleine Revolution abzutrotzen, schlug erbärmlich fehl. In Muttis Modemagazin sah sie die neueste Kreation einer britischen Modeschöpferin namens Mary Quant, die genug Provokationspotential zu enthalten versprach, das geistige Fassungsvermögen ganzer Nationen zu sprengen. Das Delikate daran war der Umstand, daß diese Provokation ausschließlich Frauen entfachen konnten.

Es handelte sich um kurze Röcke, so kurz, daß der Saum beinahe an die Abschlußhöhe des Slips heranreichte. Eigentlich eine simple Geschichte. Sehr bald sollte diese simple Geschichte den Titel »Der Minirock« tragen, und Politiker, Kirchenfürsten, Intellektuelle, Frauenverbände, Sittenwächter, Schuldirektoren und viele andere, nach deren Meinung niemand gefragt hatte, sollten in der Öffentlichkeit ein Kesseltreiben veranstalten, das die Emotionalität des Hosenkrieges des Jahres 1959 weit in den Schatten stellte. Vanessa hatte also in dieser Beziehung einen guten Riecher gehabt. Sie nahm sich einige ihrer Kleider und Röcke vor und kürzte sie auf die in der Zeitschrift abgebildete Länge. Und nicht nur das, sie besaß auch den Mut, sie zu tragen.

Ihre Eltern waren entsetzt. Ebenso ihre Lehrer, desgleichen ihre Freundinnen, eigentlich alle. Das blöde dabei war, daß sämtliche Reaktionen auf ein primitives Geschimpfe im Stile eines Bah!-Ausrufs gegenüber schmutzleckenden Kleinkindern

hinausliefen und keineswegs, wie sie gehofft hatte, auf tiefgründige Hinterfragungen des allgegenwärtigen Sexismus in der Gesellschaft. Als hätte diese Enttäuschung nicht gereicht, tauchten plötzlich Befürworter ihrer tapferen Aktion auf – allerdings von der denkbar verkehrten Seite: Männer! Sie liefen ihr hinterher, auf dem Schulhof, auf den Straßen, in der Straßenbahn, überall. Ob schlau diskutierend oder einfach zwinkernd oder gar obszön gestikulierend, gaben sie ihr zu verstehen, daß Mädchen, die sich derart aufreizend kleideten, gefälligst mit einem ins Bett zu gehen hätten. So oder so, das ganze Projekt war ein einziger Fehlschlag.

Sehr bald jedoch interessierte Vanessa die Strategie der zaghaften Nadelstiche gegen degenerierte Provinzler nicht mehr. Sie zog hinaus in die große weite Welt, in die Welt der Universität einer pulsierenden Metropole, und da sah die Sache entschieden anders aus. Zumindest wollte sie das glauben. Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie einen Rat von ihrem Vater angenommen und das Fach Wirtschaftswissenschaften gewählt, obwohl man von einer frühreifen Revoluzzerin wie ihr eher eine Entscheidung zugunsten der geisteswissenschaftlichen Richtung vermutet hätte. Daß es nicht geschah, rührte von ihrer angeborenen Neugier für ökonomische Zusammenhänge her. Diese Fähigkeit – vermutlich ein genetisches Erbe des Ganoven, der sich ihr Vater nannte –, die Welt und das Leben in Abstraktionen zu betrachten, letztendlich »dinghaft« und ohne sentimentale Klischees wahrzunehmen, war stets der wahre Grund für ihre rationale Sicht auf ihr eigenes Geschlecht gewesen.

Aber nun, da die Flucht aus dem Elternhaus der schier anästhesierenden Opernpflichtbesuche und Super-8-Urlaubswiederkäuereien geglückt war und man endlich das lang erträumte Leben einer Erwachsenen in Angriff nehmen konnte, ging es zuerst einmal nicht um Wirtschaft, sondern um Politik. Nicht um die kleinkarierte Politik der greisenhaften Männer mit

den dicken Bäuchen, sondern, nicht mehr und nicht weniger, um die, welche die ganze Welt erlösen würde. Man war politisch, und man wohnte in der Kommune, ein Vorläufer jener Einrichtung, die bald in Serie gehen und unter dem Kürzel WG Furore machen sollte.

Sie befand sich im vierten Stockwerk eines Altbaus, dem das Wort »abbruchreif« tatsächlich noch zu einer Aufwertung verholfen hätte, und setzte sich aus genau zehn Bewohnern zusammen. Sechs Frauen und vier Männer, im Grunde ein recht schwanzfreundliches Einmaleins, wie Vanessa im Lauf der Zeit feststellte. Häuptling war »Ho«, ein für seine zweiundzwanzig geradezu begnadet behaartes Exemplar seiner Gattung, inklusive Castro-Vollbart und Haaren auf dem Rücken, von dem Dschungel auf seiner Brust ganz zu schweigen. Und das alles pechschwarz! Er hatte einen messianischen Blick, der, verbunden mit seinen azurblauen, glühenden Augen, jeden in seinem Umkreis einschüchterte oder verführte oder euphorisierte, je nachdem, was Ho in seiner Allwissenheit für richtig hielt. Eigentlich hieß Ho anders, und er hatte auch lediglich einen Volksschulabschluß, und verdiente sich seine kleinen Brötchen mit Gelegenheitsjobs, meist als Möbelpacker. Doch Ho war irgendwann durch die Berichterstattung über den Vietnamkrieg und durch autodidaktisches Studium der Marxschen Theorie zu einem anarchistischen Weltbild bekehrt worden, vor allen Dingen zu seinem Idol Ho Chi Minh, vermutlich weil der letztere im Gegensatz zu dem Theoretiker echte Heere befehligte. Deshalb ließ er sich Ho rufen. Was für ein Mann! Oder besser gesagt Typ, wie man damals solche Typen zu bezeichnen pflegte.

Auf Bataillon Ho war hundertprozentig Verlaß, wenn es darum ging, in Demonstrationen gegen die vermeintliche Einschränkung von Bürgerrechten, gegen die Vietnam-Kiste sowieso, gegen das »Schweinesystem« oder schlicht und einfach den Imperialismus und überhaupt gegen alles, was der Hoschen

Weltanschauung zuwiderlief, den Wasserwerfern der »Bullenschweine« zu trotzen. Und auch beim SDS in der Uni, dem Bund für den sozialistischen, um nicht zu sagen edlen und guten Studenten, gab die Kommune den Ton an, auch wenn der Häuptling keine Immatrikulation vorzuweisen hatte. Bei politischen Versammlungen in Hörsälen mit Tausenden von geifernden Möchtegern-Systemveränderern schafften es Ho und seine Truppe mittels flammender Agitation immer wieder, eine Sturm-auf-die-Bastille-Stimmung zu entfachen und selbst den linkesten Professor als Biedermann zu verspotten. Die Vertreter der sogenannten außerparlamentarischen Opposition, die mit ihren Kassenbrillen, Rollkragenpullis und Pagenfrisuren im Gegensatz zu ihren Nachfolgern in den siebziger Jahren noch wie aufmüpfige Imitationen derer aussahen, gegen die sie den »Klassenkampf« anzetteln wollten, hielten ob solch kommunistischen Politwütens den Atem an. Ho und seine Mannen und Weiber hatten die Lauscher am Pulsschlag der Zeit und vernahmen, was da heraufzog: die Radikalisierung einer dem Lebensgrau ihrer Väter überdrüssig werdenden Jugend, die Suche nach Lebenssinn in Subkulturen und politischen Utopien und die Emanzipierung von allem, was der persönlichen Freiheit im Wege stand. Und so war es folgerichtig, daß Ho, aus dem kollektiven Unterbewußtsein seiner Generation schöpfend, längst ein Projekt favorisierte, vor dem selbst der Rest der Kommune zurückschreckte: das Anzünden eines Kaufhauses als Symbol für die Vernichtung des allgegenwärtigen »Konsumterrors«.

Vanessa sprang kopfüber in dieses aufregende Milieu wie ein jahrelang in einem Einmachglas gefangengehaltener Fisch, den man in einen Weiher wirft. Die muffige Enge, die ihr Herkunftsbiotop ausgezeichnet hatte, schien hier ins Gegenteil verkehrt worden zu sein. Vor allen Dingen hatte man es bei all dem Revoltieren fast nur mit jungen Leuten, mit seinesgleichen zu tun. Die Alten, ja, das Alter an sich war wie ausgeblendet

oder repräsentierte passenderweise die Gegenseite, mit der man ohnehin im ständigen Clinch lag. Sie brauchte jedoch gar nicht so lange, um zu registrieren, daß einige Dinge trotz der radikalen Geisteshaltung beim alten geblieben waren oder einen Anachronismus darstellten, wie man es in der Szene nannte. Auch in einer Kommune nämlich wurde die Angelegenheit mit Männlein und Weiblein kaum anders gehandhabt als bei den verhaßten Spießern.

Es begann mit dem Sex und hörte beim Kloreinigen auf, obwohl dem Reinigen eines Klos in einer Phase, da die Weltrevolution bevorzustehen schien, nun wirklich eine ähnliche Bedeutung zukam wie der richtigen Kleiderauswahl des Delinquenten bei der Hinrichtung. Die Sache war nur die: Das Klo mußte irgendwann gereinigt werden! Und das hatten gefälligst die Frauen zu besorgen. Das mit dem Klo war übrigens ein unerschöpflicher Quell des Gezänks sowohl weltanschaulicher als auch profaner Art. Man hatte die Tür ausgehängt, weil a) man selbst beim Scheißen keine Zeit fürs Politisieren verschwenden wollte und b) Schamhaftigkeit in körperlichen Dingen als reaktionär galt. Schließlich war der Körper und alles, was dieser produzierte, »Natur«. Doch auch Revolutionäre und Revolutionärinnen kannten eine eingebaute Schamgrenze (besonders wenn man gerade ein Tampon wechseln wollte), und um die tatsächliche oder lediglich vom Kapitalismus diktierte Existenz dieser Schamgrenze entbrannte stets ein furchtbarer Streit. Dann sollte auch noch das Klopapier ein Werk des Teufels sprich der imperialistischen Verschwörung sein, so daß der Hintern die säubernde Kraft des Zeitungspapiers kennenlernen mußte, was erneut zu nächtelangen Diskussionen und viel bösem Blut zwischen den Diskutanten führte.

Für die Außenstehenden, zum Beispiel für die Fotografen der Boulevardzeitungen, die sie gegen ein bescheidenes Honorar nackt im Wohnzimmer knipsen durften, um ihrem bis zum Afterschließmuskel verklemmten Publikum Einsichten vom

unzüchtigen und doch so schlüpfzig reizvollen Kommunardenleben zu liefern, ja, für den kleinen dummen Mann auf der Straße sah das ganze Experiment so aus wie eine Dauerorgie mit Politgelaber zwischen den einzelnen Ficks. Das stimmte jedoch mitnichten. Die Männer blieben, was sie waren, und die Frauen fügten sich.

Es herrschte eine strenge Hierarchie, wer welche Frau bekam, Eifersüchteleien und Hackordnungsrangeleien inbegriffen, und Ho war die oberste Instanz, eine Art Sexpate, der einteilte. »Sozialistischer Bumszwang« war an der Tagesordnung. Eigentlich kaum andere Verhältnisse als im Palast eines Sultans. Und im Grunde ging die Sexualisierung dieses bizarren Zusammenlebens ausschließlich von Männern aus; den Frauen wäre es lieber gewesen, wenn sie einen festen Partner gehabt hätten, und damit basta!

Mit dem Kochen sah es ein wenig besser aus – ein wenig besser. Abgelenkt und völlig erschöpft durch das ganztägige Agitieren und Demonstrieren, mehr jedoch durch die anhaltende Ebbe in der Gemeinschaftskasse, war keiner der Kommunarden in der Lage, auch nur annähernd etwas Kulinarisches auf den Tisch zu zaubern. Allerdings gab es einen entscheidenden Unterschied zwischen den Köchen. Die Frauen *bemühten* sich zumindest um ein richtiges Essen, die Männer dagegen machten ohne Ausnahme jedesmal Spaghetti. Oft ohne Soße! Wenn man sie auf ihren Mangel an lukullischer Phantasie aufmerksam machte, umspielte verachtungsvoller Spott ihre Mundwinkel, so als hätten ihnen Agenten der Lebensmittelindustrie, die ja bekanntlich unentwegt die Dritte Welt ausplünderte, das Angebot zum Überlaufen unterbreitet. In Wahrheit jedoch handelte es sich auch hierbei um die altbewährte Männerstrategie, die alltäglichen Notwendigkeiten so lange auf einem Schweineniveau zu betreiben, bis das nächstbefindliche Weibchen ihr Mutterherz entdeckte oder ganz einfach den Schmutz und den faden Fraß nicht mehr ertrug und die

haushälterischen Dinge in die eigenen Hände nahm.

Und diese listige Taktik wurde klammheimlich auch auf andere Bereiche des ach so freien Lebensperiments ausgeweitet. Zwar war Ho ein großartiger Rebell und ein noch großartigerer Liebhaber in Vanessas Bett, doch irgendwie blieb für ihn die Bedienung einer Waschmaschine eine Geheimwissenschaft, so daß sie ihre Solidarität mit der politischen Bewegung auch auf Hos dreckige Unterhosen ausweitete. Die anderen Männer taten es ihrem Meister gleich, und ehe man sich's versah, gab es in der Woche einen festen Washtag der Frauen. Auch auf intellektueller Ebene hatte man den Genossinnen die Waschküche zugedacht. Frauen kamen auf den Versammlungen in der Uni nicht zu Wort, oder ihre Äußerungen wurden milde belächelt; sie hatten nur einen abgeleiteten Status, den als Frau oder Freundin irgendeines SDS-Mannes, keinen eigenen als selbständig denkende und handelnde Personen. Nur wenn es darum ging, bis zu den Morgenstunden Abertausende von Flugblättern am Hektographen zu produzieren oder Transparente für Demonstrationen zu bemalen, waren ihre klassenkämpferischen Qualitäten dringend gefragt. Die Herren Umstürzler gingen derweil in die Kneipe und berieten bei zehn Bier, in der Regel jedoch bei zwanzig Bier, ihre miteinander konkurrierenden Gesellschaftsideale.

Nicht ganz so witzig sah die Sache aus, wenn eine Frau in die prekäre Situation geriet, naturbedingt von der »permanenten Revolution« eine Pause nehmen zu müssen, genauer gesagt, ein Kind bekam. Ein Schock für beide Seiten war das Ereignis allemal, weil man sich plötzlich rund um die Uhr um ein ständig in die Windeln schießendes, plärrendes und Aufmerksamkeit verlangendes Wesen kümmern mußte, anstatt in aller Gemütlichkeit Abstraktionswolken wie »Mehrwert« oder »US-Kolonialismus« in die haschischrauchgeschwängerte Luft der selbstgerechten Jugend abzusondern. Doch auch hier wußten die Herren Rebellen sich mit einem genialen Trick zu helfen: Sie

verschwanden einfach und überließen die jungen Mütter und ihren revolutionären Nachwuchs sich selbst. Schließlich stand das Schicksal der Welt und die Errettung der Arbeiterklasse auf dem Spiel, eine Klasse übrigens, mit der man denselben intensiven Kontakt pflegte wie mit dem »Pinscher- und Schnauzer-Club e. V.«. Nicht selten waren diese Mütter gezwungen, in die Spießerburgen, von wo sie ihren Marsch in die Revolte angetreten hatten, zurückzukehren und unter Vorwurfskaskaden der gesamten Horrorverwandtschaft ein oder mehrere Kinder aufzuziehen. Ein unbeugsamer Rest harnte zwar im Auge des Hurrikans aus, doch um welchen Preis! Andauernd abwesende Väter, die auf irgendwelchen Protestkundgebungen tobten oder im Aufbau kommunistischer Kaderparteien steckten, Groschenjobs, mit denen man Kinder durchbringen und obendrein ein Studium finanzieren mußte, und Ferien, die anstatt für eine Reise in den Süden für »marxistische Schulungskurse«, sprich für das Bekochen ganzer Kompanien von Stadtguerillas, draufgingen, ließen rasch Neid auf das bourgeoise Familienmodell aufkommen, wo Papa zwar das Wort Emanzipation nicht einmal aussprechen konnte, aber dafür mit den Kindern den Zoo besuchte und Mama am Hochzeitstag ein Essen im Restaurant spendierte.

Den Beginn ihres eigenen Feminismus, vermutlich des feministischen Kampfes auf dem Kontinent schlechthin, datierte Vanessa auf den 15. September 1968. Ein bleierner Himmel hatte sie den ganzen Tag begleitet, während sie zunächst in ihrem Zimmer trotz der vom Flur dröhnenden französischen Revolutionschansons fürs Studium gebüffelt hatte und anschließend zum Markt geeilt war, um einen Großeinkauf für den Abend zu bewerkstelligen. Es hatte sich inzwischen fest etabliert, daß die weiblichen Kommunarden die Zubereitung des Essens unter sich ausmachten. Zudem handelte es sich um einen besonderen Tag. Die 23. Delegiertenkonferenz des SDS tagte im Auditorium maximum, und nach den aufreibenden Wortge-

fechten würde die Hosche Truppe zu Hause bis tief in die Nacht weiter um die Wette quasseln und dabei ausgiebig futtern wollen.

Auf dem Markt war alles viel zu teuer, bis auf einen kleinen Haufen wabbeliger Tomaten, die im Begriff standen, gänzlich zu verfaulen. Deshalb kosteten sie fast nichts. Eigentlich ein leicht zu analysierender Sachverhalt für eine Wirtschaftswissenschaftlerin. Vanessa kaufte den ganzen Haufen ein und ließ ihn in vier Tüten einpacken. Sie wollte noch die Supermärkte nach Billignahrung abklappern, aber nicht ohne vorher einen Blick in die Konferenz gewagt zu haben.

Das Audimax war brechend voll. So voll, daß die Mehrheit sich mit Stehplätzen begnügen mußte. Der Atem der fast tausend Teilnehmer, vermutlich jedoch die Ausstrahlung ihrer überhitzten Köpfe, hatte im Saal ein Saunaklima erzeugt. Mit Freude nahm Vanessa zur Kenntnis, daß etwas weniger als die Hälfte der Menge aus Frauen bestand, welche sich trotz ihrer »fraulichen« Pflichten hier eingefunden hatten. Die Zusammensetzung des Vorstandstisches freilich sprach dem Geschlechterverhältnis im Saal Hohn. Mit Ausnahme einer einzigen Frau mit vorzeitig ergrauten Haaren und stierendem Blick, die jeder gut kannte, weil sie wegen ihrer terroristischen Aktivitäten mit einem Bein im Kittchen stand, formierte sich der gesamte Vorstand aus Schwanzträgern. Viele dieser Brüder, die in ihren lächerlichen Denkerposen mit Fingern an den Schläfen und extravaganten Pfeifen im Mund an Scherzdarstellungen von Geistesgrößen erinnerten, kannte Vanessa.

Da war Alfred, ein spitzbärtiger, hohlwangiger und absolut unerotischer Politologe im zehnten Semester mit abweisend getönten Brillengläsern, der sich das künftige sozialistische Paradies als eine Art Puff ohne Bezahlung vorstellte. Er hatte darüber sogar ein Buch geschrieben, das sich, von einem Universitätsverlag herausgebracht, großer Beliebtheit erfreute. Eigentlich war das Elaborat gar kein Buch, sondern das

unverblünte Auskotzen krankhafter Sexphantasmagorien eines hochgradig gestörten Mannes, der seine Gier nach Frischfleisch nur notdürftig durch Politgewäsch kaschierte. Die Moral dieses Meisterwerks lautete ungefähr: Wenn Frauen – damit waren *blutjunge* Frauen gemeint – sich in jeder erdenklichen Position und in jede erdenkliche Körperöffnung penetrieren ließen, wären alle Probleme auf der Welt in Null Komma nichts gelöst. Das ulkigste dabei war, daß gerade dieses verkrampfte Kalkgesicht, das in spastische Zuckungen geriet, wenn es das Wort erhielt, der Gesellschaft Verkrampftheit vorwarf.

Und da war Enno, mit seinen fünfundzwanzig Jahren schon Vater von drei Kindern. Enno und seine wechselnden Freundinnen – welche von ihnen die Kinder geboren hatte, sorgte immer wieder für Spekulationen – genossen in der Szene den Status von avantgardistischen Eltern. Wenn man Enno und seinen vielen Frauen und Kindern in seiner kleinen Altbauwohnung einen Besuch abstattete, hatte man das Gefühl, als befände man sich einerseits in einem Dokumentarfilm über das unbekümmerte Leben eines Buschstammes und andererseits im Zentralbüro einer prähistorischen KP. Ständig war die Bude bis zum Platzen voll mit laut palavernden, saufenden Politfreaks, die hochtrabende Sozialutopien ausheckten oder neunmalklugen Strategien gegen die Bullenschweine ersannen, und mit bekifften Hippiemädchen, die eine heiße Scheibe nach der anderen auf den Plattenteller schmissen und zu dem Brachialsound ihre wilden Mähnen schüttelten. Meldungen von »der Front« trudelten alle paar Minuten ein, wurden hitzig diskutiert, sorgten sogar bisweilen für Prügeleien, als gelte es eine nationale Katastrophe abzuwenden. Und über all diesem unglaublichen Chaos thronte der so verteufelt gut aussehende, stets gütig lächelnde Enno wie ein irdischer Unbill enthobener König, der sich über die Albereien seiner Untertanen köstlich amüsiert. Doch in ebendiesem Chaos irrten auch seine drei Kinder wie Zwergencloowns auf einem verrückten Jahrmarkt

umher. Die der fortschrittlichen Schmeiß-Eier-an-die-Wand-undscheiß-auf-den-Teppich-Pädagogik huldigende Enno-Gemeinde hielten sie für glücklich, weil sie so ohne Autorität aufwuchsen. Beim näheren Hinsehen aber fiel auf, daß sie stotterten, erbärmlich stanken, selbst mit fünf Jahren immer noch gewickelt werden mußten, Entzündungen um Nase und Mund hatten, weil niemand ihnen den auslaufenden Rotz wegwischte, sich auf nichts konzentrieren konnten, kaum zusammenhängend sprachen und sehr oft sogar von Läusen geplagt wurden. Kurzum, Enno und seine Schlampen waren miserable Eltern, bar jeder Verantwortung!

Die Revolutionsgrößen am Vorstandstisch waren allesamt nach diesem kaputten Muster gestrickt. Dort Kurt, ein wahrhaft begnadetes Arschloch, der seine Freundin regelmäßig verprügelte und es allen Ernstes damit begründete, daß die Auseinandersetzung zwischen den Geschlechtern entgegen dem heuchlerisch feinen Getue der Bourgeoisie durchaus körperlich betrieben werden könne. Später sollte er genau wegen dieser befreienden Philosophie für zehn Jahre das Innenleben einer ganz und gar bourgeois Einrichtung studieren dürfen: Er hatte im Suff mit einer Betonputte seine Frau erschlagen. Daneben Robert, den Frauen nicht die Bohne interessierten, weil er schwul war, und der felsenfest glaubte, daß das Unglück der Welt daher rühre, weil die anderen Männer sich einfach nicht eingestehen wollten, daß sie im Grunde *alle* schwul waren. Und zu seiner Seite Ho, ihr grandioser Ho, die fleischgewordene Verkörperung eines Piraten aus einem Hollywood-Technicolor-Film, der in Wahrheit bloß nach der Anarchie à la Pippi Langstrumpf strebte. Eigentlich handelte es sich bei ihm noch um den ehrlichsten Chauvinisten, weil er trotz der unvermeidlichen Politsprechblaserei sein Machogetue nicht hinter humanistisch daherkommenden Visieren versteckte. In Anbetracht der schrägen Vögel am Vorstandstisch der Weltrevolution eine echte Wohltat für die Augen.

So plapperten die Herrschaften klug in die Mikrofone, warfen sich geschickt ihre rhetorischen Bälle zu, um ihre von Maos Geist durchwehte heiße Luft absegnen zu lassen, und klopfen begeistert auf die Tische, wenn ein Kampfgefährte Schlüsselbegriffe wie »subversiver Widerstand« oder »Herrschaftsstruktur« gleich nie aus der Mode geratenden Evergreens fallen ließ. Zwischendurch trat ein sogenannter Gastredner auf, gewöhnlich ein drittklassiger Philosophengreis, der seine beste Zeit schon vor dem Zweiten Weltkrieg hinter sich gehabt hatte, doch mittels einer Blitzkonvertierung zum kommunistischen Ideal auf den neuen Zug aufgesprungen war und sich so eines aufregenden Rentnerlebens mit starrem Blick auf unzählige frische Möpse erfreuen konnte. Meist sagte er, daß er das Gesagte schon vor fünfzig Jahren gesagt habe: donnerndes Geklopfe auf den Tischen!

Auf dieser 23. Geschwätzolympiade, die für den Außenstehenden wie der reinste Volksaufstand aussehen mochte, in Wahrheit aber reine Routine war, passierte plötzlich etwas vollkommen Unerwartetes, eine Art Unfall. Selbst Vanessa, die sich nach ihrem Eintreffen durch die Menge bis nach vorne gequetscht hatte, um sich danach in eine heitere Betrachtung dieser Schießbudenfiguren der reinen Lehre zu vertiefen, fiel vor Erstaunen die Kinnlade herunter. Eine junge Frau, die ein schlafendes Kleinkind um ihren Oberkörper geschlungen hatte, stand unvermittelt auf und bat um eine Wortmeldung. Sie sah ziemlich geschafft aus. Dunkle Ringe unter den Augen, verklebte Haare und eine blasse Haut zeichneten sie als die typische in Pech geratene Studentin aus, die neben ihrem Studium und der politischen Arbeit ein quengelndes Kind versorgen und gleichzeitig die haushalterische Drecksarbeit erledigen mußte. Am Vorstandstisch fand derweil eine kleine Beratung darüber statt, ob man ihr das Wort erteilen solle. Doch sie wartete die Erlaubnis der hohen Herren erst gar nicht ab und legte frech los, obwohl ihr kein Mikrofon zur Verfügung stand.

»Genossen und Genossinnen, auch wenn es sich hier um Systemveränderung dreht, so hoffe ich doch im Namen vieler Betroffener zu sprechen, wenn ich sage, daß ein gewaltiger Widerspruch da ist zwischen dem emanzipatorischen Anspruch der Männer und ihrem tatsächlichen Verhalten, vor allem in den privaten Beziehungen. Ich jedenfalls fühle mich sexuell und als Hilfsarbeiterin bei der alltäglichen politischen Kleinarbeit ausgebeutet. Mir scheint, vor lauter Weltpolitik bleibt uns die Sicht aufs Geschirrspülen versperrt. Das muß ich nämlich allabendlich tun, während mein Freund sich damit entschuldigt, daß er Adornos »Negative Dialektik« ergründen müsse. Und nicht nur das muß ich tun. Ich habe ein Kind, und ratet mal, wer ...«

»Genossin, es wäre nett, wenn du unsere knappe Zeit nicht mit deinen lächerlichen Fräulein-Problemen in Anspruch nehmen würdest«, schnitt ihr der Vorstandssprecher barsch und unter Lautsprecherverstärkung das Wort ab. Er hieß Maximilian, hatte bereits in seinen jungen Jahren eine Halbglatze, eine ungewöhnlich weiße, ja, schier wächserne Hautfarbe und gehörte zu jener Sorte Machtmenschen, welche im Besitz der einzigen und unfehlbaren Wahrheit ohne mit der Wimper zu zucken ganze Völker über die Klinge hätten springen lassen, wenn sie nur in der entsprechenden Position gewesen wären. Fünfundzwanzig Jahre später sollte Max als Justizminister eines Bundeslandes von sich reden machen, als mehrere sexuelle Straftäter durch eine von ihm betriebene Justizreform als »resozialisiert« aus den Gefängnissen entlassen wurden und in den folgenden Wochen fünf Kinder sexuell mißbrauchten und anschließend töteten.

»Wenn du ein Statement zur Stellung der Frau im kapitalistischen Produktionsprozeß abgeben möchtest, okay. Ansonsten setzen wir uns hier nicht mit den Schokoladensorgen deines wohlgenährten Kindes auseinander, sondern mit den verbrannten Kindern in Vietnam!«

Vanessa glaubte ihren Ohren nicht zu trauen, noch weniger

ihren Augen. Dort vorne saß die gesamte Herrenriege beim Abendmahl einer Religion zusammen, welche als ungeheuer fortschrittlich galt, und denunzierte die Nöte einer verzweifelter Frau als nebensächlich. Die Überheblichkeit in ihren Gesichtern, die Art, wie sie sich dabei spöttische Blicke zuwarfen, als lauschten sie den Dummheiten eines Rindes, und das schmerzliche Flackern in ihren Augen, weil sie sich bei den Anschuldigungen in Wahrheit sehr wohl ertappt fühlten, war unerträglich. Noch unerträglicher war es jedoch, daß die Zwischenruferin wegen der Zurechtweisung auf der Stelle verstummte und sich peinlich berührt hinsetzte und daß alle anderen Frauen im Saal es nicht wagten, auch nur einen Mucks von sich zu geben. Die Abendmahlcrew schien unterdessen wieder zur Tagesordnung übergehen zu wollen.

»Ihr verdammten Hurensöhne!« schrie Vanessa, und war über das Ausmaß ihrer Reaktion selber erschrocken. »Was glaubt ihr denn, wer ihr seid, daß ihr Menschen, die eure Drecksarbeit verrichten und eure Kinder aufziehen, wie Blöde behandeln könnt? Antiautoritär wollt ihr sein, und seid doch absolutistischer als eure Philisterväter. Wir Frauen haben es satt, uns bei politischen Äußerungen immer wieder über den Mund fahren zu lassen, als seien wir die Gesellen und ihr die Meister der Schlaumeierei. Nur weil euer albernes Dominanzgebaren euch verbietet, auch nur einen konstruktiven Gedanken von uns gut zu finden, heißt das noch lange nicht, daß ihr besser in der Lage wäret, die Welt zu retten. Was übrigens die Rettung betrifft, so würde ich an eurer Stelle zuerst mit den Kakerlakenfarmen anfangen, die ihr eure Buden nennt und in denen ihr haust wie die Affen. O pardon! Ich vergaß, so schmutzig sind diese Löcher wohl nicht mehr, seitdem eure Freundinnen oder Frauen dort eingezogen sind. Und so soll's ja auch sein: Ihr bekämpft den US-Imperialismus und wir die Löcher in euren Socken, ihr schafft Frieden in Vietnam und wir Ordnung im Kleiderschrank. Abends wird's dann erst recht kuschelig. Nach

wie vor kann ein Mann seine Verkümmern in die Vagina einer Frau entleeren, ohne daß sie als Person in seiner Wahrnehmung vorkommt. Wehe aber, es wird dabei ein kleiner Klassenkämpfer gezeugt. Da sind die progressiven Väter sofort auf den Barrikaden. Aber nicht deswegen, um für mehr staatliche Unterstützung für studierende Eltern zu demonstrieren, sondern weil man dort die Babykacke nicht riechen muß. Außerdem kann man dabei unter einem heiligen Vorwand das gute alte Cowboy-und-Indianer-Spiel weiterpflegen, das man als kleiner Junge so zu schätzen gelernt hat. Doch irgendwann ist Schluß. Wir wehren uns gegen unsere alleinige Zuständigkeit für Kindererziehung und Reproduktionsaufgaben, die uns daran hindert, bei der politischen Arbeit eine gleichberechtigte Rolle einzunehmen. Wir wehren uns gegen das Patriarchat! Schwestern, befreit die sozialistischen Eminenzen von ihren bürgerlichen Schwänzen!«

Keine akademische Begeisterung in Form des üblichen Geklopfes auf den Tischen brach über Vanessa herein, sondern ekstatischer Applaus. Ihr Abschlussschrei, ein spontaner platter Reim, nichtsdestoweniger von unwiderstehlicher Eingängigkeit, wurde von der Masse übernommen und immer wieder skandiert.

»Befreit die sozialistischen Eminenzen von ihren bürgerlichen Schwänzen! Befreit die sozialistischen Eminenzen von ihren bürgerlichen Schwänzen! ...«

Am Ende ihrer Schimpfkanonade hatte sie eher betretenes Schweigen, ja, dumpfe, unausgesprochene Ablehnung erwartet, weil dieses in jeder engagierten Frau rumorende Thema kaum in ein politisches Symposium gehörte. Klar, der alte Kampf der Geschlechter weilte stets im Reich des Privaten und tangierte nicht die große Politik. Trotz ihres Erfolgserlebnisses registrierte Vanessa aber gleichwohl, daß allein die Frauen über ihren Vortrag außer Rand und Band geraten waren. Nicht, daß die Männer sich bei ihren Sünden ertappt gefühlt hätten, sie hatten einfach keinen blassen Schimmer, wovon die Alte da vorne

überhaupt sprach.

Der Vorstandstisch behielt die Nerven. Ho blinzelte ihr in einer raffinierten Kombination aus Ironie und Anerkennung zu, so wie man der Tochter aus reinem Elternstolz Bewunderung zollt, wenn sie sich gegen eine Autorität aufgelehnt hat. Die anderen verstiegen sich wieder in ihre Denkerposen, als gelte es nun eine fabrikneue Theorie zu ergründen, doch konnten ihre miesepetrigen Gesichter kaum die Enttäuschung darüber verhehlen, daß die Levitenleserin ihnen jäh die Show gestohlen hatte.

Nicht so Max. Er schien vor heiligem Zorn dem Platzen nahe. Sein wächsernes Gesicht, ja, selbst seine blitzende Halbglatze hatten sich mit der Intensität eines Signallichtes gerötet. Ein pulsierender Schweißfilm brachte die ganze Birne zum Funkeln. Obgleich Agitator chaotischen Umbruchs, war Max offenkundig so gar nicht an einer chaotischen Meinungsäußerung interessiert. Vielleicht hielt er aber auch seinen Schwanz weniger für bürgerlich, denn geradezu für aristokratisch.

»Genossin, es steht dir frei, Hauswirtschaftskurse für die Genossen einzurichten«, sagte er schließlich sehr beherrscht, nachdem die Begeisterung im Publikum etwas abgeklungen war, und erntete pflichtschuldiges Gekicher von seinen Kameraden. Dieser Zynismus, dieser Zynismus der Männer, wenn Frauen den Versuch unternahmen, ihre ureigenen Probleme zu thematisieren. Sie erschienen ihnen banal, nicht so wichtig, ja, langweilig. Schließlich lebten sie auf einem aufregenden Planeten, wo entfesselte Kräfte sich mythische Götterschlachten lieferten und wo einem auf keinen Fall so etwas Blödes passieren konnte, daß man vor lauter Hausstaub einen Asthmaanfall bekam. Sie ließen zwar ihre Unterkünfte zu richtigen Scheißhäusern verkommen, konnten aber erbitterte Kriege bis zu gewaltsamen Hausbesetzungen für den Altbaubestand ganzer Stadtteile führen. Wie edelmütig!

Max jedoch ging diesmal einen Schritt zu weit. Er schaute

Vanessa direkt in Augen: »Nachdem du dich genug in Aufmerksamkeit gebadet hast, bist du vielleicht so nett, zu erlauben, uns endlich von der vaginalen Welt ab- und wieder den vernünftigen Dingen zuzuwenden.«

Das war zu viel! Die vaginale Welt, vernünftige Dinge: scheinbar ein totaler Widerspruch. Genausogut hätte er ihr »Dumme Fotze!« zurufen können. Und es brachte ihm sogar ein schmutziges Gelächter aus der Herrenriege ein. Gegen so viel Erniedrigung halfen keine Worte, keine feinsinnigen Argumentationen. Es half einzig und allein – ja, was?

Vanessa erinnerte sich an ihre angegammelten Tomaten in den vier Tüten, die sie neben sich abgestellt hatte. Jawohl, faule Tomaten halfen dagegen, keine vernünftigen Dinge.

»Du schmutziges Unterdrückerschwein!« schrie sie, schnappte sich eine der Tüten und warf eine verdorbene Frucht auf den Vorstand. Das erste Geschoß traf Maxens Glatze, welche darauf verblüffend echt einem ausgebrochenen Vulkan ähnelte, inklusive vielfach verästelten Lavaäderchen, die ihm über die perplexen Visage rannen. Das nächste erwischte Hos Gesicht, irgendwie ein alltäglicher Anblick, da Ho ohnehin immer ziemlich ungewaschen aussah. Außerdem brach er anschließend in schallendes Gelächter aus, was der Absicht ein wenig die Dramatik nahm. Die anderen erhielten lediglich Körpertreffer oder kamen mit Streifschüssen davon. Während sich Vanessa unter zustimmendem Gegröle des Publikums bereits über die nächste Tüte hermachte, hatten die anderen Frauen im Saal offenkundig beschlossen, sie nicht einem einsamen Kampf zu überlassen. Sie beschmissen den Vorstand etwas zeitverzögert mit dem Inhalt ihrer Taschen und mit allem, was sich in ihrer unmittelbaren Nähe befand. Lippenstifte, Kugelschreiber, Tampons, Butterbrote, Haarbürsten, gewichtige Bücher und lose Armstützen der Sitzbänke flogen auf das Podium nieder, steigerten sich zu einem mächtigen kunterbunten Hagelschauer. Bereits genetisch vorgeprägt von ihren kriegserfahrenen Vätern,

verkrochen sich die Angegriffenen in den Schützengraben, das heißt sie tauchten in Windeseile unter dem Tisch ab. Allein die frühzeitig ergraute Dame mit den terroristischen Ambitionen blieb standhaft und mit einem Ausdruck von theatralischem Trotz sitzen und ließ das Gewitter auf sich niedergehen. Es war ein trauriger Anblick, wie sie all dem auf sie zufliegenden Müll in dieser pathetischen Positur widerstand und so den Blitzableiter für ihre feigen Genossen abgab. Doch noch trauriger war es, daß sie die Zeichen der Zeit nicht erkannt hatte und auf Grund dessen längst zu den politischen Dinosauriern gehörte. Ihr Weltbild wurde weiterhin von dem Ideal der Gleichheit unter den Menschen geprägt, angeblich außer Kraft gesetzt durch irgendwelche ausbeuterischen Systeme. Dabei ging es längst nicht mehr um oben und unten, sondern um eine vollkommen neue Phase des Kampfes zwischen der phallischen und der vaginalen Welt. Das war ihre Tragik, die sie schon bald in den Hades des Extremismus treiben und Dinosauriern gleich untergehen lassen würde. Etwas mehr als zwei Jahrzehnte später sollte Vanessa sich in der gleichen Situation befinden.

Nach der Tomatenschlacht, die sie auf ihrem Höhepunkt verlassen hatte, wurde Vanessa im Foyer von unzähligen Frauen umlagert, als wäre sie eine Wunderheilerin. A star is born! Es lag ihr auf der Zunge, ihnen ins Gesicht zu sagen, daß sie in ihrer Rede lieber die Dämlichkeit von Frauen zum Ausdruck gebracht hätte, als die Arroganz und die Bequemlichkeit von Männern, die zu pflegen ihnen bei so viel Masochismus seitens der Opfer eigentlich kaum zu verdenken war. Doch sie konnte dem Reiz, sich in der Rolle des Verehrungsobjekts ein bißchen Macht anzueignen, nicht widerstehen. So ließ sie sich auf ein Unternehmen ein, das sie im Lauf der Jahre wie keine andere im Lande repräsentieren sollte, zu dem sie aber immer eine äußerst ambivalente Beziehung unterhielt. Haßliebe nannte man das wohl.

Quasi an Ort und Stelle wurde der »Aktionsrat zur Befreiung

der Frau« gegründet und Vanessa zur Chefin der ganzen Sache erklärt. Hauptquartier war die Hosche Kommune, was die Bewohner derselben anfangs kaum störte, da hier Versammlungen von irgendwelchen Aktionsräten genauso häufig an der Tagesordnung standen wie bei anderen Leuten Kaffeekränzchen. Es konnte sogar vorkommen, daß drei Räte gleichzeitig tagten, ja, vor lauter Überdruß miteinander fusionierten. Gleich bei der ersten Sitzung, bei der man vor lauter Babygekreische sein eigenes Wort nicht verstand und infolge der vorzüglichen Verdauung der Kreischer kaum zu atmen wagte, erlitt Vanessa ihre erste große Enttäuschung. Etwa fünfzig Frauen hatten sich samt ihrem Nachwuchs im wohnzimmerähnlichen Gemeinschaftsraum zusammengefunden, um den Heilsverkündungen ihrer neuen Führerin zu lauschen. Sie hätte gleich erkennen müssen, daß diese Damen die absolut falsche Klientel für die neue Bewegung waren, stellte Vanessa später verärgert fest. Eine innere Stimme sagte ihr, daß für den Durchbruch des Feminismus eine Truppe unverbrauchter Frauen notwendig war, die noch nicht in einem Spinnennetz von häuslichen Mühen, Kinderaufzucht und Ansprüchen ihrer »Partner« gefangen waren. Zunächst sollte die seit Äonen strangulierte Seele der Frau befreit werden; die praktische Seite des Zusammenlebens zwischen den Geschlechtern würde an letzter Stelle kommen. Wenn überhaupt.

Vanessa brauchte auf die Quittung für die mißlungene Auswahl ihrer Jüngerinnen nicht lange zu warten. Mitten in die wirre Diskussion, ob frau sich primär als marxistisch oder als feministisch betrachten sollte, platzte eine junge Mutter mit zwei Kindern mit dem Vorschlag hinein, zu allererst einen antiautoritären Kindergarten ins Leben zu rufen. Die restlichen Teilnehmerinnen, die den Begriff Feminismus scheinbar mit Müttergenesungswerk verwechselten, waren sofort Feuer und Flamme für die Idee, und der progressive Meinungsaustausch sank im Nu auf Schnullerniveau. Daran konnte das intellektuelle

Modewörtchen »antiautoritär« auch nicht viel ändern.

Also wurde in den folgenden Tagen ein ehemaliges Lebensmittelgeschäft in einem heruntergekommenen Viertel angemietet, mit Sperrmüllinventar, ramponierten Autositzbänken, einem Schifferklavier und Emaille-Nachttöpfen kindergartentauglich gestaltet und unter dem Titel »Kinderladen« großspurig als revolutionäres Modell der Kindererziehung deklariert. Kreativität und selbstbestimmtes Handeln der Knirpse sollten das »Kinderkollektiv« prägen, doch anders als bei den konventionellen Kindergärten sollte das Ganze in abwechselnden Schichten von Müttern und Vätern selbst verwaltet werden. Mürbe gemacht durch Sexboykott und Gehirnwäsche, machten die letzteren am Anfang tatsächlich noch mit, aber anders als im Sinne der Erfinderinnen. Auch die Männer nämlich wußten das Zauberwort »antiautoritär« geschickt für ihre Zwecke zu nutzen, um sich wie eh und je lästiger Pflichten zu entledigen. Die Kinder durften mit Fingerfarben die Wände der Einrichtung bemalen, toben und einen Heidenkrach veranstalten, so lange es ihnen Spaß machte, aber auch ihr Gesicht in ihr eigenes Essen hineintunken und sich selbst beissen, wenn ein Vater die Aufsicht führte. Dieser war nämlich in einer stillen Ecke in »Herr der Ringe« versunken oder lauschte den Fußballergebnissen aus dem Transistorradio, derweil die antiautoritäre Erziehung von ganz alleine Fortschritte machte. Schmutz und Unordnung galten geradezu als höchstes Ideal, nahmen sie doch Rücksicht auf die Putz-Wasch-Bügel-und-Scheißewegmachen-Allergie erwachsener Männer und entsprachen auf das vorzüglichste ihrer von sturem Faulenzertum geprägten Lebensführung in häuslichen Dingen. Eine Kommunikation zwischen den Kindern fand ausschließlich in Form von Brüllerei und Keilerei statt, was ebenfalls der Natur des Beaufsichtigers entgegenkam, da er sich mit seinen Schützlingen überhaupt nicht beschäftigen mußte.

Das Experiment »Kinderladen« war gewissermaßen ein

Vorläufer des später auf privater Ebene durchgeführten Experiments »der Hausmann«, wo der Säugling mit blankem Hintern auf den kalten Fliesen saß, während Herr Papa seine heroische Tat als einzigartige Selbsterfahrung in den Computer eingab und später in Talkshows oder bei Bücherlesungen darüber räsonierte. Selbstverständlich war es zum Scheitern verurteilt. Denn was sollte so revolutionär dran sein, daß Mütter nun doppelt so lang brauchten, um ihre Lieben zu säubern oder ihnen beizubringen, daß es durchaus eine Alternative dazu gab, sein Essen direkt durch die Nase einzunehmen.

Das Kapitel moderne Familie war für Vanessa nach diesem Reinfall abgehakt, obgleich das trügerische Gedächtnis der Öffentlichkeit später vorwiegend sie mit der Kinderladen-Bewegung assoziieren sollte. Inzwischen hatten sich ohnehin einige Dinge geändert. Am auffälligsten das Jahrzehnt. Es waren die siebziger Jahre, eine Dekade, in der die Ideen von der großen Revolution zwar längst wie Seifenblasen geplatzt waren, doch das geistige Erbe in lockeren Spielarten in den Maulwurfsstollen der Subkultur weiterwirkte. Außerdem tauchten am Horizont der übersättigten Wohlstandsgesellschaft erste düstere Wolken des Unbehagens am eigenen Lebensstil auf, Überlegungen, ob in dem ganzen rebellischen Studententheater der letzten Jahre vielleicht nicht doch ein wahrer Kern gesteckt hatte.

Aber auch die Kommune Ho war Veränderungen ausgesetzt – sie existierte nicht mehr. Die einstigen Mitstreiter hatten den geweihten Ort des Aufbruchs längst verlassen. Einige waren dem permanenten Auf und Ab, das durch die Zusammenkünfte von Vanessas diversen Frauengruppen entstand, doch noch überdrüssig geworden und hatten ihr häusliches Heil in Ein-Zimmer-Apartments gesucht. Andere hatten nach einer Erleuchtung erkannt, daß Kretas ewige Sonne und Marrakeschs Haschisch irgendwie mehr Erfüllung brachten, als jeden Samstag auf verregneten Demos »Schlagt das Kapital international!« zu brüllen, und waren Zugvögeln gleich in

Richtung dieser verheißungsvollen Ziele verschwunden. Und wieder andere hatten etwas für diese Zeit Unvorstellbares fertiggebracht: Sie hatten ihr Studium abgeschlossen, einen Beruf ergriffen, eine Familie gegründet und, es war kaum zu glauben, waren immobilienmäßig zum Feind übergelaufen, ins Reihenhause!

Der einzige, der Anfang der Siebziger mit Vanessa noch die heruntergekommene Wohnung teilte, war natürlich Ho. Ho, der Bedauernswerte, dessen Revolutionsgarde ihn so schmähsch im Stich gelassen hatte, Ho, der Nutzlose, der nach der Auflösung des SDS und dem kollektiven Versiegen des klassenkämpferischen Elans nichts mehr mit sich anzufangen wußte. Während Vanessa in ihrer neuen Rolle als Zugpferd des Feminismus aufblühte, führte Ho sich immer mehr wie ein vom garstigen Los des Rentenbescheids heimgesuchter Arbeiter auf, der seiner Familie auf Schritt und Tritt auf den Geist geht. Dabei war er erst siebenundzwanzig. Er zog voller Verachtung und Hohn über die ehemaligen Genossen her, weil diese es sich angeblich inzwischen im Lager der Herrschaftsklasse gemütlich gemacht hätten, was strenggenommen kaum zu widerlegen war, denn in der Hoschen Galaxie gehörte schon der Postbote zur Herrschaftsklasse. Dann fing er an, den fleckigen Tapeten aufrüttelnde Brandreden aus seiner goldenen Streetfighter-Ära der Geisterkommune zu halten oder aus Horkheimer zu rezitieren. Dies freilich nur, wenn er sich schon jenseits der einen Flasche Wodka befand. Freilich auch dies kein seltener Zustand. Aber dann flippte er total aus: Er mutierte zu einem Putzteufel. Bewaffnet mit Wascheimer, Mop und anderem schmutzkillenden Instrumentarium wieselte er wie ein Irrsinniger durch die ganze Wohnung und erging sich in Säuberungsexzessen. Es konnte passieren, daß er einen Wutausbruch an der Grenze zum Mordversuch erlitt, wenn er auf den mattgescheuerten Badezimmerfliesen ein paar Abdrücke von Vanessas Schuhen entdeckte.

In der Hauptsache jedoch beschäftigte er sich mit seinem alten Lieblingsprojekt. Er hatte es nie verwunden, daß zwischenzeitlich andere Konsumverächter seinen Lebenstraum, ein Kaufhaus in Brand zu stecken, verwirklicht hatten. Es war dabei lediglich geringer Sachschaden entstanden, und zumindest dieser Makel ließ Ho weiter auf den großen Coup hoffen. Er wurde geradezu eine Koryphäe darin, durch das Studium von Wirtschaftsjahrbüchern Bilanzen von Kaufhausketten zu ermitteln. Denn wenn der grandiose Ho zuschlagen würde, sollte es auch die fetteste Ratte der Kapitalistenmeute treffen. So gründlich vertiefte er sich in die Materie, daß er in dieser Branche durchweg einen erstklassigen Manager hätte abgeben können. Parallel dazu zog er einschlägige Do-it-yourself-Anleitungen aus dem terroristischen Untergrund zu Rate, um den Bau von Brandbomben zu erlernen. Vanessa glaubte, daß er endgültig sein bißchen Verstand verloren hatte, als sie sich eines Abends im Fernsehen gemeinsam alte Dokumentaraufnahmen von der Zeppelinkatastrophe der »Hindenburg« 1937 über dem Luftschiffhafen bei New Jersey ansahen, und Ho beim Anblick des Feuerballs plötzlich wie elektrogeshockt aufsprang, mit verzerrter Miene auf die Mattscheibe zeigte und schrie: »So will ich es haben! Genau so will ich es haben!« Zu ihrer Beruhigung wußte sie, daß es sich bei seinem feurigen Vorhaben tatsächlich nur um einen Traum handelte, vergleichbar etwa mit der ersehnten Weltreise, die arme Schlucker als den unübertrefflichen Höhepunkt einer ausgefüllten Existenz empfinden, doch niemals realisieren werden.

Der Grund, weshalb Vanessa es mit diesem Irren immer noch aushielt, war schlicht und einfach altmodische Liebe. Sie liebte den Mann mit dem Affenpelz, der in selbstvergessenen Stunden mit melancholischer Stimme traurige Volkslieder aus seinem Heimatdorf sang und ihr an Sonntagen sogenannte Krafthappen zubereitete, mehrstöckige Toasts mit entsetzlich ungesunden Fressalien dazwischen, das wenige Nahrhafte darin durch

dubiose Soßen neutralisiert, die jedoch so köstlich schmeckten, daß er wegen ihrer begeisterten Dakapos bis zum Nachmittag nicht mehr aus der Küche herauskam. Sie liebte diesen Möchtegern-Revolutionär, der wie ein Kind schmolzen konnte, wenn er seine Lieblingsserie »Flipper« im Fernsehen nicht sehen durfte, weil sie auf dem anderen Kanal unbedingt eine politische Diskussion verfolgen wollte, und der im Bett in der Tat die göttlichen Kräfte eines Satyrs entfaltete. Ja, sie liebte Ho, obwohl er in ihrem feministischen Weltbild so viel verloren hatte wie ein Rhinoceros im Buckingham-Palast.

Wenn aber Papa ein solch grandioser Versager war, so die Quintessenz erbaulicher Schicksalsromane, mußte eben Mama Manns genug sein, für den Wohlstand und die Anerkennung der Familie zu sorgen. Beide Ziele erreichte Vanessa in den folgenden Jahren mit Bravour. Nur schade, daß am Ende dieser Leistung ein Mensch sterben mußte. Und schade auch, daß dieser Mensch weder sie noch Ho war, obwohl sie es weiß Gott verdient hätten!

Der Einfall, der sie Jahre später zum Krösus machen würde, kam Vanessa, als sie in einer verregneten Nacht vollkommen durchnäßt das Haus erreichte, die Straße überqueren wollte, über einen herausgebrochenen Stein am Bürgersteigrand stolperte und der Länge nach in eine Pfütze stürzte. Seit Monaten arbeiteten ihr Körper und ihre Nerven mit der Intensität einer Glühlampe, die mit weit mehr Volt versorgt wird, als ihr Fassungsvermögen ertragen kann. Sie leuchtete überhell, doch das Ausbrennen des Glühfadens war bei derartiger Emphase gewiß. Der Kraftakt schien ihr gerechtfertigt, denn nichts Geringeres als der eigentliche Schmelztiegel der neuen Frauenbewegung stand auf dem Spiel, nämlich landesweite Aktionen für die Freigabe der Abtreibung. Vanessa war die Hauptdrahtzieherin des Protestes, sie peitschte die Massen bei Kundgebungen auf und setzte sich, wo immer es eine Gelegenheit gab, medial ins rechte Bild. Mit der Forderung nach

ersatzloser Streichung des Verbotssparagrafen und Slogans wie »Mein Bauch gehört mir« oder »Ob wir Kinder wollen oder keine/bestimmen wir alleine« gingen unter ihrer Führung viele Tausende von Frauen auf die Straße. Zehntausende von Unterschriften wurden gesammelt, Flugblätter verteilt, Plakate entworfen, Informationsstände errichtet und öffentliche Tribunale veranstaltet. Das I-Tüpfelchen der Kampagne war nach dem Vorbild einer Frauenaktion in Paris die Selbstbezeichnung »Ich habe abgetrieben« in einem angesehenen Wochenmagazin, in dem sich viele, zum Teil prominente Frauen öffentlich zu ihrer illegalen Tat bekannten. Eine Unterschriftenaktion mit zahlreichen weiteren Selbstbezeichnungen folgte, die dann dem Justizminister überreicht wurde.

Weshalb die Frauenbewegung ihre Ziele nun in Riesenschritten erreichte, hatte vielfältige Ursachen, die von Vanessa frühzeitig erkannt und in ihre Strategie entsprechend einbezogen worden waren. Die herausstechendste Ursache waren Sympathisantinnen. Die Mehrzahl der neu hinzugekommenen Frauen unterschied sich von den »Feministinnen der ersten Stunde« dadurch, daß sie die Existenz einer Frauenbewegung bereits voraussetzten und in den Feminismus eingeführt werden wollten; sie hatten ein geringeres Bedürfnis nach politischer Arbeit als nach Gesprächen mit anderen Frauen. Gewöhnlich handelte es sich um Studentinnen, die in der Mittelschicht ohne wesentliche Not aufgewachsen waren, mit Freundinnen oder in lockeren Spaßverhältnissen mit Männern zusammenlebten, meist in Wohngemeinschaften, sich mit dem Arsenal der Verhütungsmittel bestens auskannten, und für die das Wort Zukunft oder Alter lediglich in bezug auf ihren Studiumabschluß Gültigkeit hatte. Die ungeheuren Spannungszustände, die sich im Verlauf eines Erwachsenenlebens mit dem Thema Fortpflanzung einstellten, waren für sie generell von theoretischer Natur. Deshalb waren sie für die Idee der kompromißlosen Selbstbestimmung der Frau leicht zu gewinnen. Abtreibung

hatte einfach okay zu sein, ein technischer Vorgang, problemlos, eine Routinesache für die Frauen, schließlich hatte man ja ein »selbstverständliches Recht« dazu. Jede Diskussion darum, wie furchtbar eine Abtreibung auch sein konnte, darüber, daß sie für die Frauen eben *nicht* einfach nur ein Routineeingriff ist, hätte womöglich der politische Gegner ideologisch ausnutzen können.

Das alles wußte Vanessa. Wie alle Erfolgsmenschen dachte sie nämlich der trägen Masse stets einen Schritt voraus. Sie wußte sehr wohl, daß das Problem nicht darin bestand, eine elegante juristische Regelung für das »Wegmachen« von etwas, was in einer Frau drin war, zu finden, sondern daß dieses »etwas drin« allein durch seine lebendige Existenz das Wegmachen ad absurdum führte. Auch wenn man immer wieder behauptete, daß Föten erst ab einem gewissen Alter als Menschen zu betrachten seien, so wußte insgeheim jeder, daß es sich dabei um eine rein technische Maßeinheit handelte, keineswegs um eine menschliche. Ja, das alles wußte Vanessa, und trotzdem steuerte sie der extrem kontrovers geführten öffentlichen Diskussion geschickt solche manipulativen Begriffe wie »staatlicher Gebärzwang« bei oder modelte das Wort »Abtreibung«, das die unappetitliche Sache geradezu bildhaft heraufbeschwor, in »Schwangerschaftsabbruch« um, als sei ein werdendes Leben so praktisch abzubereiten wie das Stricken eines Pullovers. Sie tat es nicht aus bösem Willen, wie sie sich immer wieder einredete, sondern um den Frauen zu helfen. Denn je mehr eine Frau sich in weibliche, um nicht zu sagen weibische Dinge verwickelte, je mehr ihr Vokabeln wie »Schoß« und »Natur« so leicht, so babyleicht über die Lippen gingen, desto stärker entfernte sie sich vom Ideal des selbstbestimmten Individuums. Aber eher würde Vanessa eigenhändig alle Kaufhäuser der Welt, insbesondere deren Abteilungen für Babybedarf, in gigantische Hindenburg-Infernos verwandeln, als von diesem Ideal auch nur ein Jota abzuweichen.

Als sie jedoch an diesem schicksalhaften Abend in der Pfütze landete, einer sehr großen und tiefen Pfütze, als hätte man sie extra für sie angelegt, beschloß sie plötzlich zur Abwechslung mal an ein ganz spezielles selbstbestimmtes Individuum zu denken: an sich selbst!

Der andauernde Regen, der für sie seit dem Verlassen der Demonstration vor dem Justizministerium ein treuer Begleiter gewesen war, hatte sie in einen vollgesogenen Schwamm verwandelt. Auf der Demo hatten sie und ihre Anhängerinnen Sprechchöre mit sarkastischen Reimen gebrüllt, bis sie ganz heiser geworden waren, und anschließend ihre Büstenhalter verbrannt. Das heißt die Büstenhalter, die sie kurz vorher für diesen Anlaß gekauft hatten, denn zu jener Zeit trug keine Frau, die etwas auf sich hielt, einen BH. Nun aber, im schmutzigen Wasser der Pfütze, fühlte sie sich eher wie eine Schwimmerin, die einen viel zu schweren Badeanzug anhatte, denn als Schwamm. Sie war bis an die Grenze eines Nervenzusammenbruchs überarbeitet, pitschnaß, hatte die Körpertemperatur einer Wasserleiche, und wenn sie den Signalen ihres Körpers trauen durfte, hatte sie sich bei dem Sturz auch noch einen Fuß verrenkt. Vielleicht würde gleich ein Auto um die Ecke rasen und sie ein Stück des Weges mitschleifen, womit sie endlich von ihrem Leiden erlöst wäre.

Sie hob den Kopf und blickte auf die gegenüberliegende Straßenseite zu ihrer Wohnung im vierten Stock. Ein Schattenriß ging hinter den hell erleuchteten Fenstern hektisch auf und ab und gestikulierte wild mit den Armen. Ho in Aktion! Besoffen, halb wahnsinnig, konfuse Unterhaltungen mit sich selber führend, Drohungen gegen Geisterfeinde ausstoßend, verzweifelt. Sie hätte diesen Hirnverbrannten nicht einmal um Hilfe gebeten, wenn er direkt vor ihr gestanden hätte. Als nächstes gewährte sie zum ersten Mal bewußt die ganze nackte Monstrosität des Gebäudes und seinen erloschenen morbiden Glanz. Der giftige Atem der Metropole hatte das graue

polygonale Mauerwerk aus dem vorigen Jahrhundert, das sich durch einen abwechslungsreichen Steinaufbau auszeichnete, pechschwarz gerußt. Zum ersten Mal fiel ihr auch die ungeheure Ausdehnung des Mammutbaus auf und die Tatsache, daß ihn außer ihr und ihrem verrückten Freund niemand mehr bewohnte. Wie viele Quadratmeter mochten es sein? Tausend? Tausendfünfhundert? Einerlei, sie hatten keinen Wert, weil die einzelnen Wohnungen derart verwahrlost und von Ratten ockupiert waren, daß allein die Abrißbirne sie von ihrer Schande erlösen konnte. Mit seinen vielen Erkern, Rosenfenstern, Balustraden, Reliefs, Zangenfriesen, Kreuzrippen, Halbsäulen und anderen, kaum mit einem Blick erfäßbaren Ausschmückungen, ragte das Haus feucht und halbblind in den triefenden Himmel empor, wie ein aus dem Sumpf aufgetauchtes Ungeheuer, das darin einst als eine wunderschöne Königin versenkt worden war.

Und genau diese Analogie war es, die bei Vanessa in ihrer absurd jämmerlichen Situation die folgenschwere Eingebung auslöste. Urplötzlich erkannte sie, daß es sich bei dem Ungeheuer in der Tat um eine wunderschöne Königin handelte, die allerdings ein radikales Lifting brauchte, um wieder in ihrer ganzen majestätischen Pracht erstrahlen zu können. Sie lag im Herzen der Stadt, war mit den herrschaftlichsten Räumlichkeiten und imponierendsten Stuckdecken der ganzen Gegend ausgestattet und nannte sogar Kamine und Speiseaufzüge ihr eigen. Dennoch würde es vielleicht nur noch ein Jahr dauern, bis ihr die Abrißbirne den Garaus machte. Wenn sich nicht jemand erbarmte, ihr bei der Schönheitsoperation unter die Arme zu greifen. Kurzum, aus dem Kasten waren noch Millionen rauszuholen!

Vanessa mußte schnell herausbekommen, wem das Haus gehörte. Sicherlich piffen der oder die Besitzer aus dem letzten Loch, sonst wären sie längst auf dieselbe Idee wie sie gekommen. Das zweite Problem bestand darin, daß die

Sanierungskosten für solch ein gewaltiges Objekt den Kaufpreis mindestens um das Zwanzigfache übersteigen würden, wenn nicht sogar um noch vieles mehr. Aber wie aus heiterem Himmel schlug schon der nächste Geistesblitz ein, und im Bruchteil einer Sekunde entstand in ihrem Kopf ein teuflischer Plan, wie sie diese Schwierigkeit in den Griff bekommen könnte. Es war grotesk, doch nun auf einmal war sie Herrn oder Frau Fortuna grenzenlos dankbar, daß sie sie in die Pfütze geschubst hatten.

Zu ihrem Bedauern stellte sich in den nächsten Tagen der Besitzer der Königin als eine Besitzerin heraus, allerdings neunundsiebzigjährig, was Vanessas feministischen Gewissensbissen zumindest die Aussicht auf Endlichkeit stellte. Die alte Dame, eine Alleinerbin, die ihre Verwandten aus den Augen verloren hatte, lebte in einem luxuriösen Altersheim und beschäftigte sich statt mit ihrem unübersichtlichen Vermögen vornehmlich mit Patientenlegen. Zwar war sie weder senil noch verwirrt, doch die Last des Alters, vor allem der Umstand, daß ihre gesamte Familie im Krieg umgekommen war, hatten aus ihr eine apathische Zuschauerin des Weltgeschehens gemacht. Vanessa hatte das Gefühl, daß ihr das Leben so gleichgültig geworden war wie der immer schneller herannahende Tod. Mit der Flunkerei, daß sie das Haus zu einer Heimstätte für junge mittellose Mütter ausbauen wolle, überzeugte sie die Greisin während mehrerer Besuche davon, ihr das Objekt zu einem Schleuderpreis zu überlassen. Selbstverständlich dachte sie nicht im Traum daran, selbst diese lächerliche Summe zu bezahlen, denn genau eine Woche nach dem Notartermin, den die alte Dame mit derselben Teilnahmslosigkeit über sich ergehen ließ wie die letzten Tage ihres Lebensherbstes, verklagte Vanessa sie auf Betrug und Schadenersatz.

Die Anklage lautete, daß der Käuferin vor der Abwicklung des Geschäftes gravierende Mängel des Hauses vorsätzlich verschwiegen worden seien. Die Gegenseite, wenn man eine in

einer welken Erinnerungswelt lebende Neunundsiebzigjährige überhaupt als solche bezeichnen durfte, reagierte auf diese Anschuldigungen mit keinem einzigen Wort. Oft kamen ihre mit Drohungen und scheinheiligen Vergleichsvorschlägen gewürzten Briefe ungeöffnet zurück. Der ganze Rechtsstreit schien die alte Dame so sehr zu fesseln wie die Spekulation, ob sie nach ihrem Tod in einen katholischen oder evangelischen Himmel käme. Das Gerichtsurteil schließlich schien auf den ersten Blick salomonisch, denn es gab Vanessa nur teilweise recht. Die Schäden, so wurde erklärt, vor allem Risse im Mauerwerk, seien weniger gravierend als beanstandet, doch die Kosten für ihre Beseitigung wären durchaus vom Kaufpreis abzuziehen. Was konkret hieß: Sie betrugen beinahe genausoviel wie der läppische Kaufpreis, da für die finanzielle Bemessung der Sanierungsarbeiten professionelle Handwerkerkosten zugrunde gelegt wurden. Der Pflichtverteidiger der Alten faselte zwar am Ende der Verhandlung noch irgend etwas von Revision einlegen und ähnlichen juristischen Störmanövern, doch auch von ihm hörte Vanessa nichts mehr, nachdem seine Mandantin ein halbes Jahr nach dem Vorfall gestorben war.

Der erste Hürdensprung zur Schaffung von Großgrundbesitz war für Vanessa ein Kinderspiel gewesen im Vergleich zu der Gigantenaufgabe, die ihr nun bevorstand. Sie mußte diese modrige Hausleiche reanimieren, sie mit einer gewaltigen Anstrengung in die prächtige Königin rückverwandeln, damit sie wieder fleißig goldene Eier legen konnte. Selbstverständlich hätte ihr jede Bank in Hinblick auf die Rentabilität des Objektes einen Kredit gegeben. Doch weshalb sich verschulden, wenn es eine Möglichkeit gab, die Reanimationsmediziner gratis arbeiten zu lassen, obendrein solcherart, daß sich das Ganze mit der feministischen Idee vertrug?

Zu diesem Zweck reiste Vanessa im geheimen mit einem Zweiter-Klasse-Ticket der Bahn in die Schweiz und gründete dort eine Briefkastenfirma mit dem wahrhaftig nach Big-

Busineß klingenden Namen »TCR Investments«. Für was das Kürzel TCR stand, wußte sie selber nicht, aber das war ja auch der Sinn der Sache. Für genau einen Franken verkaufte sie als nächstes das Gebäude an TCR, und in der Funktion der alleinigen Entscheidungsträgerin der TCR vermietete sie es wiederum zu einem astronomisch hohen Mietzins an sich selbst. Neben dem steuerlichen Abschreibungseffekt bestand der Clou des Versteckspiels hauptsächlich darin, daß kaum jemand die immer mehr Anhängerschaft und Medienaufmerksamkeit gewinnende Frauenrechtlerin Vanessa mit der Großkapitalistin Vanessa in Verbindung bringen würde. Doch damit war das Problem der aufwendigen und recht kostspieligen Sanierung immer noch nicht gelöst.

Deshalb mußte ein »Frauenzentrum« her! Sie propagierte es auf jeder Kundgebung, in jeder Podiumsdiskussion und bei jedem Fernsehauftritt. Ein selbstverwaltetes Zentrum mußte endlich für die streitbaren Frauen geschaffen werden, in dem sie nach dem Modell eines Instituts Strategien für die Durchsetzung ihrer Rechte austüfteln und sich in ihre eigene Geschichte, in die sogenannte »Frauengeschichte« vertiefen würden. Schließlich schaffte sie es, den Erwartungsdruck derart hochzuschrauben, daß sich einerseits die vermeintlich unter der Männerherrschaft befindlichen Behörden kaum mehr gegen einen staatlichen Zuschuß wehren konnten, und sich andererseits die von der Sache fanatisierten Frauen ein Leben ohne das Zentrum nicht mehr vorzustellen vermochten. Auf dem Höhepunkt der Hysterie ließ Vanessa auf einer Veranstaltung die Katze endlich aus dem Sack.

Der Standort für die heilige Stätte sei endlich gefunden, jubelte sie der aufgeputzten Menge zu, wobei sie den Eindruck vermittelte, als wäre überhaupt eine konkrete Suche erfolgt und die Entscheidung auf demokratischem Wege zustande gekommen. Die eigentliche Arbeit jedoch beginne erst, fügte sie im nächsten Atemzug in der pathetischen Rhetorik großer

Politiker hinzu, weil das Gebäude komplett renoviert werden müsse. Bei Lichte betrachtet sei dies eine Art Testfall für die Bewegung, da Frauen so beweisen könnten, daß Feminismus nicht ausschließlich aus Forderungskanonaden an die patriarchalische Politik bestünde, sondern hauptsächlich aus weiblicher Kraft, die sich selber zu helfen wisse. Die Wirkung ihrer Worte brachte den ganzen Veranstaltungssaal zum Beben und ebenso Vanessa, weil das enthusiastische Gekreische und der rasende Applaus dieser blöden Kühe bei weitem das überstieg, was sie sich erhofft hatte.

In den folgenden Wochen meldeten sich über zweitausend Frauen, die sich darum rissen, an den Sanierungsarbeiten für das Zentrumsgebäude mithelfen zu dürfen, als sei das Ganze eine moderne Form des Noviziats, welches die emanzipierte Frau auf dem Weg zu einem höheren Sein durchlaufen und bestehen müsse. Und nicht nur die baten flehentlich um die Gnade der Gratisarbeit, sondern auch nützliche Idioten vom feindlichen Lager, Männer, frischgebackene Architekten und Baufachleute, welche, von ihren wahnsinnig engagierten Ehefrauen oder Freundinnen dazu angestiftet, ihre chauvinistischen Skrupel reinwaschen wollten. Am Ende der Entwicklung befand sich Vanessa in der Situation, sich das Beste vom Besten an Menschenmaterial aussuchen zu können.

Die Besten waren selbstverständlich junge Frauen, allerdings weniger, weil sie sich durch kräftiges Zupacken und langes Durchhaltevermögen per se qualifizierten. Die hohe Wahrscheinlichkeit, daß sie ein kurzes Gedächtnis besaßen, und daß ihr weiterer Werdegang sie noch in alle Winde verstreuen würde, schätzte Vanessa als noch wichtiger ein. Ältere Frauen, die in der Gegend schon heimisch waren, würden sich mit Leib und Seele mit dem Projekt identifizieren und schließlich Besitzansprüche darauf erheben. Vermutlich würden sie wegen ihrer investierten Arbeitskraft sogar irgendwann Vanessa juristisch belangen. Die flatterhafte Jugend dagegen würde die

Schufferei unter das verbuchen, was es aus ihrer Sicht auch tatsächlich darstellte: ein verrücktes Jugenderlebnis, später überdies mit nostalgischen Verzückungen vermischt, weil selbst in der Jugend erlittene Folterqualen im Alter zu aufregenden Abenteuern glorifiziert wurden.

So vollbrachte Vanessa einen brillanten Zaubertrick, den keine der Zuschauerinnen zu durchschauen vermochte, gleichgültig, von welchem Blickwinkel sie ihr auch auf die Finger schauten. Die außerordentlichen Sanierungskosten wurden durch Spenden aufgefangen, und nachdem die Presse einen Riesenwirbel um das Selbsthilfe-Projekt veranstaltet hatte, blieb dem Senat unter öffentlichem Druck nichts anderes übrig, als dem Zeitgeist Tribut zu zollen und sich mit großem Getöse zu verpflichten, Miete und Wartungskosten für das Gebäude für eine unbestimmte Zeit, das heißt auf ewig, zu übernehmen. Doch bereits zur feierlichen Eröffnung wußte Vanessa, daß schon in ein paar Jahren, wenn die jungen Pionierinnen ihres emanzipatorischen Elans verlustigt gegangen wären und sie sich längst am verhängnisvollen Angelhaken des Erwachsenenlebens verfangen hätten, die geheimnisvolle Firma TCR dem Zentrum fristlos kündigen und die Räumlichkeiten in teure Stadtwohnungen für Begüterte umwandeln würde. Und während sie an diesem Tag am Eingang stand und die tausend Hände der Geladenen schüttelte und Küßchen an die solidarischen Schwestern verteilte, überlegte sie ernsthaft, ob sie sich diesen Zaubertrick nicht vielleicht patentieren lassen sollte.

Von all den schurkischen Manövern kriegte Ho nichts mit, außer daß er sich wegen des Sanierungskrachs kaum auf seine brandstifterischen Phantastereien konzentrieren konnte und wie ein Giftzwerg ständig herumnörgelte. Für ihn blieb Vanessa weiterhin seine liebe Kleine mit dem Emanzentick, und in den fleißig im Haus werkeln den Ameisen sah er nichts weiter als einen Haufen durchgedrehter Weiber, die sich wichtig machen wollten. Die Kenntnis, daß er nun mit einer millionenschweren

Immobilienbesitzerin zusammenlebte, hätte ihn wahrscheinlich auf der Stelle zu einer Selbstverbrennung veranlaßt.

Die große Schlacht war also für Vanessa geschlagen, und die Zukunft erschien ihr wie ein harmonisch strömender, malerischer Fluß in Lila, die Farbe ihrer Gesinnung, der sie nach wie vor treu zu bleiben gedachte, obwohl sie sie so schändlich mißbraucht hatte. Gewissermaßen als Realität gewordene Antithese zu der psychoanalytischen Auffassung vermochte Verdrängung in diesem Falle in der Tat jede Menge Probleme zu lösen. Doch jeder Erfolg trug bereits den Keim einer Niederlage in sich, oder wie ihr Vater, in der Überzeugung, eine profunde Weisheit von sich zu geben, oft zu sagen pflegte: »Im Leben geht es mal auf und mal ab!«

Hinabzugehen begann es mit Vanessas Leben, als sie die Frauen unter erheblichem medialen Aufwand zum Boykott von Verhütungsmitteln aufrief. Die sogenannte sexuelle Revolution in den sechziger Jahren, deren Wurzeln keineswegs in einem kulturellen Quantensprung lagen, wie viele Schlauköpfe nicht müde wurden zu behaupten, sondern schlicht und einfach in der bahnbrechenden Entwicklung von hormonsteuernden Kontrazeptiva, war ihr schon immer ein Dorn im Auge gewesen. Sie hatte inzwischen erkannt, daß es sich dabei um einen gemeinen Trick des Patriarchats handelte, kostengünstig seiner Bumssucht zu frönen. Nicht von ungefähr trug der Erfinder der Antibabypille einen Schwanz. Die Frauen hatten damals über diese mannigfaltigen modernen Verhütungstechniken gejubelt, da sie glaubten, den Sex nun ausleben zu können, ohne gleich schwanger werden zu müssen. In Wahrheit aber hatten die Segnungen aus dem Medizinschrank sie endgültig zu Lustobjekten degradiert, zu nonstop verfügbaren Fickmaschinen, bei denen kein Mann mehr befürchten mußte, nach neun Monaten zur Verantwortung gezogen und zur Kasse gebeten zu werden. Es blieb allein den Frauen überlassen, sich haufenweise mit Chemie zuzuschütten, damit das Verhütungsziel erreicht wurde,

und es bestimmten allein die Männer, wann der natürliche Zyklus der Frau wiederaufgenommen werden sollte, um Nachwuchs herzustellen. Diese Rechnung hatten sie aber ohne die Wirtin Vanessa gemacht. Sie würde die Männer schon dazu bringen, gefälligst selber zu verhüten.

Leicht berauscht von der Welle der Zustimmung, die ihr von Frauen aus dem ganzen Land entgegenschlug, identifizierte sie sich mit ihrer Forderung so sehr, daß sie irgendwann selbst die Pille absetzte.

Drei Wochen später war sie schwanger!

Sie hätte sich eigentlich denken können, daß ein Halbaffe wie Ho sich eher einen Indianerfederschmuck auf den Kopf setzte, bevor er das Haus verließ, als ein Präservativ auf seinen heiligen Zauberstab vor dem Geschlechtsverkehr. Als sie ihm eines Nachts so ein Gummi vor die Nase gehalten hatte, wäre er beinahe an einem Lachkrampf erstickt. Der einzige Weg, wie man ihn zu einer sicheren Verhütung gebracht hätte, wäre wohl die Kastration gewesen.

Ihre erste Reaktion auf die mißliche Situation war erwartungsgemäß. Selbstverständlich würde sie es wegmachen lassen. Sie würde weder der Presse noch ihren Kritikern den Gefallen tun, sich an ihrem Anblick als Mutterkuh zu weiden, nachdem sie den Terminus »Mutter« die ganze Zeit mit Verachtung überschüttet und diese Rolle auf Schritt und Tritt als die unwürdigste für eine selbstbewußte Frau deklariert hatte. Überhaupt, was sollte das Ganze? Kinder waren nun einmal Kinder, und man konnte mit ihnen ausschließlich auf dem Niveau von Schwachsinnigen kommunizieren, und das auch erst nach einigen Jahren, weil sie anfangs die Angewohnheit besaßen, während des Kommunizierens zu kotzen oder zu scheißen oder beides gleichzeitig. Und dann wurden sie halt erwachsen, und wollten lieber mit den gleichaltrigen Schwachsinnigen kommunizieren, als mit denen, die sie gezeugt hatten. Allein die Vorstellung, wie sie ihrem Baby die Brust gab wie ein

willenloses Tier, machte sie rasend vor Zorn. Nein, nein, ihr festes Gedankengebilde wackelte durch eine lächerliche biologisch vollendete Tatsache kein bißchen. Fortpflanzung betraf beide Geschlechter, und die Sache machte erst Sinn, wenn auch beide Seiten bereit waren, die Lasten dafür zu tragen. Von Ho allerdings zu erwarten, daß er nun zu einem Musterpapi mutierte, war etwa so aussichtsreich, wie von Clint Eastwood zu erwarten, daß er auf der Leinwand bald einen Schwulen spielte. Also Abort!

Abort ... War Abort nicht der medizinische Begriff für Abtrei ... Schwangerschaftsabbruch? Ach nein, Abort stand wohl eher für den medizinischen Ausdruck der Fehlgeburt. Ob Fehlgeburt oder Schwangerschaftsabbruch, wo war der Unterschied? In beiden Fällen wanderte das Ergebnis in den Lokus, was übrigens ebenfalls ein Synonym für Abort war ...

Tat es das wirklich? Schmiß man die toten Babys, das heißt natürlich die reifenden Früchte, aus denen hätten Babys werden können oder sollen, also die Zellbündnisse mit Babypotential sozusagen oder besser ausgedrückt diese Fleischklumpen, die zwar schon nach wenigen Wochen wie Babys aussahen und, nun ja, irgendwie auch lebten, aber eben aus einem vertrackten Grund doch keine Babys sein durften – schmiß man sie tatsächlich ins Klo? Vermutlich besaßen diese Mediziner keine normalen Klos, sondern eben medizinische, doch letztendlich landeten diese Halb- oder Viertelbabys alle in der Kanalisation, oder etwa nicht? Obgleich Vanessa sich mit der Thematik jahrelang erschöpfend auseinandergesetzt hatte, waren ihr diese Details völlig unbekannt.

»Detail« war vielleicht das falsche Wort, denn wenn man von den vernachlässigbaren »medizinischen Details« sprach, die ja nicht in eine politische Diskussion gehörten, meinte man in Wahrheit das konkrete Bild, die direkte Erfahrung des Lebensauslöschens aus der Sicht der Beteiligten. Zählte man die Halb- oder Viertelbabys auch zu den Beteiligten? Es schonte

den Seelenfrieden, wenn man in diesen Dingen nicht allzusehr ins Detail ging.

Ist doch wurscht, wo das Glibberzeug landet, dachte Vanessa, als sie sich in der Nacht der Hiobsbotschaft ins Bett neben Ho legte, der bereits schlief und zum Herrgotterbarmen schnarchte. Sie bewohnten das große Stockwerk weiterhin alleine, doch die alten Kommunarden hätten wohl Schwierigkeiten gehabt, ihre ehemalige Trutzburg wiederzuerkennen. Vanessa hatte die Zweihundert-Quadratmeter-Wohnung weiß anstreichen, das häßliche Linoleum herausreißen und den Boden mit teuren Pitchpine-Dielenbrettern auslegen lassen. Sukzessive richtete sie sie mit antikem Mobiliar ein, das für ein gediegenes Ambiente sorgte. Vor Ho gab sie die unerschwinglichen Kostbarkeiten, die allesamt von dem Mietzins über den Umweg der schweizerischen TCR bezahlt wurden, als zufällige Fundstücke vom Sperrmüll aus, freilich von guten Freunden liebevoll restauriert.

»Wie degeneriert muß eine Gesellschaft sein, wenn sie solche Sachen einfach wegschmeißt?« war Hos stets betroffener Kommentar. Ansonsten bekam er dank seiner Scheißhaus-Ästhetik von den stilmäßigen Veränderungen um ihn herum ziemlich wenig mit, genauso, wie er kaum begriff, weshalb die Zankereien zwischen ihnen um das Aufbringen des Haushaltsgeldes schon seit langer Zeit aufgehört hatten.

Vanessa war bereits im Dämmer Schlaf, doch aus einem sonderbaren Grund wollten ihre Gedanken nicht aufhören, um das weitere Schicksal des Glibberzeugs in ihrem Bauch zu kreisen, das ja in ein paar Tagen vorzeitig das Licht der Welt erblicken würde. Vielleicht, sinnierte sie, vergrub man es wie einen richtigen Toten, man beerdigte es. Das war natürlich eine groteske Vorstellung. Oder man verbrannte es, was sich ebenfalls reichlich abstrus anhörte. Aber wenn dem nicht so war, dann trieben die Glibberzeug-Babys in der Tat in die Kanalisation: deshalb also das Wort »Abtreibung«. Und dort, im dubiosen Gemisch der Abwässer, plumpsten sie zufällig in eine

für sie nahrhafte Brühe, in eine solche, die ihre Biologielehrerin damals in bezug auf die Entstehung von Ein- und Vielzellern erwähnt hatte. Eine Brühe, die all die abgetriebenen Babys nicht tötete, sondern im Gegenteil ihnen gleichsam ein zweites Leben schenkte. Später halfen sie sich selbst, gediehen zu Kindern einer verborgenen Welt. Das wurde also aus den abgetriebenen Föten! Ja, jetzt konnte Vanessa sie sogar sehen. Eine Armee von Kindern in der Finsternis der Kanalisation, nackt und frierend, bis zu den Knien im Abwasser, erblindet, weil sie niemals das Tageslicht gesehen hatten. Durch ihre toten Augen starrten sie sie an. Und ihre Tochter (instinktiv spürte sie, daß sie eine Tochter gebären würde, obwohl sich die meisten Frauen als erstes Kind einen Sohn wünschten) stand in der vordersten Reihe. »Mami«, fragte ihre Tochter sie halb erwartungsvoll, halb ängstlich, »bist du gekommen, um mich zu dir zu nehmen?«, und Vanessa packte dabei ein unfäßbares Grausen, das sie frösteln machte und ihr die Tränen in die Augen trieb.

Sie wachte schweißgebadet aus dem Alptraum auf. Ho schnarchte immer noch mörderisch neben ihr, wie einer, der niemals Alpträume hat, jedenfalls keine von dieser Sorte. Vanessa dagegen war immer noch in der Horrorszenerie gefangen, sah die blinden Augen ihrer ungeborenen Tochter, das Schmutzwasser, in dem sie stand, und ihren vor Kälte schlotternden nackten Körper. Nur sehr langsam löste sie sich von den Trugbildern und erkannte, daß dies alles tatsächlich nur ein böser Traum gewesen war, keine Wirklichkeit, die geschehen war – und keine, die geschehen würde.

Sie beschloß, das Kind zu bekommen!

Als die ersten körperlichen Veränderungen sichtbar wurden und die Ausreden, daß ihre Vorliebe für Cremetorten allmählich überhandnehmen würde, kaum mehr überzeugend klangen, kündigte sie einen Urlaub in Griechenland auf unbestimmte Zeit an. Ho und ihrer Anhängerschaft gegenüber entschuldigte sie die abrupte Abreise mit Überarbeitung. Beide Seiten zeigten

Verständnis. In Wahrheit fand sie Quartier bei einer Bauernfamilie auf dem Lande, bei der sie als Kind mit ihren Eltern oft die Ferien verbracht hatte. Es war keine Ferienpension im üblichen Sinne, sondern ein aus der Armut der Bauersleute geborenes ewiges Provisorium, das lediglich eine schlichte Zweizimmerunterkunft zu bieten hatte und auch nur zeitweise zu vermieten war. Dafür erhielt man Landleben pur, Schweinegegrunze und Hühnergegacker auf dem Hof inklusive. Aus reiner Leidenschaft betrieb man in separat eingerichteten Stallungen eine Ponyzucht. Diese anmutigen Miniaturpferde waren damals, als kleines Mädchen, ihre ganze Welt gewesen, und auf ihnen hatte Vanessa das Reiten gelernt. Das unendlich scheinende Areal der Kornfelder wurde zangenförmig von einem ausgedehnten Waldgürtel umfaßt, der in seiner Mitte einen kristallklaren See beherbergte, gleichfalls eine unauslöschliche Erinnerung an das Glück unbeschwerter Kindertage.

Der alte Bauer und seine Frau waren längst tot, als Vanessa in diesem friedlichen Landstrich eintraf, doch ihre beiden Söhne und deren Familien bewirtschafteten den Hof unverändert weiter. Die folgenden Monate, die sie in die Gestalt eines Globusses mit Gliedmaßen verwandelten, aber ihr zugleich ein körperliches Wohlbehagen schenkten, das sie nie wieder erfahren sollte, standen den Ferienwonnen ihrer Kleinmädchentage in nichts nach. Sie spürte, wie das Wesen in ihrem Bauch wuchs und wuchs, beobachtete die Tiere um sie herum, wie sie ihrerseits Wesen ihrer Art zeugten und gebaren, und glaubte bald, daß das Universum allein zu diesem Zwecke erschaffen worden sei. Fortpflanzung – von den schäbigen Fotos in einem Pornoheftchen über pompös drapierte Paare in der Kirche vor einem Geistlichen bis zu Mörderlöwen, die die Jungen ihrer Rivalen umbrachten, damit das Weibchen für sie schnell wieder fruchtbar wurde: alles Rituale und lebendige Sinnbilder von ein- und derselben Geschichte. Im Gegensatz zu früher verspürte

Vanessa jedoch bei dieser Erkenntnis anstatt innerer Rebellion geradezu ein sinnliches Gefühl des Einverständnisses. So wurde sie in das erste und letzte Geheimnis des Lebens eingeweiht, mit dem sie sich bisher nur abstrakt auseinandergesetzt hatte. Das allerdings sehr laut.

Schier en passant erledigte sich in dieser Zeit ein Problem von selbst, das ihr mehr Kopfzerbrechen bereitet hatte als die eigentliche Schwangerschaft. Die immer noch offene Frage, wie das Kind vor der Öffentlichkeit verborgen bleiben konnte. Schon bisher hatte es aufwendiger Heimlichtuerei bedurft, wie sollte es da weitergehen? Aber die beiden Familien auf dem Hof verstanden ihre Nöte. Das heißt die Nöte, die sie vorgab, nicht die wahren. Eine schwer arbeitende Frau, immer unterwegs, von Verpflichtungen eingezwängt, sich aufopfernd für die hehren Ideale der Menschheit, die ja ein Normalsterblicher gar nicht so richtig begriff. Da halfen die Bauernfrauen gern, nahmen das Kind bereitwillig für ein paar Jahre, zumindest bis zur Einschulung unter ihre Obhut – für ein gewisses Entgelt versteht sich.

Vielleicht aber, zweifelte Vanessa, tat sie diesen einfachen Leuten Unrecht, wenn sie ihnen blanke Raffgier unterstellte. Danach sahen sie nämlich gar nicht aus. Wenn man sich ihren Vorschlag gründlich durch den Kopf gehen ließ, schien es sogar die exzellenteste Lösung zu sein. Im Gegensatz zu der smoggeschwängerten Stadt gab es hier frische Luft, Tiere, mehr Platz zum Spielen und zum Erkunden der Umwelt, als ein Kind überhaupt vertragen konnte, und einen geregelten Tagesablauf. Und diese Frauen waren die geborenen Mütter, wußten sowohl ihren eigenen Nachwuchs als auch den der Kreuchenden und Fleuchenden um sie herum wie im Schlaf aufzuziehen. Jedenfalls bei weitem besser, als die neurotischen Stadtzicken, denen sie ihren Liebling zu Hause wohl oder übel anvertrauen mußte, weil sie nicht daran dachte, in Zukunft kürzer zu treten.

Inmitten all dieser Überlegungen wurde eines Nachts eine süße

Martina geboren, natürlich ein Mädchen, was sonst? Vanessa platzte beinahe vor Glück, doch nach zwei Monaten jungmütterlicher Strapazen, welche sie recht beunruhigende Vergleiche zu ihren blökenden, muhenden und quiekenden Leidensgenossinnen nebenan in den Ställen ziehen ließen, spürte sie einen intellektuellen Heißhunger und eine perverse Sehnsucht nach der Hölle namens Stadt. Am Ende des fruchtbaren Landidylls stand eine Vereinbarung mit den Bauersleuten, wonach die Pflegeeltern das Kind für ein fürstliches Honorar wie ihren Augapfel hüten würden. Die Institution der Amme war in früheren Zeiten selbstverständlich gewesen, und die solcherart Bemutterten hatten als Erwachsene sogar ganze Weltreiche erobert. Was also sollte daran falsch sein?

Aus »Griechenland« zurückgekehrt, wollte sie es gleich Ho erzählen. Ho nämlich war in Wahrheit gar kein Halbaffe, sondern ein Brummhör. Und als echter Bärenpapa würde er sich über nichts mehr freuen, als über ein Bärenkind. Vielleicht würde Martina sogar ein Fixpunkt in seinem desolaten Leben sein, ein Stabilisator, der ihn endlich erwachsen werden ließe und zur Besinnung brächte. Ja, vielleicht bestand seine Bestimmung einzig und allein darin, ein vorbildlicher Berufspapa zu sein, was ja in diesen papaverschleißenden Zeiten keine zu unterschätzende Leistung darstellte.

Doch der Bär war nirgendwo aufzutreiben. Sie fragte unten im Zentrum nach, doch dort sagte man ihr, daß man ihn seit zwei Monaten nicht mehr zu Gesicht bekommen habe.

Er war einfach verschwunden. Hatte er, verzehrt von der Sehnsucht nach ihr, eine Reise nach Griechenland angetreten, um sie dort zu suchen, oder steckte er inzwischen im Kittchen, weil er endlich seinen Traum von einem Kaufhaus in Flammen in die Tat umgesetzt hatte? Niemand wußte es. Allerdings gab es Merkwürdigkeiten. Zwei Koffer fehlten, die Hälfte seiner Kleidungsstücke und die wichtigsten Bände seiner linken

Literatur. Man nahm in den Urlaub oder ins Gefängnis kaum Bücher mit, die man schon auswendig kannte.

Ho blieb verschwunden, und er kam auch nicht mehr zurück. Nach einer Phase der Trauer kam Vanessa zu dem nüchternen Schluß, daß er ihr ohnehin ein Klotz am Bein gewesen war und auch künftig einer geblieben wäre. Sicher, er hatte seine Vorzüge gehabt, zum Beispiel Humor im Übermaß, sicher, es gab Liebe auf dieser Welt, nach der Männer und Frauen ihre Verbindungen untereinander nicht mit der Kosten-Nutzen-Ellemaßen, und sicher, er war der Erzeuger ihres Kindes, das mit Liebe und Lust produziert worden war. Aber hatte der Mann nicht schon immer die Bezeichnung »wandelnde Katastrophe« verdient? Er wollte Kaufhäuser anzünden, man stelle sich das einmal vor! Über kurz oder lang wäre es sowieso nicht gutgegangen. Denn Ho war sein ganzes Leben lang weder ein Halbaffe noch ein Bär gewesen, sondern ein gefährlicher Depp.

Verbittert über den Verlust, stürzte sich Vanessa in den folgenden Jahren um so heftiger in die Arbeit, die endgültig ihr einziger Lebenssinn wurde. Sie kämpfte an allen Fronten der modernen Frauenbewegung. Und in allen Punkten siegte sie. Freilich waren es halbe Siege, die Sache mit den Geschlechtern blieb weiterhin eine recht unausgewogene Angelegenheit. Doch wenn sie in ihren besinnlichen Stunden zurückblickte, konstatierte sie, daß sich seit den Anfängen der Bewegung in der Gesellschaft zugunsten des »schwachen Geschlechts« viel getan hatte. Wie eine nach den Buchstaben der Bibel praktizierende Christin versuchte sie in diesen seligen Momenten weder Hochmut noch Stolz in ihre analytischen Gedanken einfließen zu lassen. Dennoch wurde sie immer wieder schwach, weil selbst sie den Einfluß der Leitfigur Vanessa auf die stattgefundenen Veränderungen nicht verleugnen konnte.

Auch das geheime, das inoffizielle, das Doppelleben war vom Erfolg gekrönt. Martina gedieh zu einer Ausgeburt an Gesundheit und Intelligenz, und wenn man sie beim lockeren

Umgang mit Tieren und anderen bäuerlichen Aktivitäten beobachtete, hätte man auf die Idee kommen können, daß sie an einer steilen Karriere als Flachland-Heidi bastelte. Während ihrer vierteljährlichen Besuche, bei denen sie oft in Versuchung geriet, eine Kerze in der Dorfkirche anzuzünden, weil das Geheimnis ihrer Mutterschaft immer noch nicht ruchbar geworden war, glaubte sich Vanessa oft in einem zum Erbrechen süßlichen Country-Werbespot zu befinden.

Und wie stand es mit den Bilanzen der ominösen Firma »TCR Investments«? Glänzend! Die Halsabschneider kündigten dem Frauenzentrum im jährlichen Rhythmus ein Stockwerk nach dem anderen, ließen diese luxusrenovieren und vermieteten sie dann für teures Geld.

Manchmal, wenn Vanessa trübe Stimmungen erfaßten – sie waren sehr selten –, hätte sie sich am liebsten geohrfeigt. Denn jemand, der trotz solcher Triumphe ein Kind von Traurigkeit mimte, verdiente in der Tat eine Backpfeife.

Bis der Anruf kam ...

Die Zeit zwischen dem Anruf und der Fahrt dorthin war das schrecklichste gewesen. Vanessa hatte einmal über eine bestialische Foltermethode gelesen, deren bildliche Vorstellung einem bereits Folterqualen bereitete. Dabei wurde das Opfer mit speziellen Betäubungsmitteln traktiert, welche seinen Körper in eine künstliche Lähmung versetzten, seinen Geist jedoch unverändert hellwach hielten, so daß es seinen grotesken Zustand bei vollem Bewußtsein miterleben mußte. Zum Beispiel nahmen die auf diese Weise Gemarterten voll Entsetzen wahr, wie ihre Lungen immer mehr ihren Dienst versagten. Sie begannen ganz langsam zu ersticken, ohne daß sie auch nur ihre Pupillen bewegen oder irgendeinen Laut von sich geben konnten. Ein abartigeres Sinnbild für die menschliche Ohnmacht als diese Tortur hatte Vanessa damals nicht einfallen wollen, und deshalb war es ihr so prägnant im Gedächtnis haften geblieben. Während der Zugreise zum Ursprung des Anrufs –

mit dem Auto wäre sie bei ihrer Verfassung nach zehn Metern gegen den nächsten Baum gerast – wurde diese Vorstellung wieder wach, weil sie gewisse Parallelen zu ihrer gegenwärtigen Lage enthielt.

Wie sie so regungslos auf dem bequemen Sitz des Erste-Klasse-Abteils saß und aus dem Fenster starrte, den Blick dumpf auf die vorbeifliegende Landschaft gerichtet, ohne wirklich etwas zu sehen, wahrhaft betäubt, benommen, empfindungslos, vor Gram unfähig, auch nur eine leise Bewegung zu tun, da fühlte Vanessa sich plötzlich mit jenen Folteropfern verbunden. Das Gift *ihrer* Paralyse war das einer Toten, das Leichengift gewissermaßen, und wenn sie diese Leiche auch nicht wieder lebendig machen konnte, so fand sie doch eine abnorme Befriedigung darin, daß ein inneres Strafgericht sie dazu verurteilt hatte, ihr unsagbares Verbrechen durch die freiwillige Abtötung aller ihrer Gefühle zu sühnen. So würde ihre lebenslängliche Buße aussehen. Viele Jahre später, als die Erstarrung immer noch nicht nachlassen wollte, stellte sie sich in einem dunklen Moment die Frage: Was wäre, wenn Martina noch am Leben wäre? Und gab sich kalt die Antwort: Dann wäre ich auch am Leben!

Ein arg hinkender alter Kirchenbediensteter, dessen hart geschnittenes Gesicht sie an eine zerklüftete Felslandschaft erinnerte, holte sie vom kleinen Dorfbahnhof ab. Nachdem sie ihren schweren, silberfarbenen Samsonite-Koffer in eine absurd große Leichenlimousine geladen hatten, fuhren sie zur Aufbahrungskapelle. Vor der Türe des schmucken Häuschens, das wegen eines frühsommerbedingten Feuerwerks aus Rosenranken an seinen Backsteinmauern eher einer Gartenlaube ähnelte, brachen die beiden Bauernpaare vor ihren Füßen heulend zusammen. Selbstvorwürfe, Vergebungsbitten und unbestimmtes, lautes Flehen wechselten sich ab mit Weinkrämpfen und Rotzexplosionen aus wundgeflennten Gesichtern und bildeten eine Kakophonie des Wehklagens. Vanessa machte

diesen Leuten keine Vorwürfe. Sie hatten ihre Pflegeelternpflichten keineswegs verletzt, sondern Martina lediglich das erlaubt, was sie ihren eigenen Kindern auch erlaubt hatten. Schließlich war das älteste der beaufsichtigenden Kinder fünfzehn gewesen, und als man ihre Hilfeschreie hörte, waren drei von ihnen sofort ins Wasser gesprungen, um sie zu retten. Es war ein Unfall gewesen, ein dummer Unfall ...

Vanessa konnte das Wehgeschrei der sie umlagernden Menschen nicht mehr ertragen. Ihr wurde allmählich schwindelig, und sie glaubte plötzlich, sich selbst und die gesamte Szenerie wie durch das Guckloch eines vorsintflutlichen Schaustellerkastens zu sehen, in dem dem einfältigen Bauernvolk dramatische Ereignisse des Lebens in Form von vergilbten Lichtbildern dargeboten wurden. Und dann stürzte auch noch der Herr Pfarrer herbei, mit offenen Armen, aufgesetzter Leidensmiene, alte Intimität vorheuchelnd, geradeso, als habe er ihr schon seit der Geburt die Beichte abgenommen. Das war zu viel. Sie stellte den Koffer vor der Türe ab, hob die Hand, was alle Anwesenden augenblicklich zum Verstummen brachte, und ging hinein.

Es dauerte ein bißchen, bis ihre von der Sommersonne lichtverwöhnten Augen sich an die Dunkelheit und ihre vom Gejammer strapazierten Ohren an die Stille gewöhnten. Doch je mehr sie sich auf den aufgebahrten kleinen Sarg zubewegte, desto klarer wurde das Bild und im buchstäblichen Sinne das lautlose Entsetzen.

Man hatte ihr ein wunderhübsches weißes Kleid angezogen, wahrscheinlich jenes, das zu ihrer Kommunion angefertigt worden war, und ihre Hände gefaltet. Das war in Ordnung, obwohl sie selbst eher an die Existenz von Heinzelmännchen als an die von Gott glaubte und daher solche religiösen Bräuche des Totenkults für höchst überflüssig hielt. Aber gefaltete Hände bei Kindern hatten etwas Engelhaftes. Auf dem Kopf trug sie einen ungeschickt geflochtenen Kranz aus Butterblumen, augen-

scheinlich ein Abschiedsgeschenk ihrer um sie trauernden Freundinnen. Ja, sie existierte noch, die von Blümchen und Ponys erfüllte Kleinmädchenwelt, in der man sich gegenseitig so unerhörte Geheimnisse anvertraute, wie, daß der Nachbarsjunge sich zu einem Kuß herabgelassen habe. Prinzen lugten kurz vorm Einschlafen durch das Fenster, und selbst vor der atomaren Auflösung befindliche Puppen hatten eine Seele. Vanessas Vision von einer feministisch beeinflussten Mädchenkindheit schien sich dagegen wie eine Orwell-Utopie auszunehmen.

Seltsam, sie sah gar nicht aus wie eine Ertrunkene, sondern schlicht und einfach wie eine friedlich schlafende Martina. Dann fiel ihr ein, daß sie noch nie eine Ertrunkene, niemals zuvor einen toten Menschen gesehen hatte. Das ganze war sozusagen eine Premiere!

Vielleicht war die Haut ein wenig blasser als sonst. Das Biest aß einfach zu wenig, obwohl die gesunde Luft hier draußen eigentlich für reichlichen Appetit hätte sorgen müssen. Aber dann fiel ihr ein, daß sie als Kind wegen Essens-Verweigerung auch ewige Krache mit ihrer Mutter riskiert hatte. Die ganze Familie war nun einmal von dürrer Natur. Und diese Kratzer und blauen Flecken! Überall. Sie verunzierten das Gesicht und schimmerten an den Beinen sogar noch durch die weiße Strumpfhose hindurch. Mit ihren Ziegenbockkunststücken über Zäune und Gestein würde sie sich irgendwann den Hals brechen. Obwohl ihre Glieder Streichholzstärke aufwiesen, hielten sie dennoch einer ganztägigen Zappelakrobatik stand ...

Um Himmels willen, was flog ihr da für eine Scheiße durch den Kopf! Offenkundig nun vollkommen umnachtet, schien sie sich im Labyrinth der Zeiten hoffnungslos verirrt zu haben. Man durfte sich aber in der Zeitfolge nicht vertun, sonst verlor man sich selbst. Wie viele Leute, die an diesem Tag Tränen vergossen, begann Vanessa bei diesen Überlegungen selbst zu weinen, jetzt wissend, daß der Tod auch die Zeit tötete.

Ihre Tränen tropften auf die Wangen ihrer Tochter, als sie sie auf den Mund küßte – ein gänsehauterzeugender Kontakt, weil eines der Lippenpaare sich den Temperaturgepflogenheiten der Atmenden entzog. Dann schaute sie sie noch ein letztes Mal an, gewährte ihre Schönheit, ihre immer noch irgendwie lebendige Erscheinung und den Schmerz, der sie ewig miteinander verbinden würde, und verließ die Kapelle.

Draußen ergriff sie ihren schweren Koffer und trat den Rückzug an. Die irritierten Zurufe hinter ihrem Rücken, wohin sie denn gehe, und daß gleich die Bestattung stattfände, ignorierte sie. Sie wollte nicht sehen, wie die Glut ihres Herzens mit Erde zugeschüttet wurde. Sie spazierte einfach davon, weg von diesem lichtdurchfluteten und doch so rabenschwarzen Sumpf, bestehend aus Kirche und Friedhof, durch das heimelige Dorf hindurch, über hitzesirrende, insektenzirpende Kornfelder und Pfade, an einer heruntergekommenen, unbewohnten Windmühle vorbei, so lange stur immer weiter, bis sie nach etwa einer Stunde den See erreichte. Am Ufer stellte sie fest, daß man wegen des Vorfalls inzwischen auf Schritt und Tritt Badeverbotsschilder aufgestellt hatte. Deshalb hielt sich keine Menschenseele in der Umgebung auf. Um so besser, denn so bedurfte es keiner aufwendigen Heimlichtuerei. Auch erfreulich, daß sie bei der Sondierung des Terrains ein winziges Paddelboot entdeckte, angebunden an eine vom Gestade herausragende Baumwurzel. Sie setzte sich mit ihrem Koffer hinein und ruderte bis zur Mitte des Sees.

Die träge Sonne des späten Nachmittags färbte das Wasser mit kupfernen Tönen: eine reflexionsreiche Fläche dämmeriger Kolorierung. Fischreiher, Eistaucher, Stockenten, Flussschwaben und anderes in Geschwadern auf- und absteigendes Federvieh intonierten schwärmerische Wechselgesänge, an denen sie sich berauschten. Der Mischwald ringsum lieferte mit seiner im leisen Wind rauschenden Vegetation den Hintergrundchor, ließ ein ständig in Lautstärke und Klang variierendes

Säuseln vernehmen.

Vanessa hörte auf zu rudern und ließ die Eindrücke auf sich einwirken. Und je länger sie dies tat, um so gewaltigere Wogen des Hasses tosten in ihrem Innern auf, brachen sich Sturzwellen des Zornes an jeder einzelnen ihrer bis zum Auseinanderbersten gespannten Nerven, so heftig, daß sie glaubte, unter dem Druck der Emotionen ohnmächtig zu werden. Dieser See ... Dieser scheinheilige See, der ihre Tochter umgebracht hatte! Dieser bestialische, mit der Camouflage von atemberaubenden Natureffekten die unberührte Unschuld mimende See, wie ... Wie der Mörder, der so manch eine Blutorgie auf dem Kerbholz hat, bei seiner Verhandlung im Gerichtssaal, stilvoll im noblen Zwirn, vielleicht noch eine Hornbrille auf der Nase, die die Nähe zu Intellektualität und die Ferne zu seinen groben Taten betont, ganz Unschuldslamm, ganz das Opfer eines Justizirrtums, das den Richter mit seinen Kulleraugen mitleidheischend anblickt, damit dieser ihn freisprechen möge. Sein Pech aber auch, daß er es bei Vanessa nicht mit einer gütigen Richterin zu tun hatte, sondern mit einer rachsüchtigen Mutter!

Sie öffnete den Koffer vor ihren Füßen und befühlte mit den Fingerkuppen geradezu zärtlich seinen Inhalt: eine Flasche Bourbon-Whiskey, eine Stange Camel, ein Einwegfeuerzeug, ein olivfarbener Zehn-Liter-Kunststoffkanister, ein mittelgroßer zylindrischer Chrombehälter, eine funkelnagelneue Atemschutzmaske mit Sichtgläsern, die man im Umgang mit Chemikalien oder beim Lackieren verwendet, und ein Paar grüne Gummihandschuhe.

Vanessa öffnete die Flasche und trank sie in einem Zug bis zu einem Drittel leer. Nach wenigen Sekunden explodierte der Alkohol in ihrem Kopf mit der Wucht eines Boxhiebs und ließ sie in einer interessanten Mischung aus Bauchschmerz und Wohlbehagen aufstöhnen. Bevor sie die Flasche erneut an den Mund setzte, riß sie die Stange auf, fingerte aus einer Packung eine Zigarette hervor und steckte sie sich an. Bisher war sie eine

Gelegenheitsraucherin gewesen, die noch nie Geld für eine Kippe ausgegeben hatte. Wie vieles andere sollte sich ab heute auch das ändern und eine Stange immer nur knapp für zweieinhalb Tage ausreichen.

Vanessa trank und rauchte ohne Pause, ihr glasiger Blick hypnotisiert vom rauschhaften Fest der Goldtöne, das die Abenddämmerung auf der Wasseroberfläche zelebrierte. Ihre Gedanken jedoch kreisten um andere Bilder, konnten nicht aufhören, das Grauen heraufzubeschwören. Vor ihrem geistigen Auge sah sie ihre Tochter ins Wasser laufen, während die anderen Kinder damit beschäftigt waren, am Ufer ein Lagerfeuer zu entzünden. Bald schwamm sie; hektische Bewegungen eines kleinen Mädchens, die an die eines Frosches erinnerten. Sie merkte plötzlich, daß sie zu weit hinausgeschwommen war, wollte rasch umdrehen, bevor sie in Panik geriet und zum Gespött der anderen Kinder wurde. Und bei diesem Wendemanöver passierte es: Wie ein sanft schlummerndes Ungetüm, dem bereits winzigste Schwingungen der Angst die Augen aufschlagen ließen, bemerkte der See ihre kritische Lage und streckte vorsichtig seine Fühler nach ihr aus. Es handelte sich bei diesen Fühlern um sonnenwärts wachsende Schlingpflanzen, tauartige, aus dem schlammigen Grund emporragende Gewächsarme, die in der leisen Strömung des Wassers lautlos hin- und herschwangen wie gepeinigte Seelen in einer Gruft. Ein Arm wickelte sich um ihren linken Fuß, und als sie vor Schreck aufschrie und unkontrolliert zu strampeln und auf das Wasser einzuschlagen begann, da schaffte es dieser Arm tatsächlich, eine weitere Schlinge um ihren Fuß zu legen und dann sogar einen Knoten zu bewerkstelligen. Sie wehrte sich, bäumte sich mit dem ganzen Körper auf, ruderte mit den Armen bis zu ihrem letzten Atemzug zur Wasseroberfläche hoch. Der See jedoch dachte nicht daran, seinem Fühler den Befehl zur Freigabe zu erteilen.

Der Inhalt der Flasche in Vanessas Hand betrug nur noch drei

Fingerbreit, und der Glanz des Wassers bestand nun lediglich aus einem sehr trüben Silber. Die goldene Dämmerungssonne war längst verschwunden und hatte ein tristes Zwieliht hinterlassen, das in wenigen Minuten ebenfalls nicht mehr zu sehen sein würde. Auch die Vögel und Enten schwiegen mittlerweile. Gleich würde die Dunkelheit hereinbrechen.

Vanessa zündete sich die letzte Zigarette aus der zweiten geöffneten Schachtel an, tat einen genüßlichen Zug, vergewisserte sich kurz, ob jemand sie beobachtete, was scheinbar nicht der Fall war, und hob dann den großen Kanister aus dem Koffer. Sie schraubte die Verschlußkappe auf und neigte den Kanistermund über den Bordrand.

»See, du finsterer, finsterer See«, sprach sie beschwörend.

»Hast du im Ernst geglaubt, daß du damit ungestraft davonkommst? Hast du das wirklich geglaubt? Bei mir jedenfalls hast du deinen Meister gefunden. Ich werde dich lehren, was es heißt, kleine Mädchen zu ermorden. Ich habe schon massiv einen sitzen, aber mir scheint, du kannst noch einen Schluck vertragen. Prost!«

Mit diesem Ausruf kippte sie aus dem Kanister die zehn Liter Altöl ins Wasser. Sie hatte das Altöl diversen Wagen abgemolken, unter anderem ihrem alten Mercedes und dem Range-Rover, bevor sie zu der schmerzlichen Reise aufbrach. Allerdings zweifelte sie, ob diese Giftspritze allein einem See ein für allemal den Garaus machen könnte. Es ging zwar das Öko-Gerücht um, daß bereits die Beimengung von ein paar Tropfen Altöl Tausende von Hektolitern Wasser in eine nicht mehr regenerierbare Brühe verwandeln und die komplette Flora und Fauna eines Gewässers der Vernichtung anheimgeben würden. Doch wer wußte das schon so genau? Deshalb hatte sie vorgesorgt.

Damals, in den Hochzeiten der Revolte war Vanessa mit einigen Chemiestudentinnen befreundet gewesen, die sie zu den

Demonstrationen nicht selten direkt von den Praktikumlabor der Universität abgeholt hatte. Bei diesen Gelegenheiten war sie immer wieder schockiert darüber gewesen, was für ein Kinderspiel es für einen Dieb gewesen wäre, an die dort deponierte hübsche Kollektion von toxischen Stoffen zu gelangen. Sogar am hellichten Tag. Wenn jemand unbequeme Fragen gestellt hätte, so hätte sich der Übeltäter immer noch mit der Ausrede aus der Affäre ziehen können, daß er einen Bekannten suche. Die Wechselschichten der zahllosen Praktikanten garantierten Anonymität.

Vanessa verfuhr genau nach dieser Methode. Sie besorgte sich einen weißen Kittel und marschierte ins nächstbeste Unilabor. Sie wußte, wonach sie suchen mußte, denn sie hatte sich vorher in einem Fachbuch darüber informiert. Es war ganz einfach. Sie fragte sogar einen Studenten nach dem gesuchten Stoff, der sich auch noch vor Freundlichkeit überschlug und sie zu dem Giftschrank führte.

So war sie in den Besitz von vier Kilo Natriumzyanid gekommen, einer kristallinen Substanz, die auf den ersten Blick wie Raffinadezucker aussah, jedoch in solch konzentrierter Dosis auf einen See etwa die gleiche Wirkung hatte wie eine Flasche Abflußreiniger auf den menschlichen Magen.

Vanessa setzte sich die Atemschutzmaske auf, zog die Gummihandschuhe über und entnahm dem Koffer den Chrombehälter. »Verrecke!« stieß sie unter der Gummihaut hervor, öffnete den Deckel des Zylinders und schüttete dann seinen Inhalt ins Wasser, der dort einen Brauseeffekt verursachte. Ohne lange erregenden Vorstellungen über die Folgen dieses bizarren Cocktails nachzuhängen, warf sie danach Zylinder, Kanister, Atemschutzmaske, Gummihandschuhe und die leere Flasche in den Koffer und ruderte zum Ufer zurück. Als sie ans Land ging, hatte sich bereits die Nacht über den Ort gesenkt. Der Bourbon in ihren Adern ließ sie mächtig wanken, oktroyierte ihren Schritten einen abenteuerlichen Schlingerkurs

auf. Dennoch geriet sie niemals in Versuchung, sich des Koffers zu entledigen, als steckten darin Staatsgeheimnisse, was ja der Wahrheit ein bißchen nahe kam.

Sie erwischte den letzten Abendzug in die Stadt rechtzeitig, weil sie die eine verschwendete Stunde, die von der Alkoholtorkelei herrührte, von vornherein berücksichtigt hatte. Dann begann der Landschaftsfilm, der nun wie in eine pechschwarze Tunke getaucht schien, rückwärts zu laufen, und in der Dunkelheit des einsamen Abteils sprach Vanessa im Angedenken an den gewesenen See leise zu sich selbst: »Ich verliere nie. Niemals wirklich!«

Die Jahre, die diesem gespenstischen Umtrunk folgten, ließen sie alt werden. Es war keine epochale Erkenntnis, daß jedes verstreichende Jahr einen alt werden ließ, doch ab Mitte Dreißig wurde man anders älter als vorher. Die Zeit verrann in einem Affentempo, der Körper verfiel, schleichend zwar, aber er verfiel, und es folgten nur noch geringfügige Variationen des bereits Erlebten, welche lediglich dadurch etwas Erträglichkeit gewannen, weil Alltagsprothesen aus Arbeit und lieben Gewohnheiten so vorzüglich ihren Dienst taten. Natürlich trugen auch andere Faktoren zu diesem beschleunigten Alterungsprozeß bei. Zum Beispiel zwanghafte Selbstvorwürfe wegen des Todes der Tochter, auch wenn die Ratio nicht müde wurde, ein Schuldlosigkeitsattest nach dem anderen auszustellen.

Sie hatte die Regionalzeitung des Kuhkaffs abonniert, wo sie einst in einen Abgrund gestürzt war, ohne je auf dem Boden aufzuschlagen. Darin waren Nachrichten zu lesen, die gleich den Folgen einer Seifenoper zwar ihre Tristesse kaum vergessen machen konnten, doch immerhin solches Suchtpotential entfalteten, daß sie jeder Fortsetzung so atemlos entgegenfieberte wie der Junkie dem nächsten Schuß. Kurzum, das Scheißblatt las sich wie ein einziger Notstandsbericht über die Wiederbelebungsanstrengungen für den hingeschiedenen Scheißsee. Soweit Vanessa es ersehen konnte, hatte sie damals

eine derart gründliche Arbeit geleistet, daß inzwischen ein Vogel schon tot herunterfiel, wenn er über diesen Gifttümpel flog. Und was man nicht alles unternommen hatte, um dem Verstorbenen wieder Leben einzuhauchen! Heerscharen von Biologen, Chemikern und Umweltexperten, viele für teures Geld aus dem Ausland eingeflogen, lieferten sich einen erbitterten Krieg, wie denn die wirkungsvollste Dekontamination herbeizuführen sei. Mal kamen giftfressende Bakterien zum Einsatz, mal hammerharte Chemie, ja, selbst Magiern und Druiden gewährte die Forstbehörde einen Versuch, um die alte kristallklare Idylle wiederherzustellen. Die Bilanz der Bemühungen war in der Tat überwältigend: Von einem hochgiftigen und hundertprozentig lebewesenfreien Naß kippte der See endgültig in eine explosiv gefährliche, schlackehaltige und selbst von Kapazitäten kaum mehr analysierbare Brühe um, die für Menschen weiträumig abgesperrt werden mußte.

Dies alles befriedigte Vanessa mit derselben lauwarmen Intensität wie den Todkranken die Erkenntnis, daß der Rest der Welt auch nicht gerade kerngesund ist. Selbstverständlich ahnte sie, daß die tödliche Pansche früher oder später ihre einstmalige Naturreinheit zurückgewinnen würde, ob durch Menschenwerk oder selbstheilende Kräfte – es würde genau in zehn Jahren soweit sein –, aber die fröhlichen Hiobsbotschaften aus der regionalen Journaille vermochten ihrem ansonsten in einem recht depressiven Trott verlaufenden Dasein hin und wieder ein paar kleine Glanzpunkte aufzusetzen. Manchmal fragte sie sich, ob die Leute aus dem Dorf insgeheim wußten, daß sie für den ganzen Giftschlamassel verantwortlich war. Mit größter Wahrscheinlichkeit taten sie es, kam sie zu dem Schluß, trauten sich jedoch nicht, sie zu verraten, weil Martinas Tod von ihnen als eine kollektive Schuld aufgefaßt wurde.

Dazwischen, zwischen dem sinnlosen Ergötzen an längst vergilbter Genugtuung und dem tretmühlenartigen Aufbegehren gegen das Patriarchat, passierte zur Abwechslung auch mal

etwas ganz Lustiges. Elf Jahre nach seinem Verschwinden erhielt sie eine Postkarte von Ho. Der Inhalt bestand aus dem wenig originellen Du-warst-die-größte-Liebe-meines-Lebens-Schmarren. Der Absenderort, der sich durch den arabischen Poststempel entlarvte, war da interessanter. Offenkundig hatte es den guten alten Ho damals zu einer Terrorkommando-Ausbildung in den Nahen Osten verschlagen, wovon er aber mittlerweile wieder die Nase voll zu haben schien. Die letzten Zeilen auf der Karte deuteten an, daß dies nicht das letzte SOS von ihm bleiben würde, falls sie sich nicht erbarmte, ihm das Rückflugticket in das Land der bösen Imperialisten zu bezahlen. Armer Ho, dachte sie schmunzelnd, du warst dem Trend immer mindestens ein Jahrzehnt hinterher, bevor sie das späte Liebesbekenntnis in den Müll warf.

Mit derartig spärlichen Aufheiterungen flogen die Jahre dahin, bis die bunten Achtziger in einem besinnungslosen Arbeits- taumel überwunden waren und die Neunziger anbrachen. Dank ihrer vielfältigen politischen Verbindungen hatte Vanessa das Frauenzentrum unterdessen vollständig in die Obhut des Staates überantwortet, freilich nicht ohne sich vorher ein hochdotiertes Pöstchen als Leiterin der Institution plus saftiger Pensions- ansprüche gesichert zu haben. Sie zog sich nun immer öfter in ihr mit erlesenen Antiquitäten vollgestopftes Stockwerk zurück. Denn was sie draußen sah, gefiel ihr ganz und gar nicht. Insbesondere der Blick auf das inzwischen vollkommen deformierte Gewächs, das sie einst liebevoll und mit den besten Hoffnungen unter dem Namen »Feminismus« aufgezogen hatte, ließ sie schier erschauern. Aus diesem Grunde schrieb sie unter dem dämmrigen Licht ihrer exquisiten Leuchten in monatelanger Arbeit ein ernüchterndes Resümee über die allmählich sichtbar werdenden Fehlentwicklungen der Emanzipations- bewegung. Es trug den Titel »Wie man Frauen wirklich kriegt und sie sich untertänig macht« und erschien unter dem Pseudonym Rufus Salamander. Der erfundene Name war eine

Anspielung auf einen berühmten Autor, dessen Werk in bestimmten Teilen der Erde eine solche Empörung ausgelöst hatte, daß man ihn dort in seiner Abwesenheit zum Tode verurteilt und auf ihn sogar ein Kopfgeld ausgesetzt hatte. Genau diese Reaktion befürchtete nämlich Vanessa auch von den Leserinnen ihres Meisterstücks.

Sie hatte schon einige Bücher über ihre frauenrechtliche Arbeit publiziert, doch prangerte das neue Werk das Schöndenken in den eigenen Reihen an, vor allen Dingen das gewitzte Auslassen der pekuniären Seite der Medaille, ein Lügengespinnst, an dessen Ausbreitung sie ja nicht ganz unschuldig gewesen war. Ihre Theorie war sehr einfach: Solange Frauen ein konsequent weibliches Leben lebten und gleichzeitig die Früchte der Frauenemanzipation genossen, führte dies dazu, daß westliche Industrienationen, welche unisono Wohlfahrtsstaaten waren, schleichend in den Bankrott getrieben wurden. Vanessa selbst und alle anderen feministischen Theoretikerinnen hatten der Öffentlichkeit jahrzehntelang eingetrichtert, daß eine selbstbewußte Frau mit Bildung und einem guten Job eine Bereicherung für die Wirtschaft sei. Das stimmte leider nicht. Solch eine Frau war volkswirtschaftlich betrachtet ein Minusgeschäft von katastrophalem Ausmaß. Wenn man einiges von Zahlen verstand, stellte man sogar fest, daß Analphabetinnen mehr zum Wohlstand beitrugen als Akademikerinnen oder Frauen mit einer guten Ausbildung. Das schien auf den ersten Blick paradox, aber nur auf den ersten.

Alles begann mit einer gesellschaftlichen Lebenslüge, einem Tabu, an dem heutzutage nicht einmal konservative Politiker rütteln mochten. Ein Mädchen wurde geboren, und der Staat tat erst einmal so, als wäre dieser neue Bürger ein rein statistisches Gebilde. Dieser Mensch würde irgendwann in die Schule gehen, dann vielleicht in die Oberschule, würde danach studieren oder eine Ausbildung absolvieren, einen Beruf ergreifen, diesen etwa fünfunddreißig Jahre ausüben, anschließend zehn bis fünfzehn

Jahre seinen Lebensabend genießen und letztlich sterben. Alles in allem ein Plus-Geschäft für die Volkswirtschaft, wenn man Investitionen und Ertrag gegeneinander aufrechnete. Bei Männern ging diese Rechnung nicht immer auf. Die Launen des Schicksals, die wirtschaftlichen Umstände und die Beschaffenheit des eigenen Charakters hielten für jeden Erdenbürger eine Überraschung parat. Bei Frauen jedoch ging diese Rechnung *überhaupt nicht* auf!

Da selbst der größte ökonomische Stümper ahnte, daß an dieser Kalkulation, die eher auf Roboter als auf Frauen anwendbar war, »wegen Kinderkriegen und so«, etwas faul sein mußte, hatten Politiker die Mär vom sogenannten »Dreiphasenmodell« in die Welt gesetzt. Einfach verständlich und angeblich nachvollziehbar. Das Dreiphasenmodell sah eine Kombination der »beiden Lebensrollen« der Frau in Familie und Beruf vor. In der ersten Phase war die ledige und die verheiratete kinderlose Frau voll im Erwerbsleben integriert. Mit der Geburt des ersten Kindes begann dann die zweite Phase, die Phase »aktiver Mutterschaft«, in der sich die Frau aus dem Erwerbsleben zurückzog und ganz ihren Sozialisationsaufgaben widmete. Wenn eine Frau im statistischen Durchschnittsalter von zirka 28 Jahren geheiratet hatte und maximal zwei Kinder im optimalen Abstand von zwei Jahren bekam, diese so lange betreute, bis sie eine gewisse Selbständigkeit erreicht hatten, dann konnte sie im Alter von etwa 40 Jahren die dritte Phase beginnen: den Wiedereintritt ins Berufsleben.

Auf dem Planeten der Roboter mochte das Dreiphasenmodell vielleicht die reinste Routine sein, auf dem namens Erde jedenfalls funktionierte es nicht. Der Grund? Es war gar nicht erst aufs Funktionieren hin konstruiert, sondern auf die Täuschung der Öffentlichkeit. Bereits in der ersten Phase nämlich steckte schon der Wurm drin. Die Ausbildung und das Studium eines Menschen, ob männlich oder weiblich, kostete einen westlichen Industriestaat hundert- bis zweihunderttausend

Dollar. Jeder Berufsanfänger ging also mit dieser Hypothek an den Start, das hieß konkret, er schuldete dem Staat beträchtliches Geld. Die Mehrheit der Frauen jedoch dachte gar nicht daran, die für sie aufgewendeten Investitionen im Laufe ihres Lebens auszugleichen. Das lag nur sekundär daran, daß sie sich von vornherein überwiegend Berufe ausgesucht hatten, die nichts mit der Erfindung, Herstellung und dem Verkauf von neuen (meist technischen) Produkten, also der eigentlichen Quelle des Wohlstandes, zu tun hatten. Nein, die Kernursache, weshalb sich die ungeheuer kostenintensiven Ausbildungen und Studien bei Frauen volkswirtschaftlich kaum lohnten, ruhte darin, daß sie sich nach ein paar Jahren des Jobbens in der produktivsten Phase ihres Lebens auf eine Reise begaben, welche allgemein als unvermeidlich galt: die Reise ins Mutterland!

Die Verweildauer des Weibes im Mutterland und die modernen Ansprüche an die Gesellschaft, die daraus erwuchsen, waren eigentlich der wirkliche Anstoß gewesen, der Vanessa veranlaßt hatte, dieses Buch zu schreiben. Gerade an diesem Punkt nämlich offenbarte sich, wie Frauen selbst die Errungenschaften des Feminismus inzwischen instrumentalisiert hatten, um sich weiterhin im Weibchenschema zu wälzen und darüberhinaus im Namen des abgedroschenen Begriffs Emanzipation echtes Bargeld zu beschaffen.

Was sie auf die Palme brachte waren die fadenscheinigen Argumente, mit denen Frauen ihren Kinderwunsch rechtfertigten. Die tatsächlichen Motive des Kinderwunsches, die hinter vorgeschobenen Mutterhormonen verborgen blieben, waren vielfältig, aber stets von Egoismus getragen. Dazu gehörte zum Beispiel, daß Frauen Kinder wollten, weil sie sonst nichts anderes anzufangen wußten in ihrem Leben. Wenn eine Frau zu einem Mann sagte (meistens sagte sie es gar nicht, sondern ließ es *passieren*): »Ich möchte ein Kind von dir«, hieß das nichts anderes als »Mir ist langweilig, ich will wieder mit

Puppen spielen.« Oder: »Der neue Abteilungsleiter ist das allerletzte. Ich will mich nicht abplagen mit ihm und dem ganzen Bürokratismus. Mit einem Kind könnte ich aussteigen, ohne eingestehen zu müssen, gescheitert zu sein.« Oder: »Ich fühle mich minderwertig. Gib mir ein Kind, und ich bin jemand.« Oder: »Ich will auch etwas zuwege bringen im Leben.« Oder: »Dein Freiheitsdrang ist mir schon lange ein Dorn im Auge. Jetzt will ich dich endlich ans Haus und an mich binden.« Oder: »Mit einem Kind wirst du mich ja endlich heiraten.« Es gab noch etliche Variationen.

Frauen wußten, daß Arbeiten eine Menge Streß, Kampf und Leistungsdruck bedeutete, alles Faktoren, die den meisten von ihnen nicht wirklich lagen. Als sie Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre vermehrt in die Arbeitswelt eintraten, stellten sie sich das Ganze rosiger vor, als es tatsächlich war. Mittlerweile hatten sie erkannt, daß ihre traditionelle Rolle nicht die schlechteste war. Sie bot mehr Möglichkeiten zur persönlichen Entwicklung, zur freien Zeiteinteilung und Freizeitgestaltung als ein blöder Job. Viele Frauen sahen einen Job maximal als Übergang zwischen Elternhaus und Ausbildung und Mann, Heim und Kind. Sie gingen arbeiten, weil sie sich nicht vorwerfen lassen wollten, nur auf einen Mann zu warten. Sie vertuschten ihre eigentlichen Lebensziele, indem sie ein paar Jährchen einem mittelmäßigen Job ohne große Ambitionen nachgingen, aus dem sie bereitwillig wieder ausstiegen, sobald ein potenzieller Ernährer in Sicht war. Aus dem Job auszu-steigen ohne besonderen Grund galt jedoch als feige und bequem. Es hätte das Stigma haften bleiben können, Frau wolle sich auf Kosten des Mannes ein ruhiges Leben machen. Ein Kind mußte also geboren werden!

Mit einem Kind waren alle Unterstellungen und Vorwürfe blitzartig verschwunden. Eine Frau wurde Mutter! Im himmlischen Entzücken weideten sich zukünftige Großeltern und Verwandte. Freunde gratulierten und beglückwünschten, als

hätten zwei Leute etwas Außergewöhnliches vollbracht. Doch in Wahrheit wurde die Überzahl der Frauen nicht Mutter, weil sie Kinder liebten und ach so selbstlos waren, sondern aus eiskalter Strategie. Eine Schwangere hatte es im Leben leichter als eine Nicht-Schwangere: Sie wurde umsorgt und bemuttert, vor allem vom Wohlfahrtsstaat, auf sie wurde Rücksicht genommen. Sie konnte unter Angabe eines schier sakralen Grundes den Beruf an den Nagel hängen und trat darüber hinaus durch den Status der Mutterschaft aus dem bedeutungslosen Leben einer Frau heraus.

Nun blieb es in einer freien Gesellschaft jedem selbst überlassen, wie er sein Leben gestaltete, hätten diese glücklichen Mütter sich einfach mit ihrem Mutterglück begnügt und Staat und Privatwirtschaft nicht über ihre diversen Lobbys und Gesinnungsmütter in den Medien zu immer unverschämter werdenden Finanz- und Sozialleistungen gezwungen. Die Mütter der neuen Generation waren ganz anders als ihre eigenen, welche noch unter dem Joch der drei Ks – Kinder, Küche, Kirche – ein aufopferungsvolles Dasein gefristet hatten. Gebildet, selbstbewußt, feminismuserfahren und im öffentlichen Artikulieren ihrer Forderungen geübt, hatten sie in den letzten Jahren einen künstlichen Opfermythos inszeniert, der ihre angebliche Benachteiligung im Dreieck zwischen Familie, Kindern und Arbeitsmarkt beklagte und nur einen Schluß zuließ: Die Gesellschaft mußte sie für diese Entbehrungen entschädigen, und zwar kräftig!

Ganze Schatzkästlein voller Sozialleistungen und Vergünstigungen öffneten sich einer Frau, sobald sie schwanger wurde. Die Geschenkpalette war im Falle »Bauchdick« opulent: direkte Barmittel, Steuervergünstigungen, was konkret hieß, daß die sogenannte »junge Familie« praktisch überhaupt keine Steuern bezahlte (was sie trotzdem kaum daran hinderte, ein Heidengeschrei zu veranstalten, als würde man sie ausrauben, sobald man von ihr auch nur ein paar Hunderter verlangte), Mietzuschüsse bis komplette Übernahme der Miete, kostenlose

medizinische Betreuung, Übernahme der Telefonkosten, sogar Weihnachtsgeld, Mutterschutz, Kindergeld, Erziehungsgeld, Zuschüsse für den Bau der Knusperhäuschen der »jungen Familien«, kostenlose Kindergärten und Tagesstätten und nicht zu vergessen die Gratisbildung für die geborenen Kinderchen. Vanessa blickte selbst kaum mehr durch, was der Gesetzgeber noch für milliarden schwere Gaben für Leute vorgesehen hatte, die die Stirn hatten, einen weiteren Menschen in die eh schon überbevölkerte Welt zu setzen.

»Die junge Familie« gehörte aber noch zu den Verlierern dieses knallharten Finanzpokers, weil sie quasi als Strafe für die Staatspräsente eine moderne Spießigkeit in Kauf nehmen mußte, eine Spießigkeit aus monogamer Sex-Ödnis, unmerklicher Verblödung, weil man sich durch die Kleinen unweigerlich auch auf deren geistiges Niveau begeben mußte, und der endgültigen Auslöschung des eigenen Ichs, da man immer nur als Kollektiv wahrgenommen wurde. Die wirklichen Gewinner waren sogenannte alleinerziehende Mütter.

Ihnen galt die größte Sorge der nun plötzlich vom Fruchtbarkeitsvirus erfaßten neuen Frauenbewegung, sie stellten gewissermaßen *das* moderne Leidenssymbol dar, welches im öffentlichen Bewußtsein mittlerweile in ähnlicher Weise verwurzelt war wie das Bild der heiligen Maria mit Kind im christlichen Glauben. Und auch hier arbeitete frau in der Öffentlichkeit mit überholten Klischees. Von erbarmungswürdigen Scheidungswitwen, die über Nacht mit drei Kindern in Not gerieten, war die Rede, und von jungen, offenkundig mittels Simsalabim geschwängerten Pechvögeln. Da diese Frauen zugegebenermaßen nicht alle das Opfer einer Vergewaltigung geworden waren, hätte man sich ja die Frage stellen können, jedenfalls wenn man einigermaßen klar im Kopf war, weshalb sie sich nicht an denen schadlos hielten, die an ihrer Misere mitschuldig waren. Doch allein das Wort Erzeuger kam im Alleinerziehenden-Gewerbe einer Blasphemie gleich.

Für die besagte Geschiedene mit den drei Kindern war es in Wahrheit entschieden vorteilhafter, innerhalb einer Stunde ein paar Formulare auszufüllen und so prompt staatliche Leistungen in beachtlicher Höhe einzuheimsen, als mit dem Ex-Ehemann in mühseligen Prozessen um weit geringere Summen zu streiten. Deshalb galt dieser in offiziellen Statistiken stets als arbeitslos oder überschuldet. Wer wollte oder konnte schon Jahr um Jahr kontrollieren, ob dem wirklich oder immer noch der Fall war? Bestimmt nicht die vielen Beamtinnen in den Jugend- und Sozialämtern, die womöglich gerade abwägten, ob sie sich vom reizlosen Einerlei ihres Jobs nicht bald einen mehrjährigen Urlaub ins Mutterland nehmen sollten. Doch man unterlag einem grandiosen Irrtum, wenn man das Problem der Alleinerziehenden als die Folge eines Eheunfalls auffaßte. Das Gros dieser Frauen verfolgte nämlich eine radikalfeministische Strategie, auch wenn es ihnen nicht bewußt war, und bei dieser Erkenntnis mußte Vanessa erst einmal schlucken, denn so hatte sie sich die schöne neue Frauenwelt damals nicht vorgestellt.

Die typische alleinerziehende Mutter war ledig und benutzte den Mann bewußt a) als Schmusefreund, b) als Sexobjekt und c) als Samenspender. Sie hatte hohe bis absurd hohe Ansprüche, und träumte deshalb noch mit achtunddreißig Lenzen von einem Traumprinzen, was zumindest teilweise in Erfüllung ging, da jeder Mann nichts lieber tat, als eine Frau zu schwängern – freilich nur, wenn er dabei von vornherein erahnte, daß er finanziell nicht zur Verantwortung gezogen würde. Das genau hatten die autonomen Alleinerziehenden auch gar nicht vor, hätte doch Papa in der Rolle des Familienernährers in ihrem recht abwechslungsreich verlaufenden Singlehaushalt plötzlich auch ein Wörtchen mitzureden gehabt. Nein, der, der nun die weibliche Sehnsucht nach einem Dasein mit Kindern und Vollversorgung erfüllte, hatte kein Gesicht, war anonym (»entfremdet«, wie Ho und seinesgleichen sich zu jener Zeit wohl ausgedrückt hätten) und im Gegensatz zu einem Papa aus

Fleisch und Blut kein ekliger Pfennigfuchser. Der selbstlose Gönner hieß »der Staat«, und das Beste an diesem Superpapa war, daß frau ihre Ansprüche an ihn jährlich weiter steigern konnte, aus dem aberwitzigen, doch für die Gesellschaft inzwischen zum Allgemeingut gewordenen Grund, daß gerade »die Situation der Alleinerziehenden« das Versagen des Staates darstelle. Und keine Frage, mit einem Kind war frau locker für 15 Jahre blockiert.

Selbstverständlich war nicht alles schwarz oder weiß; es existierten Mischformen. Auch die Alleinerziehende ging schon mal halbtags arbeiten – freilich schwarz! Oder sie hatte einen regulären Ganztagsjob, was allerdings den anonymen Versorger noch mehr zur Ader ließ, da ihn das Profipersonal zur Betreuung der Kinder mehr kostete, als wenn die Mutter zu Hause geblieben wäre. Männer waren in diesen Haushalten entweder besuchsweise geduldet oder als Verwöhnfreunde ohne Stimmrecht akzeptiert, beim geringsten Anzeichen einer Krise wechselbar, vor allen Dingen jedoch unsichtbar, da die Behörden sonst ein »eheähnliches Verhältnis« vermutet und den Geldhahn wenn nicht gerade zugedreht, so doch empfindlich gedrosselt hätten.

Vanessa hatte einmal einen Artikel über die ungewöhnliche Aktion einer Dame gelesen, die die Zeitung als ultimativen Akt feministischer Selbstverwirklichung feierte. Der Bejubelten ging die Bevormundung seitens des Partners in einer Beziehung empfindlich gegen den Strich, so daß sie sich ein Leben mit einem Mann an ihrer Seite nicht vorstellen konnte – ohne jedoch von einem Kinderwunsch abzulassen. Zu diesem Zweck hatte sie per Zeitungsinserat einen passenden Kandidaten gefunden und sich von ihm besamen lassen. Der edelmütige Samariter hatte sich aber von ihr vorher klugerweise ein Dokument unterschreiben lassen, das ihn von jeglicher finanzieller Verantwortung für seine gute Tat enthob. Die auf diesem hypermodernen Wege Dickgemachte fand daran nichts

Verwerfliches. Warum denn auch? Die Rechnung für die »Befreiung der Frau von althergebrachten Rollenmustern« würden fürderhin andere Männer durch ihre Steuern begleichen.

Gegen all diese Vorwürfe wußten Frauen drei gewichtige Argumente aufzufahren, welche, wie sie glaubten, alle ihre Kritiker zum Verstummen bringen würden. Aber nicht Vanessa! Argument Nummer eins lautete: Kinder sind Investitionen für die Zukunft. Verdächtig an diesem Argument war, daß diejenigen, die derartigen pathetischen Mumpitz behaupteten, niemals mit den Worten fortfuhren: »... weil wir ja auch eine Investition für die Zukunft waren, als unsere Eltern uns zeugten.« Investition? Das klang nach Geschäft und Profit. Doch welcher Normalsterbliche konnte schon sagen, daß er ein lohnendes Geschäft sei, und die Allgemeinheit durch sein Vorhandensein unter dem Strich einen Profit erwirtschaftet habe? Was waren Versager, Verbrecher, Kinderschänder, Mörder, Steuerhinterzieher, Drogenschmuggler, Faulenzer und Aussteiger einst, wenn nicht Kinderchen? Wer garantierte, daß aus den Kindern brave Bürger und Steuerzahler wurden? Vielleicht wurden sie unheilbar Kranke, die ihr Leben auf Kosten anderer in Krankenhäusern und Kureinrichtungen verbrachten? Möglicherweise wurden sie Verbrecher, die anderer Leute Eigentum zerstörten und Morde begingen. Vielleicht verbrachten sie ihr Leben im Gefängnis auf Kosten der Allgemeinheit und dachten gar nicht daran, selbst berufstätig zu werden und Pensionen für andere Leute zu erwirtschaften. Seltsam, sogar Debile glaubten, daß ihren Kindern eine strahlende Zukunft als kleine Einsteins, zumindest als kleine Bill Gates' bevorstünde. Niemand schien in Betracht zu ziehen, daß sich der Nachwuchs ebenfalls zu einem Plus-Minus-Null-Geschäft, wahrscheinlicher jedoch zu einem schlimmen Minus-Geschäft entwickeln könnte wie man selber. Rein rechnerisch nämlich ging die Mathematik der humanen Kapitalanlage sowieso nicht auf. Denn würde man die Summe all dieser

sozialen und bildungsrelevanten Ausgaben für die durchschnittliche Dauer eines Menschenlebens zinsgünstig anlegen, hätte man locker das Zehnfache erwirtschaftet! Auf Grund dessen konnte die Formel nur lauten: Lediglich einige, sehr, sehr wenige Kinder sind Investitionen für die Zukunft. Und von ihrem Erfindungsreichtum, Talent, Engagement und ihrer Leistungsbereitschaft hing das Wohlergehen der restlichen Kinder ab. Kinder en masse machten keine Kasse! An der Verbreitung des zweiten Arguments für den Rückzug der Frauen ins Mutter- und Hausfrauenland war Vanessa leider selbst aktiv beteiligt gewesen. Es wurzelte in der Behauptung, daß frau ja gern außerhalb der Familie ihren Mann stehen würde, wenn der Partner dafür daheim bliebe, die Kinder betreute und den Haushalt schmisste. Zu Beginn der Neunziger glich diese Behauptung einem familienpolitischen Wunschtraum, von dem alle heimlich inbrünstig hofften, daß er niemals in Erfüllung gehen möge. Zunächst einmal hatten die Männer keineswegs darum gebeten, eine Familie übergestülpt zu bekommen. Fünfzig Prozent aller Kinder, die in westlichen Ländern zur Welt kamen, waren nämlich ungewollt. Kinder, die »passiert« waren, obwohl es sichere Verhütungsmittel gab, Kinder, die den Männern »angedreht« worden waren. Da durften sich die Frauen später nicht wundern, daß der geschockte Erzeuger nicht den Hausmann spielen wollte. Männer dachten im Gegensatz zu Frauen an ein Kind als Ziel und nicht als Ausgangspunkt. Männer wollten im Leben zuerst etwas erreichen und dann ein Kind in die Welt setzen. Für eine Frau hieß, im Leben etwas zu erreichen, ein Kind in die Welt zu setzen. Auch die sogenannte normale Familie, in der vor lauter Heimeligkeit die Wunschkinder wie Pilze aus den Gebärmüttern schossen, hatte ihren Keim keineswegs darin, daß Männer gelobten, im Falle von Nachkommenschaft zu knuffeligen Hausmännern zu mutieren, sondern ganz im Gegenteil darin, daß Frauen ihnen von vornherein das traditionelle Idyll versprachen. Außerdem hätten

in Wahrheit die satten Mittelstandsmuttis und ihre Epigoninnen auf den billigen Plätzen eher Blausäure geschluckt, als ihre backförmchen- und bastelzeuggepanzerten Führerhauptquartiere der Macht wegen irgendwelcher Hausmänner zu räumen. Die mit Krokodilstränen vorgetragene Klage über das Fehlen von Hausmännern stellte bei Lichte besehen nichts anderes als politischen Druck dar, durch den man weibliche Ansprüche an den Staat noch mehr hochschrauben konnte. Keine Frau dachte im Grunde ernsthaft daran, dreißig oder mehr Jahre regelmäßige Arbeit, Streß, Konkurrenzkampf und hübsche Mobbingsspiele in Kauf zu nehmen, wozu Männer verurteilt waren. Arbeit außerhalb des Hauses war und blieb für die meisten Frauen trotz gesellschaftlicher Umbrüche auch weiterhin entweder eine nette Abwechslung zu ihrem kollererzeugenden Haushaltsgrau oder bestenfalls ein mäßiges Dazuverdienen, das steuerlich nichts brachte. Ein unprofitables Rein-raus-Spiel, doch niemals tatsächliche Existenzsicherung.

Dem letzten Argument schließlich wußte Vanessa auch nichts Gescheites entgegenzusetzen, weil es kein Argument war, sondern ein Naturgesetz. Dieses Naturgesetz hieß Fortpflanzung. Ja, ja, daran führte nun einmal kein Weg vorbei. Schweine taten es, Kojoten und Elefanten, auch Insekten, wahrscheinlich sogar Bakterien. Und am Ende kam dabei immer ein Kind heraus. Der ganze Weltenlauf war nun einmal auf die Produktion von Nachwuchs ausgerichtet. Ohne den Nachwuchs schien die ganze verdammte Maschinerie zum Stillstand verurteilt. Doch Kinder bedeuteten für die Eltern auch stets Opfer und Entbehrungen, und nicht, wie man es mit den Instrumenten des Feminismus mittlerweile passend gemacht hatte, daß andere diese Opfer und Entbehrungen auf sich zu nehmen hatten, damit die Eltern so weiterleben konnten wie vorher, oder gar, daß sie durch den Joker Kind einen Überschuß erzielten.

Schließlich und endlich konnte Vanessa lediglich darüber

spekulieren, ob die dritte Phase des Dreiphasenmodells den Staat nicht noch mehr belastete, als die zweite: der Wiedereintritt der Frau ins Erwerbsleben. Eine Rückkehr in den Beruf nach dem vierzigsten Lebensjahr war höchstens in Zeiten der Hochkonjunktur möglich und dann auch nur auf niedrigstem Qualifikationsniveau oder in Berufen, die nur geringem technischen Wandel unterworfen waren – ganz zu schweigen von den psychischen Hemmungen, die sich nach längerer Arbeitsunterbrechung gebildet hatten. Während also die Phase »aktiver Mutterschaft« stattfand, wurden in akademischen Berufen entscheidend die Weichen für die spätere Laufbahn gestellt. Doch auch hier nahte Rettung. Genervt von einer mediengewaltigen Lobby, welche die Ideen des Feminismus auslegte, wie es ihr gerade in den Kram paßte, war der Staat immer mehr bereit, für die Muttis a. D. künstliche Arbeitsplätze zu schaffen, vorwiegend im sozialen Bereich, zumindest widersinnige Umschulungen zu finanzieren oder Geschlechterquoten einzuführen. So kam frau selbst im späteren Alter zu einem ordentlichen Gehalt, und konnte sich mit dem Renommee der allseits anerkannten Berufstätigen schmücken. Beahlt wurden diese »Potemkinschen Arbeiten« stets von denjenigen, deren Arbeit tatsächlich gebraucht wurde.

Vanessa schrieb dieses Buch im Zorn, weil sie all ihre Ideale, für die sie jahrzehntelang gekämpft hatte, inzwischen verraten sah – durch Frauen! Offenbar hatten die Töchter Evas die neue Lehre gründlich in den falschen Hals gekriegt. Ihr Emanzipationsbegriff bezog sich nur mehr auf einen gönnerhaften Staat, der ihnen jeden materiellen Wunsch von den Augen ablas und ansonsten Gott Adam einen guten Mann sein ließ. Sie kämpften nicht mehr für ein Leben in Selbstbestimmung, sondern für ein urgemütliches Suhlgehege, in dem sie ihren prähistorischen Weiberhochgenüssen frönen konnten, bestehend aus Mädchenabenteuern à la »bißchen Studieren«, orgiastischen Mutterfreuden, Familienheimeligkeit und Arbeitsverhältnissen, die

man möglichst in »schicken Klamotten« ausüben konnte. Auch wenn sie noch so laut nach Emanzipation schrien, im Grunde wollten sie sie nicht. Denn Emanzipation bedeutete Engagement und Arbeit. Müde und faul geworden, trafen sie sich in Kosmetiksalons und auf Tennisplätzen. Sie jammerten und klagten, wie arm sie dran seien, weil sie kein eigenes Geld verdienten und sich von ihren Männern alles gefallen lassen mußten, obwohl sie heutzutage alle Möglichkeiten der Welt hatten. Unter diesen desillusionierenden Umständen konnte die Formel nur lauten: »Die Gleichbehandlung von Frauen in modernen westlichen Industrienationen ist ein volkswirtschaftlicher Schaden, der nur deshalb nicht das Licht der Öffentlichkeit erblickt, weil niemand sich traut, die brisanten Zahlen genau nachzurechnen – am wenigsten Männer!«

»Wie man Frauen wirklich kriegt und sie sich untertänig macht« – ganz einfach, man läßt sie mit ihrer »Emanzipation« einfach fortfahren, haha! – wurde *der* Knaller der Literaturszene. Eine teils boshaft, teils philosophisch, ja, bisweilen sogar poetisch geschriebene Schmähschrift, ein hybrides Werk zwischen Sachbuch und Prosa, das sich über zwei Jahre auf den Spitzenplätzen der Bestsellerlisten hielt. Seinem sarkastischen Autor Rufus Salamander dagegen wurde eine ganz andere Ehre zuteil. Die Leserinnen des Buches erkoren ihn zum Frauenfeind Nr. 1. Wie hätte denn der feinsinnige Herr die Frauen gern, fragten sie, quadratisch, praktisch, gut, oder zum Schlechtwerden männlich, wofür er sich offensichtlich hielt? Ganz anders reagierten die Männer. Sie fanden in dem Elaborat all ihre Vorurteile gegenüber Frauen bestätigt und priesen den Autor als ihren Erlöser. Bloß war dieser nirgends aufzutreiben. Er trat weder in Talkshows auf, noch hielt er Lesungen, noch beantwortete er Leserbriefe. Auch signalisierte er in keiner Weise, seine Identität irgendwann preiszugeben. Trotz immenser Anstrengungen und Kniffe, ihn ans Licht der Öffentlichkeit zu zerren, blieb Rufus Salamander ein Phantom

und ging als solches in die Annalen des Buchhandels ein. Ein Vielleicht-Satiriker, der sich mit den Frauen wohl einen Scherz erlaubt hatte.

Vanessa war zu alt, um sich noch an derartigen Späßen zu ergötzen, zumal sie gar keinen Spaß gemacht, sondern eine witzige Grabrede auf die Frauenemanzipation gehalten hatte. Da verhiß das nächste Projekt schon mehr Spaß.

Das Projekt war eigentlich ein konkretes Angebot. Von einer kleinen Partei, welche ihren Marsch in die Politik als reine Ökologie- und Friedensbewegung angetreten hatte, sich jedoch inzwischen solcher Beliebtheit erfreute, daß sie bei Wahlen bis zu zehn Prozent der Wählerstimmen einfuhr. Die mächtigen bürgerlichen Parteien, die kaum mehr absolute Mehrheiten zusammenbekamen, buhlten im Hinblick auf eine Koalition um ihre Gunst. Selbstverständlich gaben auch in diesem »bunten Haufen« kaum mehr die Idealisten den Ton an: der dem Stadtinferno entflohe Biobauer mit dem abgebrochenen Soziologiestudium, die fanatische AKW-Gegnerin, die jede Art von Kosmetika ablehnte, der allseits engagierte Lehrer, der von einem »Kommunismus mit einem menschlichen Antlitz« träumte. Sie und alle anderen, die geglaubt hatten, man könne große Politik wie eine Endlosdiskussion in einer WG betreiben und die hochkomplizierten Probleme einer Industriegesellschaft dadurch lösen, daß man die Industrie abschaffte, sie wurden nur noch als Stimmvieh für sogenannte alternative, letztlich jedoch längst inhaltlos gewordene Visionen gebraucht. Diejenigen, die etwas zu sagen hatten, waren auch hier wie üblich die »Parteispitzen«, welche im Laufe der Zeit festgestellt hatten, daß es entscheidend angenehmer ist, in einem vollklimatisierten Dienstwagen der Marke Mercedes Benz über die Autobahn zu rasen, als bei Wind und Wetter hinter aus Apfelsinenkisten zusammengeagelten Ständen zu stehen und gelangweilte Rentner über die Ausbeutung der Kaffeeanbauer in Costa Rica aufzuklären. Männer und Frauen, denen die konservative Presse

in jüngster Zeit immer mehr Machthunger vorwarf, was natürlich stimmte, die aber vor allen Dingen niemals über das an ihnen geschehene Mirakel hinweggekommen waren, daß sie mit ein paar dämlichen Sprüchen aus ihrer Studentenzeit Gehälter und Pensionsansprüche in Millionenhöhe eingestrichen hatten.

Mit einer dieser Parteispitzen, dem Parteivorsitzenden höchstpersönlich, verabredete sich Vanessa im Sommer '94 in einer mittelgroßen Universitätsstadt. Weil ihr Hotelzimmer noch nicht frei war, mußte sie ein paar Stunden überbrücken. Sie erforschte die ausgedehnte Fußgängerzone, wanderte durch enge Gassen zwischen putzigen Fachwerkfassaden und bewunderte die verchromten und verglasten Erker der Provinz-Postmoderne. Bald begriff sie, daß sie in ein Museum der 70er Jahre geraten war. Langhaarige auf Holland-Fahrrädern, Henna-Frauen, die Kinderwagen vor sich herschoben; am Straßenrand parkten noch buntbemalte Enten und Käfer, und an jeder zweiten Ecke stieß sie auf eine Studentenkneipe mit Flohmarktmöbeln.

Sie rieb sich die Augen, flüchtete in ein elegantes Gartenrestaurant und bestellte einen roten Burgunder. Obwohl es sich sozusagen um ein konspiratives Treffen handelte, ging der Stimmung dieses sonnendurchfluteten Tages der Nimbus des Verschwörerischen völlig ab. Das Lokal war berstend voll mit luftig gekleideten Leuten, die für ein paar Stunden ihrem Bürostreß entflohen waren und sich kurzfristig in der Illusion wiegen wollten, im Urlaub zu sein. Die in voller Blüte stehende Natur ringsherum, die im heißen Wind schwankenden Zitterpappeln, die blutrot gesprenkelten Holunderbüsche und der lärmende Gesang der Vögel trugen wesentlich zu dieser ausgelassenen Atmosphäre bei. Und als sollte dem Tableau der Harmonie noch das I-Tüpfelchen aufgesetzt werden, sah Vanessa aus den Augenwinkeln einen strammen Anzugträger, vermutlich den Inhaber des Etablissements, von Tisch zu Tisch wandern und sich artig nach der gastronomischen Kritik seiner Gäste erkundigen. Allerdings gewahrte sie lediglich seine

Rückenansicht. Bald würde er auch an ihrem Tisch angelangt sein.

Unterdessen war der Parteivorsitzende eingetroffen, und redete auf sie ein. Ein bienengesummartiges Geschwafel, das sie eher über sich ergehen ließ, als daß es sie fesselte. Der in grobes Sommerleinen gehüllte Mittvierziger, der als einzigen Tribut an seine Protestlerzeit eine Nickelbrille trug, ansonsten jedoch ein lehrreiches Beispiel dafür lieferte, wie man sich durch zu viele Staatsbankette und samstägliche Einkäufe im Delikatessengeschäft in einen lebendigen Hefeteig verwandeln konnte, schlug Vanessa ein Geschäft vor. Sie sollte mit großem Getöse in die Partei eintreten und bei der bevorstehenden Wahl im Heer der Emanzipationsbewegten auf Stimmenfang gehen. Im Gegenzug würde sie im Falle eines Sieges das Amt für Familie und Soziales erhalten, ein Kuhhandel, der bereits mit der großen bürgerlichen Partei, mit der man zu koalieren gedachte, abgesprochen war. Nachdem er diese Offerte kundgetan hatte, verschwand er wieder und ließ sie mit ihrer Entscheidungsfindung allein.

Vanessa bestellte einen weiteren Schoppen und erging sich in verlockenden Gedankenspielen. Es schien, daß sie am Ende des Weges angekommen war, die Macht endlich von einer Warte ausüben konnte, die als letzte Instanz galt. Ministerin für Familie und Soziales klang nett – der Titel weckte irgendwie Vorstellungen von einem gütigen Mütterchen, das mit Waisenkindern Weihnachten feiert und Pennbrüdern eine warme Suppe spendiert –, doch sie dachte nicht im Traum daran, dieses Amt länger als ein Jahr auszuüben. Wenn sie sich erst einmal im Intrigenlabyrinth der hohen Staatspolitik eingenistet hätte, müßte sie vielleicht auf dem Höhepunkt ihres Bekanntheitsgrades schnell die Partei wechseln, wahrscheinlich auch die Wählerschicht. Und dann würden Gesetze gemacht, Gesetze, die endlich, endlich die Frau als ein selbständiges Individuum ...

Der Restaurantbesitzer erschien vor ihrem Tisch und wollte

sich höflich nach ihrem Wohlbefinden erkundigen. Als Vanessa zu ihm aufschaute, erlitt sie einen Schock, so daß ihr der Wein jäh in die Luftröhre geriet, und sie daran beinahe erstickt wäre. Es war Ho!

Er hatte sich kaum verändert. Da waren immer noch der Castro-Bart, dem die wenigen weißen Härchen einen maskulinen Alterscharme verliehen, und der durchdringende Blick. Und immer noch rauchte er seine Gauloises, als wäre nichts gewesen. Der schöne Ho wie eh und je, kraft unergründlicher Gärungsprozesse so hochwertig wie ihre erlesenen Antiquitäten! Sie aßen und tranken bis morgens früh, euphorisiert von furchtbar schnulzigen Erinnerungen an ihre gemeinsame Zeit und dem Geheul über die nüchterne Gegenwart. »Damals«, sagte er, »hätte ich gar nichts anderes machen können. Der Staat hat mich doch in den Untergrund getrieben. Die Bullen waren scharf auf meinen Kopf, da mußte ich eben schneller sein mit der Knarre.«

Dann kamen sie auf sein Geschäft zu sprechen. Er berichtete, wie er aus der Hölle des Nahen Ostens zurückgetrampt war, dann mittellos dastand, sich entschloß, endlich erwachsen zu werden, wie er mühsam seine erste Studentenkneipe aufgebaut, sich gegen die Baulöwen am Ort, die Profiteure der Altstadt-sanierung und die Mafia der alteingesessenen Gastronomen durchgesetzt hatte und schließlich Herr über zwei Restaurants und drei Sauflokale in der Innenstadt geworden war. Dazwischen hatte er eine Familie gegründet und zwei Kinder gezeugt, die anscheinend nichts anderes im Sinne hatten, als ihn glücklich zu machen. Vanessa lag es auf der Zunge, ihm mitzuteilen, daß er bereits vorher eine Familie gehabt hatte – aber weshalb den Horror nochmals entfesseln?

Während Ho seine geschäftliche Situation beschrieb, kam er richtig in Fahrt, so daß ihm vor Zorn der Kopf rot anlief. Wie er um den Einbau einer kleinen Toilette mit der Baubehörde *fighten* mußte – »dieses blöde Denkmalschutzgesetz« –, und wie

er vor zwei Jahren drei Asylanten einstellte und prompt Ärger mit der Ausländerbehörde bekam. Wie die *Bükratenschweine* ihn anlässlich einer Buchprüfung morgens um sieben aufs Finanzamt luden – »reine Schikane« – und ihm einen Prozeß anhängten, weil seine Schwarzarbeiter einen kleinen Eimer Lösungsmittel im Stadtpark entsorgt hatten.

Er steigerte sich in die Geschichte hinein und schlug bald mit der Hand auf den Tisch. Und als säße er in einer Zeitmaschine, die ihn in die goldenen 60er zurücktransportiert hatte, war er plötzlich wieder da, der schneidende Tonfall von einst: »Ich kann ackern«, schrie er beinahe, »ranklotzen, nachts und am Wochenende, wenn es sein muß, ich habe schließlich eine Familie zu versorgen. Ich brauche keine Privilegien, aber ich will nicht beschissen werden. Ich bin ein normaler Bürger dieses Staates. Aber wie steht man denn heute da als normaler Bürger! Willst du dir meine Steuererklärung ansehen? Oder die Krankenkassenbeiträge für die Angestellten – das ist doch ungeheuerlich! Da müßte man mal aufräumen in diesem Ausbeuterverein, richtig aufräumen bei diesen Bürokraten-schweinen, die nur an ihre Rente denken und den Bürger ausbeuten nach Strich und Faden. Die sacken das Geld ein und sind korrupt nach Strich und Faden. *Anzünden* müßte man diese ganzen Ämter!«

Wie konnte es angehen, dachte Vanessa, daß einer so nahtlos vom Terroristen zum Kleinunternehmer mutierte, ohne sich auch nur im geringsten zu verändern? Wäre Ho vom Saulus zum Paulus konvertiert, niemand hätte sich gewundert. Aber *er war immer noch der alte*. Sein radikales Weltbild hatte nicht den geringsten Schaden genommen. Um ihn herum tobte nach wie vor die große Verschwörung, allüberall herrschte die gnadenlose Macht der Unterdrückungsmaschine.

Als sie morgens um fünf ins Hotel wankte, brummte ihr der Schädel. Das Schweinesystem also. Es lauerte überall. Es war nicht auszurotten, nicht mit der Kalaschnikow, nicht mit

radikaler Konsequenz und nicht mit dem Glück des Tüchtigen. Irgendein Witzbold oder autonomer Tierschützer hatte an den Lüftungsschacht der Tiefgarage den Spruch gesprüht: MENSCHEN UND SCHWEINE – EIN KAMPF.

Es war das letzte Mal, daß sie Ho sah, obwohl sie Adressen ausgetauscht und einander ernsthaft versprochen hatten, sich bald wiederzusehen. Irgendwie war es auch das letzte Mal, daß sie die männliche Spezies so geistig wach unter die Lupe genommen hatte. Denn danach änderte sich einiges radikal.

Einen Monat später trat Vanessa in die besagte Partei ein, die sie sogleich in ihr oberstes Gremium berief und anschließend als eins der populärsten Kandidatengesichter in den beginnenden Wahlkampf schickte. Sechs Monate später, die Wahl war gewonnen und die Koalition stand, wurde sie als Ministerin für Familie und Soziales vereidigt. Ein halbes Jahr darauf hatte sie, das Land, ja, die ganze Welt etwas Besseres zu tun, als sich mit Familie und Sozialem zu beschäftigen. Alle hatten es mit einer Seuche von wahrhaft apokalyptischem Ausmaß zu tun.

Von einer Woche zur anderen hielt das Chaos Einzug; das Gleichgewicht der Gesellschaft, das zwar seit Menschengedenken zu keinem Zeitpunkt als stabil hätte bezeichnet werden können, aber von irgendeiner magischen Macht stets daran gehindert wurde, aus dem Ruder zu laufen, kippte. Das Pendel schlug nicht zur anderen Seite aus, es blieb einfach stehen. Derart schauerhaft empfanden einige diesen Stillstand, daß sie sich insgeheim einen globalen Atomkrieg herbeiwünschten, der wenigstens alle innerhalb weniger Minuten fein säuberlich weggerafft und einen Schlußstrich gezogen hätte. Nein, es zog sich hin. Und das, was am Ende zurückblieb, ergab einfach keinen Sinn.

Millionen Männer erschienen nicht zur Arbeit, ergaben sich der Krankheit und blieben zu Hause. Bald begaben sie sich unter die Aufsicht von Ärzten und schließlich unter die von Bestattungsunternehmern. Die Männer, bei denen die Krankheit

noch nicht ausgebrochen war – man sprach damals noch optimistisch von »Nicht-Infizierten«, weil der wahre Befund der Menschheit wohl den Verstand geraubt hätte –, hatten alle Hände voll zu tun, zumindest eine Grundversorgung mit Gütern und Lebensmitteln aufrechtzuhalten und für Ordnung zu sorgen. Es kam nämlich schon allerorten zu Plünderungen und kriminellen Exzessen, die selbstverständlich hauptsächlich von Männern angezettelt wurden. Wahrscheinlich ahnten sie, daß sie in Kürze denselben Weg wie ihre seligen Brüder gehen mußten, und ließen jedwede Hemmung fahren.

Die Frauen dagegen machten mobil, nicht zum ersten Mal in ihrer »Frauengeschichte«, und ihre Aktivitäten gingen weit über soziale Hilfsdienste und den Anbau von Kartoffeln im Vorgarten hinaus. Sie verharren nicht in der Mutterrolle oder in ihren gelernten Berufen, sondern krepelten richtig die Ärmel hoch. Der Anblick von Busfahrerinnen und Automechanikerinnen war bald kein seltener Anblick mehr. Und den fragwürdigen Ehrenplatz am Fließband einer Fabrik hatten sie ja schon immer gehabt. In der Übergangsphase, anders gesagt, in der Phase, in der noch ein kleiner Teil der Männer unter den Lebenden weilte, funktionierte der Austausch von Nahrungsmitteln, ja, selbst von Konsumwaren einigermaßen. Geld und Währungen hatten weiterhin eine Bedeutung, wenn auch die Inflation rasend galoppierte. Dann jedoch, als das Vakuum, das Adam hinterließ, immer größer wurde, die Risse in der Infrastruktur sich bis zur Unübersichtlichkeit verästelten, verkam das Leben zum Überleben.

Es gab dafür zwei Ursachen. Die erste beruhte darin, daß man gar nicht so schnell Frauen in traditionelle Männerberufe einlernen konnte, wie es die radikal veränderte Lage erforderte. Da die Anwerbung auf freiwilliger Basis geschah, war das Projekt ohnehin wenig effektiv. Viele Frauen sahen nicht ein, weshalb sie das Betreiben eines Kraftwerks erlernen oder sich in die Geheimnisse einer elektrischen Lokomotive vertiefen

sollten, wenn sie direkt vor Ort ihren Kindern und den darbedenden Menschen mit praktischen Überlebenstechniken helfen konnten. Bald stellte sich heraus, daß das Hochkrepeln der Ärmel ein planloses Wursteln darstellte, dem eine langfristige Perspektive abging.

Der zweite Grund für die schleichende Armut wurzelte in einem Denkfehler, welcher in ein weibliches Hirn eingebaut zu sein schien wie Fluguntüchtigkeit im Vogel Strauß: Im Gegensatz zu Männern hatten Frauen sich stets geweigert, die wahre Quelle des Reichtums zu erkennen. Sie gingen von der irrigen Vorstellung aus, daß Arbeit nun einmal Arbeit sei, an deren Ende automatisch ein Gewinn stand. Sie hielten jede Art von Arbeit für wertvoll, hatten sogar früher mehrmals die abstruse Forderung nach der Bezahlung von Hausarbeit in die öffentliche Diskussion geschickt. Auf Grund dessen erschien es für sie in der gegebenen Situation nur folgerichtig, daß sie auf jene Arbeiten verzichteten, durch die Überflüssiges geschaffen wurde. Was aber war überflüssig? Sicherlich nicht Zahncreme oder ein Telefon. Wohl aber Snowboards oder hochwertige Hi-Fi-Geräte. Und im übrigen sämtliche Waren und Dienstleistungen, deren Mangel oder völlige Abwesenheit nicht zu einer bedrohlichen Lebensverschlechterung führten. Kurz, der ganze Wohlstandsmüll! Das aber war der springende Punkt. Ohne den Wohlstandsmüll gab es keinen Wohlstand, sondern ein karges Leben wie zum Beispiel in ...

... in den ehemaligen kommunistischen Staaten. Dort hatte man den einzelnen daran gehindert, etwas anderes zu erzeugen als das, was zum Überleben notwendig war. Das bißchen Konsum hatte man westlichen Konsumgesellschaften abgeguckt oder erst stümperhaft nachgeäfft, als der Druck der Bevölkerung für die herrschende Kaste bedrohlich wurde. Mit »dem einzelnen« waren freilich Männer gemeint, denn Frauen wären selbst in hunderttausend Jahren nicht auf die Idee gekommen, einen Videorecorder zu erfinden und zu bauen. (Ein Produkt

übrigens, das herzustellen kommunistischen Ländern bis zuletzt nicht geglückt war, und von dem Vanessa stark annahm, daß es anfänglich nur deshalb ein Erfolg wurde, weil Männer ihre Pornofilme gemütlich zu Hause anschauen wollten.) Der Trick, wie man Männer daran hinderte, keinen Wohlstandsmüll zu produzieren, war lächerlich simpel. Es brauchte nicht einmal eines Verbotes. Man sorgte einfach dafür, daß sie nicht miteinander konkurrieren konnten, oder genauer gesagt, man entlohnte sie mehr oder weniger alle gleich, einerlei welche Leistung sie erbrachten. Dann taten sie von sich aus nichts, und zwar buchstäblich nichts: die Ursache für den Untergang von Marx-Land.

Bei Frauen sah die Sache entschieden anders aus. Frauen konkurrierten untereinander lediglich mit einer einzigen Ware: Jugend! Da half kein technischer Erfindungsreichtum, keine geschäftliche Cleverneß und kein pralles Bankkonto, all dies machte sie in den Augen der Männer um keinen Deut begehrenswerter und für ihre Geschlechtsgenossinnen beneidenswerter. (Die Binsenweisheit »Erfolg beziehungsweise Geld macht erotisch« galt allein für Männer!) Eine fünfzigjährige Millionärin war in Wahrheit ärmer dran als eine bettelarme Achtzehnjährige. Deshalb hatte die Welt auch wenig Frauen gesehen, die dieses erbarmungslose Gesetz ignoriert hatten und ihren eigenen erfolgreichen Weg gegangen waren. Bis jetzt!

Gerade deshalb, weil die Frauen angesichts der Notsituation selbstlos handelten und nicht aus egoistischen Antrieben miteinander in Konkurrenz traten, brach die Wirtschaft auseinander, und es entstand innerhalb eines Jahres eine große Armutskatastrophe. Vanessa kam diese Entwicklung nicht ungelegen, denn so konnte sie endlich ihre alten Ideale in die Tat umsetzen, die nun plötzlich gar nicht mehr so alt erschienen. Es eröffneten sich ihr Perspektiven, von denen in der gesamten Menschheitsgeschichte große Staatenlenker, kluge Philosophen und gutherzige Propheten nur geträumt hatten.

Und welche Maßnahmen ergriff die Regierung, um die Krise zu bewältigen?

Gar keine!

Nur kurz, ganz zu Beginn ihrer Amtstätigkeit, als Experten rund um den Globus die männerausrottende Krankheit noch als eine äußerst gefährliche, doch episodische Grippeepidemie betrachtet hatten, war es Vanessa vergönnt gewesen, einen Blick auf die Sache zu erhaschen, die den hochtönenden Namen Politik trug. Jeder schien sich darin irgendwie auszukeimen, jeder setzte seine Hoffnungen auf sie, und jeder kannte mindestens zehn Gründe, weshalb diese oder jene Politik »scheiterte«. Politik, das war mittlerweile ein Zauberwort geworden, das man nur auszusprechen brauchte, um alles zu erklären.

Nachdem Vanessa jedoch die Ehre zuteil geworden war, die vielgerühmte Kreatur im Innern des Käfigs ganz aus der Nähe zu studieren, kam sie zu einem verblüffenden Schluß: Es gab gar keine Politik! In demokratischen Gesellschaften spielten sogenannte Politiker die paradoxe Doppelrolle des bösen Geldeintreibers und des gönnerhaften Zahlmeisters, die von der Bevölkerung je nach konjunktureller Wetterlage mal ausgebuht, mal bejubelt wurden. Der Staat trieb unter Androhung von Enteignung und Gefängnisarrest von einem Teil der Bevölkerung Geld ein (Steuerpolitik) und verschenkte es an den anderen Teil der Bevölkerung, der entweder kein Geld verdienen konnte oder wollte (Sozialpolitik). Exakt dieses defizitäre Monopoly, das durch die Überschuldung des Staates auch ohne die Seuche irgendwann in einem Bankrott gemündet wäre, nannte man Politik.

Diesmal traf es die Repräsentanten des Staates jedoch dreifach. Erstens versiegte durch das große Sterben die Hauptsteuereinnahmequelle Mann, zweitens hätte eine pralle Kasse sowieso nichts genützt, da solche mit aufwendiger Logistik vertraute Männerbündnisse wie Militär oder

Technisches Hilfswerk nicht mehr für ein Notstandsprogramm zur Verfügung standen, und drittens – tja, täglich wurden auch diejenigen weniger, die diese Goliath-Aufgabe von ganz oben hätten angehen können. Gewöhnlich verscherbelte eine Regierung in Krisenzeiten das Tafelsilber, das heißt staatseigene Betriebe, Liegenschaften, Aktien, Goldreserven und dergleichen mehr. Allein, in dieser verflixten Situation, in der die Welt nun steckte, gab es weder interessierte Käufer noch war ein wirtschaftlicher Sinn zu erkennen, den man den Handelsobjekten hätte abgewinnen können. Mit einem Wort, der Staat existierte nicht mehr.

Wohl aber noch Politikerinnen! Die taten anfangs das, was sie sowohl in der weiblichen als auch in der männlichen Spielart schon immer gern getan hatten: schwätzen. Sich in der Illusion wiegend, daß sie nunmehr die Chance zu einer parteiübergreifenden, echten »Frauenpolitik« besäßen, und endlich ohne Furcht vor der Besserwisseri ihrer einstmaligen »Kollegen«, versammelten sie sich jeden Tag im Plenarsaal und hielten flammende Reden über den weiteren Werdegang ihres Weibervolkes. Obwohl diesen Dauersitzungen etwas Gespenstisches anhaftete, was auch daran lag, daß sie wegen der Energiekrise unter einer auf ein Minimum reduzierten Deckenbeleuchtung stattfanden, und daß in einer gigantischen Räumlichkeit ein Haufen von etwa vierzig Leuten ziemlich verloren wirkte, genoß Vanessa die Redeschlachten. Sie waren einfach zu komisch, um nicht zu sagen zum Totlachen, als daß man ihnen fernbleiben konnte.

Eine besonders schrille Abgeordnete aus dem linken Lager meinte, daß angesichts der dramatischen Situation der Staat das Recht besäße, alles Vermögen der Reichen zu beschlagnahmen. Offenkundig ging sie von der Vorstellung aus, daß in den Kellern dieser Klientel die Rinder- und Schweinehälften in Kilometerlänge hingen, und daß Gas, Erdöl und Frischwasser in smaragdenen Schatullen versteckt waren. Zu blöd, um die

simpelsten wirtschaftlichen Mechanismen zu durchschauen, verkannte sie vollkommen, daß gerade diese Gruppe schon längst alles verloren hatte. Immobilien waren Schleuderware, da die Hälfte der Bevölkerung sich mit einem einfachen Grab als Wohnraum begnügte, und Geld, Aktien, Schmuck und kostbare Gemälde konnte man weder essen noch sich mit ihnen wärmen.

Eine andere Komikerin schaffte es sogar, an einem Tag gleich zwei Gesetze durchzupauken. Das erste Gesetz untersagte das Horten von Lebensmitteln und anderen lebenswichtigen Gütern, ohne allerdings darüber Auskunft zu geben, wer das Ganze kontrollieren sollte. Daß die Polizeistruktur nur noch rudimentär existierte, und daß der Schwarzhandel auf den Straßen längst die effektivste Art von Ökonomie geworden war, ignorierte man einfach. Das andere Gesetz kam in einem marktwirtschaftlich orientierten Staat einer Revolution gleich. Im Wortlaut etwas diffus, doch in der Gesamtaussage unmißverständlich, besagte es nicht mehr und nicht weniger, als daß jeder Bürger seine Ressourcen mit anderen teilen müsse. Im Klartext: Privatbesitz wurde abgeschafft. Auch in diesem Fall ließ man im unklaren, wo die vielen Vertreter der Exekutive herkommen sollten, um diesen frommen Wunsch in die Tat umzusetzen. Mußte eine Frau, die den Behörden einen Stall voller Hühner verschwieg, verhaftet oder gleich erschossen werden? Vor allen Dingen von wem? Von einem Heer eifriger Polizistinnen? Gab es noch so etwas wie eine Gerichtsbarkeit? Wer kümmerte sich überhaupt um die Gefängnisse?

All diese Sondergesetze und Notverfügungen, welche mit jener Naivität beschlossen wurden, die allein im barmherzigen Rhythmus pochende Muttiherzen hervorbringen konnten, scheiterten jedoch gleich an etwas albern Praktischem. Um ihnen amtliche Würden zu verleihen, mußten sie nämlich zuallererst als Zusatzkommentare zum bestehenden Gesetzbuch deklariert, das heißt gedruckt werden. Es stellte sich aber schnell heraus, daß es die Druckereien, die derlei Staatsaufträge

ausführten, längst nicht mehr gab, da das Druckergewerbe ebenfalls eine Domäne der Männer gewesen war. Und ohne neue Gesetzbücher keine neuen Gesetze!

Den Politikerinnen fiel allmählich auf, daß ihr Tun in Anbetracht der deprimierenden Realität keinen Sinn machte. Sie nahmen Zuflucht zu dem einfachen Bild des regen Geistes, dessen Befehle an den Körper keine Akzeptanz fanden. Was konnte der gesunde Kopf dafür, wenn Arme und Beine, ja, der gesamte Organismus ihn ignorierten und einfach verrückt spielten? Vanessa war anderer Ansicht. Der Organismus versuchte sich verzweifelt auf die neuen Außenbedingungen einzustellen, während der Kopf diese Bedingungen weiterhin als alte Leiden betrachtete, die es mit alter Medizin zu heilen galt. Im Grunde wähten sich diese Politikerinnen immer noch trotzig in einer Welt, in der ein Geschlecht das andere unterdrückte, und man als politische Vertreterin des unterdrückten Geschlechts nichts weiter zu tun brauchte, als Forderungen zu stellen. Unausgesprochen schwebte immer noch der große Vorwurf an die Männer durch Evas Seele, und immer noch beharrte sie auf dem Prinzip der Umverteilung des Wohlstandes zu ihren Gunsten, obwohl der sich inzwischen in Luft aufgelöst hatte. Zudem sollte die alte Ordnung ganz der weiblichen Natur entsprechend gefälligst in schwesterlicher Harmonie und vollkommen gewaltfrei wieder einkehren. Süßliche Fürze aus der vaginalen Welt, dachte Vanessa amüsiert, während sie im Hohen Haus so tat, als lausche sie interessiert den konfusen Debatten der Parlamentarierinnen, wohl wissend, daß diesem Zwergenaufstand samt seinen hysterischen Mitwirkenden das letzte Stündchen der Bedeutungslosigkeit geschlagen hatte.

Und wie recht sie hatte! Frustriert von ihrer immer deutlicher werdenden Machtlosigkeit und gehandikapt durch ihre privaten Nöte – viele hatten selbst sterbende Männer zu pflegen –, setzte unter den Volksvertreterinnen alsbald die Schwindsucht ein.

Dem rein weiblichen Parlament gingen tagtäglich ein bis zwei Mitglieder verloren, stillschweigend, ohne eine besondere Erklärung, ja, irgendwie spurlos. Als dann am 23. Dezember, einem nahezu lichtlosen Tag, an dem draußen ein Schneesturm von wahrer Weltuntergangsqualität wütete, nur noch acht ihren Dienst antraten, wurde die Deckenbeleuchtung des Plenarsaals endgültig abgeschaltet. Es war ein trauriger Augenblick, denn der Gedanke lag nahe, daß die Männer mit ihrer chauvinistischen Behauptung, Frauen verstünden nichts von Politik, posthum recht behalten hatten.

Sieben von den acht Standhaften verließen das Regierungsgebäude gesenkten Hauptes wie getretene Hunde, immer noch darüber grübelnd, wieso ausgerechnet Frauen ein Volk von Frauen nicht zu regieren vermochten. So als müßte sich dem Schaden unbedingt auch der Spott hinzugesellen, hielt ihnen der Mantel der Geschichte noch eine letzte Demütigung bereit. Weil es keine Chauffeure mehr gab, fuhren vor den Toren des Regierungspalastes nicht wie üblich die Dienstlimousinen vor, so daß sie ihren Heimweg durch das heulende Schneeungeheuer zu Fuß oder mit dem Fahrrad antreten mußten.

Vanessa schaute ihnen aus ihrem Bürofenster im obersten Stockwerk lange nach, sah, wie ihre Gestalten in den Schneeverwehungen über dem riesigen Defileeplatz zunächst die Form von zitternden Silhouetten annahmen und sich hinter dem verschneiten Reiterdenkmal schließlich ganz auflösten. Dann klatschte sie vor Begeisterung in die Hände und brach gleichzeitig in Jubel aus. Sie lief zu ihrem Schreibtisch, schnappte sich die Flasche Bourbon-Whiskey, die darauf stand, goß daraus ein ganzes Wasserglas voll und steckte sich eine Camel an. Sie trank das Glas in zwei Schlucken leer, öffnete danach die Schreibtischschublade und nahm daraus die 84er Beretta Cheetah, die vor einem halben Jahr an jeden Staatsbediensteten zum Zwecke der Selbstverteidigung ausgegeben worden war. Unter Anleitung einer Sicherheitsbeamtin

hatten sogar ein paar Schießübungen stattgefunden. Anschließend deponierte sie die Waffe in ihrer schwarzen Handtasche, verließ den Raum und begab sich in die weiten Flure.

Seit einem Monat hatte Vanessa hinter dem Rücken der anderen Abgeordneten unter an Paranoia grenzender Geheimhaltung Aktivitäten entfaltet, die auf die Situation einer wie auch immer gearteten Auflösung des Parlaments ausgerichtet waren. Aktivitäten, die nicht gerade in den Arbeitsbereich einer Ministerin für Familie und Soziales gehörten, Aktivitäten, deren Entdeckung in diesen turbulenten Zeiten eventuell ihre standrechtliche Erschießung bedeutet hätte.

Ihre Hauptverbündete in diesem Spiel war Tilly gewesen. Theodora Rubin, genannt Tilly, stellte im Regierungsgeschäft eine Institution dar, oder, wie viele schmunzelnd meinten, ein Faktotum. Parteilos, hundert Kilo schwer, über Dekaden hinweg konstant mit einem feisten Äußeren gesegnet, das dem Betrachter lediglich die nebulöse Einschätzung »um die Fünzig« erlaubte, und wie man so sagte, ständig unter Strom, arbeitete Tilly schon seit zweiunddreißig Jahren für die Regierung. Zu definieren, welche Aufgabe sie dort innehatte, gehörte eigentlich ins Fach der Philosophie; wahrscheinlich wußte das Tilly selber nicht mehr so genau. Jedenfalls hatte sie bis jetzt fünf Staatsoberhäuptern gedient, und zwar auf oberster Ebene, und die Herren hatten sich anscheinend nicht daran gestört, daß sie auch ihren jeweils ärgsten Feinden behilflich gewesen war. Es gab lustige Tilly-Anekdoten: Unter Tillys respekt einflößendem Gewicht waren schon etliche Schreibtischstühle zusammengekracht, als ein Verteidigungsminister die Konstruktion eines speziellen Tilly-Stuhles in Auftrag gegeben hatte, die unter den Ausgaben für Staatssicherheit verbucht worden war. Oder: Tilly hatte sich während eines Staatsempfangs bei einem Walzer mit dem damaligen französischen Präsidenten Giscard d'Estaing den Fuß verrenkt und war so unglücklich auf den Gast gefallen, daß der sich eine

Rippe brach. Die üblichen Dicken-Witze.

Vanessa glaubte jedoch, das wahre Geheimnis von Tillys politischer Langlebigkeit zu kennen. Sie tat, was man ihr sagte und scherte sich einen Dreck um Politik. Als sie sich ihr unter dem Deckmantel der Kumpanei näherte, lernte sie eine Frau von erstaunlicher Fachkenntnis kennen. Das Kartogramm und die infrastrukturelle Topographie des Staates schienen sich in ihr Hirn unauslöschlich eingebrannt zu haben wie Leiterbahnen in eine Platine. Ob es sich um Kommunikationstechnologien zwischenstaatlicher und geheimdienstlicher Art handelte, um den schwindelerregenden Datenwust von Land und Bürgern oder den gewitzten Umgang mit den an der Grenze zur Illegalität angesiedelten kleinen Tricks und nützlichen Kontakten, ohne die keine Regierungsmaschinerie auskam: Tilly gebot über die Lebensnerven des Molochs so schlafwandlerisch sicher wie ein Berufszocker über Spielkarten. Bei Lichte besehen hätte sie den ganzen Laden mühelos von ihrem kleinen Büro aus schmeißen können, ohne daß es jemandem aufgefallen wäre.

Dieser Raum übrigens gab genug Auskunft, um auf das Privatleben ihrer Nutzerin schließen zu lassen. Überall an den Wänden hingen selbstgeschossene Fotos von Hunden, Katzen und Vögeln und anderem niedlichen Getier; auf ihrem Schreibtisch tummelten sich drollige Kitschfiguren oder Plüschwesen, unter anderem ein riesiger Stoffschimpanse, der auf dem Computermonitor saß. Da die einzige Abbildung einer menschlichen Gestalt die des bereits verschiedenen Präsidenten war, bedurfte es keiner überragenden Menschenkenntnis, um zu wissen, daß diese kinderlose und kontaktarme Frau ihren kompletten Lebensinhalt aus ihrer Arbeit und der Tatsache bezog, daß sie beinahe unersetzlich war.

Einer dunklen Ahnung folgend, beauftragte Vanessa Tilly zunächst, Verbindung mit der fähigsten medizinischen Autorität im Lande aufzunehmen, die ein definitives Wort über das

Todesvirus und seine Auswirkung auf die weibliche Reproduktionsfähigkeit zu sagen vermochte. Zwar hatte die Medizin seit dem Ausbruch der Seuche fieberhafte Forschungsanstrengungen unternommen, doch mit jedem Tag, mit dem sich immer mehr herauskristallisierte, daß das Virus mit Sicherheit zum Tode führte und die Ausbreitung nicht zu verhindern war, erlosch auch der wissenschaftliche Elan. So sehr, daß man sich über das künftige Schicksal der Menschheit in der weiblichen Variante keine Gedanken mehr machte. Vanessa jedoch hatte von Anfang an allein diese Zukunftsvision vor Augen. Informationen aus den Labors sickerten nur tröpfchenweise in die Öffentlichkeit. Nicht anders sah es bei der Regierung aus. Unumstrittener Fakt war, daß das Virus sich auch in Frauen eingenistet hatte, sie jedoch aus einem miraculösen Grund nicht schädigte. Die Frauen würden das Virus also an ihre werdenden Kinder weiterreichen, bei männlichen Embryos mit tödlicher Folge. Niemals wieder würde ein Junge das Licht der Welt erblicken, weil sich für den Träger eines Y-Chromosoms der Bauch seiner Mutter stets innerhalb weniger Monate in ein Grab verwandelte. Wohl aber jede Menge Mädchen, die in Ermangelung lebendiger Begatter durch künstliche Befruchtung gezeugt werden mußten. Aber wie lange würde der Vorrat in den Samenbanken noch reichen? War das Aussterben der menschlichen Rasse nur eine Frage der Zeit, vielleicht schon einer einzigen Generation? Gab es medizinische Möglichkeiten, den Zufallsgenerator von vornherein auszuschalten, um so die Entstehung eines männlichen Wesens bereits vor der Befruchtung des Eis zu verhindern, Milliarden Müttern das Trauma einer Totgeburt zu ersparen und, ganz kühl gerechnet, die wenigen verbleibenden Spermien ausschließlich für die Zeugung von Mädchen zu verwenden?

Tillys fixe Recherchen förderten gleich zwei Überraschungen zutage. Bei der derzeitigen Koryphäe auf dem Gebiet der Virusforschung handelte es sich keineswegs um einen in den

letzten Zügen liegenden Professorentatterich, der sich in seinem Labor mal die Lungen auskottzte, mal ob seiner Fehlschläge die Haare ausraufte, sondern um eine quicklebendige Frau. Die zweite Überraschung gehörte schon beinahe ins Reich der Wunschträume. Prof. Dr. Dr. Angelika Marcus hatte vor dem Ausbruch der Seuche das führende Institut für artifizielle Insemination auf dem Kontinent geleitet. Eine geeignetere Forscherin, die beide medizinische Fachrichtungen unter einen Hut zu bringen vermochte, ließ sich kaum denken. Während man im Parlament die kranke Zukunft des weiblichen Geschlechts gesundzureden versuchte, gab Vanessa Tilly die Order, die Professorin in den Staatsdienst zu übernehmen. Und erstaunlich genug, Frau Professorin kam allen damit zusammenhängenden Verpflichtungen innerhalb weniger Tage nach und lieferte per Fax einen Hunderte von Seiten umfassenden Bericht. Sie nannte darin den Krankheitserreger das Yang-Virus, abgeleitet von der chinesischen Yin-und-Yang-Philosophie der polaren Grundprinzipien, aus deren Wechselspiel und Interaktion die Dinge und alles Geschehen des Universums entstanden und bestimmt waren. Yin entsprachen die Qualitäten des Weiblichen, Dunklen, Passiven, Empfangenden, Feuchten, Yang des Männlichen, Hellen, Aktiven, Schöpferischen, Harten und Trockenen. Vanessa erinnerte sich in diesem Zusammenhang an die Zeilen einer chinesischen Dichterin: »Denn die Frau ist yin, die Dunkelheit in unserem Inneren, wo ungezähmte Leiden-Schäften lauern. Und der Mann ist yang, die strahlende Wahrheit, die unseren Geist erhellt.« Da das Virus seine tödliche Gefährlichkeit erst durch das »Andocken« an das männliche Y-Cromosom entfaltete, hielt die Professorin die von dem Buchstaben Y inspirierte Namensgebung für eine gute Idee. Und eine gelungene, wie Vanessa fand.

Es war jedoch nicht der gefundene Name für das Kind, was Vanessa in helle Begeisterung versetzte, sondern die

biologischen Fakten in dem Bericht, die sie in dieser scharfsinnigen Konsequenz niemals zuvor vernommen hatte, und die der Menschheit der Yin-Variante eine jahrhundertlange Zukunft versprachen. Nichtsdestotrotz hütete sie sich davor, diese Fakten der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, weil sie darin die diamantene Spur zu der absoluten Macht aufblitzen sah, welche freilich in ihrem ganzen augenblendenden Glanz erst auffunkeln würde, wenn der demokratische Firlefanzen abgeschafft wäre. Schon bald gedachte Vanessa der schlaun Angelika einen Besuch abzustatten, einen solchen Besuch, wie sie ihn mit Sicherheit noch nie erlebt hatte.

Tilly bekam noch mehr Arbeit, was sie erst recht zur Hochform auflaufen ließ, wie ein Rennpferd, das die Peitsche spürt. Auf Vanessas Geheiß klinkte sie sich in die Datenbank des Verteidigungsministeriums ein und spürte die Adressen der wenigen Soldatinnen auf, die irgendwann nicht mehr zum Dienst erschienen waren – das waren *alle* Soldatinnen! Wären sie Männer gewesen, hätte man hochdramatisch von Desertion sprechen können. Doch da selbst in die militärische Materie eingeweihte Frauen die Sache nicht mit demselben Pathos wie einst die Männer betrieben und in ihr lediglich eine ausgefallene, aber gutbezahlte Beschäftigung gesehen hatten, war es ihnen nicht schwergefallen, solche unschönen Regeln zu ignorieren. Sie pfften auf die soldatischen Tugenden und widmeten sich nach der allmählichen Zerbröselung des Militärs einfach ihrem privaten Überlebenskampf, als habe ihre Firma Konkurs angemeldet.

Vanessa verfaßte an diese Schwänzerinnen einen gestrengen Rundbrief, dessen Tenor im großen und ganzen lautete, daß man der Firma namens Armee nicht so ohne weiteres kündigen könne, es sei denn, Frau Soldat wolle die intensive Bekanntschaft eines speziellen Artikels im Militärstrafgesetzbuch machen: In Zeiten wie diesen stand auf Fahnenflucht Tod durch Erschießen! Dabei vermittelte sie den Eindruck, als

stunden dem Staat genügend Vollstreckerinnen zur Verfügung, die solcherlei Drohungen in die Tat hätten umsetzen können. Sie gab den ausgebüchsten Kriegerinnen zwei Wochen Zeit, sich in ihren Kasernen zurückzumelden.

Den mikroskopisch kleinen Restbestand des Militärs benötigte Vanessa für vielfältige Zwecke. Doch akut für einen einzigen Zweck: Die Soldatinnen sollten in einer großangelegten Geheimaktion sämtliche Männer im Lande liquidieren. Ob siech oder noch einigermaßen rüstig oder völlig gesund oder erst im Säuglingsstadium, sie mußten restlos vernichtet werden. Denn so lange noch ein einziger Mann unter den Lebenden weilte, würde die Dauerapathie der Frauen anhalten, würden sich kollektive Hoffnungen behaupten, vor allen Dingen trügerische Gedankenspiele, ob das Rad des Schicksals vielleicht nicht doch zurückzudrehen sei. Und wer weiß, vielleicht gab es sogar ein paar Resistente bei dem darniederliegenden Geschlecht, die sich bald als Chefs aufspielen würden, nur weil ihnen die Gnade des Überlebens zuteil geworden war. Solange es Männer gab, würde den Frauen ein Neuanfang versperrt bleiben. Ein Schlußstrich, das war es, was Vanessa von der weiblichen Armee erwartete – später allerdings mehr.

Unterdessen und immer öfter jedoch meldete Vanessas Hauptverbündete Bedenken an, wollte wissen, ob ihre im Auftrage der Ministerin geführten seltsamen Handlungen auch rechtens seien. Zwar war Tilly ein treuer Knecht, aber sie hatte sich im Regierungsgeschäft bestimmt nicht deshalb über Dekaden hinweg gehalten, weil sie sich leichtfertig in Machenschaften hineinziehen ließ. Vanessa geriet zunehmend in Erklärungsnot, ohne ihre wahren Absichten erklären zu können, am wenigsten Tilly, die weiterhin glaubte, all die geheimniskrämerische Informationsfischerei sei durch das Parlament legitimiert. Der Glaube bröckelte allerdings besorgniserregend.

Da kam Vanessa der Zufall zu Hilfe. In Gestalt einer

staatstragenden Bedrohung. Ein scheinbar verrückt gewordener Militärpilot düste mit einem Bomberjet, den er sich samt schwerer Raketenbewaffnung offenkundig regelmäßig aus einem der zahllosen Luftwaffenstützpunkte borgte, über den Kontinent und legte seine explosiven Eier auf Häuser und große Bauwerke, ja, bisweilen sogar auf ganze Straßenzüge. Zunächst hatte es den Anschein, als handle es sich dabei um wahllose Ziele. Die Frauen in allen Ländern waren aufs äußerste verängstigt, auch wenn die Gefahr eines derartigen Anschlags in der gegenwärtigen Konfusion eine untergeordnete Rolle spielte. Doch es führte ihnen drastisch vor Augen, daß dieses besondere Erbe der Männer sie alle weiterhin der Vernichtung anheimgeben konnte. Durch seinen mörderischen Nachlaß vermochte Adam noch aus dem Grab heraus über Leben und Tod zu bestimmen, eine Leidenschaft, die ihm selbst im Jenseits Vergnügen bereitete.

Zu Vanessas Überraschung war es Tilly, die auf eine systematische Fahndung nach Pilot und Maschine drängte, weil sie die Ausschaltung von derlei Bedrohungen als die vorrangigste Aufgabe des Staates betrachtete. Erstaunlich auch, daß sie mit diesem Ziel vor Augen jedwede administrative Prozedur als umständlich und zeitaufwendig abtat und sich in absolutistischer Manier der gewaltigen Macht des Staatsapparates bediente. Weil keine der Abgeordneten im Parlament von der Angelegenheit etwas verstand, hätte es ohnehin niemanden gegeben, der sie dazu bevollmächtigt oder daran gehindert hätte. Nicht einmal Vanessa.

Die wahre Macht des Staates verbarg sich tief unten im Regierungsgebäude, noch unter der labyrinthischen Kellerebene der Heizungs- und Lüftungsanlagen und den höhlenartigen Schächten, wo der staubige Aktenfundus lagerte. Es war nicht gerade ein geheimer Ort, dessen Existenz allein Eingeweihte kannten, und man gelangte zu ihm weder dadurch, daß man durch das Verrücken einer Säule zu einer Falltür gelangte, noch

indem man ein Kommando Militärposten passieren mußte. Nein, ein schlichter Aufzug führte unmittelbar in das Zentrum der »James-Bond-Suite«, wie der Knotenpunkt für geheimdienstliche Informationsübermittlung und Datenverarbeitung scherzhaft genannt wurde. Dieser Aufzug, der der einzige Ein- und Ausgang zu der Räumlichkeit war – wenn man darin steckenblieb, hatte man einfach Pech gehabt –, hatte es allerdings in sich. Er beförderte nämlich nur eine bestimmte Personengruppe, darunter sämtliche Parlamentsmitglieder. Woran er diese erkannte, blieb sein Geheimnis, denn der Kasten sah nicht anders aus als seine mit geschmacklosem Kunststoff verkleideten, schmuddeligen Artgenossen aus irgendeiner x-beliebigen Tiefgarage. Es kursierten Gerüchte, daß hinter den Wänden des Aufzugs ein komplettes Chemielabor installiert sei, welches den spezifischen Eigengeruch des Fahrgastes analysiere und bei positivem Ergebnis das Signal zur freien Fahrt gebe. Aber vielleicht war es auch nur ein Märchen von Leuten, die zu viele Agentenfilme geguckt hatten. Ein Kameraauge war jedenfalls nirgendwo auszumachen.

Eigentlich handelte es sich bei der »James-Bond-Suite« um ein stinknormales, tristes Großraumbüro mit flächendeckender Neonbeleuchtung und schlechter Luftzufuhr, ideal zum Züchten von Migräne und Depressionen. Man hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, die Einrichtung dem Zeitgeist adäquat anzugleichen; wenn sich Vanessa nicht irrte, stammte der ganze Büroplunder noch aus den Siebzigern. Bis auf die Computer und Nachrichtenübermittlungsgeräte auf den Tischen natürlich, die wohl die aktuellsten ihrer Klasse waren. Die etwa hundert Angestellten, die hier ehemals mit etlichen Behörden, Agenten und beinahe allen Regierungen der Welt Kontakt gehalten hatten, hätten dringender einen eisenharten Betriebsrat gebraucht als die Glorie der Auserwähltheit, hatte sie geurteilt, als sie dieser Schädlichkeit zum ersten Mal begegnete. Gegenwärtig half sicherlich auch kein Betriebsrat mehr, denn

das Personal, bis auf eine winzige Minderheit aller Männer, lag schon längst unter der Erde oder war unter ungeklärten Umständen verschwunden.

Die einzige Aufrechte, die sich um den miesen Geisterladen noch halbwegs kümmerte, Fax und Telefonate in Empfang nahm, E-Mails auswertete und nach außen hin den Anschein eines einigermaßen funktionierenden Betriebs aufrechterhielt, war Tilly. Und sie setzte nun das gesamte Potential der James-Bond-Suite ein, um Identität und Motivation des Bomberpiloten herauszufinden. Sie nahm Verbindung mit den Behörden der von den Bombenangriffen betroffenen Länder auf und ließ sich jede Menge Berichte von Zeugenaussagen schicken. Die Geheimdienste der jeweiligen Länder bestanden mittlerweile zwar ebenfalls aus Totenarmeen, doch diese Armeen hatte schon immer auch ein paar Frauen zu ihren Mitgliedern gezählt, die jetzt fleißig weiter ihre interessanten Meldungen lieferten. Am interessantesten waren die Örtlichkeiten, die der Bomberpilot ins Visier nahm, denn wenn man sich eine Weile eingehend mit der Angelegenheit beschäftigte, wollten diese Ziele einem gar nicht mehr so zufällig erscheinen.

Sämtliche Augenzeugen wollten kurz vor den Bombardierungen einen Kampfjet mit fahlgrauem Tarnanstrich und sehr kurzen Flügeln beobachtet haben. Als man denen, die den Jet im Tiefflug gesehen hatten, Bilder verschiedener Militärflugzeuge vorlegte, zeigten die meisten auf den »Tornado«, den effektivsten Bomber der NATO. Es existierte lediglich eine begrenzte Anzahl von Piloten, die diesen hypermodernen Kampfjet fliegen und Ziele so präzise beschießen konnten. Und genau vier Pilotinnen auf dem ganzen Kontinent. Die Auswertung Tausender Personaldaten aus dem Verteidigungsministerium und der mühevolle Informationsaustausch über Satellit mit einem kleinen tapferen Haufen von weiblichen Angestellten im NATO-Hauptquartier in Brüssel brachten wenig Erfolg. Niemand konnte sagen, wie viele und welche der

Tornado-Piloten inzwischen noch unter den Lebenden weilten. Und nur die wenigsten unter ihnen waren noch unter ihren Privatadressen aufzufinden. Außerdem sprang bei der ganzen Ausspioniererei quasi als Nebenprodukt eine äußerst brisante Einzelheit heraus. Das Bestücken eines technisch so hochgradig komplizierten Flugzeuges wie dem Tornado mit Bomben und Raketen war von einer einzelnen Person unmöglich zu bewerkstelligen. Das hieß, der Luftterrorist hatte Helfer. Dazu kam eine weitere Erkenntnis der frustrierenden Art. Es grenzte an pure Phantasterei, an eine Bewachung der militärischen Flugbasen auch nur zu denken, um die Bande auf frischer Tat zu ertappen. Die Frauen im Winter des großen Sterbens hatten weiß Gott etwas Besseres zu tun, als Flugzeughangars abzusichern, und selbst wenn sich dafür doch einige gefunden hätten, wo sollten sie anfangen? Es gab auf dem Kontinent mehr Flugbasen als stillgelegte Fabriken für Babynahrung, deren rasche Inbetriebnahme wohl mehr Dringlichkeit hatte.

Da verhiess es mehr Erfolg, in Erfahrung zu bringen, welche Ziele der mysteriöse Pilot überhaupt für bombardierenswert erachtete. Gewiß, man hätte das Ganze unter der Rubrik Amok verbuchen können. Doch man lief wohl kaum Amok, indem man wochenlang eine Maschine mit der Komplexität einer Weltraumrakete bestieg und Tausende von Meilen zurücklegte, um ein paar Gebäude in Schutt und Asche zu legen. Die Spontaneität stellte den eigentlichen Kern einer geistigen Kurzschlußhandlung dar, aber diese nun mehr als anderthalb Monate dauernden Luftangriffe sahen verdammt nach System aus. Tilly nahm sich der Sache mit der ihr eigenen Akribie an, zapfte sämtliche ihrer konspirativen Leitungen an, um den gemeinsamen Nenner zwischen den zerbombten Zielen zu benennen. Ganz allmählich wurde deutlich, daß diese medizinische Zentren oder größere Arztpraxen waren, und daß es sich lediglich um den Effekt der Unschärfe handelte, wenn bei den Explosionen andere Gebäude in Mitleidenschaft

gezogen wurden.

Am heutigen Tage, da die wütenden Schneewogen draußen die alte Ordnung endgültig unter einer massiven Decke des Vergessens zu begraben schienen, und die oberste politische Institution samt ihren Vertreterinnen ebenfalls in die Eiszeit entlassen worden war, wollte Tilly endlich die Katze aus dem Sack lassen. Deshalb hatte sie kurz vor dem Abgang der Abgeordneten Vanessa in ihrem Büro angerufen und sie in die »James-Bond-Suite« gebeten. Vanessa kam die Einladung sehr gelegen, denn auch sie hatte nun eine Überraschung für Tilly.

Während sie weiterhin durch die weiten Flure schritt und gierig an ihrer Zigarette sog, verlor sie sich in Visionen von dem künftigen Staat, den sie bald aus dem Boden zu stampfen gedachte. Darin würde die Erinnerung an die Männer ein für allemal getilgt sein. Denn diese hatten stets den Mittelpunkt eines Frauenlebens gebildet, wie das unumstrittene Eichmaß einer Waage, und die Frau daran gehindert, ihr weibliches Potential zur Gänze zu entfalten. In der früheren Welt waren die Frauen Hindernisspringerinnen gewesen und die Männer höchst gnadenlose Hindernisse, und nur die wenigsten Springerinnen hatten das Ziel wirklich erreicht. Sogar in den engagiertesten Frauenromanen, die die Leserin mit emanzipatorischem Scharfsinn und frechem Esprit zu beeindrucken versuchten, spielten bei näherer Analyse stets Männer die Hauptrollen. Das wahre Glück einer Frau hing immer vom Manne ab, um ihn drehte sich alles, ohne ihn schien sie zu einem schauerlichen Dasein verdammt, hart an der Grenze zur Unperson. Die angeblich so kecken Heldinnen dieser aufklärerisch und satirisch daherkommenden Machwerke wollten *ihn* bezirzen, kriegen, faszinieren, eifersüchtig machen, ihm eins auswischen, etwas beweisen, sich an ihm rächen, von ihm bewundert werden oder zumindest anerkannt, ihn zu einer gleichberechtigten Partnerschaft bekehren, domestizieren – es war einfach zum Kotzen! Dagegen begründete sich das Selbstbewußtsein einer

männlichen Romanfigur nie auf der Beziehung zu einer Frau. Und selbst von dem rührenden Romeo glaubte Vanessa, daß er sich nur deshalb vergiftet hatte, weil er »etwas« nicht bekommen konnte, das er unbedingt haben wollte. So waren Jungs nun mal.

Aber jetzt war endlich Schluß damit! Das Karussell des Lebens drehte sich nicht mehr um *ihn*, sondern um die, die es am Laufen hielten. Die Zeit für die wahre Befreiung der Frau von ihren Minderwertigkeitskomplexen war angebrochen – eine Frauenemanzipation par excellence. Natürlich mußten für die gute Sache einige Freiheiten beschnitten werden, vielleicht sogar die Freiheit schlechthin. Frauen brauchten eigentlich auch gar keine Freiheit. Wenn sie das Wort Freiheit vernahmen, dachten die meisten von ihnen sowieso nur an Urlaub in einem Palmenparadies oder an Shopping ohne Grenzen oder schlicht daran, ein weiteres Kind bekommen zu dürfen. Für sie war Beliebtheit sogar noch wichtiger als Freiheit. Im Namen der Freiheit hatten Männer Tausende und Abertausende von Kriegen geführt, doch in Wahrheit war es ihnen stets um jene Freiheit gegangen, die es ihnen gestattete, miteinander zu konkurrieren, und die verhinderte, daß man von einem einzelnen oder einer Herrscherklasse dominiert wurde. Frauen jedoch hatten immer nur um Männer konkurriert, und da diese nun ...

Der berühmt-berüchtigte Fahrstuhl erschien vor ihr. Vanessa ging hinein und betätigte den Knopf, auf dem ein nach unten zeigender Pfeil abgebildet war. Die Steuerungskonsole enthielt ohnehin lediglich die zwei Knöpfe für auf- und abwärts. Einen Notschalter hatte man offenkundig für entbehrlich gehalten.

Unten im Kommunikationszentrum erwartete sie die übliche trostlose Szenerie, bloß daß sie sich bei weitem chaotischer darstellte als in Zeiten des Hochbetriebs. Da das Reinigungspersonal sich seit einem halben Jahr nicht mehr hatte blicken lassen, sah es hier mittlerweile aus wie in der Börse nach einer besonders atemberaubenden Hausse. Ein gewaltiger Schauer

von Papier war auf jeden einzelnen Schreibtisch, jeden Stuhl, jeden Quadratmeter freien Bodens niedergegangen, hauptsächlich eine Folge der weiterhin in Betrieb befindlichen Computerdrucker und Fax- und Telexgeräte. Büroutensilien wie Akten, Taschenrechner, Tischkalender, ja, selbst Telefone und hochwertige Diktiergeräte lagen in wirrem Konfettimuster quer über den Raum verstreut. Viele der an der Decke angebrachten Neonröhren waren längst ausgefallen oder befanden sich fiebrig flimmernd in den letzten Zügen, so daß das wenige restliche Licht den Ort in einen kalten gräulichen Ton hüllte. Lediglich hier und da gab es warme Aufhellungen in Form einiger eingeschalteter Computermonitore und Leselampen. Auch James Bond war also tot.

Tilly saß an einem Schreibtisch fast am Ende des Büros vor einem Computer, den Rücken dem Chaos zugewandt, neben sich eine Flasche Sekt und zwei Gläser. Vanessa schlenderte auf sie zu, sorgsam darauf bedacht, nicht auf dem Morast aus Papier und Bürokrempel auszurutschen und sich das Genick zu brechen. Als sie endlich neben Tilly stand, wandte sich diese ihr zu und schaute sie mit einem listigen Lächeln in den Mundwinkeln lange an. Die Frau sieht aus wie eine schlachtreife Sau, huschte es Vanessa beim Anblick ihrer barocken Helferin durch den Kopf, und sie mußte die Lippen fest zusammenpressen, um nicht in ein höllisches Gelächter auszubrechen.

»Ich hab's!« vermeldete Tilly, sich dabei einer euphorischen Mimik bedienend, als hätte sie gerade so etwas wie die Dampfmaschine erfunden. Schweißperlen rannen über ihr Wurstgesicht, sammelten sich am tennisballdicken Kinn und tropften ihr dann in den Ausschnitt.

»Unser fleißiger Pilot hat es auf Einrichtungen abgesehen, die sich mit der künstlichen Befruchtung bei Menschen befassen. Vermutlich hat er nicht einmal die Gebäude im Auge, in denen sich die praktischen Vorgänge der Geschichte abspielen. Wenn sich die Kühlbehälter mit den Ejakulaten und die Behandlungs-

räume in jeweils getrennten Baulichkeiten befinden, nimmt er sich immer das Spermasilo vor. Toll, was? Da will einer das Saatgut des Homo sapiens vernichten.«

»Ist das sicher?« Vanessa zog vom Nebentisch einen Stuhl heran und setzte sich hin.

»Es scheint keinen Zweifel zu geben. Als die Informationen meiner Kontakteute aus dem Ausland keinen anderen Schluß zuließen, als daß es sich bei den Bombardierungszielen um medizinische Institutionen handelt, habe ich mich mit der Ärztekammer zusammengesetzt. Die haben dort nicht gerade den Datenschutz erfunden, wenn Sie verstehen, was ich meine. Wenn Sie es darauf anlegen, können Sie sogar an die Adresse eines Medizinmannes aus dem brasilianischen Regenwald rankommen, dessen Stamm noch gar nicht entdeckt worden ist. Und, Sie werden es mir nicht glauben, Frau Ministerin, aber in dieser Kammer arbeitet immer noch eine Funktionärin. Von der bekam ich die Adressenkartei der Kammer zugespielt. Es ist eine ziemlich umfangreiche Adressenkartei, die über jede einzelne medizinische Einrichtung in dieser Hemisphäre detailliert Auskunft gibt und auch verrät, welche Domäne sie innehat. Selbst ein Laie mit ein bißchen Computergeschick kann über sie den Sitz eines mehrfach verurteilten Kurpfuschers in Grönland erfahren. Ich brauchte dann nur noch stichwortartig die Adressen der bombardierten Anstalten in das Suchprogramm einzugeben, und schon wußte ich, was in diesen zerstörten Arztpraxen und Kliniken früher angestellt wurde.«

»Eine verblüffende Leistung!« lobte Frau Ministerin, was Tillys Siegerlächeln größer werden ließ. Auch sie selbst begann jetzt zu schwitzen. Erstaunlich, obwohl sich in dieser Sekunde bestimmt Millionen Frauen zu Tode froren, herrschten bei der Firma Staat Saunatemperaturen.

»Das ist aber nicht alles«, ergänzte Tilly. »Diese einsame Funktionärin in der Ärztekammer hatte noch etwas viel Interessanteres zu berichten. Dort ist vor einem Monat

eingebrochen worden. Und raten Sie mal, was die Diebe mitgehen ließen. Genau: Disketten, auf denen die besagte Adressenkartei gespeichert war. Eine Woche nach dem Einbruch begannen die Bombardierungen.«

Vanessa hatte es schon immer instinktiv geahnt. Es war zu erwarten gewesen, daß ein erbitterter Kampf um das wahre Vermächtnis der Männer entbrennen würde. Schließlich hatte sie dieses biologische Gold selber in ihre Strategie fest einkalkuliert, gedachte sogar, es zum stärksten Druckmittel ihrer künftigen Politik zu machen. Was sie nun so wütend machte, war jedoch weniger die Tatsache, daß auch in Köpfen anderer Klugscheißer dasselbe Vorhaben herumspukte, als vielmehr, daß diese Klugscheißer ihr ganz offensichtlich ein paar Schritte voraus waren. Ein gefährliches Rennen hatte begonnen.

»Mag er noch so viele clevere Winkelzüge vollführen, unser bekackter Roter Baron, er ist und bleibt trotzdem ein Dummkopf.«

Tilly schaltete den Computer aus. Daraufhin erlosch auf dem Monitor die gestochen scharfe Satellitenaufnahme eines portugiesischen Stadtteils mit einem vollkommen zerstörten Straßenzug. Sie griff nach der Sektflasche und zerzte am Korken.

»Wie meinen Sie das?«

»Nun, er kann sich auf den Kopf stellen und Rumba tanzen, dennoch wird er niemals in der Lage sein, das Saatgut des Homo sapiens restlos zu vernichten.«

»Nein?«

»Nein. Es existieren Tausende Samenbanken auf dem Kontinent. Wahrscheinlich mehr Samenbanken als Stationen für die Behandlung von Krebs. Sie müssen wissen, daß dies eine Art Industrie war. Kein Wunder bei siebzehn Prozent Sterilität aller Paare im gebärfähigen Alter. Aber das ist wohl nun auch Geschichte. Der Bomberpilot müht sich also umsonst ab. Es gibt

nur einen, der es tatsächlich schaffen könnte, das gesamte Spermareservoir zu vernichten oder unter seine Kontrolle zu bringen.«

»Und der wäre?«

Tilly setzte erneut ihr listiges Lächeln auf, um im nächsten Moment das Gesicht wieder krampfartig zu verzerren, weil die angestrengte Zerrerei am Korken nichts bewirkte.

»Der Staat natürlich! Nur der Staat verfügt über Mittel und Wege, über die juristische Handhabe, insbesondere aber über ein ausgebildetes Personal, um die absolute Herrschaft über das Spermium zu erlangen.«

»Sie vergessen eine Kleinigkeit, wenn Sie die Arbeit des Bomberpiloten als Torheit abtun, Tilly. Und zwar ein sehr simples Phänomen aus der Ökonomie.«

»So?«

»Ja. Was glauben Sie, wodurch eine Ware noch mehr an Wert gewinnt?«

»Indem man ihre Qualität steigert?«

»Oder indem man sie bewußt knapp hält.«

»Sie wollen sagen, daß es dem Roten Baron gar nicht darauf ankommt, sämtliche Samenbanken zu vernichten, sondern lediglich darauf, ihre Anzahl zu reduzieren? Das hieße, daß er sich über einen bestimmten Bestand sicher sein müßte. Die Errichtung eines Monopols – ein äußerst verheißungsvoller Gedanke.«

Vanessa legte ihre rechte Hand auf Tillys am Korken herumfuchtelnden Finger und brachte sie so zum Stillstand. Dann nahm sie ihr die Flasche ab.

»Tilly, wir müssen mit den Sicherheitsleuten gleich morgen zu diesem Institut, das Angelika Marcus verwaltet. Sie wissen schon, die Professorin, die für uns den Bericht über das Virus angefertigt hat. Der Laden ist die größte Samenbank auf dem

Kontinent, und ich denke, daß wir als Regierung die verdamnte Pflicht haben, das ganze Zeug dort zu beschlagnahmen oder zu klauen oder sonst irgendwie in unseren Besitz zu bringen.«

Traurig zuckte Tilly mit den Schultern.

»Das können wir nicht.«

»Wieso nicht?«

»Weil *wir* eben nicht die Regierung sind. Sie selbst haben nicht einmal einen Sitz im Ausschuß für Nationale Sicherheit. So ein Rambo-Ding muß vom Parlament, zumindest von den Sicherheitsorganen, erst einmal abgesegnet werden. Dazu müßten sich aber alle Abgeordneten, zumindest die, die noch übrig sind, zusammenfinden und einen Beschluß fassen. So sind nun mal die demokratischen Spielregeln. Abgeordnete wiederum sind in heutigen Zeiten eine rarere Erscheinung als Samenzellen. Deshalb schlage ich erst einmal Neuwahlen vor. In der Zwischenzeit versuche ich mehr über den Bomberpiloten zu erfahren. Außerdem haben wir Weihnachten, und morgen ist Heiligabend. Gerade die Regierung sollte an diesem Datum um Harmonie bemüht sein und Akte der Härte tunlichst vermeiden.«

Vanessa machte sich ein wenig Sorgen darüber, daß Tilly es ihr ansehen könnte, daß sie vor unbändigem Zorn kurz vor einer Explosion stand. Denn ihre Hände zitterten schon verräterisch. Wäre die Rede nicht aus dem Munde dieser dummen fetten Weihnachtsgans gekommen, hätte sie sie für einen Witz gehalten.

»Nun ja, dann bleibt uns wohl vorläufig nichts anderes übrig, als unsere Gläser auf Ihren Fahndungserfolg zu erheben«, zwitscherte sie süßlich. Dann brachte sie den Korken mit einem einzigen Daumendruck zum Knallen und schenkte die Gläser voll. Sie prosteten sich zu und tranken, wobei Tilly ihr Glas auf ex leerte und danach herzhaft rülpste. Sie fand es so komisch, daß sie sich vor Lachen geradezu ausschüttete und sich dabei auf die Schenkel schlug.

Vanessa griff in ihre Handtasche, holte die 84er Beretta heraus und hielt sie vor Tillys Gesicht. Nur langsam erstarb deren Lachen, und als sie den so gar nicht heiteren Ausdruck ihres Gegenübers realisierte, runzelte sie die Stirn.

»Was soll das?« fragte Tilly.

»Ein Putsch!« antwortete Vanessa und schoß genau zwischen ihre Augen.

Bomberpilot

Feuer ... Feuer ... Feuer ...

Der stechende Geruch von brennenden Textilien, Giftschwaden, die von schmelzendem Kunststoff aufstiegen und einem die Tränen in die Augen trieben, der metallische Gestank von verbrennenden Haaren und schließlich der Geruch von brutzelndem und dann langsam verkohlendem Fleisch. Im Gegensatz zum würzigen, appetitanregenden Tierfleischaroma rief der süßsaure Geruch von verbrennendem Menschenfleisch augenblicklich ununterdrückbaren Brechreiz hervor. Woran das lag, war ein Rätsel. Vielleicht, weil der Anblick eines brennenden Artgenossen automatisch einen Ekelreflex auslöste, vielleicht, weil bei der Verbrennung von menschlichen Fetten besonders teuflische Gase entstanden und die Übelkeit bei dem Riechenden als Alarmsignal diente, vielleicht, weil brennendes Menschenfleisch von Natur aus so scheußlich roch. Vielleicht. Vielleicht aber war es auch die Seele. Die Seele, die im Moment des Todes aus dem Körper emporstieg und auf ihre Art gegen ihre unwürdige Vertreibung protestierte. Die Seele verwandelte sich bei der Verbrennung ihrer Hülle in einen besonders bestialisch stinkenden Furz.

Und dann der Hauptdarsteller selbst: das Feuer. Es war ein lebendiges Wesen, konnte denken und handeln, besaß einen Willen, war unberechenbar, kannte alle Tricks, und wenn es auch keine Arme und Beine hatte, so war ihm eine ganz andere Körperlichkeit eigen. Kleine neckische Flammenzungen und riesige Lohen, die ihm als Glieder dienten, sein ewig loderndes und explodierendes Inneres, ein Maul-Bauch-Gebilde, und die allgegenwärtige Hitze in ihm und um ihn herum, die seinen Geist verkörperte. Wie eine allein auf große Gesten reduzierte Kreatur umschlang das Feuer alles, was sich ihm in den Weg

stellte, insbesondere alles Lebendige. Emporschießende Flammenwogen, gigantische Mauern aus Feuersbrünsten, mal blutrot, mal pulsierend blau, mal leuchtend gelb, ein Orkan, ein Ozean, ein Planet aus Feuer, überall Feuer ... Feuer ... Feuer ...

Cora schlug die Augen auf, und obwohl ihr Bewußtsein immer noch in dem Alptraum dümpelte, streckte sie die Hände mechanisch nach beiden Seiten des Bettes aus, um die Zwillinge zu ertasten. Geleitet von ihrem Kinderinstinkt, hatten die beiden Mädchen schon längst gespürt, daß sich irgend etwas in der Welt verändert hatte und daß diese Veränderung nichts Gutes verhiess. Nach dem plötzlichen Verschwinden ihres Vaters vor drei Monaten waren sie schließlich überhaupt nicht mehr dazu zu bewegen gewesen, im bonbonfarbenen Kinderzimmer zu schlafen, und bevorzugten statt dessen Mamis Bett. Cora störte es nicht, denn die Rolle der Glucke war ungefähr das einzige, was sie noch am Leben und bei klarem Verstand hielt. Es wäre vielleicht anders gewesen, wenn Ted tatsächlich nur verschwunden wäre, sie mit zwei vierjährigen Mädchen und einer kolossalen Wut im Bauch allein gelassen hätte. Ja, es wäre leichter zu ertragen gewesen, wenn er sich, wie die Karikatur eines flatterhaften Ehemannes »nur mal Zigaretten zu holen« in Richtung eines verheißungsvollen Schnaps-und-Huren-Dorados davongemacht hätte. Doch wie alle anderen Männer war auch dieser wundervolle Mann nach einer langen Phase elender Qualen gestorben.

Gleich danach hatten die Alpträume begonnen. Sie unterschieden sich kaum voneinander. Es gab darin keine Handlung, kein Wechselbad der Gefühle und keine Überraschung. Das zumindest war das Beruhigende an ihnen: Man konnte sich auf sie verlassen. Die Alpträume drehten sich um nichts anderes als um Feuer, waren quasi eine Art Studie dieses Elements. Tänzelnde, brüllende und berstende Feuer, atemberaubende Bilder von Feuer, smaragdgrün, flimmernd, windhosenartig, Feuer in jeder erdenklichen Gestalt, das gleich

einem hirnlosen Monstrum mit immerwährendem Appetit Dinge und Lebewesen verzehrte. Und Cora mußte es über sich ergehen lassen. Wie eine Zuschauerin, die in vorderster Reihe auf dem Sitz festgenagelt ist, den Kopf in einen Schraubstock eingezwängt, damit sie ihn von dem grandiosen Schauspiel nicht abwenden konnte. Obwohl sie den Film schon kannte, war es jedesmal eine unerträgliche Folter, ihn zu betrachten. So mußte man sich in der Hölle fühlen, dachte sie bisweilen, und auch wenn man jahrtausendlang darin schmorte, man wurde nicht resistent gegen den Schmerz.

Sonja und Sybill lagen nicht neben ihr. Wahrscheinlich waren sie vor ihr aufgewacht und hatten sich gnädigerweise gleich nach unten in die Küche begeben, um Milch aus der Flasche zu trinken (ein Verbrechen der Lust!). Gewöhnlich pflegten sie sie in einer genüßlichen Prozedur aus Kitzeln und Nasezuhalten gewaltsam ihrem Traum-Feuerreich zu entreißen. Sie mußte dringend hinunter, bevor sie irgendwelchen Unsinn anstellten.

Cora sah nach rechts zum Bambusnachtschränkchen hoch, auf dem Teds Porträtfoto im Stehrahmen stand – mit einer schwarzen Trauerschleife am oberen linken Winkel, wie es sich gehörte. Das Bild war ein Jahr, bevor sie sich kennengelernt hatten, aufgenommen worden. Großer Gott, wie gut dieser Mann ausgesehen hatte! Die blauen Augen strahlten unter dem Schirm der Offiziersmütze wie zwei phosphoreszierende Edelsteine. Und immer schienen sie zu lachen. Die Adlernase war eines römischen Patriziers würdig, und das etwas vorstehende Kinn hätte einem Dressman für Rasierklingenwerbung alle Ehre gemacht. Ein blondes Flieger-As, wie es sich auf Top-Gun-Schinken spezialisierte Casting-Leute aus Hollywood nicht besser hätten wünschen können. Und auch sie selbst war ja erst zu der Überzeugung gelangt, daß das Ganze kein Traum war, als er vor dem Standesbeamten mit einem verlegenen Lächeln endlich sein Jawort gegeben hatte. »Ich hab' ihn!« hätte sie in diesem Moment beinahe geschrien, und noch Jahre später war

ihr schon bei dem Gedanken die Schamesröte ins Gesicht gestiegen, daß die Hochzeitsgäste ihr *genau das* angesehen hatten.

Die eigentliche Wurzel für diesen traumhaften Bund ruhte in ihrer Kindheit. Sie gehörte zu den wenigen Menschen auf der Welt, die bereits mit sechs Jahren ein Flugzeug gesteuert hatten. Ihr Vater, ein vollkommen durchgeknallter Fliegernarr, hatte sie während einem seiner Ausflüge in einer zweimotorigen Sportmaschine einfach auf seinen Schoß gesetzt und ihr den Steuerknüppel überlassen. Fast augenblicklich sackte das Flugzeug ab und geriet in den Sturzflug, unter irrem Gelächter ihres Vaters, das Cora mehr Angst einjagte als die brenzlige Situation. Wie hypnotisiert starrte sie durch die Cockpitscheibe auf die frontal auf sie zukommende Landschaft, die im rasenden Tempo immer deutlicher an Kontur gewann. Unglaublich, es war ein freier Fall mit Turbogeschwindigkeit! Eine scheinbar angeborene Begabung jedoch ließ sie nach den ersten Schrecksekunden so handeln, als habe sie für solche Notlagen ein Training absolviert. Instinktiv riß sie den für die Muskeln eines sechsjährigen Mädchens tonnenschweren Steuerknüppel zu sich, bis der Druck allmählich nachgab und aus dem senkrechten Fall ein waagrechter Flug wurde. Geradezu schlafwandlerisch stabilisierte sie dann die Quer-, Hoch- und Längsachse des Fliegers, und nach diesem Erfolgserlebnis, das mit einem schmatzenden Kuß ihres Vaters und noch mehr irrem Gelächter belohnt wurde, hätte sie ewig weiterfliegen können.

Das tat sie auch. Schon für die vierzehnjährige Cora wurde eine Pilotenlizenz ausgestellt, ein einmaliger Vorgang, bei dem die massive Kungelei ihres Vaters mit Pilotenkumpeln aus der Flugbehörde eine wichtige Rolle gespielt hatte. Mit achtzehn hatte sie bereits so viele Flugstunden abgeleistet und derart unterschiedliche Flugzeugtypen gesteuert, daß sie ohne ins Schwitzen zu kommen sogar einen Jumbo-Jet hätte bedienen können. Trotz der Besessenheit hatte sie die Fliegerei jedoch

immer nur als eine ekstatische Freizeitgestaltung betrachtet und sich davor gehütet, deren Reiz durch die öde Routine eines Berufes zu verlieren.

Diese Einstellung änderte sich, als sie Ted kennenlernte, einen Kampfpiloten mit mehrjähriger Erfahrung. Sie begegnete ihm während ihres Ingenieursstudiums bei einem Kostümball des Pilotenclubs. Kurios für einen Kampfpiloten, doch er hatte sich als Marilyn Monroe verkleidet, inklusive platinblonder Perücke und cremeweißem Plisseekleid aus dem Filmklassiker »Das verflixte siebte Jahr«, in dem der Rock vorzugsweise über Lüftungsschächten hochzuflattern pflegt. Nicht zum ersten Mal hatte sie dabei die Beobachtung gemacht, daß gerade diesen vierschrötigen, so durch und durch maskulinen Kerlen die Maskerade des Weiblichen am besten gelang. Ted war eine sehr scharfe Monroe!

Nichtsdestotrotz hielt ihn die erfolgreiche weibliche Attitüde nicht davon ab, sogleich ein paar Machosalven abzuballern, als er erfuhr, daß sie ebenfalls eine erfahrene Pilotin sei. Der Unterschied zwischen einem normalen Flugzeug und einem Kampffjet, so stellte er kategorisch fest, sei derselbe wie zwischen einem Dreirad und einem Formel-1-Rennwagen. Außerdem ließ er durchblicken, daß Kampfpiloten sowieso die einzigen seien, denen Bürgerrechte zugestanden werden sollten, und daß Frauen im Flugverkehr eine nicht zu unterschätzende Gefahr darstellten. Cora verteidigte sich und beschimpfte ihn, soweit der stetig steigende Alkoholpegel es zuließ und die eindringliche Strahlung seiner leuchtend blauen Augen ihre Sprachfunktion nicht vollständig außer Kraft setzte. Die Auseinandersetzung nahm schließlich derart zu, daß sie sich um Mitternacht in den Armen lagen und sich einer brachialen Knutschorgie ergaben, als legten sie es darauf an, ihre Lippen so schnell wie möglich um das Dreifache ihres Volumens aufzublähen. Liebe auf den zweiten Blick tarnt sich oft als tiefe Abneigung auf den ersten.

Dann passierte alles sehr schnell. Ehe sie sich versah, arbeitete sie neben ihrem Studium als Technikerin für das Militär, was aus der Sicht hoher Offiziere für die nationale Sicherheit bedenklich war, weil Gerüchte um heimlichen Geschlechtsverkehr in den sanitären Anlagen eines Fliegerhorstes die Moral der Truppe empfindlich untergraben können. Nach dem Studium wurde sofort geheiratet, und dieser Umstand bewirkte bei Ted einen schier religiösen Wandel in seiner Einstellung zur weiblichen Fliegerei. Nun auf einmal war sie *seine* mit genialischem Talent gesegnete Cora, Objekt des exzessiven Ehemannstolzes, die Superfrau schlechthin. Plötzlich konnte sie so manch einen Fliegerkameraden in die Tasche stecken, wurde ihr fliegerisches Potential schändlich vergeudet, ja vermochte eine Armee ohne sie keinen Krieg mehr zu gewinnen. Cora begann sich zu fragen, ob bei Ted allmählich eine lang verborgene Geisteskrankheit zum Ausbruch kam. Jedenfalls traf es sich günstig, daß im Zuge der politischen Korrektheit die Emanzipation seit einigen Jahren auch in die Armee eingekehrt war. Ausgeschlossen waren Soldatinnen heutzutage eigentlich nur noch von U-Boot-Einsätzen und vom direkten Bodenkampf Frau gegen Mann. Und selbst der erlesene Club der Jet-Jockeys war von dieser satanischen Entwicklung nicht verschont geblieben – ein Umstand, den Ted noch vor nicht allzulanger Zeit als den Untergang der Luftwaffe bejammert hatte. Nur um sich bei vorgesetzten Politikern beliebt zu machen und die Frauenquote in den Einheiten zu erhöhen, hatte er damals gemault, würden die Streitkräfte auch unzureichend ausgebildete Fliegerinnen an die Steuerknüppel lassen. Jetzt plötzlich machte er sich zum Anwalt, um nicht zu sagen zum glühenden Verfechter der guten Sache: Schaut her, was meine Kleine kann!

Es war in der Tat eine Umstellung, denn das Fliegen eines Bomberjets mußte dem Piloten in solcher Weise in Fleisch und Blut übergegangen sein wie das Fahrradfahren dem Zeitungsjungen. Nicht das Fahrradfahren, sondern das

zielgenaue Werfen der Zeitung vor die richtige Haustür war das Wesentliche. Und man mußte an die eigene eingebaute Unsterblichkeit glauben. Auch wenn man die Angelegenheit der Öffentlichkeit als todsicher verkaufte, war jeder Übungsflug in diesen an die 40 Tonnen wiegenden, über 80 Millionen Dollar teuren Geschossen in Wahrheit ein riskanter Ernstfall. Doch vor allen Dingen galt es, das Wesentliche dieses Jobs mit derselben Selbstverständlichkeit zu akzeptieren wie die Tatsache, daß man die Augen schließt, wenn ein greller Lichtstrahl sie trifft: Irgendwann (oder nie) mußte Cora ihre Todesfracht ohne Wenn und Aber auf die putzige Modelleisenbahn-Landschaft unter sich abladen, um sie in ein Inferno zu verwandeln. Es war schon etwas Wahres dran an dem Motto, das unter den Kadetten hinter vorgehaltener Hand für makabres Gelächter sorgte: Die Streitkräfte heuern keine Killer an, sie bilden Killer aus! Cora war bereit dazu.

Denn als sie nach 217 Flugstunden und mehr als 50 Tages- und Nachtlandungen die Befugnis zur Kampfpilotin erhielt, schwirrte ihr nur ein einziger Gedanke durch den Kopf: Was muß ich tun, damit ich diese Droge für den Rest meines Lebens genießen kann?

Als erste Frau in der Luftwaffe wurde Cora für den Panavia Tornado F.3 ausgebildet, wahrscheinlich das eindrucksvollste Langstreckenjagdflugzeug der Welt. Es war für eine längere Flugdauer bei Jagdeinsätzen entworfen worden, und die Patrouillenzeit konnte auf mehrere Stunden ausgedehnt werden. Sein Auftrag bestand darin, feindliche Flugzeuge bei jeder Geschwindigkeit und jeder beliebigen Höhe unter Einsatz seiner flexibel einsetzbaren Luftabwehrflugkörper aufzuspüren, zu identifizieren und zu zerstören. Deshalb handelte es sich bei dem Tornado um keine grobschlächtige Megatodmaschine, die ihre Ziele unter kilometerlangen Bombenteppichen begrub, sondern geradezu um ein Präzisionsinstrument, das punktuelle Chirurgie anwenden konnte. Hierfür besaß der Kampffjet

bordseitig die modernste Avionikausrüstung, mit der die Abwurfwaffe ins Ziel gesteuert wurde und die ein Infrarot-, TV- und Laserverfahren umfaßte. Sein Feuerleitsystem konnte Mehrfachziele in rascher Folge angreifen; seine Waffensysteme waren gegenüber feindlichen Abwehrmaßnahmen praktisch immun; seine Kurzstart- und Landefähigkeit versetzte ihn in die Lage – falls erforderlich –, von beschädigten Flugplätzen aus zu operieren. Nachdem Cora diese 1480 Stundenkilometer schnelle Unfehlbarkeit in Flugzeuggestalt erschöpfend hatte studieren dürfen, wünschte sie sich, sie niemals im Ernstfall einsetzen zu müssen. Denn ein Entrinnen vor ihr gab es nicht.

Wie das Soldatenschicksal so spielt, ließ der Ernstfall lediglich wenige Monate auf sich warten. Was die friedensverwöhnten Menschen im Westen kaum mehr für möglich gehalten hatten, am wenigsten ihre militärischen Führungen, nämlich den Ausbruch eines so umfangreichen bewaffneten Konflikts, für den die Bezeichnung Krieg geboten schien, wurde quasi über Nacht zur (Fernseh-) Realität. Die Golfkrise, die verblüffend rasch zum Golfkrieg auswuchs, platzte in die abendländische Welt des nimmer enden wollenden Friedens hinein wie eine Terrorbombe aus dem Morgenland. Eigentlich hatte man stets angenommen, daß so etwas irgendwann zwischen den Amis und den Ruskis stattfinden würde – freilich nicht bevor man zweiundneunzig wäre, in einer düsteren Science-fiction-Zukunft, wo allerdings Blasenschwäche einem mehr Sorgen bereiten würde als ein blöder Krieg. Nun jedoch stellten viele perplex fest, daß auf dem Planeten immer noch ein paar Gewaltherrscher vom guten alten Schlage weilten, welche partout nicht davon ablassen wollten, dann und wann in das Nachbarland einzumarschieren. So sehr fühlten sich einige Zeitgenossen von Saddams Aktivitäten genervt, daß sie flugs eine Metamorphose zum Pazifisten durchliefen und ihm einen ganzen Staat inklusive einem Viertel der Erdölvorkommen der Erde überlassen wollten. Außerdem brachte die ganze Scheiße

die eigenen Urlaubspläne durcheinander.

Aber auch für Cora bedeutete der Golfkrieg eine Veränderung in jeder Hinsicht. Zwar flog sie keine einzige Mission, doch die spannungsgeladenen Tage auf dem Stützpunkt in Italien, wo der Einsatzbefehl jede Minute hätte hereinflattern können oder von dem aus sie immer wieder Aufklärungsflüge bis zu den heißen Demarkationslinien startete, lösten in ihr einen intensiven Besinnungsprozeß aus. Ehrlich gesagt, hatte sie die Kampffliegerei bis jetzt als eine Extremsportart empfunden, in der unausgesprochenen Gewißheit, daß der westliche Soldat sowieso nicht mehr in die Niederungen eines schmutzigen Krieges hinabgerissen werden könne, und sich in der Illusion wiegend, daß die zu diesem Beruf dazugehörnde Gefahr etwa soviel wog wie ein Beinbruch bei einem Skiunfall. Nun jedoch machte sie die Erfahrung, daß die Todesgefahr das eigentliche Wesen des Kampfpiloten ausmachte und sonst gar nichts. Und als dann die ersten Aufnahmen von den abgeschossenen und von Irakern gefangengenommenen Piloten über den Bildschirm liefen – wundgeprügelte, aufgequollene Gesichter mit diversen Blutergüssen und milchigen Augen, der paralysierte Ausdruck darin wie der von wandelnden Toten, denen man das Hirn ausgebrannt hat –, erhielt ihre immer vernehmlicher werdende Furcht ein faßbares Bild.

Eine andere Erkenntnis war nicht weniger erschütternd. Obgleich die Öffentlichkeit Mitschnitte von klinisch sauberen Präzisionstreffern von Waffenarsenalen oder Bunkeranlagen zu sehen bekam, war es unter den Eingeweihten ein offenes Geheimnis, daß auch dieser moderne Krieg nur durch pausenlose, plumpe Massenbombardements, vorwiegend ausgeführt von der dicken B 52, gewonnen wurde. Was da in Fetzen geschossen wurde, war natürlich der Feind, ein irgendwie gesichts- und lebloses Gebilde, entpersönlicht im wahrsten Sinne des Wortes, und in den aufwendigen psychologischen Seminaren, die Cora während ihrer Ausbildung

durchlaufen hatte, war ihr auch genau das eingetrichtert worden. Du mußt die Bombe ausklinken, wenn man es dir befiehlt! Was die Bombe dann da unten anrichtet, ist so etwas wie ein psychedelisches Muster, reine Abstraktion, der explosiongewordene Wille einer höheren Allweisheit, die du ohnehin nicht ermessen kannst. Das war wahrlich eine tröstliche Geisteshaltung, mit der sich exzellent schlafen ließ und die dem Gewissen keine vertrackte Moralakrobatik abverlangte. Ja, in Friedenszeiten klappte die Krieg-der-Knöpfe-Theorie prima.

Ganz anders hatte es sich allerdings damals in Italien verhalten, als Cora jede Nacht in voller Kampfmontur im Mannschaftsraum gesessen und auf den Einsatzbefehl gewartet hatte, von dem sie wußte, daß er präzise Koordinaten und detaillierte Hinweise auf die Beschaffenheit der anzuvisierenden Ziele beinhalten, jedoch auf die Menschen bei diesen Zielen, wenn überhaupt, nur am Rande eingehen würde. Sie versuchte, sich dabei die feindlichen Soldaten als kantige Blechfiguren vorzustellen, denen man nach Cartoon-Manier mit ein paar Pinselstrichen simple Gesichter aufgemalt hatte (und natürlich den obligatorischen Saddam-Schnauzer), und die irgendwie nicht starben, wenn die Bomben detonierten, sondern einfach aussetzten. Soweit es die Soldaten betraf, ließ sich die bewährte Theorie von fire-and-forget immer noch wunderbar aufrechterhalten. Doch es bevölkerten nicht nur Soldaten dieses Wüstenland. Da waren auch Frauen, Alte und vor allem Kinder. Mit einiger Mühe konnte sich Cora sogar noch mit dem abscheulichen Gedanken anfreunden, daß um der guten Sache willen einige von ihnen wohl oder übel ins Gras beißen mußten. Der Krieg war nun mal alles andere als ein Lebensborn. Aber was war, wenn sie nicht so sang- und klanglos starben wie Gänse, denen man den Hals umdreht? Was war dann? Was war mit dem fünfjährigen Mädchen mit den großen schwarzen Augen, dem ein Bombensplitter den Unterkiefer wegriß und das bis zu ihrem Tode als ein breischluckendes Monster

herumlaufen mußte? Was war mit der begehrten Braut, die Coras Stippvisite beide Beine kosten würde? Was war mit der Mutter, die zeitlebens mit einer offenen Wunde im Rücken dahinvegetieren mußte, mit der lieben Oma, deren Verbrennungen am ganzen Körper der bittere Lohn eines aufopferungsvollen Lebens sein würden, mit all den zu Krüppeln geschossenen Kindern und den im Anblick des Schreckens wahnsinnig gewordenen Menschen?

Nicht bewußt, sondern eher in der Art und Weise, wie Kraniche am Ende des Sommers instinktiv spüren, daß sie bald eine Reise gen Süden antreten müssen, beschloß Cora in diesen aufreibenden Tagen, sich in naher Zukunft weniger mit der Vernichtung als vielmehr der Erzeugung von Leben zu beschäftigen. Sie setzte die Pille ab, und zwei Monate nach dem fragwürdigen Sieg der westlichen Bombenmacht über Saddam wurde sie auch schon schwanger.

Ted reagierte auf diesen Umstand wie auf alles, was seine Kleine an Neuem ausheckte, mit Überschwang. Keine Rede mehr von der glorreichen Kampfpilotenkarriere, bei der es noch tonnenweise Orden regnen sollte. Das Ideal des zum Erwürgen aktiven Paares, das sich auf jeden Modetrend stürzt wie von Zeitgeistmagazinen erzeugte Homunkulusse, war für ihn plötzlich wie ausgelöscht. Statt dessen ging nun am Horizont die strahlende Sonne der Familienherrlichkeit auf, mit kniffliger Säuglingswissenschaft, dem nervtötenden Behandeln der künftigen Mama wie ein rohes Ei und allem, was dazugehört. Und sein Überschwang verdoppelte sich, nachdem der Arzt ihm erklärte, daß seine Augen völlig in Ordnung wären, weil er zuvor auf dem Ultraschallbild das Objekt der Begierde doppelt zu sehen geglaubt hatte.

Nach der Geburt der Zwillinge kauften sie sich ein Reihenhaus in einem sauberen Vorort, dessen Kredit vermutlich erst restlos getilgt sein würde, wenn sie beide zum Fliegen keine Kampfjets mehr benötigten, weil sie dann nämlich selbst Flügel besitzen

würden. Mit solcherart idyllischen Fügungen des Schicksals hätte es bis ans Ende ihrer Tage weitergehen können, und wenn Cora ihre kleine Familie draußen um den Gartentisch versammelt sah, fröhlich plappernd oder Plastikdinosaurier aufblasend, mußte sie sich sehr beherrschen, um nicht laut »Und wenn sie nicht gestorben sind ...« zu trällern.

Und wenn sie doch gestorben sind?

Das Sterben begann unmerklich, mit trotziger Ignoranz seitens der Sterbenden (weil man ja bis jetzt jede Seuche irgendwie in den Griff gekriegt hatte) und abstrusen Verschwörungstheorien. Ted erzählte ihr von den Gerüchten, die auf dem Stützpunkt im Umlauf waren, wenn er von seinen Übungsflügen heimkehrte. Viel geflogen wurde ohnehin nicht mehr, da die militärische Bedrohung der nationalen Sicherheit stetig steigend der Bedrohung durch das Virus wich. Was von den obersten Führungsetagen zu den einfachen Armeeangehörigen durchsickerte, war recht bizarr. Einmal sollte es sich wie in einem schlechten Katastrophenthriller um ein im Labor gezüchtetes, rasseunterscheidendes Virus für die biologische Kriegsführung handeln, das durch einen Unfall an die Außenwelt gelangt sei. Ein anderes Mal war es Terroristenwerk, ausgelöst von einem mutierten Affen, den islamische Fundamentalisten in einen schwedischen Zoo geschleust hatten, um nach und nach die westlichen Bevölkerungen zu verpesten. Alle diese windigen Erklärungsversuche hätten an Glaubwürdigkeit gewonnen, wenn das Virus auf Nationalität und Hautfarbe Rücksicht genommen hätte. Doch es ließ sich kaum leugnen, daß von der rätselhaften »Grippe« ägyptische Männer ebenso betroffen waren wie portugiesische oder chilenische.

Der einzige, den die dämliche Krankheit nichts anging, war natürlich Ted, der Unbesiegbare. Ohne es laut zu äußern, wies er durch subtile Anspielungen darauf hin, daß es allein die Schwächlinge erwicke, Faulenzer, die nur einen Grund gesucht hätten, um der Arbeit fernzubleiben. Cora war anderer Meinung,

doch wagte sie nicht, ihm ihre Ahnungen mitzuteilen. Weniger aus dem Grund, weil die naive Rechthaberei einen nicht zu unterschätzenden Teil seines männlichen Selbstbewußtseins bedeutete, sondern weil sie sich im Falle einer offenen Aussprache dann selbst ein paar Gedanken über die entsetzlichen Konsequenzen hätte machen müssen.

Dann aber begann auch er zu husten. Die Armeen der Welt waren inzwischen dabei, ihre Waffensysteme einzumotten. Wie es schien, würden die Jungs mit ihrem Kriegsspielzeug für unabsehbare Zeit nicht spielen können. Aus einer zynischen Perspektive gesehen, glich das Ganze einer noch nie dagewesenen pompösen Abrüstung, wobei statt der Waffen die Menschen, die die Waffen bedienten, abgerüstet wurden. Da ganze Einheiten in den Krankenstand geschickt werden mußten, bemühte sich die Armee, den Anschein ihrer Funktionsfähigkeit dadurch aufrechtzuerhalten, daß sie verstärkt weibliche Soldaten, ebenso ehemalige, zur Pflichterfüllung gemahnte. Auch Cora hatte bereits eine Aufforderung bekommen, sich bei ihrer Staffel zu melden, obwohl sie den Dienst schon vor fünf Jahren quittiert hatte. Selbstverständlich hatte sie den Befehl ignoriert. Das taten alle Reservisten, weil sie wußten, daß kein Feldjäger sie aufspüren und zur Kaserne schleppen würde. So, wie die Dinge standen, hatten Feldjäger heutzutage alle Hände voll damit zu tun, die noch aktiven Soldatinnen in den Kasernen und bei Laune zu halten. Denn nach dem, was man so hörte, war der weibliche Schwund beim Militär mittlerweile höher als der männliche.

Cora konnte sich den Grund dafür denken. Frauen sahen keinen Sinn darin, ihr Land gegen Frauen eines anderen Landes zu verteidigen, weil sie von vornherein wußten, daß von Frauen gleichgültig welchen Landes keinerlei militärische Gefahr ausging. Es war grotesk, sich auszumalen, daß in Zeiten höchster Not Frauen die instabile Lage ausnutzen und aus Gründen der Habgier, der Ideologie oder der ethnischen

Abneigung gegen andere Frauen einen Krieg entfesseln würden. Wenn eine Frau eine andere Frau für sich gewinnen wollte, dann lud sie sie zum Tee ein, und wenn eine Frau eine andere Frau haßte, dann sprach sie bei ihren Freundinnen schlecht über sie. Das war auf staatlicher Ebene nicht anders. Der ganze Militärzirkus, der irrsinnige Aufwand, der um ihn betrieben wurde, und die beinahe widerspruchslöse Einsicht darin, daß ein Staatsgebilde, und sei es auch noch so winzig, nun einmal ohne militärische Verteidigung nicht auskommen könne, all dies war Folge und Auswuchs der männlichen Natur. Und wenn der betroffen dreinblickende Nachrichtenkorrespondent, dessen kugelsichere Weste dem Fernsehzuschauer den Anschein von »mitten im Kampfgetümmel« suggerieren sollte, von den zahllosen Schlachtfeldern auf dem Globus berichtete, vergaß man allzuoft, daß dort keineswegs *die* Menschen Krieg gegeneinander führten, sondern zu 99,9 Prozent ausschließlich Männer. Um einen in letzter Zeit völlig zu Unrecht in Mißkredit geratenen Spruch zu bemühen: Eine Dame tat so etwas nicht!

Erstaunlicherweise machte Ted als erster reinen Tisch, als sein immer höllischer werdender Husten keinen anderen Schluß mehr zuließ, als daß er sich ebenfalls mit dem Todesvirus angesteckt hatte. Das war vor einem knappen Jahr gewesen, als sie an einem Samstag in der Küche gesessen und wortlos die letzten Sonnenstrahlen des Oktobers, die durch den gartenwärts gelegenen Glaserker fluteten, auf ihre Gesichter scheinen ließen. Die Zwillinge waren nach dem Mittagessen einfach auf der Wohnzimmercouch eingeschlafen, obwohl das gesamte Personal der Sesamstraße im Fernsehen eine Riesenshow abzog, um die außerordentliche Bedeutung des Buchstaben E zu erklären. Plötzlich sagte er mit leiser Stimme, und es hörte sich an, als erwähne er etwas total Belangloses, etwas, was die seltsame Stille nur ein bißchen auflockern sollte: »Tja, mein Schatz, sieht verdammt danach aus, als müßte ich bald abkratzen.«

Sie antwortete nicht. Sie wußte nicht, was sie darauf antworten

sollte. Sie starrte regungslos in die Lichtflut, in der die Staufflocken gemächlich schwebten wie Gespenster in einer einträchtigen Gespensterwelt, und empfand tiefe Erleichterung darüber, daß er es endlich angesprochen hatte. Er nutzte ihr Schweigen und trug eine Art Liste mit verschiedenen Punkten vor, welche sie im Falle seines Todes berücksichtigen müsse, damit es der Familie danach immer noch gutgehe. Dabei schien er von der Vorstellung auszugehen, daß auch künftig irgendwie alles beim alten bleiben würde, allerdings ohne die Männer und, was noch ärgerlicher war, ohne ihn! Sie habe einen ordentlichen Batzen von der Lebensversicherung zu bekommen, womit sie sofort den Hauskredit tilgen solle, ordnete er an. Nicht vergessen, monatlich stets eine kleine Summe für die Hochschulausbildung der Zwillinge im Ausland beiseite zu legen – ohne Auslandserfahrung sei ein Studienabgänger heutzutage aufgeschmissen. Und das Allerwichtigste (das sei sozusagen bis jetzt sein wahres Geheimnis gewesen): Niemals ein Flugzeug besteigen, wenn es nicht unbedingt notwendig sei. Er habe es ihr zwar nie gesagt, aber die Dinger wären bei weitem nicht so sicher, wie man immer behaupten würde ...

Leere Worte. Die letzten verzweifelten Versuche eines zum Tode Verurteilten, die eigenen Verhältnisse geordnet zu hinterlassen. Coras Kinn und Hände zitterten, während er seine unsinnigen Anweisungen gab, und Tränen rannen ihr über das ganze Gesicht, das in seiner Erstarrung selbst einer Totenmaske glich. Nach dem ersten Schmerz aber ging sie auf das groteske Spiel ein, und gemeinsam verbrachten sie den Rest des Nachmittages damit, familienpolitische Pläne für eine Zukunft zu schmieden, die in Wahrheit nie existieren würde. Dabei bemühten sich beide, so zu tun, als sprächen sie über einen im Sterben liegenden entfernten Onkel und dessen verworrene und noch zu ordnende Hinterlassenschaft. Doch als die Sonne aus dem Garten verschwunden war, sämtliche künftigen Eventualitäten scheinbar bezwungen wie böse Dämonen durch

ein magisches Ritual, und über die Gärten aller Familienväter die Finsternis hereinbrach, da war es mit einem Male er, der mitten im Satz abbrach und zu weinen anfang.

Dann folgte der Endspurt des Sterbens. Das Husten nahm monströse Ausmaße an, und der Auswurf enthielt zunehmend mehr Blut, ein wenig später auch kleinere Fleischklumpen, Wäre Cora nicht die Zeugin dieses sich täglich wiederholenden Horrors gewesen, sie hätte es niemals für möglich gehalten, daß ein Mensch solches Leid ertragen kann. Und doch geschah dies gegenwärtig milliardenfach auf der Erde, und Milliarden von Frauen standen wie ohnmächtig an den Betten der Leidenden und mußten dem Grauen ins Auge blicken. Er weigerte sich, in ein Krankenhaus zu gehen, und ließ sich von ihr zu Hause schmerzstillende Injektionen und Mittel verabreichen, die die Lungen zumindest vor einem Kollaps bewahrten. Es war keine schlechte Entscheidung, weil er im Krankenhaus auch keine große Hilfe zu erwarten gehabt hätte und so wenigstens bei seiner Familie sein konnte.

Allmählich gingen mit der bestialischen Husterei Fieberanfälle einher, und bald gesellte sich auch der Durchfall hinzu. Rein medizinisch betrachtet, verlief seine Krankheit also geradezu »vorbildlich«. Er magerte ab, wurde bettlägerig und nahm allmählich das Aussehen einer Leiche an. Sie überlegten sich, ob sie die Zwillinge überhaupt noch an sein Bett lassen sollten, denn oft passierte es, daß ihm mitten im Gespräch ein Blutschwall aus dem Mund schoß. Aber auch ohne solche drastischen Zwischenfälle gab sein Erscheinungsbild genug Anlaß, vierjährige Mädchen so zu traumatisieren, daß dadurch noch fünfzig Jahre später dankbare Psychoanalytikerinnen in Brot und Arbeit gehalten werden konnten. Die Mädchen jedoch nahmen es gelassen hin, schleppten ihm alle naselang Milch und Kekse an, damit er wieder ganz schnell gesund werde. Denn Milch, so meinten sie, sei sozusagen die flüssigkeitgewordene Gesundheit schlechthin. Mami hatte es ihnen erzählt. Das mit

den Keksen war ihre eigene Erfindung.

Am 2. September hatte Ted beschlossen, nie mehr gesund zu werden. Cora hielt sich mit den Zwillingen gerade im Garten auf, der mittels klassischer Accessoires wie des strahlenden Sommerhimmels, des vor sich hin schimmelnden Grills oder der spottbilligen Plastikrutschbahn aus dem Baumarkt noch ein letztes Mal den Eindruck von altgewohnter Harmonie heraufbeschwor. Sie weihte die Mädchen zum ersten Mal in die Freuden des Blindekuhspiels ein, was sie vor Vergnügen beinahe um den Verstand brachte, so sehr, daß sie sich ernsthaft zu fragen begann, ob Kleinkinder durch übermäßiges Lachen einen Nervenzusammenbruch erleiden konnten. Da hörten sie alle den Schuß, und Sonja, die Alte, die so genannt wurde, weil sie exakt zehn Minuten vor der Jungen geboren worden war, kommentierte ihn mit einem sehr treffenden »Peng!«

Das Geräusch, das dumpf und verblüffend leise war, kam aus dem Schlafzimmer im ersten Stockwerk. Natürlich hatte Cora über seine Offizierspistole unter dem Kopfkissen schon lange Bescheid gewußt. Doch es hatte zwischen ihnen stets eine stillschweigende Übereinkunft darüber geherrscht, daß man dieses Geheimnis auch als ein solches behandeln sollte. War es nicht seine Sache, ob er sein Leben mit einem sauberen Schuß in den Mund beendete oder ob dies am bitteren Ende unbedingt ein Stoß blutiger Kotze erledigen mußte, die seltsam schwarze Partikel von Innereien enthielt und die Luftröhre verstopfte? »Peng!« antwortete deshalb Cora ihrem Kind, wie Mütter in der papageienhaften Art ihren Kindern zu antworten pflegen, und tat so, als sei das Geräusch eines Schusses ein willkommener Anlaß, der heiteren Stimmung das i-Tüpfelchen aufzusetzen. Aber während das Gelächter die Augen der Zwillinge feucht werden ließ, besaß die Feuchtigkeit in ihren Augen eine fundamental andere Ursache.

Ted in der Erinnerung. Ted als Fotografie im Stehrahmen. Ted, der sich längst zu ein paar Kubikzentimetern Asche

transformiert hatte, weil es zu den Privilegien einer Armee gehörte, über eigene Krematorien zu verfügen, so daß ihre Toten sich in ungewöhnlich todbringenden Zeiten um den Vorzug der Feuerbestattung nicht drängeln mußten. Ted, reine Seele geworden durch Feuer ... Feuer ... Feuer ...

Es gab noch andere Zeugnisse dafür, daß er einst existiert hatte. Videos, Homevideos, nicht immer scharfe, oft verwackelte, mal blendend helle, mal trotz strahlenden Sonnenscheins sonderbar finstere und selten farbechte Bilder vom Schnappschußplaneten, wo die einzige Realität aus Momentaufnahmen des Glücks bestand. Cora schaute sich die Bänder im abgedunkelten Wohnzimmer jeden Abend bis spät in die Nacht immer und immer wieder an, und der Fernseher, dies einzige neonhafte Leuchten im Raum, gedieh dabei zunehmend zu einem sakralen Objekt, bei dem der leidende Gläubige zwar keine direkte Heilung erfährt, aber unendlichen Trost.

Das frischverliebte Paar im Grand Canyon. Eine 89er Version von Ted, sonnengebräunt und vor Gesundheit strotzend, hampelt in Safarishorts und einem weißen T-Shirt, auf dem in klotzigen Lettern »Ich werde nicht älter/Ich werde besser« steht, am Rande einer Felsterrasse herum und schneidet Grimassen der gespielten Angst. Die Hintergrundkulisse ist ein Marlboro-Country-Werbespot, dessen lachsorangene und kupferrote Farbtöne ziemlich verwaschen wirken. Dann bekreuzigt er sich, nimmt Anlauf, streckt die Arme zu einem spitzen Winkel empor, als bereite er sich auf einen Kopfsprung vor, läuft auf den Abgrund zu, um im letzten Augenblick zu stoppen und spitzbübisch in die Kamera zu grinsen. Ein Lichtblitz beendet den Schabernack, und man sieht als nächstes ihn und Cora, die einen gigantischen Cowboyhut trägt, sich vor einem Traumabendrot in der Großaufnahme küssen.

Ted und Cora in der Karibik. Sonnendurchflutete, türkisblaue Impressionen von Wasserskimißgeschicken, Strandsiestas mit verbrannter Haut, Albereien mit einem Hummer am

Meeresfrüchtetisch, Cocktailpartys unterm Vollmond, Einheimischen, die Gewürze verkaufen, und immer wieder das sorglose Lachen in die Kamera und das demonstrative Küssen. Und nach dem gleichen fröhlichen Schema immer so fort. Ted und Cora in Australien: Ein Känguruh läuft mit aggressivem Gehabe auf das Bild zu, welches zunächst abrupt in die Schiefelage gerät, bis es ausfällt. Ted und Cora in Venedig: Gondelfahrt, Rotwein aus Murano-Glaskaraffen im Nobelrestaurant; Spaziergänge auf dem Markusplatz im Dauerregen. Ted und Cora in Paris: Auf dem traditionsreichen Marché aux Puces feilscht Ted um eine der häßlichsten und obendrein demoliertesten Standuhren der Uhrmachergeschichte, die später den besten Platz im Wohnzimmer einnehmen und jedem Besucher (fälschlicherweise) als eine erlesene Antiquität vorgestellt werden wird. Danach der diesige Blick vom Eiffelturm auf die Stadt.

Fast unbemerkt verringern sich die fremdländischen Szenarien, und heimische Highlights treten in den Vordergrund. Kampfpilotenstolz vor dem eigenen Jet. Cora, im massigen Schutzanzug vor der Hornissennase ihres Tornados lümmelnd, überspielt die eigene Schamhaftigkeit, indem sie pausenlos dummes Zeug redet und den Helm von einer Hand in die andere balanciert. Schließlich stiehlt sie sich, von einem Lachkoller überwältigt, aus dem Bild. Ganz anders Ted, der Clown. Er mimt den Besoffenen, torkelt zu seiner Maschine, wankt die Leiter zum Cockpit hoch, rutscht dabei mehrmals aus und kippt dann kopfüber in die Kanzel. Als er nach etlichen Slapstickeinlagen endlich aufrecht sitzt, schließt er die Haube und winkt der Kamerafrau mit dem debilen Lächeln des Volltrunkenen zu.

Dann ungewohnte Ansichten auf dem Rollfeld. Atemberaubende Schönheiten zeigen sich vor der Kulisse der in einer Diagonalen geparkten Jets in exaltierten Posen. Batterien von Scheinwerfern tauchen sie in grelles Licht, betonen durch

Schlagschatten und andere raffinierte Lichteffekte den markanten Kontrast zwischen ihnen und den martialischen Requisiten. Ein glatzköpfiger Fotograf knipst sich bis an die Grenze eines Herzinfarkts, während er noch die Zeit findet, wilde Kommandos zu brüllen. Es dreht sich um Modeaufnahmen für eine Kleiderkollektion im militärischen Look. Auch Viola, das weltberühmte Topmodel, das ein Jahr später wegen ihres mysteriösen Verschwindens für Schlagzeilen sorgen wird, ist dabei. Cora entwickelt spontane Zuneigung zu ihr, weil sie so natürlich ist, bis der Fotograf eine »Eingebung« hat und die Kampfpilotin mit ins Bild nimmt, so daß die Hochglanzaufnahmen um eine feministische Note bereichert werden. So kommt es, daß Cora auf einer Seite der VOGUE auftaucht, freilich eher als dekoratives Beiwerk. (Das Ganze erwies sich übrigens als ein Flop, um nicht zu sagen als ein Skandal, weil man den Machern Militärverherrlichung vorwarf.)

Nach den Aufnahmen tauschen die Frauen Adressen aus, ein etwas peinliches Bilddokument, weil Ted ständig in die Einstellung hineinläuft, um ebenfalls mit der Prominenten abgelichtet zu werden.

Die Jets verschwinden aus den Videos, eigentlich alles, was an Beruf erinnert, und das wahre Homevideo beginnt. Ganze Truhen lassen sich allein mit den Bändern von der Hochzeit füllen. Ein Epos beginnend mit den Hochzeitsvorbereitungen, während derer die zu Vermählenden vor lauter Streß eher so schauen, als würden sie sich jeden Augenblick gegenseitig an die Gurgel springen, mit Gestalten in einer Kirche, die kleider-, gehabe- und bewegungsmäßig Madame Tussauds Ausdrucksform sehr nahekommen, mit Pferdekutschen, in deren Türen sich *immer* irgendwelche Schleifen einklemmen, mit der größten Torte des Lebens, mit Kuß und Tanz unter Beobachtung, mit Eltern mit hochphilosophischen Gesichtern, mit besoffenen Freunden und tiefmelancholischen Freundinnen und mit anzüglichen Sprüchen auf Plakaten an der Hochzeitssuintentür.

Noch ein paar halbherzige Urlaubseindrücke, und dann beginnt endlich der Hauptfilm, jener Film, für dessen Herstellung der Camcorder überhaupt erfunden worden ist. Hauptdarsteller: Coras Bauch! Er wird von Einstellung zu Einstellung immer dicker, Hände streicheln ihn, Köpfe horchen in ihn hinein, vorwiegend der Kopf von Ted, Instrumente tasten ihn ab, bekannte und unbekannte Menschen beglotzen ihn voller Ehrfurcht wie ein Weltwunder. »Familienoberbauch« tauft ihn jemand. Viele Bände später erscheinen die wirklichen Stars: Ted wickelt zwei Säuglinge auf dem Küchentisch, jedenfalls scheint er das ernsthaft zu glauben, bis einer der Säuglinge über die Tischkante zu kippen droht, die aufgeregt zappelnde Hand der Kamerafrau ins Bild hineinfährt und der Film jäh endet.

Cora schaute sich noch andere Filme made in Homeland an, eigentlich alle, einige sogar bis zu zehn-, zwanzigmal.

Nach dem Zubettgehen der Zwillinge verwandelte sich das dunkle Wohnzimmer mit dem milchigen Gespensterflimmern in seiner Mitte in einen Eisblock der Zeit, bei dessen Anblick die Betrachterin in helles Entzücken darüber geriet, daß sein paralysierter Inhalt niemals eine Veränderung erfahren würde, und gleichzeitig von einer Todesschwermut erfaßt wurde, weil es eben so war. Sie betrank sich mit Schnaps bei den ersten Gehversuchen ihrer Töchter – Ted mit seinen stets ausgebreiteten Armen um sie herum der Abfangjäger im buchstäblichen Sinne. Sie dachte an Selbstmord bei der Betrachtung eines Videos mit dem Titel »Der große Umzug«. Ted hatte es mit vielen elektronischen Tricks zu einem kleinen Spielfilm in Hollywoodmanier aufgepeppt. Statt des brüllenden MGM-Löwen jaulte anfangs in dem selbstgezeichneten Lorbeerkranz das kleine Katzenjunge, das sie gleich am ersten Tag im Garten des neuen Hauses gefunden hatten, und nach der Machart der Komödie »Guck mal, wer da spricht« hatte der Regisseur den Zwillingen sarkastische Sprüche in den Mund gelegt, die die Tolpatschigkeit ihrer Eltern bei den

Umzugsaktivitäten kommentierten. Und sie glaubte vor Schmerz den Verstand zu verlieren, als sie sich wider Willen, aber aus irgendeinem krankhaften Grund schließlich doch das letzte Videoband ansah. Im Gegensatz zum Rest der Sammlung ging diesem Streifen jedoch der Frohsinn völlig ab. Ein gezwungen in die Kamera lächelnder Ted im Morgenrock streift auf wackeligen Beinen durch das Gartenlaub. Ausgemergelt, trübsinnig, das Gesicht übersät mit beängstigend dunklen Flecken, ein Todgeweihter, der sich leise aus dem Leben verabschiedet. Die Frau an der Kamera, die ihn während seines Spaziergangs durch die feinen Nebelschleier begleitet, macht Witze, will wissen, ob er ohne Radarunterstützung, lediglich »auf Sicht« gehen könne. Er winkt schmunzelnd ab. Und diese träge Handbewegung, so mut- und teilnahmslos, ist auch das eindringlichste Bilddetail, das der Homecineastin im Gedächtnis haftenbleibt. Immer wieder die Hand, die abwinkt, weil es nichts mehr zu bejahen gibt in seiner Welt.

Ted in der Erinnerung. Ted als Fotografie im Stehrahmen ...

In irgendeinem schlaun Buch hatte Cora einmal gelesen: Man darf zurückblicken – aber nicht zurückstarren. Da war was dran. Sie durfte nicht mehr zurückstarren. Sie mußte sich endlich abwenden von der Vergangenheit und geradeaus sehen. Schon wegen der Kinder. Auch wenn sie dabei instinktiv spürte, daß sie niemals wieder so glücklich sein würde wie in dem versunkenen Reich, von dem nur noch diese verwackelten Bilder zeugten.

Sie streifte die Decke weg und stieg aus dem Bett. Es war ein Himmelbett, das Ted, der stolze Besitzer eines funkelneuen Hobbykellers, nach ihrem Umzug eigenhändig geschreinert hatte. Besondere Mühe hatte er sich mit den Schnitzereien am oberen Rahmen gegeben, die recht ferkelhafte Posen von Liebenden darstellten. Damals wäre sie vor Scham am liebsten im Erdboden versunken, wenn Freunde um eine Führung durchs Haus baten und es sich dabei als unvermeidlich herausstellte,

ihnen auch das Schlafzimmer zu zeigen ...

Nicht starren! rief sie sich zur Ordnung, als die Erinnerungen die Realität wieder zu überlagern drohten, und verließ den Raum, nachdem sie sich vorher rasch den elfenbeinfarbenen Seidenmorgenmantel übergestreift hatte.

Während sie die Treppe, die in einen kurzen Korridor zwischen Küche und Wohnzimmer mündete, hinunterstieg, registrierte sie die unten herrschende verdächtige Stille. Ein sicheres Zeichen dafür, daß der von den Zwillingen angerichtete Schaden in der Küche solch katastrophale Ausmaße haben mußte, daß es selbst ihnen die Sprache verschlagen hatte. Sie bog links ab und marschierte in die Küche, doch außer dem seit Tagen vorherrschenden bleigrauen, frostigen Himmel hinter den Erkerscheiben sah sie nichts, was ihr Mißfallen erregen konnte. Alles proper und aufgeräumt, wie sie es letzte Nacht verlassen hatte. Nun ja, dann hatten sie eben das Wohnzimmer verwüstet. Ohne ihren lebensnotwendigen Kaffee aufzusetzen, drehte sie sich auf dem Absatz um, durchquerte wieder den Korridor und gelangte in die Diele. Durch einen großen Durchbruch hatte man von hier aus einen freizügigen Einblick in das Wohnzimmer. Dort bot sich ihr ein seltsames Bild, so seltsam, daß ihre Schritte sich automatisch verlangsamten, bis sie schließlich an der Schwelle vollends zum Stillstand kamen.

Cora direkt gegenüber saß auf der weinroten Couch eine fremde Gestalt, deren Erscheinung bei weitem bizarrer war als die eigentliche Situation. Die Frau mittleren Alters glich mit ihren glatten, adrett und kurz geschnittenen Haaren und ihrem fleischigen Wassermelonengesicht einer Stoffpuppe, die allerdings durch ein rätselhaftes Verfahren ins Gigantische aufgepumpt worden zu sein schien. Das Weib war riesig, nicht nur groß und korpulent, nein, schlicht und einfach *riesig*, ein Koloß von einem Menschen. Aber nicht allein ihre gewaltige Statur rief Beklemmung hervor, sondern die Ansammlung absonderlicher Details. Die offensichtlich selbstgeschneiderte

grasgrüne Leinenlatzhose, in der sie wie ein überdimensionierter Horror-Osterhase steckte, die dazu so passenden blankgewachsenen Springerstiefel und das feiste Gesicht, dessen vollendete Rundlichkeit lediglich wenige, doch mit den von einem Erdbeben verursachten Klüften vergleichbare grimmige Furchen verunzierten. Ferner der allein mit der pathologischen Umtriebigkeit eines Irren zu vergleichende Blick. Die Frau war zu allem entschlossen, so hatte es den Eindruck, und das, wozu sie sich entschlossen hatte, verhiess überhaupt nichts Gutes.

Sie hatte ihre Arme um Sonja und Sybill geschlungen, die links und rechts neben ihr saßen und friedlich an Schokoriegeln knabberten (Schokoriegeln, die gekauft zu haben Cora sich nicht entsinnen konnte). Mit ihren blonden lockigen Haaren und den dunkelbraunen Augenbrauen sahen sie wie niedliche Kopien ihrer Mutter aus, und auch das Charakteristikum, beim Genuß von Schokolade in eine meditative Versenkung zu geraten, schienen sie von ihr geerbt zu haben. Elektrisiert von der klassischen Affektkombination aus Wut, Fassungslosigkeit und nacktem Wahnsinn, wie sie nur in Müttern explodieren kann, die ihre Kinder in akuter Gefahr wähnen, wollte Cora auf die Unbekannte zustürmen, um auf sie einzuschlagen oder die Mädchen von ihr wegzureißen oder schlicht und ergreifend einfach zu *handeln*, tat schon einen blitzartigen Satz auf sie zu, als sie plötzlich von einer neuen, noch grausameren Entdeckung gestoppt wurde.

Links neben ihr, gleich hinter der Holzfassung zwischen Diele und Wohnzimmer, erblickte Cora eine weitere Gestalt. Sie stand einfach da und glotzte sie an. Glotzen war in der Tat der passende Ausdruck für das, was die Dame tat, dagegen der Ausdruck Dame der vollkommen unangebrachte. Zunächst einmal handelte es sich bei ihr eher um eine Vertreterin jener Geschöpfe, die zum festen Ensemble eines Alptraums gehören, als um eine Dame. Und was das Glotzen betraf, so blieb der Armen nichts anderes übrig, da sie lediglich aus einem einzigen,

dem linken Auge zu blicken vermochte. Das andere bedeckte eine schwarze Augenklappe, deren festverschnürte Lederkordeln sich in die nur von einer schlohweißen Stoppelfrisur bedeckte Kopfhaut eingruben.

Die Frau war ein Wrack, ein abgezehrtes, bleiches Knochengerüst, an dem man offenkundig das reichhaltige Instrumentarium eines Werkzeugkastens in jeder erdenklichen Weise zur Anwendung gebracht hatte. Schwielige Striemen, Narben, mal als dunkle, schlechtverheilte Wundmale, mal als klare Schmissee erkennbar, grauschimmernde, durch das Ausdrücken von brennenden Zigaretten verursachte Flecken, mit denen der ganze Körper übersät sein mußte, wenn man ihre Anzahl am Hals und an den Armen hochrechnete, und totes Gewebe, das auf frühere Schnittwunden hinwies. Am grausigsten sah aber das Gesicht aus. Die Augenklappe verlieh ihm etwas Verwegenes, doch mit oder ohne dieses Piraten-accessoire, es blieb das Gesicht eines Monstrums. Runzelig, aschfahl, verstümmelt, schlecht zusammengenäht und häßlich vernarbt wie der restliche Mensch. Der rechte Mundwinkel war wie infolge einer Hirnschlaglähmung eingefallen, die Oberlider hatten sich zu ballartigen Gebilden aufgebläht. Die vorzeitig erbleichten Haare, offenkundig die Auswirkung einer langen Krankheit, vermutlich einer Nervenzerrüttung oder eines besonders starken Schocks, rundeten die Horrorfratze ab wie ein letzter Schuß Jauche ein Ekelgericht.

Aber, und dies ließ Cora mehr erschauern als der abscheuliche Anblick selbst, es handelte sich trotz aller Deformation um eine junge Frau, vielleicht achtundzwanzig Jahre alt – und Cora kannte die Frau! Freilich in einer völlig anderen Variante. Schöner, berückender und, tja, auch wenn es makaber klang, gesünder. Bei der Betrachtung dieser kaputten Venus überlappten sich glanzvolle Erinnerung und häßliche Wirklichkeit aufs undurchschaubarste. Das übriggebliebene ozeangrün glühende Auge, die fülligen Kirschlippen, das

gewisse unergründliche Etwas in diesem Gesicht, das, wenn es lachte, nicht nur fröhlich aussehen, sondern hell erstrahlen konnte wie die Frühlingssonne, und die sexy Aura, die sie paradoxerweise trotz der Mißgestaltigkeit immer noch umgab. Eine Erster-Klasse-Blondine, welche Oscar-Preisträger der Maskenbildnerkunst auf Teufel komm raus verunstaltet hatten, ohne ihr wahres Wesen gänzlich verschleiern zu können. Ohne Zweifel, die Frau, der sie ins gräßliche Angesicht schaute, war Viola, das weltbekannte Topmodel, oder präziser gesagt das, was von ihr übriggeblieben war.

Damals, als ein besonders kreativer Kopf die umwerfend originelle Idee gehabt hatte, die von Militäruniformen inspirierte Kollektion eines namhaften Modeschöpfers folgerichtig vor einem militärischen Hintergrund ablichten zu lassen, war für alle auf dem Stützpunkt die Begegnung mit der schillernden Modeszene eine aufregende Erfahrung gewesen. Obwohl sie nicht mußten, wetteiferten die Piloten untereinander, dem Team behilflich zu sein, fuhren die Jets, wann immer gewünscht, in die bildwirksame Position, schwebten bei ihren Übungsflügen dicht über die Piste, damit der Fotograf ein effektvolles Hintergrundmotiv erhielt, und benahmen sich überhaupt wie kleine Jungs, bei denen der Zirkus in der Stadt gastiert. Das Ganze war eine willkommene Abwechslung des Diensttrotts gewesen, und die Anwesenheit solch komprimierter weiblicher Grazie hatte aus allen Luftwaffenangehörigen männlichen Geschlechts, einschließlich Ted, ja sogar des Hausmeisters, über Nacht tolldreiste Fliegerhelden gemacht, die nicht müde wurden, ihre Husarenstreiche den Models anzuvertrauen.

Auch Cora hatte sich von der Glamourshow anstecken lassen, und ehe sie sich versah, saß sie in den Arbeitspausen neben einem der gefragtesten Covergirls der Welt und tauschte mit ihm intimste Frauengeheimnisse aus. Wie es jedoch mit Versprechen von Prominenten meistens so ist, hatte Cora von Viola trotz der Beteuerungen, daß man sich unbedingt einmal privat sehen

müsse, nach dem Intermezzo nie mehr etwas gehört. Bis ihr spurloses Verschwinden für einen mehrere Monate andauernden Pressewirbel sorgte. Alle Medien überschlugen sich mit Spekulationen, welche von Selbstmordtheorien über Werbegag-Vermutungen bis hin zu romantischen Schwarzer-Mann-Weiße-Frau-Mären reichten, wonach sie in den Harem eines unsterblich verliebten Ölscheichs entführt worden sei. Wie an allem, was die stets nach dem nächsten Höhepunkt lechzende Öffentlichkeit fesselte, erlosch irgendwann auch das Interesse an Missing-Viola, und Cora erging es nicht anders, da ihr eigener Alltag sie schon ausreichend mit Sensationen versorgte.

Warum aber stand Viola nun plötzlich in ihrem Wohnzimmer, dem geheiligten Tempel ihrer Video-Andachten? Und was machte diese Schwester Goliath bei ihr, die ihre Zwillinge so zärtlich umarmte, als wolle sie sie gleich adoptieren? Und wieso sah die einstige Onanie-Ikone der halben Männerwelt inzwischen wie ein Kaninchen aus, das im Schlaf unerwarteten Besuch von einem Mähdrescher bekommen hatte? Vor allen Dingen, aus welchem unbegreiflichen Grund verbarg sie unter dem TV-Guide der Hausherrin, ganz so wie es gedungene Killer in Krimis zu tun pflegen, einen Gegenstand, der verdammt nach einer Waffe aussah?

Cora hatte eine grausame Ahnung von der richtigen und einzigen Antwort auf all diese brisanten Fragen, doch erschien diese ihr zu barbarisch, um sie ernsthaft in Erwägung zu ziehen. Da half ihr Viola nach.

»Glaub ja nicht, daß wir sie einfach erschießen werden«, sagte sie mit Rücksicht auf die Kleinen leise mit halbgelähmten Lippen, zwischen denen nach jeder Silbe ein dumpfes Pfeifen zischte. »Glaub ja nicht, daß sie sich so locker von irdischen in himmlische Engel verwandeln werden.«

In der Tat, Viola hatte sich in der Zwischenzeit gewaltig verändert. Allein schon wegen ihres Betrags würde sie wohl bei VOGUE kein Engagement mehr bekommen. Apropos

VOGUE – gab's die überhaupt noch?

»Kannst du dir vorstellen, wie es wäre, wenn wir ihre Köpfe in einen Eimer voll Benzin eintunkten und dann ein brennendes Streichholz an ihre Nasen hielten? Oder wenn wir eins von deinen schicken Gemüsemessern auf der Herdplatte zum Glühen brächten und dann in ihre kleinen Mösen steckten? Du glaubst uns wohl nicht? Du bist immer noch der Überzeugung, daß in uns Frauen eine geheimnisvolle Sicherung eingebaut ist, die rausfliegt und das ganze System lahmlegt, sobald das Grauen ein gewisses Maß übersteigt. Sollen wir dir das Gegenteil beweisen? Jetzt gleich? Zum Glück sind es ja Zwillinge, so daß wir das Exempel zunächst nur an einer der beiden statuieren würden und an der anderen erst herumexperimentierten, wenn du auf unsere Forderungen immer noch nicht eingegangen bist. Danach knöpfen wir uns dich vor. Du kannst dir sogar aussuchen, mit welcher wir anfangen: Sonja oder Sybill? Sonja? Sybill? Sonja? Sybill? Sonja? Sybill?«

Entsetzen! Grenzenloses Entsetzen! Solch unaussprechliches Entsetzen, daß der eben erwähnte Vergleich mit der Sicherung, die bei Horrorüberlastung das System stilllegt, bei ihr jeden Moment Wirklichkeit zu werden drohte. Dann der klägliche Versuch, sich eine kleine Verschnaufpause von dem Entsetzen zu verschaffen.

»Warum ... Warum ... Warum wollt ihr das tun? Was hat das zu bedeuten? Was wollt ihr von mir?«

»Denk mal scharf nach, Cora«, entgegnete die Riesin mit einer Stimme, die an ein heiseres Gebell erinnerte, und die Zwillinge zu ihren Flanken schenkten ihrer Mama ihr lustiges Schokoladenmund-Lächeln. Mama unterhält sich mit ihrer besten Freundin, so mochten die Ahnungslosen glauben.

Aber eigentlich gab es kein kniffliges Rätselraten. Es war so offensichtlich, was das Schreckensduo von ihr verlangte. Die Aussicht auf fette Beute jedenfalls hatte die beiden nicht zu ihr

geführt, das war klar. Geld, das ohnehin kaum mehr Bedeutung besaß, Wertgegenstände, ja sogar gehortete Nahrungsmittel hätten sie überall rauben können. Jedes zweite Haus stand leer, und die Kostbarkeiten darin hätte sogar ein Idiot straflos abschleppen können, der eine Fensterscheibe einzuschlagen wußte. Wer kümmerte sich schon darum? Und falls es doch noch das eine oder andere Argusauge bemerkt hätte, was hätte es genutzt? Der Anblick eines Polizisten war noch seltener als der eines Mannsbildes mit gesunder Hautfarbe. Bei den Polizeidienststellen liefen nicht einmal mehr die Anrufbeantworter. Es ergab ebensowenig Sinn, daß die beiden Schurkinnen ausgerechnet Cora, eine Zufallsbekanntschaft von Viola, ausgesucht hatten, um sie zur Herausgabe von etwas Eßbarem zu zwingen. Außerdem brauchte es dazu nicht die unverhältnismäßige Drohung des Kindergrillens.

Nein, Viola und ihre starke Freundin waren aus einem ganz konkreten Grund hier. Sie wollten etwas ganz Spezielles von ihr, etwas, das allein sie zuwege bringen konnte. Nun ja, mit Kenntnissen in der plastischen Chirurgie konnte sie nicht dienen, leider, wenn man die zwei mit der ästhetischen Elle maß. Vielleicht wollten sie irgendwo hingeflogen werden und benötigten dringend eine Pilotin. Aber mußte man dazu in ihr Haus einbrechen und sie mit der Mißhandlung ihrer Mädchen unter Druck setzen? Sie hätten sie ja auch einfach darum bitten können. Außerdem gab es zwar wenige, aber immer noch genügend Pilotinnen, zumindest für kleinere Flugzeugtypen. Sie hatten sich gewiß eine Heidenmühe gemacht, ihre neue Adresse herauszubekommen, und sich auch sonst in erhebliche geistige Unkosten gestürzt und aufwendige Konspiration betrieben, um diese Situation zu schaffen.

Es sei denn, sie brauchten eine Pilotin, die eine einzigartige Maschine fliegen konnte.

Lieber Gott, laß es bitte nur ein Ziel sein!

Soweit sie informiert war, waren zwei von ihren drei

ehemaligen über den ganzen Kontinent verteilten Kameradinnen bereits vor einiger Zeit gestorben. Die eine bei einem Absturz während eines Übungsfluges, die andere erstochen von ihrem Ehemann. Ein Eifersuchtsdrama. Die dritte wohnte in einem über zweitausend Kilometer entfernt liegenden Land. Vielleicht auch nicht. Wer wußte so etwas heutzutage schon? Die einzige Kampfpilotin, die ihren Wohnort in den vergangenen Jahren lediglich um zirka zwanzig Kilometer verändert hatte, war die gute alte Cora. Herzlichen Glückwunsch!

Cora sah jetzt, daß die Riesin ebenfalls bewaffnet war. Das Ding steckte in der sackartigen Brusttasche ihrer Latzhose. Ihre Brüste mußten das Volumen von Bowlingkugeln haben, solcherlei Mammutgeschosse, deren Karikierung RUSS Meyer zum Weltruhm verholfen hatte, die jedoch im wirklichen Leben Männer eher abschreckten – abgeschreckt hatten. Die beachtliche Wölbung an der Brusttasche rührte aber mitnichten von dieser Gigantomanie her, zumal die Mündung der darin verborgenen Waffe etwa einen Daumenbreit über den Saum hinausragte. Es mußte sich um eine infernalische Waffe handeln, denn der Durchmesser dieser Mündung betrug ungefähr drei Zentimeter.

Ihr fiel plötzlich eine andere Waffe ein. Teds Offizierspistole, das gute Stück, mit dem er sich selber erlöst hatte. Nach der Tragödie war sie im obersten Regal des Küchenschranks verschwunden. Ihre eigene Pistole hatte sie bei der Quittierung des Dienstes brav zurückgegeben.

»Denk gar nicht erst daran!« warnte die Riesin, als sei ihr Haupttalent die Telepathie, und tätschelte beidhändig die Köpfe der Zwillinge. »Wir haben sie schon gefunden. Und gleichgültig, welche Tricks du dir im Laufe unserer Zusammenarbeit noch einfallen lassen willst, vergiß dabei nie, daß wir zu zweit sind und eine von uns beiden *immer* die Tagesmutter deiner Süßen spielen wird.«

»Das Ganze funktioniert nicht so einfach, wie ihr es vielleicht

im Fernsehen gesehen habt«, gab Cora zu bedenken und löste sich allmählich aus ihrer Lähmung. Langsam, mit behutsamen Schritten näherte sie sich der Ledercouch, in derselben vorsichtigen Weise, wie man sich einem Raubtier nähert, das einen jeden Augenblick anfallen könnte. Aus der Nähe verstärkte sich der gigantische Eindruck der Riesin um furchteinflößende Potenzen. Die Frau war eindeutig verrückt. Ihr Körper war verrückt und ihr Geist war verrückt. Ihr Kopf und das feiste Gesicht schienen wie aus einem Granitblock gehauen, lediglich in Umrissen angedeutet von einem wüsten Bildhauer, der grobe Konturen bevorzugt. Ihre kalt starrenden schwarzen Knopfaugen schwammen in einem trüben Feuchtigkeitsfilm, so daß sie den alles kontrollierenden Glubschern eines stacheligen Fisches glichen, der im tiefsten Grunde lebt. Trotz der Leibesfülle, die bei gewöhnlichen Dicken ein Zeichen von Schwäche darstellte, strahlte sie eine gewaltige Kraft aus. Die Frau bestand aus geballter Energie, und, soviel stand fest, man mußte sie nicht erst bis aufs Blut reizen, damit sie diese Energie entfesselte.

»Offen gesagt, ist der Pilot das letzte Glied bei dieser Angelegenheit, und gar nicht mal das wichtigste«, erklärte Cora und versuchte so ihr Interesse wachzuhalten. Und während sie weitersprach, nahm sie die Hände der Mädchen in ihre eigenen und zog sie von der Couch. Die Riesin ließ sie gewähren, wohl wissend, daß sie in ihrer Gegenwart nicht auf dumme Gedanken kommen würde. Dennoch hörte sie hinter ihrem Rücken Papier rascheln: Viola verfolgte mit der Waffe unter der Fernsehzeitung jede einzelne ihrer Bewegungen.

»Tante Margit hat uns Schokolade geschenkt«, frohlockte Sybill und leckte sich mit einer unglaublich beweglichen Zunge die Reste von den Lippen.

»Und sie hat versprochen, daß sie uns noch mehr Schokolade schenken wird, wenn wir brav sind«, ergänzte Sonja formell, wobei sie sich augenzwinkernd bei Tante Margit rückver-

sicherte. Für Fremde waren sie äußerlich unmöglich voneinander zu unterscheiden. Auch Cora hatte dabei manchmal ihre Schwierigkeiten. In ihrem Charakter lag der kleine Unterschied. Sonja, die Erstgeborene, war ihrer Schwester an List und vorausplanendem Denken stets einen Schritt voraus.

»Ich habe nicht den blassesten Schimmer, was für einen kranken Plan ihr verfolgt, aber sicher werdet ihr ihn mir gleich verraten. Was allerdings meinen Part darin betrifft, gibt es da einen kleinen Haken: Ein Jagdbomber ist keine Ausflugskiste, in die man sich hineinsetzt, den feuchten Finger aus dem Cockpitfenster raushält, um die Windrichtung zu bestimmen, und dann losfliegt. Ein Jagdbomber ist eine außergewöhnlich komplizierte Waffe, die ohne die Unterstützung der Hochtechnologie am Boden nicht einmal abheben kann. Allein für das Bestücken der Maschine mit schwerer Bewaffnung braucht man ein Spezialistenteam.«

Natürlich übertrieb sie. Doch die beiden sahen nicht gerade wie Luftwaffenexpertinnen aus, so daß sie sie von ihrem Vorhaben vielleicht auf diesem Wege abbringen konnte. Unter Vermeidung jeglicher ruckhafter Bewegungen, schier gemächlich führte Cora die Mädchen langsam in die Küche, um ihnen das Frühstück zu bereiten. Tante Margit und Viola folgten ihr, ohne einzugreifen.

In der Küche stürzten sich die Zwillinge in hektische Hilfsaktivitäten für ihre Mutter, um den neugewonnenen Tanten ihre Selbständigkeit unter Beweis zu stellen. Sie holten den Plexiglasbehälter mit dem Aufschnitt herein, der vor der Gartentüre stand – wegen des Stromausfalls hatte sich der Kühlschrank zu einem ganz gewöhnlichen Schrank zurückgebildet – und entwickelten überhaupt kaum geahnte haushalterische Qualitäten, von deren Existenz Cora bis jetzt nichts gewußt hatte und die wohl auch in Zukunft nur in Anwesenheit von Fremden zum Ausbruch kommen würden. Zwischendurch meinten sie, daß Tante Viola krank sei und

deshalb viel essen müsse. Mit »krank« meinten sie ihr Aussehen – eine vage Erinnerung an ihren verstorbenen Vater.

»Ob ihr es glaubt oder nicht, aber das Ganze gleicht ein bißchen der Situation des Männchens in der Weltraumkapsel«, erläuterte sie, während sie Milch in Plastikbecher füllte, Brot aufschnitt und auch ansonsten so tat, als sei es die normalste Sache der Welt, daß zwei schwerbewaffnete Geisteskranke sie und ihre Kinder beim Zubereiten des Frühstücks von der Türschwelle aus beobachteten. Sie drehte ihnen dabei den Rücken zu.

»Alle Welt glaubt, er sei der Rocket Man, der sich einen Helm aufsetzt, aufs Pedal drückt und seine Runden durch das Universum dreht. Doch das ist lediglich ein naives Bild, ein Werbespot für den Fernsehzuschauer, der selbst komplizierteste Technik mit einem menschlichen Gesicht verknüpfen möchte, am besten mit dem von Brad Pitt. In Wahrheit ist der Astronaut eine Marionette. Er hängt an unzähligen unsichtbaren Fäden, an denen Abertausende von Wissenschaftlern am Boden ziehen. So ähnlich, vielleicht eine Nummer kleiner, ist es auch bei einem Luftangriff. Mit einer Pilotin allein ist es nicht getan.«

Ein Arm, behaart wie der eines Mannes, muskulös, fast so dick wie ihr Oberschenkel, fuhr in ihren Gesichtskreis, und eine Pranke sank auf ihre Hand, die das Brotmesser umklammerte.

»Hör zu, Cora, wir wissen, daß du von deinem Handwerk mehr verstehst als wir«, sprach Margit in einem eisigen Tonfall, und Cora spürte ihren frostigen Atem im Nacken. Dann wurde der Griff immer fester, so fest, daß ihre Hand weiß wurde.

»Und auch sonst glaube ich, daß du die Intelligenteste von uns dreien bist. Aber ich habe vor langer Zeit eine Talkshow im Fernsehen gesehen, in der ein schlauer Professor gesagt hat, daß es darauf gar nicht ankommt. Er meinte, übermäßige Intelligenz wäre eher hinderlich, wenn man etwas Großes im Leben vollbringen will. Die Eierköpfe würden vor lauter Grübeln gar

nicht erst zum Handeln kommen. Die Einzelheiten kriege ich jetzt nicht mehr zusammen. Was ich sagen will, Cora, ist, versuche erst gar nicht, mir Noten in Mathematik zu erteilen, denn bei dem, was ich vorhabe, spielt Mathematik überhaupt keine Rolle. Ach, da fällt mir noch ein: Dieser schlaue Professor hatte es im Leben auch zu nichts gebracht, wenn er es nötig gehabt hatte, in einer drittklassigen Nachmittags-Talkshow aufzutreten.«

Margits Griff war wie ein Schraubstock. Cora befürchtete, daß ihre Fingerknöchel jeden Augenblick brechen würden, und wollte aufschreien. Aber abgesehen davon, daß diese Reaktion bei den Mädchen für Panik gesorgt hätte, galt es auch langfristige Konsequenzen zu bedenken. Daß ihre Töchter sich in der Gewalt von zwei Wahnsinnigen befanden, war schlimm genug, doch noch schlimmer war es, daß sie im Falle eines solchen Zwischenfalls genau das gewußt hätten.

Eine einsame Träne löste sich aus Coras linkem Auge, während ihr das Brotmesser aus der im Schraubstock gefangenen Hand glitt. Margit jedoch dachte scheinbar gar nicht daran, es genug sein zu lassen, und verstärkte den Druck.

»Ich habe keine Ahnung von Jagdbombern. Ich habe überhaupt keine Ahnung von diesem elenden Männerschleiß. Es war Violas Idee. Ich habe aber sehr viel Ahnung von Ordnung. Und ich weiß, daß wir allesamt wie Affen Blätter von den Bäumen fressen werden müssen, wenn bald keine Ordnung in diese Welt einkehrt. Es ist so, Cora, wir Frauen haben die schlechte Angewohnheit, unsere alten Röcke in Hosen umzuschneiden und Gemüse im Garten anzubauen, wenn der Mann aus dem Haus ist, statt wie er Röcke, Hosen und Gemüse in industriellem Maßstab zu produzieren. Wir fassen uns alle ganz lieb an den Händen und wurschteln uns halt so durch, statt ein mächtiges Frauenreich aufzubauen. Des weiteren haben wir Frauen viel zuviel Skrupel, jemandem die Hand zu zerquetschen, um den eigenen Willen durchzusetzen. Na ja, vielleicht ist es auch gar

keine clevere Vorgehensweise, wenn es sich um eine wertvolle Hand handelt.«

Endlich ließ sie von ihr ab. Mit zusammengebißenen Zähnen und verzerrtem Gesicht zog Cora die malträtierte Hand zurück und massierte sie mit der anderen. Ihre Finger fühlten sich taub an, geradeso, als habe sie sie eine kleine Ewigkeit lang im Eiskübel gelagert, und als allmählich das Gefühl zurückkehrte, kam auch der Schmerz. Doch immerhin verschwand der frostige Atem aus ihrem Nacken. Margit zog sich zur Türschwelle neben Viola zurück.

»Du wirst uns zu deinem Stützpunkt führen, Cora. Und erzähle uns nicht, daß militärische Anlagen streng bewacht würden. Niemand bewacht mehr irgendwas. Und dann wirst du in deinen Scheißbomber einsteigen und ihn zum Fliegen bringen. Wie du das schaffst, bleibt dir überlassen. Von mir aus kannst du's mit Beten versuchen. Natürlich werden wir dir nach Möglichkeit Hilfe leisten, wie es sich für gute Freundinnen gehört: *Wir* sind dein Spezialistenteam. Und dann, liebe Cora, dann wirst du das tun, wofür du die teuerste Ausbildung der Welt erhalten hast.«

Cora drehte sich um und blickte die beiden ratlos an. Sie sahen aus wie Dick und Doof für Zombies. Zwischen ihnen standen Sonja und Sybill und schwenkten ihre Köpfe in einem ersten Anflug von Beunruhigung abwechselnd von einem angespannten Gesicht zum anderen.

»Um was geht es genau?«

Lieber Gott, laß es bitte nur ein Ziel sein!

Es handelte sich nicht um ein Ziel. Auch nicht um zwei oder drei oder vier Ziele. Auch nicht um zehn oder zwanzig oder dreißig oder ... Die Anzahl schwankte zwischen hundert und hundertfünfzig! Sie hatten sich nicht die Mühe gemacht, die Liste genau durchzugehen. Und mit hoher Wahrscheinlichkeit hielten sich bei den meisten dieser Ziele Menschen auf.

Sie erklärten es ihr. Es war eine ziemlich lange Erklärung und

nahm den ganzen Vormittag in Anspruch. Als die Erklärung endlich ein Ende gefunden hatte, hörte sie sich nicht weniger verrückt an. Aber wie die meisten verrückten Gedankengebilde hatte sie eine bestechende innere Logik, schien in der luftdichten Abgeschlossenheit des Irrsinns tatsächlich funktionieren zu können. Natürlich blieb es Irrsinn, denn es war ja in den Köpfen von Irrsinnigen geboren worden.

Nach den stundenlangen und sehr offenen Bekenntnissen zu urteilen, schien Margit eine erstklassige Gummizellenkandidatin zu sein, die in der alten Welt wundersamerweise unbemerkt unter dem Etikett »perfekte Hausfrau« gelaufen war, wenn auch ihr schräges Aussehen ihr wohl kaum zu einem Engagement in der Waschmittelwerbung verholfen hatte. Dennoch, sie besaß ein einzigartiges Talent, sich in Frauen einzufühlen, und wenn man ihre Zukunftsvision unter massenpsychologischen Gesichtspunkten betrachtete, konnte man ihr eine genialische Note kaum absprechen. Anders sah es bei Viola aus. Die Hölle, durch die sie in Lackleder-Edgars Keller gegangen war, hatte aus ihr nicht nur einen vollkommen anderen Menschen gemacht, sondern alles Menschliche in ihr ausgelöscht. Vor allem alles Weibliche. Obwohl sie Margits Traum von einem leuchtenden Frauenimperium teilte, hatte Cora bei Violas Zukunftsschwärmereien stets das Gefühl, daß sie dabei eher an einen kriegerischen Amazonenstaat dachte als an eine zivilisierte Gesellschaft. Gegen wen oder was aber das Kriegerinnenvolk einen Krieg führen sollte, konnte man nur vermuten. Wahrscheinlich gegen das Weibliche an sich, denn seitdem sie wegen ihrer ausgesuchten Weiblichkeit zunächst ein Opfer und dann ein Monstrum geworden war, hatte sie eine gewaltige Aversion, wenn nicht sogar blanken Haß gegen ihr eigenes Geschlecht entwickelt. Das landläufige weibliche Verhalten, so konnte man ihren Haßtiraden entnehmen, wurzelte in der Untertanengesinnung der Frau, die trotz aller Emanzipation die Weichenlegung ihres Schicksals stets Adam überließ.

Deformiert in ihren ureigensten Gefühlen, leistete sie durch Beschwichtigungsriten und permanente sexuelle Verfügbarkeit dem Herrschaftsanspruch des Mannes und seiner ewigen Geilheit Vorschub. Ein Muster, das den Frauen inzwischen in Fleisch und Blut übergegangen war, so sehr, daß sie darüber den wahren Feind verkannten und sich um seinetwillen gegenseitig befehdeten. Da jedoch mit den Männern nun Schluß war, mußte ergo auch mit dem falschen weibischen Getue Schluß sein. Der Haß, so schien es, hatte sich in Viola eingenistet wie Tollwut in einem Tier, das zwar äußerlich immer noch wie ein Tier aussieht, doch längst von einem anderen Wesen gesteuert wird. Vielleicht aber war auch alles ganz anders. Zwar benähmen sich die beiden wie zwei Gestörte, denen man in einem Geheimlabor mittels drastischer Filme über Superweiber eine 1a-Gehirnwäsche verpaßt hat, ihr Plan zur Erlangung der Macht allerdings hätte kaum von beeindruckenderer Scharfsinnigkeit sein können. Ihre systematische Vorgehensweise ließ eher an die Methodik von brillanten Strategen denken denn an das chaotische Wüten von Ausgeflippten. Und in diesem imposanten Plan spielte Cora die Hauptrolle. Sie sollte fast alle Samenbanken im Kontinent in Schutt und Asche bomben. Nicht, um der Erzeugung von menschlichem Leben ein für allemal den Garaus zu machen, sondern um die Ware Sperma stark zu reduzieren und diesen Rest in die Hände des Machtstreber-Duos gelangen zu lassen. Die Samenbank, in der das meiste Sperma lagerte, hatten sie sich bereits vorher ausgeguckt. Diese sollte nicht zerstört und erst am Ende der Aktion überfallen und beraubt werden.

Margit und Viola gingen davon aus, daß das Sinnen und Trachten einer jeden Frau überwiegend von Schwangerschaft, Geburt und Aufzucht von Kindern beherrscht sei und alle anderen Aktivitäten wie Beruf und Selbstverwirklichung nur dazu dienten, das wahre Ziel vor sich selbst und anderen (vor allen Dingen vor Männern) so lange wie möglich zu verbergen,

um in der modernen Gesellschaft nicht als eine anachronistische Kuh dazustehen. Doch auch das oberste Prinzip der beiden selbsternannten Weltenretterinnen hieß Weiblichkeit. Allerdings unter anderen Konditionen. Ihnen schwebte eine Welt vor, in der Frauen einen finalen Schnitt von ihrem alten, von Männern beherrschten oder mit Männern verwobenen Leben vollzogen hatten. Ja, selbst die Erinnerung an die Männer sollte ausgelöscht werden. Das wiederum bedeutete, daß sich die künftigen Frauen nicht mehr nach Belieben in die bequeme Mutter- und Hausfrauenrolle zurückziehen durften, abhängig von einem Ernährer oder einem kollektiven Ernährer, sprich dem Staat und seinen tausend Sozialleistungen. Und auch jene Tapferen, die nicht dieser Versuchung erlegen gewesen waren, sollten ihrem, wie Margit und Viola meinten, von männlichem Denken infizierten Egoismus abschwören und ihre Fähigkeiten und ihre Kraft in den Dienst des weiblichen Gemeinwohls stellen. Und wie kriegte man diese hehre Utopie am leichtesten hin? Indem man ein Belohnungs- und Bestrafungssystem einführte. Kurzum, in der goldenen Ära von Margit und Viola durften allein jene Frauen mit einer Schwangerschaft rechnen, welche nach der Pfeife ihrer Gebieterinnen tanzten.

»Ich weiß, was in deinem Kopf vorgeht, Cora«, brabbelte Margit mit einer faustgroßen Pellkartoffel im Mund zum Abschluß der Verkündung ihrer gloriosen Vision. Sie waren bereits beim Mittagessen angelangt, und in der Zwischenzeit hatte sich der graue Himmel restlos aufgeklärt. Die Strahlen der Wintersonne nahmen die gesamte Küche in Beschlag und blendeten die Augen der am Tisch sitzenden drei Frauen mit solcher Intensität, daß sie sie zusammenkneifen mußten. Draußen auf der verschneiten Gartenwiese kabbelten sich die Zwillinge um einen roten Plastikschlitten. Wenngleich niemand es bis jetzt ausgesprochen hatte, war allen klar: optimales Flugwetter!

»Du glaubst, wir sind böse, verrückt, bestenfalls Spinnerinnen,

die sich in eine fixe Idee verrannt haben. Natürlich interessiert uns deine Meinung so brennend wie das Schicksal von Mikroben in einem Scheißhaufen. Doch eines weißt du ebenso gut wie wir: Es wird nie mehr so sein wie früher. Die Frage ist nur: Was werden die Frauen tun, nachdem sie das begriffen haben? Ich gebe dir die Antwort: nichts! In ihrer Notsituation werden sie sich noch mehr aneinanderkuscheln und von den Regierenden – falls es die überhaupt noch gibt – all den sozialen Quatsch einfordern, den sie schon in der alten Welt unentwegt gefordert haben. Sie werden nach Vollversorgung schreien.«

»Reine Spekulation«, warf Cora ein. »Auch in der alten Welt haben Frauen am Berufsleben teilgenommen. Soweit ich weiß, sind über vierzig Prozent aller Beschäftigten im Westen weiblich.«

»Schlaues Kind. Und weshalb sind dann die Lichter ausgegangen? Weshalb kann man nirgendwo mehr auch nur einen Toaster reparieren lassen? Warum ist die Erdöl- und Gasversorgung zusammengebrochen? Warum findet sich keine einzige Technikerin, um die medizinischen Geräte in Krankenhäusern zu warten, so daß eins nach dem anderen dichtgemacht werden muß? Warum fahren die Autos und Züge nicht mehr? Warum fährt überhaupt nichts mehr? Und warum sitzt du hier, steckst deinen Kopf in den Sand und wartest auf ein Wunder, anstatt deinem Beruf nachzugehen?«

»Nun, auf eine Katastrophe von solchem Ausmaß war die Welt nicht vorbereitet«, rechtfertigte sich Cora, wobei sie erstmals über die Dinge, die Margit angesprochen hatte, ernsthaft zu sinnieren begann. »Es ist eine Erstarrung eingetreten, die schwer abzuschütteln ist. Außerdem sind sehr viele liebe Menschen gestorben. Nur ein paar Monate ist es zum Beispiel her, daß mein eigener Mann ...«

»Blödsinn!« schrie Margit, erhob sich und kickte polternd ihren Stuhl weg. Widerrede schien in ihr dieselbe Reaktion

auszulösen wie eine lodernde Fackel in Berührung mit einem Pulverfaß. Sie machte einen Schritt zur Arbeitsplatte, auf der der kleine Gaskocher mit dem fast leeren Topf Gemüsesuppe stand, und ergriff die schwere Kelle. Seitdem dieses Riesenvieh sich in ihrem Haus aufhielt, hatte es beinahe alle ihre Vorräte vertilgt. Der Rest der Suppe sei dir jetzt auch noch vergönnt, dachte Cora mit resignativer Generosität.

»Wie alle Frauen erliegst auch du der alten Gewohnheit, dir permanent in die eigene Tasche zu lügen. Tatsache ist, daß wir bestimmte Dinge nicht können, nicht beherrschen. Warum? Weil sie uns nicht reizen. Du magst zwar einen Kampfjet fliegen wie ein Mann, doch selbst dir wäre es nicht einmal im Traum eingefallen, auch nur eine einzige Schraube einer solchen Maschine herzustellen, geschweige denn zu erfinden. Und dieses Beispiel ist exemplarisch. Ich meine damit, wenn Frauen auch nur einen Bruchteil des bisherigen Wohlstandes halten wollen, müssen sie in Zukunft Arbeiten verrichten, die bis jetzt Männer, meist häßliche Männer, verrichtet haben. Frauen träumen von einem Beruf, der ihnen den Umgang mit Menschen ermöglicht. Da gibt es nur ein Problem. Der Umgang mit Menschen ist nicht tausch- und konsumierbar.«

»Und wie viele epochale Erfindungen haben Sie schon beim Patentamt eingereicht, Frau Edison?« wollte Cora wissen.

»Darauf wollte ich soeben kommen, Cora«, entgegnete Margit und drehte sich mit erhobener Suppenkelle zu ihr um.

»In Zukunft wird es zweierlei Frauen geben. Die eine Sorte wird wie ich für Ordnung sorgen und im Falle von Auflehnung so etwas tun ...«

Wie ein Stahlpfeil sah Cora die Suppenkelle auf sich zuschießen, und ehe sie darauf reagieren konnte, spürte sie den dumpfen Schmerz an ihrem Unterkiefer. Die Angst, daß der Kiefer gebrochen sein könnte, verdrängte das bohrende Brennen an der Aufschlagstelle. Sie riß beide Hände in die Höhe und

umklammerte fest die gesamte Kinnpartie. Es war wohl vernünftiger, sich mit diesem kickboxenden See-Elefanten auf keine weiteren Diskussionen einzulassen und die Arbeit, die man von ihr verlangte, rasch hinter sich zu bringen, bevor ihr ganzer Körper Stück für Stück einer äußerst strapaziösen Belastungsprobe ausgesetzt würde.

Während Margit die Suppenkelle vor ihrer Nase immer noch bedrohlich hin und her schwang, spürte Cora, wie ihr Kinn zu einem glühenden Ball anschwell.

»Und die andere Sorte wird gehorchen und das Fressen herbeischaffen und die Lichter wieder anknipsen. Und erst wenn keine Frau mehr befürchten muß, durch einen See von Kacke zu ihrem Klosett zu schwimmen, weil die seit Jahren nicht mehr gewartete Kanalisation verrückt spielt, dann Cora, dann können wir wieder Kinderchen werfen und mit ihnen Backe-Backe-Kuchen spielen.«

Wundersamerweise liefen die Dinge in den folgenden Wochen ohne Komplikationen ab, doch schwang bei aller schlafwandlerischer Leichtigkeit die ganze Zeit ein starkes Gefühl der Irrealität mit. Vor allem das Gefühl der Furcht, daß es danach ein böses Erwachen geben könnte. Die Zwillinge hatte Cora Violas Obhut anvertrauen müssen, ohne erfahren zu dürfen, wo sie sie hingebracht hatte, lediglich mit der vagen Zusicherung getröstet, daß es ihnen schon gutgehen werde. Margit und sie hatten sich noch am Nachmittag des denkwürdigen Tages zum Luftwaffenstützpunkt aufgemacht. In einem uralten VW-Käfer, von dem man sich sogar bei voller Fahrt kaum vorstellen konnte, daß er überhaupt von der Stelle zu bewegen wäre, und der einst einem sehr sonderbaren Gentleman aus Margits direkter Nachbarschaft gehört hatte.

Als sie zu ihrem Ziel gelangten, rieb sich Cora vor Verwunderung erst einmal die Augen. Im Gegensatz zu Margit, die, ganz Instinkttier, alles genauso vorzufinden geglaubt hatte. Es war kaum zu fassen, aber sie standen vor einem

Luftstützpunkt mit einem kompletten Jagdbombergeschwader und einem gewaltigen Waffen- und Munitionsarsenal, dessen infernalisches Potential das halbe Land in eine Mondlandschaft hätte verwandeln können – und kein einziger Posten bewachte ihn! Die Scheiben des Kontrollhäuschens neben dem Schlagbaum waren durch Schmutzregen und Staubverwehungen vollkommen blind geworden, einige davon sogar durch unergründliche Umstände zersprungen. Eine feine, saubere Schneedecke hatte sich über das gesamte Gelände gelegt und täuschte heimeligen Winterfrieden vor. Früher, in jenen Zeiten, als sich noch die Hälfte der Menschheit für solche Industrieparks der Vernichtung begeistert hatte, mußte man hier mindestens acht Kontrollpunkte passieren, um bis zu den Todesmaschinen zu kommen. Heute waren wohl Bäckereien besser abgesichert. Cora und Margit ließen den Wagen direkt vor dem Schlagbaum stehen und spazierten den langen Weg zum kleinen Verwaltungsgebäude, einem nüchternen, grauen Kastenbau.

Trotz des Schneeanstriches, der die Spuren der Verlassenheit einigermaßen kaschierte, sah man hier und da deutliche Hinweise heraufziehenden Zerfalls. Jeeps verrotteten mit platten Reifen vor sich hin; zwei Bäume, einer davon ein kolossales Exemplar, hatten Stürme entwurzelt und mitten auf der Straße zu Fall gebracht, wo sie immer noch lagen. Auf dem gesamten Weg wirbelten Aktenunterlagen und Schlangen von perforiertem Endlospapier umher, und selbst Schnee und andere Witterungsbedingungen hatten es nicht geschafft, sie aus der Welt zu schaffen. Wie sie hierhergekommen waren, konnte man sich denken. Durch Fenster, die man zu schließen vergessen hatte oder die von einem heftigen Windstoß aufgestoßen worden waren, war der papierne Inhalt der Büros nach außen geflattert. Des weiteren waren abgefallener Putz, heruntergewehrte, auf dem Boden in ihre Einzelteile zersprungene Dachziegel und wildwuchernde, trotz ihrer winterlichen Kahlheit eine Ahnung

von pflanzlichem Größenwahn vermittelnde Gewächse zu sehen, die ihre tausend Arme im ehemals menschlichen Terrain ausgebreitet hatten.

Schließlich standen sie vor der schweren doppelflügeligen Eisentür des Gebäudes, die selbstverständlich abgeschlossen war. Cora zuckte mit den Schultern, um ihre Schuld- und Ratlosigkeit zu bedeuten. Daraufhin tat Margit eine Handbewegung, die die Pilotin zum Zurücktreten aufforderte. Dann nahm sie aus der Brusttasche ihrer Latzhose die Waffe heraus. Sie schien ein Mittelding zwischen Flinte und Pistole zu sein, wobei das letztere auf den kurzen klobigen Holzgriff zutraf. Der Lauf war zwar lang, doch um etwa die Hälfte kürzer als bei einem Gewehr. Das jedoch wäre nicht ungewöhnlich gewesen, denn es gab viele Spinner, die einen Gewehrlauf absägten, um die Streuwirkung des Schrots zu vergrößern. Nein, ungewöhnlich daran war das Kaliber. Wie Cora bereits zu Hause gemutmaßte hatte, mußte es knapp drei Zentimeter betragen. Das ganze Ding wirkte deshalb eher wie ein einziges Wasserrohr, an das man schlampig ein paar Elemente einer Waffe geschraubt hatte. Sicherlich handelte es sich dabei um eine Do-it-yourself-Konstruktion, konstruiert allein für die achtungsgebietende Munition, die sie abfeuern sollte. Und über die war Cora im Bilde, seit sie den schwarzen Patronengürtel auf dem Rücksitz erblickt hatte. Phallusartige Vollmantelgeschosse, so voluminös wie Fäuste, eigentlich Nahrung für ein Flakgeschütz und nicht für eine Handfeuerwaffe. Und diejenige, die so etwas abschoß, mußte in der Tat stählerne Knochen besitzen, wenn ihr beim Rückstoß nicht der ganze Arm abgerissen werden sollte. Beim Militär waren Cora schon die unterschiedlichsten Waffen untergekommen, und auch unter den privaten Kollektionen ihrer Kameraden, von denen die meisten hoffnungslose Waffennarren gewesen waren, hatten sich die ausgefallensten Exponate befunden. Aber diese abnorme Handarbeit überraschte selbst sie.

Aus etwa vier Meter Entfernung gab Margit einen Schuß auf

die Tür ab. Doch es hörte sich nicht wie ein Schuß an, sondern wie die Explosion einer Granate, welche die lediglich vom gelegentlichen Rabengekrächze unterbrochene Stille zerriß wie das Gebrüll eines Ungetüms. Das Türschloß brach auch nicht entzwei, vielmehr erlitten beide Türenflügel eine spektakuläre Verformung, geradeso, als hätten sie die Konfrontation mit einer rasenden Lokomotive über sich ergehen lassen müssen. Nachdem der Rauch verweht war, wurde genau in der Mitte des Schrotts ein Loch vom Durchmesser eines Autoreifens sichtbar. Nun ja, dachte Cora, so geht's auch, aber eine Haarnadel hätte es auch getan. Daran erkannte man, daß manche Leute ohne Protzerei nicht auskamen.

Nachdem sie das Altmittel beiseite geschoben hatten, gingen sie hinein. Sie bewegten sich durch die dunklen Flure, welche Porträts von ausgezeichneten Fliegerassen und ehemaligen Verteidigungsministern, Glasvitrinen voller Pokale und militärischer Ehrenabzeichen, mannshohe Holzpropeller aus dem Ersten Weltkrieg und Fahnen der NATO-Länder säumten. Einige Türen zu den Büros standen offen, und man sah, daß die Räumlichkeiten peinlich aufgeräumt waren, als fände heute eine Inspektion des Generals statt. Nichts deutete auf fluchtartigen Rückzug oder erlahmte Disziplin im Endstadium hin, im Gegenteil, die tapferen Schreibtischsoldaten hatten bis zur letzten Wache ihre Pflicht getan und dann ein Wunder an Ordnung hinterlassen. Vielleicht hatten sie gedacht, sie kämen zurück und nähmen den Betrieb wieder auf, nachdem sie ein bißchen gestorben waren.

»Müssen wir irgend so einen Scheißcomputercode knacken, um an die Flieger ranzukommen?« wollte Margit wissen, wobei man es ihr ansah, daß ihr beim Anblick der Ordnung das Herz aufging.

»Nicht unbedingt«, antwortete Cora und bog nach rechts in einen sehr schmalen Flur, an dessen Ende sich eine verschlossene Tür befand. Diese brauchte Margit nicht zu

sprengen, denn ein kräftiger Fußtritt von ihr genügte, und das Schloß zersprang wie ein vorsintflutlicher Wecker in hundert Stücke. Durch die aufgeflogene Tür betraten sie einen winzigen, miefigen Raum, in dem nur das Nötigste an Büromobiliar stand. Und ein spindartiger, riesengroßer Blechschrank, der in die linksgelegene Wand eingelassen war. Cora zog einen Schlüssel (Teds Vermächtnis) aus ihrer Hosentasche und öffnete damit eine der Schranktüren.

Zum Vorschein kam ein ganzer Heeresverband von Flachschlüsseln. Sie baumelten an Chromringen, welche wiederum an nummerierten Haken hingen. Es glich dem Schlüsselbrett einer Hotelpartiersloge, vielleicht ein bißchen aufwendiger. Margits Gesicht war das Erstaunen über die Primitivität der militärischen Sicherheit förmlich abzulesen. Cora konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen.

»Was hast du denn gedacht, wie man hier Türen öffnet? Codierte Karten? Irisscanner? Irgendwelche Zahlenkombinationen? Ich muß dich enttäuschen. Bei einem Alarm wäre dies alles nur zeitraubender Firlefanz gewesen.«

»Wenigstens hätte man handelsübliche Schlösser verwenden können und nicht die von Fischer-Technik.«

»Wir hatten lebendige Schlösser.«

»Hm?«

»Wachposten!«

Nachdem Cora einen Ring mit mehreren Dutzend Schlüsseln an sich genommen hatte, verließen die beiden Frauen das Gebäude durch den Hintereingang, der zu der eigentlichen Basis führte. Sie marschierten über das verschneite Vorfeld zu dem größten Hangar, der unmittelbar neben der Piste auftrug. Mit einem sehr kleinen Schlüssel aktivierte Cora die in einem Kasten befindliche Aufschließelektronik, woraufhin die hausgroßen Tore der Halle gleich einem sich öffnenden Theatervorhang zu beiden Seiten wegrollten. Beim Anblick der

pfeilförmig angeordneten zwanzig Tornados schien über Margits Gesicht eine Vibrationswelle zu wandern. So, als habe sie einen Orgasmus, oder als jage man ihr gerade einen Elektroschock durch den Leib. Ihr Mienenspiel schwankte zwischen Euphorie und Schmerz, der eintritt, wenn das pralle Glücksgefühl die überlasteten Nerven allmählich zu beißen beginnt. Und dieser Ausdruck besaß einen Namen: Macht! Margit wurde offenkundig schon bei der Betrachtung von Dingen zur Machtausübung berauscht.

Sie schlenderten an den Maschinen entlang, zu denen Margit halb ehrfurchtsvoll, halb verzückt aufblickte. Sie schimmerten matt unter dem Licht, das durch einen rechteckigen, an ein überdimensioniertes Atelierfenster erinnernden Ausschnitt aus Milchglas im Dach einfiel. Etwas abseits der Tornados bemerkte Cora einen englischen Harrier, einen Kampfjet mit Senkrechtstart-Fähigkeit, der vermutlich anlässlich eines NATO-Manövers hierhergeschafft worden war, doch in dem allgemeinen Wirrwarr des vergangenen Jahres irgendwie nicht mehr den Weg in seine Heimatbasis zurückgefunden hatte. Cora konnte die Kiste nicht fliegen, außer daß ihr einmal ein englischer Kamerad in Schnapslaune das Notdürftigste erklärt und sie zum Probe-Abheben ermuntert hatte. Sie war gestartet und dann für ein paar Sekunden zirka zehn Meter über der Piste geschwebt. Das war ihr einziger Harrier-Flug gewesen.

Am Ende ihres Rundgangs kamen die beiden Frauen zu einer lukenartigen Öffnung, durch die sie über eine Eisentreppe in den Untergrund gelangten. Das sich über die gesamte Fläche des Hangars erstreckende, atombombensichere Betonlabyrinth bestand aus unzähligen engen Gängen, einem großen Mannschaftsraum, in dem auch die Fliegerkombinationen und Funkhelme untergebracht waren, dem Navigations- und Satellitenverbindungszentrum, einem wahren Hornissennest der elektronischen Ortung und des Funkverkehrs, das in Betriebszeiten bis zu fünfzig Mann beschäftigt hatte, und dem

Munitionsdepot. Die Bezeichnung Depot war in diesem Zusammenhang allerdings irreführend, denn es handelte sich eher um eine Halle, wobei sie sich von einer gewöhnlichen Halle lediglich durch ihre geringe Höhe unterschied. Hier lagerte die Höllenfracht: die infrarotgesteuerten Sidewinder-Raketen, die Sparrow- und Skyflash-Flugkörper, die Phoenix- und Maverick-Langstreckenlenkwaffensysteme mit Radarzielkopf, Streu- und Gleitbomben in unübersehbarer Typenvielfalt und natürlich auch die 30-mm-Geschosse für die Gatling-Bordkanone. Wie in einem Supermarkt für die apokalyptischen Reiter, wohlgeordnet, mit Strichcodes versehen, ja vereinzelt sogar mit dem Hinweis gekennzeichnet, daß die Ware nicht über einen bestimmten Temperaturgrad erhitzt werden dürfe, ruhte das reichhaltige Sortiment für den anspruchsvollen Bomberpiloten in Regalen, Kisten oder auf mobilen Bügeln. Es gab sogar so etwas wie eine Armeevariante von Einkaufswagen. Gewöhnlich aber wurde das Zeug in gabelstaplerähnlichen Elektrofahrzeugen in Frachtfahrstühle gefahren, hinauf zum Hangar befördert und dort in die Halterungen an der Unterseite der Jets eingeklinkt oder montiert, was eine Wissenschaft für sich darstellte. Insofern hatte sie nur wenig übertrieben, als sie Margit zu Hause auf die enorme Komplexität der Aufgabe hinwies. Während Cora im ebenfalls tadellos aufgeräumten Mann-Schaftsraum in die feuerfeste Fliegermontur stieg, beobachtete Margit sie mit einem erwartungsvollen Lächeln wie ein Kind, dem gleich die ersehnte Zirkusattraktion geboten wird.

»Damit wir uns gleich richtig verstehen: Ich werde die Kinder jeden zweiten Tag sehen«, tönte Cora, durch den Heimvorteil nun das Selbstbewußtsein in Person. »Und sie werden quietschvergnügt sein, wenn ich sie treffe, denn Tante Einauge wird ihnen dieselbe liebevolle Fürsorge angedeihen lassen wie ihre Mutter. Falls ihnen auch nur ein Haar gekrümmt wird, falls ich auch nur den leisesten Verdacht hege, daß sie hungern müssen oder daß sie mies behandelt werden, macht euch auf

folgendes gefaßt: Anstelle der verdammten Spermasilos fliegen dann eure verdammten geistesgestörten Schädel in die Luft. Das ist keine leere Drohung. Ich werde euch finden, wo ihr auch seid, denn ich gehöre zu den wenigen Frauen, die sich mit der Satellitenortung auskennen. Und ich weiß, wo und wie man an Kampfflugzeuge rankommt. Sollte also diese Abmachung von euch gebrochen werden, wißt ihr, was euch blüht. Vielleicht brauche ich für die Vergeltung ein paar Monate, vielleicht auch ein paar Jahre – aber wenn irgendwann an eurem Frühstückstisch die Kaffeetassen zu vibrieren beginnen, sprecht schon mal ein Gebet aus! Okay, und jetzt möchte ich die Fakten sehen.«

Margit und Viola besaßen lediglich eine ellenlange kontinentale Adressenliste. Daran waren sie durch einen abenteuerlichen Einbruch in das Gesundheitsamt gelangt, das Computerdaten nach unterschiedlichen medizinischen Bereichen archiviert hatte. Unter Margits neugierigen Blicken studierte Cora im Navigationszentrum zunächst die Karten, um grob die Einsatzgebiete einzukreisen. Die Bombardierungen sollten im Ausland beginnen, so daß alarmierte Stellen dort nach dem Bomber suchen und seine tatsächliche Basis zuletzt in Betracht ziehen würden. Wenn überhaupt, denn nach den Geisterstadt-Impressionen, die Cora hier vorgefunden hatte, sah es nicht gerade danach aus, als wären noch viele Kenner der militärischen Infrastruktur am Leben. Die Adressen gaben Auskunft über Länder, Städte, Stadtteile und Straßen, doch keineswegs über den punktgenauen Standort der Gebäude und der speziellen Institutselemente, wo die Ejakulate lagerten. So mußte sie erst die exakte Lage der entsprechenden Hausnummern herausfinden. Dazu bemühte Cora das Satellitenbildarchiv, was auch den Vorteil hatte, daß man mit diesen Koordinaten den Bordcomputer des Tornados mit seinen hochauflösenden, multifunktionalen Grafikdisplays vor dem Start »füttern« konnte. Eine Feinzielanvisierung war selbstverständlich in den meisten Fällen unmöglich, denn oft handelte es sich bei den

Anschriftsangaben um Krankenhäuser oder Arztpraxen, in denen *unter anderem* an der künstlichen Befruchtung gearbeitet worden war. Wer konnte da schon sagen, wo die verfluchte Wichse aufbewahrt wurde.

»Nun ein Schnellkurs in Sachen Luftkampf«, erklärte Cora, während sie sich nach dem Kartographiestudium ins Waffendepot begaben. »Abstandsreichweite, Treffergenauigkeit, Störsicherheit und Allwetterfähigkeit: Können wir alles vergessen. Warum? Kein Feind in Sicht! Ich kann so tief fliegen, wie ich will, da keine Flugabwehr zu befürchten ist. Ich kann, wenn's sein muß, einen ganzen Tag lang meine Runden über dem Ziel drehen, um es hundertprozentig genau vor die Kanone zu bekommen. Elektromagnetische oder sonstige Störmanöver sind vollkommen ausgeschlossen, weil es weltweit wahrscheinlich drei Frauen gibt, die von so was eine Ahnung haben und die mit einer Wahrscheinlichkeit von eins zu drei Milliarden nicht gerade in dem Gebiet hocken werden, über das ich gerade düse. Und wenn der Wettergott nicht mitspielen sollte, kann ich ja einfach zum nächsten Ziel fliegen.«

Cool, supercool, wie sie so über all die Toten in spe bei diesen »Targets« schwadronierte, als wären sie schädliche Käfer an einem Baum.

»Das eigentliche Problem besteht also nicht in den Missionen selbst. Auch an Treibstoffmangel dürfte die Sache kaum scheitern. Ich schätze, daß allein in den unterirdischen Tanks dieser Basis genug Kerosin für einen mittelfristigen Luftkrieg gebunkert sein dürfte. Nein, das eigentliche Problem ist unsere körperliche Belastbarkeit, um die Vorarbeit zu leisten, für die man normalerweise, tja, eine Armee braucht.«

Durch eine tresordicke Metalltür gelangten sie in das Waffendepot, das sich vor ihren Augen so harmlos ausnahm wie ein x-beliebiges Ersatzteillager. Da sie lediglich von schwachen Orientierungsfunzeln an den Wänden beleuchtet wurden, schimmerten die Raketen, Bomben und Munitionskisten trübe

im bläulichen Glanz. Cora betätigte einen riesigen schwarzen Schalthebel zu ihrer Linken, woraufhin sich eine Lichterflut in die Halle ergoß. Mit offenem Mund und entrücktem Blick trat Margit in diese Lichterflut hinein wie der Erlöste in Gottes Reich. Es schien, daß sie es selbst nicht fassen konnte, so weit gekommen zu sein. Sie ging von Flugkörper zu Flugkörper, befügte alles zärtlich und blinzelte immer wieder, als versuche sie ein Trugbild abzuschütteln. Dann blieb sie neben einer Sidewinder-FK stehen, die auf einer Gestängekonstruktion aufgebahrt wurde, und drehte sich auf dem Absatz zu Cora um. Sie lächelte verzückt, was aus ihrem Gesicht automatisch eine Krampfkratze machte, beugte sich über die zwei Meter lange, schwere Rakete, umarmte sie und stemmte sie dann mühelos in die Höhe. Die Pose ähnelte irgendwie der des glücklichen Fischers, der sich mit seinem Mordsfang ablichten läßt.

»Um meine körperliche Belastbarkeit brauchst du dir nicht den Kopf zu zerbrechen, Cora«, sprach sie feierlich. »Mich haben nicht einmal die Männer kleinbekriegt. Und erst recht werden es ihre Ersatzschwänze nicht schaffen!«

Die nachfolgende Zeit bestand aus harter Arbeit, lediglich unterbrochen durch die Begegnungen mit den Zwillingen. Cora erschienen diese Treffen wie Oasen des Glücks inmitten einer barbarischen Landschaft aus Vernichtung und Tod. Viola brachte die Kleinen – in einem städtischen Bus, den sie irgendwo geklaut hatte – wie vereinbart jeden zweiten Tag zum Stützpunkt, und trotz der bizarren Situation und des martialischen Ambientes entstand immer wieder, und sei es auch nur für Augenblicke, dieses Gefühl namens Familie. Alle Versuche, aus den Mädchen herauszubekommen, wo sie sich aufhielten, waren zwecklos. Offenkundig schliefen sie jeden Tag woanders, so daß die permanent wechselnden Behausungen in ihren Köpfen zu einem einzigen Erinnerungsbrei verschmolzen. Zumindest schien sie sie gut zu behandeln, mit ihnen ausgiebig zu spielen und ihnen vorzügliches Essen vorzusetzen. Ja, die

Mädchen begannen in ihr bereits eine zweite Mutter zu sehen. Treulose Biester!

Längst hatten Cora und ihre resolute Luftwaffenhelferin eine Routine entwickelt, eine Routine des Grauens, wenn man es so nennen wollte. Bedenken hinsichtlich der körperlichen Belastbarkeit stellten sich bei Margit als blanker Unsinn heraus, so sehr, daß Cora bald die Blamierte war. Die Möchtegern-Herrin der Hälfte des Himmels legte los, als müsse sie ganz allein einen Weltkrieg gewinnen. Hätte sie sich bei solch überschäumender Kraft und Motivation einige Jährchen früher bei dem Saftladen beworben, hätte man sie gleich zum Kommandanten befördert.

Als wären es Baguettes, wuchtete Margit die Geschosse und Raketen mühelos von den Regalen auf den Elektrokarren, verfrachtete sie hurtig zu den Fahrstühlen und installierte sie sodann mit einer speziellen Hydraulikzange an der jeweiligen Einsatzmaschine. Im Laufe der gesamten Aktion verbrauchten sie insgesamt dreizehn Tornados, da die Kisten verdammt störanfällig waren und selbst Cora die Ursache der Störungen nur vermuten konnte. Reparaturen waren erst recht unmöglich. So verfuhrten sie nach dem Einweg-Prinzip. Auch die Betankung, die über Tankwagen auf der Piste erfolgte, bewältigte Margit wie ein Profi und war danach der Pilotin beim Anschnallen behilflich, bis sie als letztes die Bremsklötze wegstieß. Alles in allem war sie die Art Mitarbeiterin, bei deren Fortgang selbst der Chef in Tränen ausgebrochen wäre.

Während ihrer intensiven Zusammenarbeit entdeckte Cora eine gute und eine sehr schlechte Eigenschaft bei Margit. Und eine dritte. Die erste bezog sich auf ihren eisernen Ehrgeiz, der sich durch keine Widrigkeit brechen ließ. Dieser Herkules, gefangen im Körper einer Frau, erinnerte sie irgendwie an den kampflustigen Ritter aus der Monty-Python-Komödie »Die Ritter der Kokosnuß«, der im Schwertduell ein Glied nach dem anderen abgeschlagen bekommt, ohne seine groteske

Aggressivität zu verlieren, bis er als Torso dahockt, aber den Gegner trotzdem zum Weiterkämpfen auffordert, weil er meint, daß er ja schließlich noch einen Kopf habe. Es war die kindliche Begeisterung, mit der sie an eine völlig fremde Aufgabe heranging, die Cora imponierte, das Fehlen jeglicher Wehleidigkeit und Verzagtheit. Nichts, gar nichts schien ihr unmöglich; der Wille diente ihr als ein Zauberstab, der die Probleme einfach wegzauberte und die Welt in eine Spielwiese für ihre Hybris verwandelte. Doch genau dieser unbändige Wille war es auch, der die andere, die finstere Seite von Margits Seele besetzte. Denn ihr Wille kannte kein Mitgefühl, besaß kein Herz, war blind, taub und stumm für das Menschliche. Ein kaltes, seelenloses Ungeheuer, das nur wütet und wie eine erbarmungslose Walze vorwärts donnert und alles unter sich begräbt, was sich ihm in den Weg stellt.

Die dritte von Margits Eigenschaften war eher amüsanter Natur, zumindest für solche Provinzgewächse wie Cora, die so etwas nur vom Hörensagen kannte. Margit war lesbisch! Sie wußte nicht, ob dies tatsächlich zutraf, und sie wußte auch nicht, ob Margit selbst es überhaupt wußte. Die Komik entstand auch weniger durch die Sache an sich, als vielmehr durch das Wechselspiel zwischen plumpem Nicht-wahrhaben-Wollen und dem ständigen Gerede um den heißen Brei. Es war rührend und komisch zugleich, Margit zuzuhören, wie sie wie ein frischverliebter Backfisch schwärmerisch von Viola sprach, wie ihre rauhe Stimme dabei zärtlich, ja schier schmachtend wurde. Komisch auch, daß ihre Utopie der künftigen Frauengesellschaft ständig um geschlechtliche Dinge kreiste, und wie wichtig ihr dabei die Regulierung des Liebeslebens und der Fortpflanzung erschien. Gar nicht so komisch war es, wenn sie spürte, daß Margits entrückte Blicke, während sie sich umzog oder duschte, beharrlich an ihrem Körper klebten, selbst bei flüchtigen körperlichen Tätigkeiten, wenn sie zum Beispiel mit dem Deostift ihre Achseln behandelte. Aus ihrer offenerzig

vorgetragenen Biographie war die total verkrampte Spießerin schnell zu erkennen, die bisher ein tristes Dasein mit einem eher zu Schnarchorgien stimulierenden Ehemann und einem entsprechenden Sexleben gefristet hatte. Doch sperrte man die Ohren richtig auf, hörte man den Vulkan brodeln. Und nahm man die Nase zu Hilfe, roch man die Frühlingsluft, die dieses alte Mädchen zu umwehen begann. O welch tristes Schicksal hatte es über Dekaden hinweg erliden müssen mit einer Begierde, die nur heimlich glimmen durfte, o welch himmelhohes Lodern würde es jetzt geben, da sich der Wind so sensationell gedreht hatte!

Grund zum Lachen hatte Cora jedoch während des Teamworks mit Margit nicht sehr oft, vor allem dann nicht, wenn ihre verliebte Partnerin ihre Pflichten erledigt hatte und die Reihe an ihr war. Nein, es gab dann mehr Grund zum Weinen – oder zum Wahnsinnigwerden.

Da am Boden keine Navigationshelfer zur Verfügung standen, war Cora zum überwiegenden Teil auf die Bordinstrumente ihrer Maschine angewiesen. Das Radargerät arbeitete in den Betriebsarten Suche, Zielerfassung, Kartenaufzeichnung, Entfernungsmessung und Geländefolge. Es lieferte seine Daten an den zentralen Digitalrechner, der sie für die diversen Grafikdisplays im Instrumentenbrett dicht vor ihr optisch aufbereitete. Eigentlich war die Auswertung dieser Daten die Aufgabe des Navigators auf dem Rücksitz, aber andererseits hatte sie genug Zeit, sich der Sache voll und ganz zu widmen, da sie während des Fluges nicht mit feindlicher Gegenwehr rechnen mußte. Sobald sie abhob, schaltete sie auf den Autopiloten, und wenn sie in unmittelbarer Nähe des Zieles angelangt war, flog sie auf Sicht oder überließ die detaillierte Suche dem Computer.

Für die blutige Drecksarbeit bediente sich Cora des Infrarot- und TV-Verfahrens. Mit dem IR-Verfahren wurde die Infrarotabstrahlung des Zieles zur Ansteuerung benutzt. Das mit

einer im Zielsuchkopf des abgeschossenen Flugkörpers eingebauten IR-Kamera gewonnene Bild wurde in das Cockpit übertragen. Daraufhin erfolgte die sogenannte Aufschaltung auf das Ziel. Bei dem TV-Verfahren übertrug eine im Lenkflugkörper installierte Fernsehkamera ihr Bild auf den Monitor im Cockpit. Mit Hilfe des Bildes steuerte Cora dann die Waffe in das auf dem Bildschirm sichtbare Ziel. Dieses ließ sich nach der Feinvisierung auch automatisch ansteuern.

Cora fühlte sich bei ihren Luftreisen eigentlich nur dann wohl, wenn nach der Auswertung der Satellitenbilder oder anderer Indizien festgestanden hatte, daß sich bei den zum Abschluß freigegebenen Zielen keine Menschen aufhielten. Es handelte sich dabei meistens um freistehende Kliniken, in denen ausschließlich der Fruchtbarkeitsforschung nachgegangen und deren Betrieb inzwischen vollständig eingestellt worden war. Assoziationen an ihre Feuerträume stellten sich in ihr erst ein, wenn dem nicht so war. Obgleich ein Tornado selbst während des Bombenabwurfes rasend schnell flog, bedeutete das nicht, daß der Pilot von den Folgen seines verheerenden Knopfdrucks nichts mitkriegte, vor allem dann, wenn die Maschine seitlich abdrehte oder verschiedene Kameraaugen das große Ereignis auf den Cockpitmonitor übertrugen.

Sie sah unter sich Gebäude zerplatzen, hinter deren Fenstern sich noch ein paar Sekunden vorher menschliche Gestalten bewegt hatten. Sie beobachtete, wie diese Gestalten bei der Detonation aus den Fenstern flogen – nicht immer in einem Stück. Oder die Rakete traf nicht punktgenau und legte einen ganzen Straßenzug in Schutt und Asche. Frauen, einige mit Kindern an den Händen, waren noch kurz zuvor wie eine Schar von großen und kleinen Strichmännchen auf den Bürgersteigen unterwegs gewesen, und als der Todeshauch der Rakete sie erfaßte, waren sie einfach weg, schienen nie existiert zu haben, weggeblasen ins Nichts. Das nachdrücklichste Bild jedoch war das einer plötzlichen Feuersbrunst gewesen, ein Feuerpilz aus

brennendem Gas, dessen Hauptzufuhr im Gebäude die Bombe vermutlich getroffen hatte. Cora flog knapp über diese Feuerblase, und der Anblick von dem, was sie angerichtet hatte, hätte eigentlich schon ausgereicht, ihr den Verstand zu rauben. Doch es kam noch schlimmer. Sie erblickte an der Oberfläche der Feuerblase ganz deutlich einen Gegenstand, ein Bruchstück von irgend etwas, das durch die Wucht der Explosion wie vieles andere nach oben geschleudert worden war. Sie flog weiter und zwang sich, nicht mehr daran zu denken. Aber das Erblickte rumorte in ihrem Kopf wie ein unvergeßlicher Schnappschuß weiter. Und dann, viele, unendlich viele Kilometer vom Ort der Vernichtung entfernt, wußte sie plötzlich, um was es sich bei dem Gegenstand gehandelt hatte: Es war eine Plastikpuppe gewesen, völlig heil, mit langen blonden Haaren, blauen Glasaugen, einem bunten Trägerkleidchen, so wie sie kleine Mädchen vergöttern.

Gegen solche grauenvolle Eindrücke wußte sich Cora mit unterschiedlichen Tricks zu schützen. Eine der Methoden bestand darin, daß sie sich während ihres teuflischen Tuns mit der inbrünstigen Monotonie eines Rosenkranzbeters fortlaufend einredete: Das ist gar nicht die Realität, das ist ein Film! Zugegeben, es war eine ziemlich schwache Methode. Doch manchmal half sie tatsächlich. Ein anderer leidlich funktionierender psychologischer Kniff gehörte ebenfalls in den Bereich der Autosuggestion. Einige Meilen bevor es ans Auslöschen von Leben ging, steigerte sie sich in eine künstliche Wut gegen »die da unten« hinein, ganz so, wie es ihren früheren Dienstherrn mit ihrer Bombe-Marsch-Mentalität genehm gewesen wäre. Warum ist euer Leben mehr wert als das von Sonja und Sybill? fragte sie dabei rhetorisch, als gäbe es darauf wirklich eine Antwort, und als könnte die ausgerechnet von denen kommen, die sie in wenigen Augenblicken unter Flammen und Trümmern begraben würde. Warum sollen eure Kinder leben und meine sterben? fragte sie, während ihr teils aus

Zorn, teils aus Verzweiflung kurz vor dem Abfeuern der Rakete die Tränen aus den Augen schossen. Doch niemand antwortete.

Die Methode, welche ihr Gewissen am meisten beruhigte, war zwar mit immensem Streß verbunden, aber hin und wieder auch von Erfolg gekrönt. Wo auch immer sie unterwegs zu ihrem Ziel einen menschenleeren Flugplatz entdeckte, machte Cora einen Zwischenstop und versuchte der Verwaltung oder der Feuerwehr der anvisierten Stadt eine telefonische Warnung zukommen zu lassen. Vorausgesetzt, es existierte an jenem Ort noch eine funktionsfähige Verwaltung oder Feuerwehr. Sie gab den Leuten zwanzig bis dreißig Minuten Zeit, das Gefahrengebiet zu evakuieren, und selbstverständlich behielt sie die Gründe des bevorstehenden Bombardements für sich, da man sonst die Ejakulate schnell weggeschafft hätte. Manchmal wurden ihre Warnungen befolgt, und sie fand bei ihrer Ankunft nahezu ausgestorbene Stadtteile vor. Solcherlei Manipulationen hätte sie in größerem Maßstab betreiben können, wenn Margit mit der ihr eigenen Ordnungsliebe das Resultat der Luftangriffe anhand der Videoaufzeichnungen, der Satellitenbilder und Radiomeldungen anschließend nicht akkurat überprüft hätte. Ob also mit oder ohne Menschenopfer, eine bombige Bilanz mußte auf jeden Fall abgeliefert werden.

Alles in allem war die ganze Angelegenheit ein schrecklicher Alptraum, doch wenn man selbst Alpträumen noch etwas Tröstliches abgewinnen wollte, so dies, daß auch Alpträume irgendwann endeten. Das Ende von Coras Alptraum erfolgte nach genau hundertzwölf Einsätzen. Zwar lag noch ein weiterer vor ihr, doch mutete dieser sie wie ein fröhlicher Ausflug an, da es sich dabei um ein völlig verwaistes Krankenhaus in einem gottverlassenen Gebiet in Irland handelte. Am frostigen Vormittag des 23. Dezember stieg Cora zum letzten Mal mit Margit die steile Eisentreppe in das unterirdische Labyrinth hinunter, um die passende Bewaffnung auszusuchen. Plötzlich hatte sie das Gefühl, daß etwas nicht stimmte. Es war ein

Konglomerat aus mehreren Eindrücken und Ahnungen. Kerosindünste drangen ihr in die Nase, die um so intensiver wurden, je weiter sie sich nach unten begaben. Mit dem pawlowschen Reflex der Kampfpilotin, die für die Wahrnehmung von Gefahrensituationen stets eine ganze Hirnhälfte reserviert hielt, wollte sie gerade auf der Stelle kehrtmachen, um Margit zu warnen, als sie hinter ihrem Rücken etwas sehr Befremdliches hörte:

»Danke, Cora! Wir werden das, was du für uns getan hast, niemals vergessen. Auf Wiedersehen in einer besseren Welt!«

Cora war bereits am unteren Treppenabsatz angekommen, doch noch mehr als der Kerosingestank stürzten sie nun Margits Worte in maßlose Verwirrung.

»Aber wieso?« erwiderte sie stirnrunzelnd, während sie sich umdrehte, in der Erwartung, daß die Riesin unmittelbar hinter ihr stehen würde. »Wir haben doch noch einen Einsatz vor uns.«

Margit stand nicht unmittelbar hinter ihr. Sie war erst gar nicht mit hinuntergestiegen, sondern ragte am obersten Treppenabsatz wie ein mächtiger Leuchtturm auf einer Felsenklippe empor. Und wie bei einem Leuchtturm strahlte auch bei ihr ein auffälliges Licht. Eine stattliche Flamme, die aus einem der überall auf der Basis herumliegenden, chromglänzenden Offiziersfeuerzeuge stieg. Die Pose, wie Margit das Ding mit halbausgestrecktem Arm in der Hand hielt, erinnerte irgendwie an die Freiheitsstatue.

»Nein!« sagte sie kühl und ließ das brennende Feuerzeug auf die erste Treppenstufe fallen. Es entfachte dort augenblicklich ein Feuer, welches einer brennenden Zündschnur gleich Stufe für Stufe entlang der tropfenden Kerosinspur nach unten eilte und dann unter Coras entsetztem Blick seinen Weg in die finsternen Eingeweide der Anlage fortsetzte. Als sie ihren Kopf von der in Flammen stehenden Linie wieder hochriß, konnte sie nur noch sehen, wie Margit über ihr die beiden Klappenflügel

der Eingangsöffnung zuschlug. Dann das verhängnisvolle Geräusch des Schlüsselryckelns und des Verriegelns. Es war keine so tolle Idee gewesen, sie in die unübertreffliche Primitivität der militärischen Sicherheit einzuweihen.

Die trüben Orientierungsfunkeln an den Wänden sorgten einstweilen für ausreichende Sicht. Doch Cora wußte, daß sie innerhalb weniger Sekunden durch Kabelbrand verlöschen würden. Als habe sie ein Elixier zur Intelligenzsteigerung eingenommen, wußte sie mit einem Mal noch einiges mehr. Mit tödlicher Verspätung zwar, aber immerhin. Das verschaffte ihr zumindest den Trost, daß sie nicht ganz so ahnungslos sterben würde.

Die beiden Fanatikerinnen, so erkannte sie jetzt, hatten niemals daran gedacht, sie nach Beendigung der Aktion am Leben zu lassen. Das, was sie auf dem bluttriefenden Weg zur Machtergreifung wirklich nicht brauchten, war eine Zeugin ihrer Verbrechen. Niemand würde jetzt erfahren, weshalb sich die Menge der Sperma-Konserven auf dem Kontinent inzwischen um bis zu neunzig Prozent verringert hatte und wie es dazu gekommen war. Und die Zwillinge? Wahrscheinlich waren die auch schon tot. Frau Hitler und Fräulein Stalin hatten in nächster Zeit wohl Besseres zu tun, als zwei kleinen Mädchen das Seilhüpfen beizubringen. Somit war also die gesamte Familie ausgelöscht, und die monatlichen Kreditraten für das Haus mochte künftig bezahlen, wer wollte.

Cora hörte in den Gängen eine dumpfe Explosion, und für einen Moment wurde die Dürsterkeit von einem orangeroten Schein erhellt. Sie roch beißenden Rauch. Margit schien heute sehr früh aufgestanden zu sein. Und offenkundig hatte sie den ganzen Morgen damit verbracht, in alle Räumlichkeiten der Bunkeranlage kanisterweise Kerosin zu schütten.

Vor allem jedoch das Waffen- und Munitionsdepot mit Kerosin zu überschwemmen, damit in wenigen Minuten der komplette Stützpunkt inklusive aller verräterischen Spuren ihrer

Unternehmungen mit einem großen Knall aus dem Planeten geblasen würde. So befand Cora sich in der privilegierten Lage, gleich unter drei Todesarten auswählen zu dürfen. Sie konnte an dem giftigen Rauch ersticken oder am lebendigen Leibe verbrennen oder aber mit dem ganzen Krempel in die Luft fliegen, was genau gesehen die verführerischste Alternative darstellte.

Eine Stimme in ihr, zugegeben eine sehr hysterische, riet ihr zu einer vierten Lösung. Sie dachte nämlich gar nicht daran zu sterben. Und in Wahrheit glaubte sie auch nicht, daß Sonja und Sybill längst das Zeitliche gesegnet hatten. Nur an eins glaubte sie felsenfest: Sie würde diesen beiden Monstren ihre Kinder irgendwann wieder entreißen und dann die dickste Rakete, die sie auftreiben konnte, in ihre Ärsche jagen.

Cora stürmte vorwärts, wobei sie den gegen die Nase gepreßten Ärmel ihrer Fliegermontur als notdürftigen Rauchfilter benutzte. Dabei hörte sie die Alarmsirene kreischen – ein Laut wie von einem gefolterten Tier. Obwohl das Licht immer noch nicht ausgefallen war, war die Durchquerung des Bunkers eine völlig blinde Operation, da sich schwarzer Qualm bereits überall ausgebreitet hatte. Dazu die mörderische Hitze, die allein einem den Atem nahm. Während ihres Laufs bestätigten sich ihre Befürchtungen. In jedem Raum, in den sie flüchtig blickte, sah sie ein Flammenmeer, und zwar im buchstäblichen Sinne, weil das in reichlichen Mengen ausgegossene, in Flammen stehende Kerosin tatsächlich wie Wellen über den Boden glitt, allerdings heller und heißer. Natürlich loderten auch das Mobiliar, die Geräte und alles andere lichterloh, doch die einprägsamste Erscheinung waren diese einträchtig schunkelnden Flammenwogen.

Inzwischen strebten die über die ganze Anlage verteilten Brandherde wie Grafschaften, die sich zu einem mächtigen Königreich vereinen wollen, eine Fusion an, und der undurchdringliche Qualmvorhang wich vor den Feuerwänden

zurück, welche sich überraschend und heimtückisch hinter Ecken und Ausgängen erhoben und Cora den Weg versperreten. Sie lief nun nicht mehr, sie schleppte sich durch die Gänge dahin, versuchte der Gluthitze und dem Flammengezügel standzuhalten. Aus dem Husten war ein Bellen geworden und aus dem Atemholen verzweifelter Japsen. Ihr Körper glühte, so sehr, daß sie befürchtete, daß er sich bald von selbst entzünden würde. Doch sie besaß keine andere Wahl, als stur weiter zu marschieren. Bis zur Höhle des Löwen, zum Munitionsdepot, dorthin, wo die Gefahr einer Megaexplosion am größten war, wo jedoch auch die einzige Möglichkeit existierte, wenn schon nicht in die Freiheit, so doch wenigstens aus dieser Falle nach oben zum Hangar zu gelangen: die Frachtfahrstühle!

Sie wankte durch die Flammen, und wenn sie umzukippen drohte, stützte sie sich mit den Handflächen an den Wänden, die aber mittlerweile den Hitzegrad von glühend heißen Herdplatten erreicht hatten, so daß sie schlagartig wieder von ihnen abließ. Vielleicht hatte sie selbst Feuer gefangen, Teile von ihrer Montur, ihre Haare – sie wußte es nicht, war wie betäubt. Und hatte sie denn etwas anderes verdient? Wenn ihre zahllosen Bombenopfer ihre Köpfe aus ihren Himmelslogen gestreckt und sie jetzt so gesehen hätten, wären sie garantiert in donnernden Applaus ausgebrochen.

Plötzlich fiel vor ihr eine Flammenwand in sich zusammen und gab durch einen rotglühenden Eisentürrahmen die Sicht auf das brennende Munitionsdepot frei. Der Anblick hätte selbst den kaltblütigsten Feuerwehrmann aus der Fassung gebracht. Zwar veranstalteten auch hier die Flammen ein gieriges großes Fressen, wirbelten Qualmschwaden umher, ragten Feuersäulen wie dämonische Wächter empor. Aber für jemanden, dem wie in Coras Fall ein paar Sekunden das Überleben bedeuteten, hielt das Schreckensszenario noch eine besonders perverse Überraschung parat. Die Irre, die ihr all das eingebrockt hatte, war diesmal mit der üblichen Kerosinbewässerung nicht

zufrieden gewesen und hatte deshalb auch noch die Munition begossen: Die Geschosse, Raketen und Zündköpfe brannten!

Cora kam durch den Schock wieder zu sich und schüttelte die Lethargie ab. Ihr Herz hämmerte so wild, daß sie dachte, es würde gleich herausspringen und sich wie ein Gummiball hüpfend davonmachen. Sie mußte sich sehr beeilen. Natürlich explodierte Großmunition unter Hitzeeinwirkung nicht so schnell wie eine Pistolenkugel. Es brauchte seine Zeit. Eine gemütliche Stunde würde es allerdings kaum dauern.

Sie rannte durch die Flammen, die ihr die Augenbrauen versengten, zu einem der aus unverkleideten Plattformen bestehenden Fahrstühle, stieg ein und drückte auf den Knopf. Defekt! Natürlich – was hatte sie erwartet? Sie riß den Kopf nach oben und sah durch den Fahrstuhlschacht, der dem Feuer nun als Schornstein diente, in weiter Höhe die Hangardecke. Und noch etwas anderes sah sie. Für genau solche Notfälle war in die linke Wand eine Behelfsstiege in Form von fußgroßen, paarweise und diagonal angeordneten Trittlöchern eingelassen.

Cora nahm die beschwerliche Kraxelei panikartig in Angriff, obwohl Hitze und Qualm in diesem Schlot ihr den letzten Rest Sauerstoff aus den Lungen raubten und ihr Körper nach rein physikalischen Gesetzmäßigkeiten auch sonst schon längst hätte kapitulieren müssen. Doch wenn der Tod schmerzhaft nach einem griff, schien der menschliche Körper über derlei akademischen Firlefanz großzügig hinwegzusehen. Mit Bewegungen, die denen eines von diversen Giftpfeilen gehandikaptten Affen nicht unähnlich waren, schaffte sie es schließlich, die zirka zehn Meter zu erklimmen und sich danach schlaff auf die Hangarebene zu rollen.

Hier war alles in einen tiefen, übelkeitserregenden Nebel gehüllt, verursacht durch den nach oben gezogenen Rauch. Wie Relikte einer vor Urzeiten geschlagenen Flotte schimmerten die Silhouetten der Jets durch den Dunst, und wäre kein Licht durch den atelierfensterartigen Ausschnitt am Dach in die Halle

eingefallen, hätte man überhaupt nichts erkennen können. Wie erwartet waren die Hangartore verschlossen. Cora rannte nach einer kleinen Verschnaufpause zu dem neben dem Tor befindlichen Kasten, in dem sich die Aufschließelektronik befand, um entsetzt festzustellen, daß dieser sich zwischenzeitlich in einen Trümmerhaufen verwandelt hatte. Der ganze Apparat war augenscheinlich mit einem Vorschlaghammer bearbeitet worden, und lose Drahtenden schauten überall dort heraus, wo Knöpfe und Schalter hätten sein müssen.

In ihrem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Sie hatte sich aus einer Falle gerettet, nur um in einer anderen zu landen. Wut, Verzweiflung und Angst machten sich in ihr breit. Es war nur noch eine Sache von Minuten, bis hier der größte Krater im ganzen Land entstehen würde und aus ihr selbst feine Asche. Ein paarmal hämmerte sie noch mit den Fäusten matt gegen das Tor. Dann fing sie zu weinen an.

Plötzlich eine Idee ... Nein, ein Bild, das vor ihr aufstieg wie eine religiöse Vision. Sie sah es vor sich. Die Explosion. Und sie mitten drin. Die Druckwelle, die Hitzewelle, der ganze auseinanderberstende Klimbim, was auch immer, katapultierte sie in die Luft. Senkrecht! Senkrecht, dachte sie, senkrecht werde ich in die Luft fliegen. Ein blödsinniger Gedanke, klar, aber irgend etwas schien an ihm vertraut zu sein; der Gedanke erinnerte sie an etwas, so wie man eine bekannte Melodie bereits an den ersten Akkorden erkennt. Ich werde ein Senkrechtstarter sein, dachte sie als nächstes. Und dann: ICH *HABE* EINEN SENKRECHTSTARTER!

Gebannt schaute sie zu dem Glasteilstück am Dach hoch und versuchte seinen Flächenumfang abzuschätzen. Fünf mal sieben Meter. Vielleicht weniger. Mit viel Glück könnte es klappen. Einen Versuch war es jedenfalls wert, wie unverdrossene Filmhelden sich in ähnlichen Situationen auszudrücken pflegten. Zu verlieren hatte sie ohnehin nichts.

Sie lief zu dem britischen Harrier, der im Schatten der vielen

Tornados weiterhin ein unscheinbares und äußerst verstaubtes Dasein fristete. Sie schob rasch eine Rolleiter zu der Maschine, öffnete die Kabinenhaube und stieg in das Cockpit. Sie mußte jetzt in Lichtgeschwindigkeit handeln, mußte sich blitzartig die einzelnen Griffe ins Gedächtnis rufen, die ihr der verrückte englische Kamerad damals beigebracht hatte. Als Kampfpilotin stand sie dem selbstverständlich nicht vollkommen kenntnislos gegenüber. Doch ein Flugzeug mit Senkrechstart-Fähigkeit unterschied sich von einer normalen Maschine etwa so radikal wie ein CD-Player von einem Schallplattenspieler. Der wesentliche Grund hierfür lag darin, daß im niedrigen Geschwindigkeitsbereich der Triebwerkschub den Auftrieb des Flugzeugs lieferte und nicht die Flügel. Die aus den schwenkbaren, seitlich angebrachten Schubdüsen austretenden Strahlen riefen Kräfte und Momente an Flügel und Höhenleitwerk hervor, die von derselben Größenordnung sein konnten wie die aerodynamischen Kräfte. Kurz, man mußte stets einen nicht ungefährlichen Balanceakt vollführen, wenn man mit der Kiste abheben, zum Vorwärtsflug übergehen und wieder landen wollte. Zu ihrem Glück teilte Cora nur ein Drittel dieser Gefahr, da sie weder fliegen noch landen, sondern einfach nur abheben wollte.

Aus den Augenwinkeln sah Cora nun mächtige Flammen aus dem Fahrstuhlschacht auflodern. Hätte sie vorhin auch nur einen Moment gezögert, wäre sie jetzt aus dem Glutofen nicht mehr herausgekommen. Sie gab sich noch eine Minute. Höchstens!

Sie schnallte sich geschwind fest, zog die Kabinenhaube herunter und verschloß sie. Danach vertraute sie ihr weiteres Schicksal dem Starterknopf an. Befand sich überhaupt Treibstoff im Tank? Der Vogel war doch nicht etwa hier abgestellt worden, weil er einen Maschinenschaden hatte? Konnte Gott so grausam sein?

Die Triebwerke sprangen an! Mit einem metallischen Röcheln zwar, das sich anhörte, als erwache ein alter Mann aus dem

Tiefschlaf, aber sie sprangen an. Auf zeitraubendes Aufwärmen konnte sie in dieser Situation keine Rücksicht nehmen – sie drückte gleich auf die Tube. Die Maschine vibrierte unter fortwährendem Gedonner, bebte, fing an heftig zu schlottern, als würde sie jeden Augenblick in ihre Einzelteile zerspringen. Aus der vagen Erinnerung an den einmaligen Start schöpfend, bediente Cora die Tastenkombination zum Hovern, wobei sie den Steuerknüppel so fest umklammerte, als wolle sie sich für eine Meisterschaft im Armdrücken qualifizieren. Der Schwebeflug war gekennzeichnet durch fehlende Vorwärtsgeschwindigkeit. Die gesamte Auftriebskraft der Düsen wanderte in die Hubstrahlen, die das Flugzeug zwar sofort senkrecht vom Boden abheben ließen, aber dafür aus ihm eine Art Pingpongball machten, der instabil auf der Spitze eines Wasserstrahls schwebt. Das komplexe Austarieren dieses tonnenschweren Pingpongballs über dem rigorosen Kräftestrahl blieb bei einem Harrier dem Piloten überlassen. Es gab bestimmt auch Computer-Unterstützung, doch Cora hielt es für klüger, die Gebrauchsanleitung nicht unbedingt jetzt zu studieren.

Die gottverdammte Kiste hob tatsächlich ab! Cora konnte es kaum fassen. Quasi als Beweis dafür, daß sie nicht träumte, erblickte sie durch die Haube die weißlich schimmernden Luftwirbel unten am Boden, die von den gewaltigen Hubstrahlen erzeugt wurden. Gleichzeitig damit kam das Flugzeug ins Schwimmen, sowohl horizontal als auch von der Achse her. Nun mußte sie kräftig gegensteuern, mehr noch, das Ding ins Ziel, in Richtung des gläsernen Dachabschnitts lenken. Aber immerhin ging es schon mal aufwärts, eine unleugbare Tatsache, sah sie doch mit eigenen Augen, wie die in Reih und Glied parkenden Tornados unter ihr in den Rauchschwaden immer schemenhafter wurden, bis die gesamte Hangarebene sich in eine einzige graue Fläche verwandelte. Sie schaute nach oben und bemerkte, daß sie das in quadratische Metallstreben eingefasste Glasgeflecht verfehlen und an dessen

Umrahmungskante abprallen würde, wenn sie diesem fliegenden Wildpferd nicht schnell ihren Willen aufzwang. Es fehlten nicht mehr als zehn Meter. Der kalte Schweiß brach ihr bei dieser Einsicht nicht aus, denn ihr Körper hätte nach all den Hitzeanschlägen des heutigen Tages wohl den Inhalt eines ganzen Wassertanks absorbieren müssen, um auch nur einen Tropfen Flüssigkeit entbehren zu können.

Sie riß den Steuerknüppel mit ganzer Kraft hin und her, als bringe sie damit einen Koloß von einer Marionette zum Tanzen, was die Maschine wie ein Blatt im Winde zu Lufttaumeleien veranlaßte. Und dann, wenige Meter vor dem Ziel, als Cora sich endlich im mittleren Bereich des Glasrechtecks wähnte, schaltete sie auf vollen Schub. Die Kiste *schoß* in die Höhe.

Mit einem Lärm, als berste zentimeterdicker Stahl, durchbrach der Harrier das Flechtwerk der Milchglasscheiben, welche in Millionen Scherben zersplitterten und in den Hangar regneten. Die losen Bruchstücke des Metallrahmens stoben wie eine aufgeschreckte Vogelschar in alle Richtungen auseinander. Ohne daß die Maschine ernsthaften Schaden erlitten hatte, schwebte Cora empor, weiter und weiter nach oben, beinahe besinnungslos vor Erleichterung.

Da explodierte der Hangar! Und mit ihm die gesamte Basis.

Sie blickte aus dem Cockpit hinunter, und als sie das Ausmaß der Explosion erkannte, wußte sie, daß sie sich etwas zu früh gefreut hatte. Dort unten tat sich ein Vulkanschlott auf, der einen Feuerball vom Umfang eines Berges in den Himmel spie. Sie konnte genau verfolgen, wie er als ein signalroter Glutstrom geboren wurde, dann im Bruchteil einer Sekunde alles um sich verschlang, mächtig anschwell und dann allgegenwärtig wurde. Sie hatte dabei den Eindruck, daß nicht allein der Stützpunkt, sondern die ganze Welt ein Flammenmeer geworden war. Somit hatte Margit die wahrscheinlich beste Spurenbeseitigung der Weltgeschichte vollbracht. Denn alles, wahrhaft alles würde nach diesem Inferno zu Asche geworden oder geschmolzen sein.

Selbst Steine würden danach nicht mehr Steine sein.

Die Druckwelle des Feuerballs verpaßte dem Harrier einen gewaltigen Stoß, so daß er, obwohl er sich inzwischen in großer Höhe befand, noch weiter nach oben katapultiert wurde. Dabei verlor er die stabile Fluglage und kippte nach links weg. Cora zog den rotweiß gestreiften, verplombten Hebel neben ihrem Sitz.

Die Kabinenhaube wurde mit einem Knall weggesprengt, und der Schleudersitz schoß samt seinem geschundenen Passagier aus der Maschine. Als sich der Fallschirm endlich über ihr öffnete, war Cora von den Belastungen, die ihr Körper an diesem Tag aushalten mußte, noch sehr benommen. Dennoch registrierte sie drei Dinge. Sie sah unter sich den Harrier mit gemächlichen Saltos in den Feuerball stürzen und schließlich stumm darin versinken wie eine im Zeitlupentempo wirbelnde Münze im Hochofen. Gleichzeitig spürte sie, daß der heiße Wind sie vom Ort der Gefahr fortwehte, so daß sie mit größter Wahrscheinlichkeit überleben würde. Und ganz in der Ferne, erkennbar an der schwarzen Auspuffwolke, die ihm wie ein überdimensionaler Schwanz nachhing, erblickte sie auf einem Schlangenpfad den VW-Käfer, in dem Margit saß und vermutlich Jubelgesänge anstimmte, weil sie der Überzeugung war, daß sich für sie alles so wunderbar gefügt hatte.

All diese unterschiedlichen Eindrücke gelangten in Coras dösiges Bewußtsein, bevor sie entkräftet die Augen schloß. Dennoch konnte sie nicht aufhören, eines zu sehen: Feuer ... Feuer ... Feuer ...

In Angelikas Küche

Angelikas Küche, die sie aus einem besonderen Grund so nannte, war in Wahrheit gar keine Küche, sondern ein Monstrum aus einseitig verspiegelm Glas, Chrom und erlesenem Marmor. Das von einem spanischen Stararchitekten entworfene Gebäude war im Laufe seiner achtjährigen Geschichte oft fotografiert worden und hatte als Juwel avantgardistischer Baukunst hundertfach, vielleicht sogar tausendfach in Zeitschriften, Fernsehmagazinen und Lehrbüchern für Architektur entsprechende Würdigung erfahren. Es lag in Sichtweite eines malerischen Sees, der vor der Erteilung der Baugenehmigung infolge eines nie aufgeklärten Giftattentates eine biologisch tote Brühe gewesen war. Normalerweise hätten die zuständigen Behörden eher einen zweiten Turm von Pisa genehmigt als ein Medizinkomplex in direkter Nachbarschaft zu einer weitläufigen chemischen Gefahrenquelle für Mensch und Tier. Doch die Bauherrin machte ihnen ein mehr als verlockendes Angebot. Als eine international geachtete Biologin wollte sie ihr Glück mit neuartigen genmanipulierten Bakterien aus amerikanischen Militärlabors versuchen, welche speziell gegen Anschläge von Ökoterroristen entwickelt worden waren. Sollte dieses Verfahren, das allein durch ihre persönlichen Kontakte zu ihren amerikanischen Kollegen zustande kommen konnte, nicht innerhalb weniger Monate zum Erfolg führen, wolle sie ihren Antrag zurückziehen. Würde jedoch das Gegenteil eintreten und der See gesunden, gäbe sie sich nicht mit der bloßen Baugenehmigung zufrieden. Die Behörden müssten sich zusätzlich verpflichten, das Projekt gegen den Widerstand sämtlicher Naturschutzinitiativen durchzuziehen, die hier nach der Wiederherstellung der alten Pracht bestimmt mit der

Zellteilungsrasanz von Bakterienkulturen aufkeimen würden.

Angelikas Küche war der Glas, Stein und vierfacher Architekturpreis gewordene Beweis dafür, daß kühnste Erwartungen längst übertroffen worden waren. Der See hatte in den letzten Jahren einen solchen Grad an Reinheit erreicht, daß man wegen der Überpopulation der Wildenten die Jagdfreigabe in Erwägung zog. Auch wollte man den Tourismus unmerklich auf ein Mindestmaß zurückschrauben, weil Genehmigungen für andere Geschäftigkeiten der Gemeinde den vielfachen Profit einbrachten: Modefoto- und Filmaufnahmen am See mit seinen buckelnden Weiden, Moosufeln und pittoresken Schilfkolonien, sowie den atemberaubenden Morgen- und Abenddämmerungen.

Das Gebäude fügte sich in dieses restaurierte Naturidyll nicht gerade harmonisch ein. Im Gegenteil, dem Betrachter drängte sich der Verdacht auf, als sei hier eine überdimensionale fliegende Untertasse havariert und dann irgendwie mit der Landschaft zusammengewachsen. »Rund« war offenkundig der Heureka!-Ruf der Baukünstler gewesen, und unheimlich rund sah folglich das Resultat auch aus. Das Gynäkologische Institut für Insemination und In-vitro-Fertilisation stand im Zentrum einer kreisrunden Rasenfläche von einem halben Kilometer Durchmesser, deren Golfplatz-Charme lediglich ein paar Fußwege, ein kleiner Parkplatz und einsame Kirschbäumlein beeinträchtigten. Die Klinik bestand aus zwei Ebenen. Die untere war ein sockelartiger, heller Granitzylinder, dickkleibig und über fünfzehn Meter hoch. Um seinen Festungscharakter abzuschwächen, hatte man ihm, wo es nur ging, riesenhafte Glasfronten verpaßt. Als weitere Auflockerung führten in der Anordnung eines sechszackigen Sternes kluftartige Korridore in den ebenfalls kreisförmigen Kern des Erdgeschosses, der als Empfangshalle diente und aus dem wiederum die obere Ebene wuchs. Dieser zweite Zylinder, kleiner als der untere, war ausschließlich aus Glas, ein Flechtwerk aus High-Tech-Scheiben, die je nach Lichteinstrahlung und Temperaturgrad

ihre Durchlässigkeit selbst regulierten. Dort befanden sich die Labors und Behandlungsräume für die mannigfaltigen Therapien, wohingegen ganz unten im Kellerbereich die zirka dreihunderttausend Spenderejakulate lagerten. Die fliegende Untertasse war die größte Befruchtungsklinik des Kontinents.

Feinsinnige Analytiker wollten in der Formgebung des Gebäudes die Abstraktion des hier behandelten Objekts erkannt haben: die Eizelle. Scheinbar hatte das Spermium sein Ziel schon längst erreicht, denn weit und breit sah man kein Wahrzeichen von ihm. Angelika waren diese Deutungen völlig egal, sie hatte keine Ahnung von Architektur. Nichtsdestoweniger hatte sie es sich nicht nehmen lassen, modernstes Interieur ins Haus zu packen. Ebenso wichtig wie die neuesten Lasersteuerungsgeräte für das Dirigieren einer einzelnen Samenzelle, computergestützte Spermaanaysen und raffinierte OP-Techniken war der Fruchtbarkeitsmedizinerin eine harmonische Umgebung für ihre Patienten gewesen. Zu diesem Zweck hatte sie jedes Detail in diesem Zeugungstempel mitbestimmt – vom Design der Betten über die Auswahl zeitgenössischer Kunst bis hin zum Getränkesortiment an der Bar: sieben Sorten Kräutertee. Kaffee schadete der weiblichen Fruchtbarkeit!

Der gewaltige Empfangssaal war ein Rausch aus elfenbeinfarbigem Marmor und Licht, das durch das Glaskuppeldach einfiel, und selbst ein bleierner Himmel vermochte diesem Übermaß an Helligkeit wenig Abbruch zu tun. Obwohl sich im Mittelpunkt des Kreises zwei transparente Aufzüge befanden, hochkam aufgestellte Schneewittchensärge gewissermaßen, führten sechs spiralenförmig geschwungene Treppen zu der oberen Ebene, wo sozusagen die eigentliche Musik zur Vermählung der Keimzellen spielte. Die in einem Ring angegliederten Praxen gaben dem Personal die Möglichkeit, direkt von einem Raum in den nächsten zu gelangen, ohne auf den Flur zu müssen, und die Patienten

konnten durch die Panoramafenster stets den herrlichen Ausblick auf die Seelandschaft genießen. Einerlei wie kompliziert oder schmerzhaft ein Eingriff sein mochte oder wie trostlos die Diagnose auch lautete, der Anblick der Natur ringsum und die beständige Lichtflut federten die gedrückte Stimmung allzeit ab, entschädigten für das Leiden.

In dieser wunderbarsten aller denkbaren Kunstwelten saß Prof. Dr. Dr. Angelika Marcus am Nachmittag des 24. Dezember in ihrem Büro und war abwechselnd mit zwei Tätigkeiten beschäftigt. Zum einen blätterte sie flüchtig in dem Seuchenbericht, den sie im Auftrag des Ministeriums für Familie und Soziales erstellt hatte, und zum zweiten beobachtete sie mit einem Feldstecher durch die Glaswand die Dinge, die da draußen vor sich gingen. Draußen gingen nämlich höchst unheimliche Dinge vor sich.

Außer ihr befand sich niemand in dem riesigen Kasten. Die Gründe, weshalb sie immer noch hier ausharrte, während die eine Hälfte der Schöpfung abstarb und keine einzige unfruchtbare Seele mehr zu ihr kam, um mit allen Finessen der modernen Medizin ein neues Leben in sich hineinpflanzen zu lassen, waren vielfältig. Der naheliegendste war wohl der, daß sie in dem Gebäude wohnte. Mit dem allerhöchsten Komfort ausgestattet, nannte sie im Erdgeschoß eine kleine Wohnung ihr eigen, welche keinerlei Verbindung, nicht einmal eine Geheimtür zum Hauptkomplex hatte. Allerdings hatte sie inzwischen die Erfahrung gemacht, daß selbst eine Luxuswohnung kaum mehr Lebensqualität bot, wenn ständig der Strom ausfiel oder kein Wasser aus den Hähnen floß oder niemand mehr kam, um den Müll abzuholen. In einem deprimierenden Akt von Gerechtigkeit hatte die Epidemie alle Klassenunterschiede aufgehoben und alle Menschen (insbesondere die männlichen) auf einen Schlag gleich gemacht.

Ein weiteres Motiv, weshalb sie seit eineinhalb Jahren das Dasein eines äußerst anhänglichen Schloßgespenstes fristete,

hatte mehr Gewicht. Sie fühlte sich trotz der alptraumhaften Umstände verpflichtet, auf ihre »Jungs« aufzupassen. So nannte sie die Ejakulate in den Ampullen und Gelatinekapseln, die ohne Betreuung der blanken Vernichtung anheimgefallen wären. Die Kryokonservierung von Spermien erforderte nämlich eine hochkomplexe Technologie, die es zu überwachen galt. Eine riesige Luftverflüssigungsanlage gepaart mit einer Kältemaschine sorgte über ein Netz von Rohrleitungen für den flüssigen Stickstoff in den Dwar-Gefäßen, Stahlkübeln mit Halterungen für die Ampullen, welche konstant bei einer Temperatur von minus 196° C gehalten werden mußten. Eine computergesteuerte Meß- und Regelüberwachungstechnik korrigierte jede Abweichung von der vorgegebenen Norm. Das Ganze mochte sich für den Laien nach einfacher Handhabung anhören, was jedoch ganz und gar nicht der Fall war. Zum einen war die ganze Anlage, die in einem unterirdischen Vierhundertquadratmetergewölbe untergebracht war, höchst störanfällig, und zum anderen mußten die Computer fortwährend neu programmiert werden, da sich die chemischen und physikalischen Verhältnisse fortwährend änderten.

Daß ihr Forschungsfach spektakuläre Umwälzungen in der modernen Zivilisation bewirken würde, war Angelika nicht erst seit dem Ausbruch der Seuche aufgegangen. Bereits in der »alten Welt«, ja schon in der uralten Welt ihrer Jugendtage, zu Beginn der Siebziger, hatte sie die Konsequenzen der Fortpflanzungsmedizin scharfsinnig vorhergesehen, war vor allen Dingen jedoch ihrer Faszination erlegen. Zu der Initialzündung für ihren späteren Lebensinhalt kam sie, um eine gar nicht so abwegige Phrase zu gebrauchen, wie die Jungfrau zum Kinde. Allerdings unter umgekehrten Vorzeichen. Nun in ihren beginnenden Fünzigern unterschied sie sich biologisch in nichts mehr von ihren gleichaltrigen Geschlechtsgenossinnen. Aber damals, als sie noch eine junge Frau gewesen war, hatte es schon einen kleinen und doch so schicksalsschweren

Unterschied gegeben.

Von Toulouse-Lautrec ist der Ausspruch überliefert: »Ich war immer ein Bleistift – mein Leben lang.« Wenn Angelika ein auf sich zugeschnittenes Äquivalent zu diesem Bekenntnis hätte formulieren müssen, so hätte sie gestanden: »Ich war immer eine Meßpipette – mein Leben lang.« Ja, die schlaue Angelika war schon immer eine Wissenschaftlerin gewesen, und was das gemeine Volk als Glück oder Unglück oder gar als Schicksals-schlag bezeichnete, hatte für sie stets »Forschungsobjekt« geheißen. Nicht daß sie eine gefühlskalte Frau gewesen wäre. Sie war nur so gepolt, daß über ihre Gefühle über kurz oder lang die Neugier die Oberhand gewann und alles Empfundene irgendwann zu einem Studiengegenstand verkam.

Zu jener Zeit, als ihr schon mit siebenundzwanzig Jahren die Ehre eines Dokortitels in Mikrobiologie und Biotechnologie zuteil geworden war, schlief sie mit jedem Mann, der ihr über den Weg lief. Zwar mußte der akademische Betrieb damals noch auf solchen Schnickschnack wie Internet verzichten, aber ihr Ruf in dieser Disziplin hatte sich in Universitätskreisen auch so vom einen bis zum anderen Ende des Landes herumgesprochen. Dabei wäre keiner der Beglückten auf den Gedanken gekommen, sie als schön zu bezeichnen. Sie selbst hätte sich das Prädikat »ganz hübsch« verliehen, und diejenigen, die Fräulein Ganz-Hübsch eine Woche, in der Regel aber nur für eine Nacht ausprobierten, hätten ihr höchstwahrscheinlich die Note »ganz gut zum Bumsen« gegeben. »Nix Ernstes« war schon damals der unter Männern hinter vorgehaltener Hand kursierende Begriff für Einmal-und-nie-wieder-Frauen, obwohl die ganze Welt so tat, als sei »nix Ernstes« *das* Partnerschaftsmodell der Zukunft.

Erste graue Strähnen hatten Angelikas pechschwarze Haare bereits seinerzeit unterwandert, und was die ausgeprägten Tränensäcke anging, war sie mit ihnen einfach geboren worden. Ihr Gesicht, das schon früh zur Faltenbildung neigte, hatte stets

etwas Konzentriertes, so wie die spitze Physiognomie eines Raubvogels. Ernst blickte sie drein und forschend. Ihre Figur war kräftig und untersetzt; »moppelig« war das Phantasie-Adjektiv, das sie speziell für sich kreiert hatte. Ach ja, und dann war da die Sache mit der Kettenraucherei Selbstgedrehter, die auch nicht gerade dazu beitrug, daß sie von Tag zu Tag attraktiver wurde. Wann hatte sie damit eigentlich angefangen? Vermutlich direkt nachdem ihr die Nabelschnur durchtrennt worden war, hatte sie oft gedacht und dann darüber gelacht. Die umbragefärbten Finger rührten keineswegs vom Henna her, das damals in der studentischen Szene der letzte Schrei war, sondern von den dreißig bis vierzig liebevoll gerollten Qualmkanonen.

Schon früh sollte sich Angelikas Frisur in ein schneeweißes Vogelnest verwandeln, sollten sich die Tränensäcke zu beutelartigen Gebilden aufblähen, Gesicht und Figur Anschauungsmaterial dafür liefern, in welch besorgniserregendem Maße menschliche Haut schrumpeln kann. Und die Augen, Angelikas helle, ozeangrüne Augen, das einzig wahrhaft Anziehende an ihr? Es war einmal ... Sie würden irgendwie abgefärbt sein wie x-mal gewaschene Kleidungsstücke, bis der ursprünglich strahlende Ton einfach neutralisiert und einem öden Grau gewichen wäre.

Aber egal: Angelika erkannte in jenen Tagen nicht allein durch ihre Studien, daß Jugend für jede Frau eine Art Zaubertrick bedeutete, bei dessen Betrachtung Männer zu ekstatischen Zuschauern mit offenen Mündern und glänzenden Augen wurden. Für die »Gegenseite« erschien selbst eine häßliche junge Frau begehrenswerter als eine schöne alte Frau. So nahm sie die Männer halt, wie sie kamen, oder konkreter, sie nahm, was sie kriegen konnte!

Die Männer ... Sie hatten kleine und große Pimmel, Urwälder auf der Brust und Wüsten im Kopf, Mundgeruch, Blasenschwäche, Käsefüße und unterschiedlichste Barttrachten, anhand derer man praktischerweise augenblicklich ihre

jeweiligen Macken einordnen konnte. Die einen fieberten schon einem glückseligen Rentnerleben entgegen, obwohl sie erst im fünften Semester steckten und noch keinen einzigen Tag richtig gearbeitet hatten. Die anderen hatten in ihrer Einbildung bereits Alexander dem Großen gleich den halben Globus erobert, obwohl sie erst im *vierten* Semester waren und ebenfalls noch keinen einzigen Tag richtig gearbeitet hatten. Einer hielt sich für den größten Künstler des Jahrhunderts, weil er auf der Gitarre zwei Songs von Simon and Garfunkel fehlerfrei nachspielen konnte, der andere für den auferstandenen Jesus Christus, weil er meinte, der Westen müsse die Hälfte seines Reichtums an die Dritte Welt abtreten. Ein Bettgenosse, der von Angelika hochachtungsvoll »der Achter« getauft wurde, weil er es tatsächlich fertigbrachte, achtmal hintereinander ... dieser anbetungswürdige Mensch jedenfalls hielt direkten Kontakt mit außerirdischen Lebewesen. Das heißt, er wurde von ihnen mittels »Astrostrahlen« gezwungen, gegen seinen Willen Frauen anzusprechen und sie so lange zu bespringen, bis sein Körper und erst echt seine Psyche die Grenzen der Belastbarkeit überschritten hätten. Ja, ja, im Gegensatz zum Planeten Erde kannte der Kosmos keine Gnade. Ein weiterer bemerkenswerter Gentleman hatte eine derartige Ehrfurcht vor seinem eigenen Geld, daß er jedesmal, wenn sie im Restaurant speisten, den Rechnungsbetrag penibel in ein Büchlein eintrug. Als sie sich (nach zwei Wochen) trennten, hinterließ er auf dem Küchentisch eine detaillierte Bilanz, unter der seine Kontonummer stand. Allein um ihn zu ärgern, überwies sie lediglich ein Viertel der Summe. Geiz übrigens war *das* Leitmotiv, das in ihren Beziehungen zu Männern immer wiederkehrte.

Allen Kandidaten war jedoch eines gemeinsam: Ausnahmslos hielten sie Frauen kaum für vollwertige Menschen. Mochten sie selbst noch so mittellos, faul, strohdumm oder scheißhausrattenverrückt sein, alle pflegten sie, so schien es, eine angeborene latente Verachtung gegenüber dem anderen

Geschlecht. Angelika konnte sich dieser Meinung durchaus anschließen. Denn wer solche Stinker und Trottel wie die Männer ernst nahm und ein devotes Leben in ihrem Schatten erduldet, verdiente es in der Tat, in ewiglicher Knechtschaft und Unmündigkeit gehalten zu werden.

Mit dieser besonderen Art von Weinprobe, während der die Weine immer nur schlückchenweise gekostet, aber nie erworben wurden, erreichte Angelika ohne seelische Blessuren ihren dreißigsten Geburtstag, bis sie plötzlich von einer mysteriösen Krankheit heimgesucht wurde. Es handelte sich um eine Geisteskrankheit, und ärgerlicherweise waren die Symptome in keinem Lehrbuch der Psychiatrie zu finden.

Es traf sie ohne Vorwarnung und mit der Wucht einer Abrißbirne, und kein Nervenarzt konnte ihr Linderung verschaffen.

Das Leiden hatte beim Fernsehen angefangen, genauer bei der Betrachtung des Werbeblocks, noch präziser beim Anblick eines Werbespots für Einwegwindeln. Voller Vorfreude auf den in wenigen Augenblicken startenden Krimi, saß sie in ihrem gemütlichen Ohrensessel und löffelte Fruchteis aus einem eimergroßen Pappkübel, als die Reklame in raschen Schnitten einen rosa Babypopo, ein strahlendes rosa Babygesicht und strampelnde rosa Babygliedmaßen präsentierte und eine liebliche Stimme im Hintergrund der Auffassung war, daß all die zu bewundernde Wonneproppenherrlichkeit eben allein dieser Windel und keiner anderen zu verdanken sei. Wie unter Hypnose ließ Angelika den Löffel in den Eiskübel fallen und streckte die Hand zur Mattscheibe hin aus, um ... ja, weshalb eigentlich? Doch nicht etwa, um das Mattscheibenbaby zu streicheln? Um Gottes willen! Sie hatte nie das Verlangen gehabt, ein Baby zu streicheln. So wie sie sich kannte, hatte sie vermutlich als Baby die Arme stets weit von sich gespreizt, um sich bloß nicht selbst berühren zu müssen. Babys waren kleine, dumme, unwissende Menschen, die sich selber bepißten und

solche kryptischen Äußerungen wie »Ga-ga!« von sich gaben. Eigentlich waren sie keine richtigen Menschen.

Sie blieb dem Phänomen ihrer Wandlung auf der Spur und wartete gespannt den nächsten Werbeblock ab. Diesmal wurde mit Hilfe schonungsloser Aufnahmen von breischlingenden Babys eine Säuglingsnahrung in den Himmel gelobt. Und da – schon wieder! Gütige, von der Sehnsucht nach zarter Babyhaut und nach frischem Babyduft getragene Emotionen umspülten ihr Innerstes wie warme Strömungen in kühler See, und sie glaubte durchdrehen zu müssen, wenn sie nicht sofort so einen kleinen, dummen, unwissenden, halbfertigen Menschen in den Armen wiegen könne.

Danach ging es richtig bergab, verschlechterte sich das Krankheitsbild rapide. Sie erappte sich dabei, wie sie unauffällig neben Müttern herspazierte, die einen Kinderwagen vor sich herschoben, um nur einen Blick von dem kleinen Passagier zu erhaschen. Als wäre ihr Wille ebenfalls von diesen ominösen Astrostrahlen außer Kraft gesetzt, blieb sie manchmal wie schockgefroren auf Verkehrsinseln stehen, weil sie auf der gegenüberliegenden Straßenseite eine unbeschwert lärmende Prozession von Kleinkindern, angeführt von einer Kindergärtnerin, des Weges ziehen sah. Und als sei ihr Verstand durch die Krankheit auf das intellektuelle Niveau einer Pavianmama geschrumpft, kreuzte sie in der Fernsehzeitschrift schier schlafwandlerisch immer nur jene Filme an, welche herzzerreißende Schicksale von armen Waisenkindern erzählten oder klebrige Schmonzetten von der Familie auf dem Hausboot mit den elf süßen Frätzchen.

Schließlich vertraute Angelika ihre Beschwerden einer befreundeten Laborassistentin an, die bereits Mutter von zwei Kindern war. Ihre Diagnose ließ sie aus allen Wolken fallen. Sie lachte nämlich nur und empfahl ihr, schleunigst schwanger zu werden. »Dein biologischer Wecker ist voll am Rappeln!« waren ihre Worte gewesen, wohlgermerkt Worte, die an eine

hochangesehene Biologin gerichtet waren. Angelika fühlte sich zwar ob des verblüffend simplen Befunds ein bißchen in ihrer Forscherehre gekränkt, doch mehr als das empfand sie Erleichterung. Ja, wie konnte sie die ganze Zeit nur so blöd gewesen sein. Fernab von kranken Wahnvorstellungen, hatte ihre weibliche Natur einfach nur ihr Recht eingefordert, ihr die natürlichste, um nicht zu sagen die gesündeste Sache der Welt zu signalisieren versucht. So beschloß sie, ein Kind zu »machen«.

Wer sie dabei befruchtete, war ihr so ziemlich einerlei. Denn als eine zwanghafte Denkerin hatte sie sich nach dem einmal gefaßten Entschluß auch dieser Sache methodisch genähert und war zu einem erstaunlichen Ergebnis gekommen: Es war vollkommen wurscht, von wem man ein Kind bekam. Im Gegensatz zur vorherrschenden Meinung hatte sie nämlich erkannt, daß die sogenannte Fortpflanzung lediglich als eine größenwahnsinnige Illusion in den Köpfen der Eltern existierte. Bis auf wenige Arten war es in Wahrheit für jede Kreatur auf Erden schlicht und einfach unmöglich, sich fortzupflanzen! Insofern spielte es auch überhaupt keine Rolle, mit wem man sich paarte.

Am Anfang ihrer Überlegungen hatte das Warum gestanden. Warum begeisterten sich die Menschen für die Zeugung von Nachwuchs, veranstalteten einen Heidenaufwand um die Aufzucht ihrer Abkömmlinge, investierten beträchtliche Vermögen in sie, nahmen ihretwegen größte Mühen und Schwierigkeiten in Kauf? Schlichte Gemüter hätten diese Frage vermutlich mit einem Achselzucken beantwortet, weil sie darüber nie nachgedacht hatten oder das Kinderkriegen für selbstverständlich hielten, oder sie hätten etwas in der Art wie »So'n Baby ist halt süß« genuschelt. Gescheitere hätten möglicherweise »Ich möchte mich verewigen« zur Antwort gegeben oder etwas poetischer »Ich möchte mich in den Augen meiner Kinder wiedererkennen«. Beide Gruppen wären sich

jedoch darin einig gewesen, daß der irgendwann mit der Vehemenz einer Naturgewalt ausbrechende Wunsch nach eigenen Kindern der Reproduktion des eigenen Wesens diene. Durch Kinder wurde man irgendwie unsterblich. Unter dieser Prämisse ergab die pingelige Auswahl des Partners zum Zwecke der Zeugung tatsächlich einen Sinn. Denn wenn der Partner attraktiv, reich, klug, kreativ, fleißig war oder sonst irgendwelche vorteilhaften Eigenschaften besaß, bestand die hohe Wahrscheinlichkeit, daß diese Anlagen an die eigenen Kinder vererbt wurden, so daß diese wiederum ihrerseits beste Fortpflanzungschancen hatten. Unter Ausnutzung der positiven Anlagen des Partners verschaffte man sich selbst eine günstige Fortpflanzungskonstellation. Die wasserdicht scheinende Theorie hatte nur einen Fehler: Bei der zweigeschlechtlichen Vermehrung vererbte man an sein Kind nicht sich selbst, sondern lediglich fünfzig Prozent von sich selbst!

Was bei den eigenen Kindern noch hinnehmbar erschien, denn fünfzig Prozent der Ich-Anlagen waren besser als gar nix, sah bei der Enkelgeneration schon erheblich betrüblicher aus. Diese besaß nur noch ein Viertel der Gene des Urvaters und der Urmutter, und die nächste Enkelgeneration ein Achtel. Bereits innerhalb von drei Generationen, was die kurze Dauer eines Menschenlebens betragen konnte, hatte also der Zeuger hinsichtlich der Fortpflanzungsbilanz einen Verlust von 87,5 Prozent zu verzeichnen. Wenn man die Rechnung noch auf die folgenden Generationen ausdehnte, blieben von dem Urzeuger nur mehr lächerliche Promilleanteile und schließlich fast gar nichts mehr übrig, und die Sache mit dem Sich-Verewigen entpuppte sich als bloßes Wunschdenken. Es kam aber noch schlimmer: Ab einem gewissen Unterschreiten der Genübereinstimmungen war ein Individuum mit seiner eigenen Verwandtschaft nicht mehr verwandt als mit Hinz und Kunz. Das System der sogenannten Fortpflanzung war eben *nicht* darauf angelegt, Kopien von sich selbst zu erstellen, sondern im Gegenteil stets

Neukombinationen des Erbmaterials zu erschaffen. Jedes so entstandene Lebewesen hatte eine genetisch unverwechselbare Individualität, Von Fortpflanzung im wahrsten Sinne des Wortes konnte erst die Rede sein, wenn ein Individuum sich *hundertprozentig* fortpflanzte. Um dies zu bewerkstelligen, hatte Mutter Natur von jeher ein Alternativrezept parat gehalten. Es hieß Parthenogenese oder umgangssprachlich ausgedrückt Jungfernzeugung. Das neue Individuum entstand in diesem Falle aus nur einer elterlichen Keimzelle. Es hatte dann nur einen einzigen Erzeuger. Diese Art von Fortpflanzung kam im Tierreich ziemlich häufig vor, etwa bei Rädertierchen, Kleinkrebsen, Stabheuschrecken, Blattläusen, Rüsselkäfern, bei einer kaukasischen Eidechsenart und zuweilen sogar bei Truthühnern. Künstlich ließ sie sich auch bei anderen Tieren – etwa Seeigeln und Fröschen – durch mechanische Reizung in Gang setzen. Auch wenn sie sich später mit der konventionellen Machart der Fortpflanzung beschäftigen sollte, Angelikas Hauptinteresse zielte nach dieser Erkenntnis stets darauf ab, das Prinzip der Parthenogenese auf Menschen zu übertragen.

Noch befand sich Angelika jedoch in den siebziger Jahren und stellte sich die Frage, weshalb die zweigeschlechtlichen Kreaturen dieser Erde so erpicht darauf waren, *Fremde* als Nachkommen zu zeugen, sie unter Strapazen aufzuziehen und ihnen ihr Hab und Gut zu hinterlassen anstatt gleich irgendwelchen Wildfremden, sprich Adoptivkindern oder Patenschaftskindern, ihre materiellen, geistigen und zeitlichen Ressourcen zukommen zu lassen.

Da hatte sie plötzlich eine schier göttliche Eingebung: Nicht das Individuum selbst besaß ein dringendes Interesse an dem, was fälschlicherweise allgemein als Fortpflanzung bezeichnet wurde, sondern das einzelne Gen! Es benutzte das Individuum als eine Überlebensmaschine, mißbrauchte es als Wirtskörper zur Vervielfältigung seiner selbst, denn bei all dem Fortpflanzungszirkus wurde es selber auf jeden Fall

reproduziert, ob nach diesem Vorgang die Genkombination in ihrer Originalität fortbestand oder nicht. Es ging immer nur um den Fortbestand der Gene und keineswegs den Menschen oder der Wölfe oder der Zebras oder der Schnecken oder der Wale. Sie alle ließen sich vom schwärmerischen Fortpflanzungsgesang der Gene einlullen wie, nun ja, wie Verliebte sich überhaupt vom Gesang der Liebe allzu bereitwillig einlullen ließen.

Fazit: Am Ende des Spiels gab es einen dummen Verlierer, der sich als Sieger wähnte, und einen still lächelnden Gewinner, der dem Dummkopf seinen Siegeglauben generös beließ. Der Dummkopf war das Individuum, eine einzigartige Komposition aus Millionen von Genen, die im Universum nur so und nicht anders existierte. Seine Dummheit bestand darin, daß es sich selbst als eine Einheit wahrnahm, konstruktionsbedingt diese beschränkte Betrachtungsweise einfach nicht zu ändern vermochte. Die Wahrheit sah jedoch radikal anders aus. Das Individuum glich einem hochkomplizierten Puzzle, dessen ganzheitliche Erscheinungsform zwar in der Tat ein Unikat darstellte, die einzelnen Puzzlestücke aber keineswegs. Auf die Mischung kam es an. In dem Bestreben – ein bißchen auch in dem Irrglauben –, sich einerseits zu vervielfältigen und andererseits seine Einzigartigkeit unsterblich zu machen, trat das Puzzle die Hälfte seiner Puzzlestücke ab, um mit der Hälfte von Puzzlestücken eines anderen Puzzles ein neues Puzzle zu bilden. Auch wenn das neue Puzzle ihm nur teilweise gleichen würde, war das Ganze ein faires Fifty-Fifty-Geschäft. Doch bald mußten die beiden Puzzles jene traurige Erfahrung machen, die alle Eltern überall auf der Welt und zu jeder Zeit machen: Das Kind-Puzzle wollte so gar nicht Mama- und Papa-Puzzle gleichen. Es war mißraten, eigenbrötlerisch, nahm Drogen, wollte Künstler oder Diktator oder Kinderschänder werden, aber auf gar keinen Fall eine Puzzle-Kopie seiner Eltern. Die beiden Puzzles stellten nun plötzlich fest, daß sie in dem Glauben, Ebenbilder ihrer selbst zu schaffen, ein vollkommen neues

Puzzle in die Welt gesetzt hatten, mehr noch, ein ihnen fremdes Puzzle. Wer aber blieb bei dem Spiel letztendlich der still lachende Sieger, oder besser gesagt, wer hatte am meisten Interesse daran, daß dieses Spiel, das nicht zu gewinnen war, auf immer und ewig weitergespielt wurde? Nicht Papa-Puzzle, nicht Mama-Puzzle, ja nicht einmal das Kind-Puzzle, denn auch dieses war ja dazu verdammt, seinerseits dasselbe Spiel zu wagen.

And the winner is: das Puzzlestück – das egoistische Gen! Oder in Anlehnung an den berühmten Spruch »Das Huhn ist eine Methode, um Eier zu erzeugen«: Der Mensch war nur *eine* Methode, Gene zu erzeugen. Er selbst als ein einzigartiges Muster verdünnisierte sich von Generation zu Generation. Was übrigblieb, war allein das Gen. Das heißt, eine Selektion zwischen schwachen und starken oder zwischen dummen und schlaun Menschen, wie es die klassische Evolutionstheorie lehrte, fand nicht statt (schwache und dumme Menschen pflanzten sich nämlich noch mehr fort als starke und schlaue), sondern zwischen sehr egoistischen und weniger egoistischen Genen. Vielleicht eine Erklärung dafür, weshalb Erbkrankheiten über Hunderte von Generationen so erfolgreich gewesen waren, obwohl sie ja über kurz oder lang ihre »Hülle« zerstörten, oder dafür, warum es so etwas wie Homosexualität gab, obwohl das homosexuelle Modell fortpflanzungstechnisch überhaupt keinen Sinn machte.

»Das egoistische Gen« lautete auch der Titel von Angelika Marcus' zweiter Doktorarbeit, mit der sie in den folgenden Jahren in Wissenschaftskreisen für Furore sorgen sollte, insbesondere in der Gilde der Evolutionstheoretiker. Aber noch mehr sollte sie bewußt mißverstanden und mit akademisch verbrämter Häme überschüttet werden. Man warf ihr vor, daß das Gen eben nicht egoistisch sein könne, weil es ja nicht zu denken in der Lage wäre. Daß sie von einer natürlichen Selektion gesprochen hatte, was vereinfacht hieß, daß die Gene

das Individuum um jeden Preis, selbst um den seiner eigenen Auslöschung, zur Fortpflanzung anhielten und durch diesen Mechanismus sich selbst zum nächsten Wirtskörper transportierten, ignorierte man einfach. Und auch die Tatsache, daß Eltern ihren Kindern, die ja in Angelikas Sprachgebrauch »Fremde« hießen, trotz aller Andersartigkeit verdächtig viel Fürsorge angedeihen ließen, hielt man für paradox. Dabei hatte sie nie behauptet, daß das Spiel *nach* der Geburt ein abruptes Ende fände. Es hatte sogar den Anschein, daß das egoistische Gen ein paar Extratricks entwickelt hatte, um auch die 25-Prozent-Eltern, also Oma und Opa, in die Brutpflege einzubeziehen. Allein mit der starken Enkelbindung ließ sich nämlich erklären, weshalb Frauen im Gegensatz zu Tierweibchen nach dem Ende ihrer Fruchtbarkeit noch fünfunddreißig bis vierzig Jahre weiterlebten, obwohl sich das Fortpflanzungskarussell ohne sie weiterdrehte.

Der Mensch aber wehrte sich gegen den Gedanken, daß sich das allenthalben als gütig und unschuldig proklamierte Gesicht der Natur beim zweiten Hinsehen als eine von Selbstsucht zerfressene Fratze entpuppen könnte. Verständlich, denn niemand hörte es gern, daß Frösche nicht quakten, um zu einer kleinen Sommernachtsmusik aufzuspielen, und Vögel nicht zwitscherten, damit sich Menschen an ihrem Gesang erfreuten, sondern nur um Partner anzulocken und mit ihnen ganz ordinär Sex zu machen.

Da der Mensch jedoch ein Teil dieser selbstsüchtigen Natur war und ihren erbarmungslosen Gesetzen unterlag, vermochte er vom vorgezeichneten Weg nicht einfach so auszuscheren, nur weil er die traurige Wahrheit durchschaut hatte. Auch nicht Angelika. Es hatte ihr nämlich nicht die Bohne genutzt, die List des egoistischen Gens entlarvt zu haben. Die Mami-stillt-Baby-Baby-macht-Bäuerchen-Sehnsüchte, das ehrfürchtige Beglotzen von Mutterkühen, die das Mirakel des Kalbens vollbracht hatten, und die Emotionalisierung von Gegenständen zur

Säuglingspflege, auch Schnuller-Syndrom genannt, steigerten sich im Lauf der intensiven Beschäftigung mit der Materie bis an die Grenze einer Psychose.

Im Gegenzug steigerte Angelika ihre Paarungsaktivitäten. Sie bumste jetzt wie der Teufel, auf Teufel komm raus sozusagen, und sie hätte auch nichts einzuwenden gehabt, wenn der letztere den Herrn Papa abgegeben hätte. Es kam vor, daß sie in einer Woche mit drei unterschiedlichen Männern schlief. Ein Kind mußte her – egal wie! Die vielleicht für andere Frauen abstoßende Vorstellung, daß sie bereits zu jener Zeit eine wandelnde Samenbank geworden war, amüsierte sie nur. Körperliche Vorgänge, die stillen Abläufe im Komposthaufen des Lebens, entfachten in ihr stets Feuerwerke der Faszination und der Neugierde, doch niemals Ekel. Säfte kamen in den Körper und gingen wieder, Motoröl des Lebens gleich, so wie Leben kamen und gingen, im Grunde ein recht sinnloser Reigen.

Nichtsdestotrotz hatte hemmungsloser Geschlechtsverkehr doch ein paar Schwachstellen, die der Stiftung Warentest ausgereicht hätten, um die Sache nur mit »Befriedigend« zu benoten. Angelika tropfte immerzu, als wäre sie eine dieser bösen grundwasserverseuchenden Rostlauben, die ständig Öl verlieren. Sie schien dagegen wahrhaftig nichts unternehmen zu können, denn immer, wenn der letzte Tropfen Samenflüssigkeit aus ihr herausgelaufen war, da lernte sie schon den nächsten Zeugungskandidaten kennen und wurde von diesem aufs neue abgefüllt. Oft fragte sie sich, ob die Männer wußten, daß sie auf diese Weise zu bloßen Zapfsäulen degradiert wurden. Jedenfalls hatte sie einen enormen Bindenverschleiß, weil die Verfeinerung namens Slipeinlage zu jener Zeit noch nicht erfunden war. Des weiteren stand es auch mit dem Urinieren nicht zum besten. Der Harnröhrenausgang war durch die fortlaufende Unterleibsakrobatik großen Reizungen ausgesetzt, so daß bei ihren Schäferstündchen die Frage »Kennst du das Gefühl, du willst, aber kannst nicht« zum Standardklageruf wurde. Aber

auch darauf schienen die Herren irgendwie stolz zu sein, weil sie es jeweils ihrer ganz persönlichen hohen Stoßfrequenz zuschrieben. Und dann bereitete ihr noch die Frage Kopfzerbrechen, ob das Ganze irgendwelche ernsthaften orthopädischen Folgen hinsichtlich ihrer Beinform nach sich ziehen könnte, denn sie glaubte inzwischen, daß sich unterhalb ihrer Gürtellinie ein ausgeprägtes O gebildet hätte und daß jeder dies genau sehen konnte. So oder so, wäre sie eine Ingenieurin gewesen, hätte sie das Verfahren für höchst verbesserungswürdig erachtet.

Was Familienplanung anging, so wurden die Herren selbst nie gefragt. Es schien sie auch nie zu interessieren. Zwar versetzen Männer Frauen liebend gern in »andere Umstände«, allerdings meist in der Hoffnung oder in der Illusion, daß sie für ihre gute Tat später schon nicht in Haftung genommen werden. Der Grund hierfür lag weniger in ihrer Pflichtvergessenheit machohafter Prägung als in einer simplen Mathematik, die ihnen selbst nicht bewußt war – Frauen aber auch nicht. Die zwei Geschlechter hatten nämlich bei der Zeugung eines Lebens jeweils völlig andere, um nicht zu sagen völlig entgegengesetzte Konsequenzen zu tragen. Der Mann überhaupt keine! Die Frau dagegen alle – und noch ein bißchen mehr. Sie mußte sich mit dem Projekt ein Jahr lang herumplagen, wobei sie erheblichen Gesundheitsrisiken ausgesetzt war und sich obendrein keineswegs sicher sein konnte, ob das Ergebnis überhaupt lohnte. In dieser Zeit konnte der Mann *theoretisch* zirka tausend Kinder mit jeweils unterschiedlichen Frauen zeugen, und wenn auch neunhundertneunzig von diesen Kindern aufgrund seiner Unzuverlässigkeit starben, so hatte er gegenüber seinen neunhundertneunzig unglücklichen Bettgenossinnen seine Fortpflanzungschancen um das Zehnfache gesteigert! Selbstverständlich hatte dieses Zahlenspiel wenig mit der Wirklichkeit zu tun. Das hieß aber nicht, daß es mit der Wirklichkeit überhaupt nichts zu tun hatte. Es veranschaulichte bestimmte fortpflanzungsstrategische Tendenzen. Vor allen Dingen

demonstrierte es, daß selbst elementarste Lebensangelegenheiten der Menschen durchaus von kalter Mathematik tangiert wurden. Kurzum, im Gegensatz zu Müttern wurden Väter erst gemacht: durch Bekundungen der Treue (Du kannst sicher sein, daß das Kind von dir ist, in ihm fünfzig Prozent *deiner* Gene stecken), durch juristische Verträge (Heirat), juristische Gewalt (Vaterschaftsklage/Unterhalt), doch besonders durch penible Selektion seitens der Frau (Wenn du dich nicht von vornherein so verhältst wie ein treusorgender, kinderliebender und monogam veranlagter Ernährer, wirst du dich durch mich nicht fortpflanzen können).

Und die Liebe? O ja, die gab es wohl, auch in Angelikas Leben, trotz aller enträtselter Mathematik.

Die große Liebe hieß Hagen, und er machte seinem Namen alle Ehre, indem er genauso aussah wie ein Ensemblemitglied des germanischen Götterwesens. Ein flachsblonder Zweimeterhüne, dessen Hände die Größe von Fladenbrotten hatten und dessen kantiges Gesicht offenkundig sämtlichen Bildhauern des sozialistischen Realismus Modell gestanden hatte. Ein stählerner Körper, der den Betrachter wie ein dreidimensionaler Muskelatlas anmutete, und ein kühner Blick, den der unerschrockene Soldat auf dem Propagandaplakat bei der Eroberung ganzer Weltreiche auszustrahlen pflegt. Ein Bild von einem Mann, zu dem man nur aufschauen konnte – es sei denn, man hatte eine Leiter zur Hand. Wie war das noch mal mit der geistreichen Theorie, daß es keinen Unterschied machte, von wem man ein Kind bekam?

Er kam direkt von der Uni als Laborassistent in Angelikas biotechnologische Abteilung, und sie brauchte exakt zwölf Stunden, um ihn ins Bett zu kriegen. Auch in diesem Bereich nahm er es mit dem burgundischen Helden locker auf, war ein unermüdlicher Stanzhammer, der dafür sorgte, daß sie nach dem Knalleffekt nicht nur ein paar läppische Tropfen ausschied, sondern richtiggehend überlief. Wotan sei Dank, endlich war die

Zeit des Experimentierens vorbei! Allein dieser Hagen sollte der Vater ihres Kindes sein und kein anderer, und mochte sich der mächtige Schauer seiner Lenden auch irgendwann über andere fruchtbare Täler ergießen wollen, sie würde ihn nicht eher laufenlassen, bevor er ihr mit seinem sakrosankten Saft nicht mindestens eine Magnumflasche bis zum Rand vollgemacht hätte.

Hagen hatte jedoch nicht nur Vorteile. Um bei der germanischen Mythologie zu bleiben, er war ein tumber Thor, ein titanischer Schwachkopf von Gottes Gnaden. Seine Torheit bezog sich weniger auf das methodische Denken als vielmehr auf sein anspruchsloses Wesen, einfach auf die gähnende Ödnis in seinem Innern, die, wenn man es metaphysisch betrachten wollte, die Abwesenheit von »allem« darstellte. Hagen interessierte sich für absolut und rein gar nichts. Er las keine Bücher, beim Fernsehen schlief er ein, der letzte Film, den er im Kino gesehen hatte, war Walt Disneys »Dumbo« gewesen, er zeigte keinerlei Anzeichen von Be- oder Unbehagen, wenn man den Radiosender von Rock auf Klassik wechselte oder umgekehrt, die einzige Schallplatte, die er sein eigen nannte (ein Geburtstagsgeschenk), konnte er nicht finden, in der Zeitung studierte er ausschließlich die Tausch- und Secondhand-Angebote, und er schien auch keinen gravierenden Unterschied darin zu sehen, ob er durch die Fußgängerzone spazierte oder am Rand der Niagarafälle. Außerdem rauchte er nicht und war dem Alkohol abhold. Im buchstäblichen Sinne war er der Mann ohne Eigenschaften. Strenggenommen wäre er der ideale Astronaut gewesen, denn Angelika hatte ihn im Verdacht, daß er zum Leben nicht einmal Sauerstoff brauchte.

Aber er tat, was man ihm sagte, mit der ihm eigenen nervtötenden Leidenschaftslosigkeit zwar, doch immerhin ohne zu murren. Zum Beispiel seine mehrfachen Übungen an und in Angelikas oft geschundenem Unterleib. Von Mal zu Mal wurde er sogar besser darin, entfaltete so etwas wie Kreativität, weil

seine Herrin ihm in scharfem Befehlston immer artistischer werdende Leistungen abverlangte. Aber sonst? Sonst hätte sie Hagen, den Schweigsamen, ohne große Probleme in ihrem Kleiderschrank verstauen und ihn immer dann hervorkramen können, wenn sie seine Dienste benötigte. Keinem, nein, nicht einmal ihm selbst wäre es aufgefallen. So hoffte sie, daß ihr Kind vom Vater das Aussehen und die Statur und von der Mutter den Scharfsinn und das Temperament erben würde. Im umgekehrten Falle hätte sie sich rein wissenschaftlich mit dem Phänomen des Kindermordes auseinandersetzen müssen.

Alle Hoffnungen waren jedoch umsonst. Trotz des konsequenten Hochleistungssports an den am schwersten trainierbaren Muskeln wollte weder ein kleiner Hagen noch eine kleine Angelika noch eine wie auch immer geartete Genkombination von beiden das Licht der Welt erblicken. Und nach einem Jahr vergeblicher Mühe war es erneut kein Biologiegenie, das sie auf eine höchst interessante biologische Deutung hinwies.

In einer heißen Sommernacht erwachte Hagen mitten aus seinem gerechten Schlaf, reckte sich mit seinem Kampfschild von Oberkörper in die Höhe und tat den niederschmetternden Ausspruch: »Du bist unfruchtbar! Ich habe jedenfalls sonst keine andere Erklärung, weshalb du immer noch nicht schwanger geworden bist.« Dann sackte er wieder wie ein hingeschlachtetes Germanenungetüm in sich zusammen und schlief weiter. Wahrscheinlich begab er sich übergangslos in den Traum von dem Vakuum, in dem er sich befand und das er war. Angelika, wütend und verzweifelt, wollte ihn schreiend darauf aufmerksam machen, daß es vielleicht auch seine Schuld, nein, nicht Schuld, sondern auch sein Handicap sein könnte, daß ... Aber es war ja zwecklos. Sie wußte es, hatte es zunächst gehnt, dann sich mit dem Gedanken im geheimen ganz langsam auseinanderzusetzen begonnen und schließlich gewußt, ohne es wahrhaben zu wollen oder zu können. Ja, sie war unfruchtbar, was jedoch weniger entsetzlich erschien als der noch

schlimmere Verdacht, daß dagegen nichts auszurichten war.

Der Arzt, der sie untersuchte, ihre inneren Genitalorgane mit modernstem Instrumentarium abtastete, ja sogar röntgte, war ein Ausbund an Einfühlsamkeit. »Es ist hoffnungslos!« begann er vielversprechend seine Diagnose in dem von antiseptischem Blütenweiß dominierten Sprechzimmer. Der einzige Hinweis auf das darin betriebene Geschäft bestand aus einer Magnettafel an der Wand, an der wie zum Hohn für Angelika Schnappschüsse frisch geschlüpfter, offenkundig durch des Doktors Alchemie materialisierter Babys prangten. Nach einer Reihe von Detailerklärungen, die mit dem Eifer des passionierten Sadisten vorgetragen wurden, schloß er mit den Worten ab: »Obgleich Ihr Menstruationszyklus regelmäßig verläuft, sind Ihre Eierstöcke nicht in der Lage, für eine vollständige Reifung der Eizellen zu sorgen. Alles für die Katz, könnte man sagen. Übrigens gibt es keine Katze, die unfruchtbar wäre. Haben Sie das gewußt? Um auf Ihren Fall zurückzukehren, so würde es auch nichts nutzen, wenn Ihre Eierstöcke funktionsfähig wären. In Ihren Eileitern sind nämlich solche Verwachsungen, Vernarbungen und Verklebungen vorhanden, daß Spermien einen Eisbrecher brauchen, um da durchzukommen. Außerdem bildet Ihr Körper Antikörper gegen die Spermien, die dadurch funktionsunfähig werden. Es handelt sich sozusagen um eine allergische Reaktion der Gebärmutter Schleimhaut auf Sperma. Also ehrlich, eher wird mein Onkel schwanger als Sie!«

So wurde man damals als unfruchtbares Monster behandelt, und selbst Ärzte, die sich mit dem Phänomen beschäftigten, schienen nichts dabei zu finden, wenn sie ihre Patienten mit solchem Mutterwitz piesackten. Unfruchtbarkeit galt damals als Schicksal, das es lediglich zu diagnostizieren und der Unglücklichen als eine Art fortpflanzungstechnisches Todesurteil zu vermeiden galt. Zwar existierten bereits zur Mitte des letzten Jahrhunderts halbwegs erfolgversprechende (meist schmerzhafte) Therapien, doch die Kenntnisarmut der Bevölkerung und

die Interesselosigkeit der Mediziner bildeten das Fundament für eine Tabuzone, über die niemand so recht ein Wort verlor. Und das, obwohl schon immer schätzungsweise jedes siebte bis zehnte Paar ungewollt kinderlos blieb.

Angelika verarbeitete ihren Schmerz auf die gewohnte Weise: Sie vertiefte sich so gründlich in die Materie, daß sie darüber die eitrige Wunde in ihrer Biographie restlos vergaß, doch um so größere Erfüllung darin fand, die Wunden anderer unter dem Vergrößerungsglas zu betrachten. Wieder einmal siegte bei ihr die Neugier über das Gefühl. Vergangen war bald der eigene Kinderwunsch, und der unerfüllte Kinderwunsch Fremder wurde für sie zum Mittelpunkt ihres Lebens.

Bevor am 25. Juli 1978 Louise Brown als erstes Retortenbaby der Welt in England geboren wurde und weltweit in der Öffentlichkeit ein Bewußtsein für die Sterilitätstherapien schuf, stießen bereits die revolutionären Fortschritte der Reproduktionsphysiologie vor allem in der Veterinärmedizin auf großes Interesse. Es war ein Glücksfall für Angelika, daß sie neben dem Medizinstudium eine Anstellung in der »Abteilung für experimentelle Fortpflanzungsmedizin« unter der Leitung von Joachim Hahn fand. Natürlich war dies kein Zufall. Sie und Hagen, ihr treuer Sancho Pansa, mit dem sie, unglaublich, aber wahr, schon eine zweijährige Beziehung unterhielt, hatten sich nach der schrecklichen Diagnose in die Sache so rauschhaft hineingesteigert wie zwei verwegene Abenteurer in den Plan zur Hebung eines sagenumwobenen Inka-Schatzes. Deshalb hatten sie von vornherein die Nähe zu Wissenschaftlern gesucht, die Bahnbrechendes betrieben, wenn auch noch im Experimentierstadium.

Solch ein bahnbrechender Wissenschaftler war Joachim Hahn. Er entwickelte gerade seine Methoden des Embryo-Transfers und der Superovulation, welche später routinemäßig in der Rinderzucht eingesetzt werden sollten. Dabei galt es, eine Prachtkuh mit bestechender Euterqualität, hoher Milchleistung,

optimalen Fleischreserven und robuster Gesundheit industriell zu »vervielfältigen«, ohne sie selbst den Risiken und Verschleißerscheinungen von Schwangerschaften auszusetzen. Vor allen Dingen jedoch galt es, mit dem Erbgut dieser Prachtkuh Handel zu treiben wie mit jedem wertvollen Wirtschaftsgut. In der Mitte ihres Geschlechtszyklus wurden der Kuh täglich zwei Injektionen eines Hormons verabreicht, das die Eibläschen der Eierstöcke zu unnatürlichem Wachstum anregte und statt einer gleich viele Eizellen heranreifen ließ: die Superovulation. Ein paar Tage später setzte die Brunst ein, das Zeichen für den Eisprung. Drei künstliche Besamungen mit dem Sperma eines Zuchtbullen setzten den vorläufigen Schlußpunkt unter ihr ferngesteuertes Geschlechtsleben. Nach zirka sieben Tagen der Wanderung durch den Eileiter kamen die Embryonen als winzige Kugeln in der Gebärmutter an – erreichbar für die Spülapparatur eines Embryo-Transfer-Spezialisten. Die so ausgeschwemmten Embryonen wurden dann für den späteren Verkauf tiefgefroren. Der Käufer brauchte das »Produkt« nur noch in die Gebärmutter einer Ammenkuh zu übertragen. Mit bis zu drei Embryo-Spülungen und -Transfers pro Jahr konnte der Züchter den Nachwuchs einer Kuh verzwanzigfachen.

Angelika verlor sich gänzlich im Reich der grenzenlos scheinenden Manipulationen, so daß ihr Blick für alles andere sich immer mehr verengte und schließlich völlig »blind« wurde. Hagen ebenso. Allerdings hätte er sich auch im Reich dieser Käfer, die ständig Kugeln aus Scheiße durch die Gegend rollen, verloren, wenn Angelika es von ihm verlangt hätte. Während sie in den folgenden Jahren zum dritten Mal promovierte, Bücher über Genetik verfaßte und zuletzt den Professorentitel erlangte, arbeitete sie sich in sämtliche Fertilisationstechniken ein, verfeinerte einige sogar und ließ sich zwei von ihr entwickelte neuartige Spezialkatheter patentieren.

Insbesondere die vier Hauptmethoden beherrschte sie aus dem Effeff: die Insemination, bei der zum Zeitpunkt des Eisprungs

(Spender-) Spermien in die Gebärmutter injiziert wurden. Die In-vitro-Fertilisation in Zusammenhang mit dem Embryo-Transfer, also die Befruchtung herausoperierter Eizellen im Reagenzglas, welche etwa nach zwei Tagen wieder in die Gebärmutter übertragen wurden. Die Mikroinjektion, bei der mit einer Pipette einzelne Spermien von unfruchtbaren Männern aus dem Ejakulat gefischt und gewaltsam in die Eizelle injiziert wurden. Und die Hodenbiopsie, die bei Männern zur Anwendung kam, aus deren Ejakulat sich keine Samenzellen gewinnen ließen. Dabei wurden dem Hoden unreife Spermien direkt entnommen und, da sie bewegungsunfähig waren, mit Hilfe der Mikroinjektion in die Eizelle gespritzt.

Wer Angelika bei ihrem eifrigen Forschen und Tun, das immer einen Sechzehnstundentag erforderte, beobachtete, hätte leicht den Eindruck gewinnen können, daß diese abnorme Züge tragende Besessenheit in Übereinstimmung mit ihren ethischen Grundsätzen stand, mit einem Wort, daß sie die Sache aus tiefster Überzeugung guthieß. Doch genau das Gegenteil war der Fall! Sie hielt jede Art von künstlicher Befruchtung für moralisch verwerflich, die Leute, die sie in Anspruch nahmen, für egoistische Scheißer, bestenfalls für naive Irre, denen ein falsch verstandenes Heilungsideal die Plünderung der Krankenkassen erlaubte, und die Macher selbst für ausschließlich am Profit orientierte Halunken. Ein Medizin-zweig, der sich der Erzeugung lauter süßer Würmchen widmete, schien solch ein hartes Urteil nicht verdient zu haben. Doch sah die Sache radikal anders aus, wenn man sich auf eine sachliche Warte begab.

Bei der Unfruchtbarkeit handelte es sich nämlich keineswegs um eine »Krankheit«, wie man der Öffentlichkeit mittels Fernsehreportagen über ob ihrer Kinderlosigkeit am Rande eines Selbstmords stehende Paare und durch eine recht traditionell daherkommende, in Wahrheit aber vollkommen neuartige Paar-gleich-Kind-Ideologie eingetrichtert hatte. Das heißt, die

Betroffenen erlitten bei Unfruchtbarkeit weder physische Schmerzen noch büßten sie dadurch an Lebenserwartung ein noch waren sie deshalb in ihrem Alltag in irgendeiner Weise eingeschränkt. Den Gummibegriff »Krankheit« konnte man selbstverständlich so weit ausleiern, bis jemand schon als Darmleidender galt, der mal einen fahren ließ. Eine Sprachverdrehung blieb die Sache trotzdem. In früheren Zeiten hatten sich die Paare mit ihrer Unfruchtbarkeit entweder arrangiert oder ein biblisches Drama darum veranstaltet, oder sie waren einfach auseinandergegangen. Im irdischen Dasein gab es nichts, was es nicht gab – außer natürlich Perfektion! Man hätte einwenden können, daß im Leben eines Menschen der Kinderwunsch eine außergewöhnlich fundamentale Rolle spiele, und wenn dieser Wunsch nicht in Erfüllung ginge, er einen derartigen seelischen Schaden erleide, daß man hierbei sehr wohl von einer Krankheit sprechen könne. Doch wenn alle unerfüllten fundamentalen Wünsche eines Menschen unter die Rubrik Krankheit hätten verbucht werden müssen, so hätten auch diejenigen als krank gelten müssen, die häßlich waren oder nicht so clever wie die anderen oder keine Aussicht auf ein langes Leben besaßen. Nein, die humanmedizinische Reproduktionstechnologie war ein Kind der Konsumgesellschaft. Frau und Mann wollten ein Kind, aber pronto! Und wenn sich nach aller Mühe immer noch kein Nachwuchs einstellen wollte, hieß die Devise: trotzdem!

Angelika hätte sich das Ganze auch einfach machen und sagen können, die Natur in ihrer unerschöpflichen Weisheit weiß schon, was sie tut, und so, wie es aussieht, will sie nicht, daß einige Menschen sich fortpflanzen. Aber das war Aberglaube. Viele der Betroffenen waren nämlich durchaus nicht mit der Sterilität geboren worden. Und gegen kleinere Eingriffe wie das Säubern eines verklebten Eileiters oder dem Entfernen einer Krampfadern vom Hoden war auch gar nichts einzuwenden. Geradezu unheimlich, ja regelrecht gruselig wurde es allerdings,

wenn es einem ganzen Forschungszweig mit Milliardenetats mit triebtäterischer Energie darum ging, eine Fünfzigjährige schwanger zu machen, damit diese mit ihren jungen Rivalinnen, wenn schon nicht mehr mittels ihrer weiblichen Reize, so doch zumindest mit ihrem Dickbauch konkurrieren konnte, oder einem Mann eine Zeugung zu ermöglichen, dessen neun von zehn Spermien keinen Schwanz besaßen. Man faßte es kaum, doch sogar einer zweifachen Mutter, die ihren zeugungsunfähigen Mann in neuer Ehe durch ein Kind an sich binden wollte, gewährte man mehrere Anläufe – koste es, was es wolle. Schicksalsschlag, Sich-Abfinden, Demut: alles Fremdworte in dieser Branche und deren Konsumenten.

Außerdem glomm im Hintergrund noch eine moralische Paradoxie, welche die Politik zu verantworten hatte und die scheinbar niemandem so recht auffiel. Es schrie doch zum Himmel, wenn eine zivilisierte Gesellschaft einerseits die Abtreibung, die professionelle Tötung von entstehendem Leben billigte und andererseits die Sterilitätstherapie, die professionelle Zeugung von Leben mit aller Gewalt befürwortete, ja sogar komplett finanzierte. Diese unerträgliche Perversion des Leben Ein- und Ausknipsens, wie es einem in den Kram paßt, erfreute sich besonders in der gebildeten Mittelschicht einer bedenkenlosen Akzeptanz, und nicht der Hauch eines moralischen Katers kam in einer gemütlichen Runde von Freundinnen auf, wenn gleichzeitig die eine Dame die Details ihres »Wegmachen-Lassens« schilderte und die andere die des »Reinmachen-Lassens«. Folgerichtig und voller Entrüstung stellte man sich in diesen Kreisen auch gegen die Todesstrafe, da der Leben vernichtende Mörder ein viel wertvollerer Mensch war als das wehrlose Embryo. Das letztere nämlich ließ sich beliebig reproduzieren; wenn nicht auf natürliche Weise, dann eben mit High-Tech.

Auch ihre praktischen Erfahrungen mit der Fertilisationsmedizin, der interne Blick, insbesondere jedoch das Wissen um

ihre eigenen ungeheuerlichen Machenschaften trugen nicht gerade dazu bei, daß sich Angelikas moralische Zweifel zerstreuten. Der Pfusch und die Lüge begannen bereits mit der heterologen Insemination, der simpelsten und klassischsten Art der künstlichen Befruchtung. Den nutznießenden Frauen bzw. Paaren, vor allen Dingen aber der interessierten Öffentlichkeit wurde hierbei stets vorgegaukelt, daß es sich bei dem Spendersperma um vorzügliche Ware handle, das heißt, der Spender so etwas wie ein Mozart gefangen im Körper von Arnold Schwarzenegger sei. Keine Erbkrankheiten, kein Aids, topfit, IQ o.k., jung, jaja, auch wunderwunderschön – your dreams come true! Viele Ärzte brüsteten sich damit, daß sie den zur Physis und Psyche der Patientin passenden Kandidaten aussuchen würden. Frau fragte sich bei dem verführerischen Service, weshalb sie überhaupt noch mit irgendeinem dahergelaufenen Mann ein Kind zeugen sollte, wo doch die Perfektion in des Onkel Doktors Fläschchen blubberte.

Die Wahrheit sah ein bißchen anders aus – und komplexer. Noch vor der Qualität war dem Fachmann nämlich die Konservierbarkeit des Spermas wichtig. Während des Einfrierens, der Lagerung und des Auftauvorgangs konnten unzählige »Kryoschäden« entstehen, die den heiligen Saft wertlos machten. Die »Einfrierbarkeit« variierte nicht nur von Mensch zu Mensch, sondern durchaus auch zwischen aufeinanderfolgenden Samenproben desselben Menschen. Kurz, Herr Schwachkopf mit der Horrorvisage war bisweilen zur Konservierung besser geeignet als Herkules mit dem Einstein-IQ. Selbstverständlich ließ sich dieses diffizile Auswahlverfahren einer vom Perfektionswahn infizierten Gesellschaft schlecht verkaufen. Deshalb wurden immer wieder die allseits bekannten Phantomporträts von den Spendern bemüht, wonach es sich bei den tapferen Spritzsamaritern um vor Gesundheit strotzende junge Sportler, erfolgreiche Anwälte, steinreiche Industriekapitäne oder – Glück laß nach! – Nobelpreisträger

handeln sollte.

Tatsache war, daß besonders das Sperma von Kriminellen sich für die gute Sache eignete, ohne daß selbst die versierteste Kapazität dafür eine vernünftige Erklärung hatte. Je krimineller, desto besser, hieß der hinter vorgehaltener Hand von Kollege zu Kollege weitergegebene Tip. Vielleicht übte das streßfreie, geordnete und enthaltssame Gefängnisleben einen günstigen Einfluß auf die Keimzellen der Knackis aus. Doch das war bloß eine Vermutung. Im übrigen mußte man nicht erst ins Gefängnis gehen, um auf dem Gebiet der Kunstbesamung kriminelle Energie aufzuspüren. Die meisten Tatorte befanden sich in den Arztpraxen. Auch Ärzte waren nämlich in erster Linie zeugungsfreudige Männer, denen allein bei der Vorstellung einer abging, daß Hunderte ihrer Ableger durch die Welt spazierten, für die finanziell irgendwelche Trotteln aufkamen. Die Ampulle mit dem Spenderejakulat brauchte einfach nur gegen die eigene ausgetauscht zu werden, und schon hatte der midlife-crisis-geschädigte alte Sack im weißen Kittel einen neuen Braten in die Röhre geschoben. Ehrfürchtig und nonstop wurde in der Szene zwar das große Wort von der »Kontrolle« geschwungen, doch wie diese praktisch bewerkstelligt werden sollte, wußte niemand so recht. Auch hatte niemand bis jetzt einen Polizeiposten neben einem der Dwar-Gefäße erblickt. Nicht zuletzt stellte die Praxis eine handfeste Gefahr dar. Abgesehen davon, daß es unhaltbar war, wenn ein einzelner Mann die hundertfache Fortpflanzungschance im Vergleich zu seinen Mitbewerbern erhielt, so wußten die solcherart erzeugten Kinder nie, wer ihre Geschwister waren. Es war deshalb keine bloße Panikmache, zu prognostizieren, daß in einer Stadt mittlerer Größe irgendwann Bruder und Schwester, ohne es zu ahnen, geschlechtlich miteinander verkehren würden.

Blieb die Frage, was Angelika, die Moralinsäure, in so einem Misthaufen zu suchen hatte. Ganz einfach: Sie schiieß auf die Moral! »Ich war immer eine Meßpipette – mein Leben lang.«

Der Spruch behielt für sie auch dann seine Gültigkeit, wenn sie die Verderblichkeit ihrer Handlungsweise erkannte, wenn zwischen Empfinden und Tun ein tiefer Graben klaffte. Neugier konnte auch sündigen, und die Machbarkeit des Machbaren sogar zu Freveltaten verführen. Vielleicht nicht unbedingt im Bereich des Erlaubten, aber wenn Angelika sich bloß mit dem Erlaubten abgegeben hätte, wäre sie sich wie bei einem Spiel mit Bauklötzchen vorgekommen.

Die alte Idee von der Jungfernzeugung schwirrte ihr immer noch durch den Kopf, die Art von Fortpflanzung, die den Ausdruck »sich vermehren« tatsächlich verdiente. Und bald schwirrte sie auch durch ihr Laboratorium, aus dem rasch ein Geheimlabor geworden war. Darin arbeitete sie fieberhaft an Entwicklungen, von denen die Öffentlichkeit, selbst wenn sie darüber durch negative Schlagzeilen aufgeklärt wurde, nichts verstand und die sie deshalb bald wieder vergaß.

Zum Beispiel das Klonen, bei dem ein mehrzelliger Embryo zerhackt und dessen Zellerbgut in andere entkernte Eizellen eingepflanzt wurde, so daß jede von ihnen zu einem eigenen, genetisch mit den anderen identischen Föten heranreifte. Oder das Sexing, das es ermöglichte, die Samenzellen vor der Befruchtung zu sortieren, weil männliche und weibliche Spermien unterschiedliche Mengen von Erbgut enthielten, um so das Geschlecht des Kindes zu bestimmen. Oder die Präimplantationsdiagnostik, mit deren Hilfe Embryonen mit Schrottgenen in den Müll wanderten, oder die Keimbahntherapie, bei der nützliche Fremdgene in den Embryo gepflanzt wurden. Freilich feierten die meisten dieser Manipulationen im Tierversuch Erfolge, zumeist bei Experimenten mit Bakterien. Es war aussichtslos, der Versuchung zu widerstehen, wenn man an der Quelle des menschlichen Lebens saß. Sie konnte kaum zählen, wie viele Follikeleier sie während der unzähligen In-vitro-Fertilisationen beiseite geschafft hatte, um sie erst einzufrieren und dann heimlich mit ihnen zu experimentieren.

Das Verbrechen war ein Kinderspiel. Eine Patientin wurde monatelang mit Hormoninjektionen behandelt, so daß in ihren Eierstöcken statt einem gleichzeitig mehrere unbefruchtete Eibläschen, Follikel genannt, heranreiften. Die Follikel wurden nach einem Einstich in den Bauch der Patientin mit einer feinen Nadel direkt aus dem Eierstock abgesaugt. Dabei lag die Frau in Narkose, und selbst Assistenzärzte und Schwestern konnten nicht wissen, was im einzelnen geschah, da nur die Chefärztin mit einem Laparoskop sah, wie viele Eizellen kurz vor dem Eisprung standen, und diese schließlich auch absaugte. Später erzählte Angelika, es wären zwei Follikel herangereift, obwohl es drei oder vier gewesen waren. Sie redete sich gerne ein, daß das Ganze so etwas wie das Frisieren von Bilanzen sei, weil es irgendwie unheimlich clever klang, doch in Wahrheit war es ordinärer Raub.

Dank des immensen Vorrats an diesem Gefriergut würde ihr viele, viele Jahre später auch die ersehnte Kappung der ersten und letzten Verbindung zwischen den Geschlechtern gelingen. Während der eineinhalb Jahre, als sie wegen einer dummen, doch keineswegs besonders besorgniserregenden biologischen Katastrophe wie eine Einsiedlerin in ihrem Institut lebte, vollbrachte sie endlich das Wunder der Jungfernteilung bei einer einzigen menschlichen Eizelle – gerade noch rechtzeitig, wie Historiker(innen) späterer Generationen bestimmt vermerken würden. Daß der ganze Spuk nicht über die achtmalige Teilung der Zelle hinausging, spielte dabei keine Rolle. Künftig würden sich die (weiblichen) Menschen darum reißen, Versuchskaninchen zu spielen.

Damals, zu Beginn der achtziger Jahre, als das Imitieren der Schöpfung noch mühselig erlernt werden mußte, gab es aber nicht nur medizinische Probleme. Obwohl Angelika so etwas wie ein Privatleben kaum kannte, weil die Arbeit sie mit Haut und Haaren verschlang, war eine Miniaturversion davon trotzdem entstanden, hinter ihrem Rücken sozusagen. Es setzte

sich aus raren, aber schönen Momenten der Zweisamkeit zusammen. Etwa wenn man einen heißen Julitag gemeinsam fahrradfahrend verbrachte, oder wenn einem nach einem anstrengenden Arbeitstag liebevoll die Füße massiert wurden. Das Privatleben hatte einen Namen: Hagen. Sie waren mittlerweile seit elf Jahren zusammen und wohnten in einem kleinen Bungalow außerhalb der Stadt, der Angelika von einem Forschungsinstitut kostenlos zur Verfügung gestellt worden war. Natürlich irrten sich diejenigen, die in Hagen wegen seiner lakaienhaften Unterwürfigkeit einen Hund sahen, einen Fiffi in Weißer-Riese-Gestalt. Nein, für Angelika war Hagen wahrhaftig kein Hund – sondern *so etwas Ähnliches* wie ein Hund! Dem Außenstehenden, und wenn sie ehrlich war, auch ihr selbst, fiel es äußerst schwer, seine genaue Funktion in ihrem Leben zu beschreiben. Unbestritten trug er als kompetenter Biologe das Seinige zu den Experimenten bei und verwaltete das Tagesgeschäft. Doch sah man ihn ebenso häufig für seine Herrin Kaffee kochen, sich in exotische Kochbücher vertiefen, um sie abends mit raffinierten Köstlichkeiten zu verwöhnen, oder den Laufburschen spielen, der von der Textilreinigung zum Supermarkt und vom Supermarkt zum Reisebüro hetzte, oder sogar im Büro Socken stopfen. Dabei schien niemandem in den Sinn zu kommen, daß die beiden schlicht und einfach ein perfektes Paar sein könnten – in Anbetracht seines schlurfenden Ganges, der stets drei Meter hinter ihr erfolgte, Angelika allerdings auch nicht.

Wie sehr dieser wunderliche Hagen dennoch längst ein unentbehrlicher Teil ihres Lebens geworden war, merkte sie erst, als er dann verschwand, ihren Befehl, daß er gefälligst verschwinden solle, auch diesmal treudoof ausführte.

Seit Wochen hatte er sich merkwürdig benommen. Er vermied den direkten Blickkontakt mit ihr und schien gehetzt oder vollkommen geistesabwesend, was sie ganz schön irritierte, weil sie bislang den von ihm aufgestellten Weltrekord in Geistes-

abwesenheit für nicht mehr zu brechen gehalten hatte. An einem regnerischen Sonntag, während sie im Arbeitszimmer am Computer mit einem Aufsatz über schonende Hormonbehandlungen kämpfte und ihr gedankenverlorener Knappe in der Küche einen Schokoladenkuchen buk, wurde es ihr schließlich zu bunt. Soweit sie den Tagesablauf richtig rekapitulierte, hatte er bis jetzt drei Worte mit ihr gewechselt. Das war selbst für Hagen wenig.

Sie verließ das verrauchte Arbeitszimmer und ging in die Küche. Hagen saß aufrecht auf einem Stuhl und starrte mit vollkommen leerem Blick auf den Kuchen hinter dem Backofenfenster. Er reagierte nicht, als sie den Raum betrat.

»Was ist los, Hagen?« fragte sie.

»Was?«

Er schien von den thermodynamischen Vorgängen im Backofen gefesselt.

»Was ist mit dir los?«

»Was soll mit mir los sein?«

»Ich kann mich erinnern, daß wir einmal Unterhaltungen geführt haben, bei denen nicht auf jede Frage eine Gegenfrage folgte.«

»Hä?«

»Hagen, mit dir ist doch was. Du bist seit Wochen so unkonzentriert und durcheinander, als stünde dir beim nächsten Vollmond eine Metamorphose zum Werwolf bevor.«

»Wirklich?«

»Ja, wirklich, mein Bester! Gibt es etwas, was ich wissen sollte?«

»Nicht unbedingt.«

Scheiße! Das hörte sich echt alarmierend an.

»Raus mit der Sprache, oder ich backe auch einen Kuchen,

und du mußt ihn dann essen!«

Er räusperte sich – ein Räuspern des Unheils.

»Nun ja ...«, begann er in seiner schwerfälligen Art.
»Eigentlich ist es nicht so wichtig ...«

»Verstehe«, bestätigte sie nervös, weil sich das Ganze nach etwas verdammt Wichtigem anhörte.

»Es, es hat genaugenommen auch nichts mit unserer Beziehung zu tun ...«

Unsere Beziehung? OGottOGott!

»Ja!« zischte sie.

»Was ich damit sagen will, ist, daß sich manchmal Situationen im Leben ergeben können ...«

»... Situationen im Leben ...«

»Wirklich, so blöde Situationen, die eine stabile Partnerschaft wie die unsrige auf keinen Fall gefährden können ...«

»Auf keinen Fall!«

»... die aber, ich weiß nicht wie, doch irgendwie *entstehen*, aus heiterem Himmel sozusagen, wie soll ich sagen ...«

»Ja?«

»Also vielleicht ist es dir ja nicht aufgefallen, weil du mächtig unter Streß standest in letzter Zeit, aber da ist diese Studentin, die uns seit zwei Monaten im Labor bei den Abstrichanalysen aushilft ...«

»Constanze: blond, einsachtzig groß, Wespentaille, Birnenhintern, Brachialmöpse. Kein Wunder, daß sie Biologie studiert.«

»Ja, sie sieht schon komisch aus. Jedenfalls, wie soll ich sagen, wir hatten einige sehr interessante Gespräche miteinander, als du in Genf auf diesem Kongreß warst ...«

Wovon schwafelte der Kerl eigentlich? Glaubte er tatsächlich jemandem, der sich Tag und Nacht mit Fotzen und Schwänzen

und ihrem Inhalt und Zweck beschäftigte, etwas in dieser Beziehung erklären zu müssen? Glaubte er ihr das älteste Lied der Welt vorsingen zu müssen, welches Fremdgehen hieß und für das sie mindestens fünfhundert evolutionbiologische Deutungsmodelle kannte? Einfältiger Hagen, sie hätte angenommen, daß er sie auf diesem Gebiet für bewanderter eingeschätzt hätte.

»Hatte sie etwas Spezielles im Mund, als ihr diese interessanten Gespräche geführt habt?«

»Wie?«

»Fahre fort, Lieber.«

»Okay. Also es blieb nicht bei den Gesprächen. Wir redeten und redeten, und irgendwann lud sie mich zu sich nach Hause ein. Und dort führten wir unser Gespräch weiter und tranken dabei diesen herrlichen Weißwein – ach, wie hieß doch noch dieser Wein?«

»Ich dachte, du trinkst keinen Alkohol?«

»Stimmt. Das muß ich wohl ganz vergessen haben. Jedenfalls, unser Gespräch vertiefte sich immer mehr, und der Wein stieg uns allmählich in den Kopf, und da machte sie noch eine Flasche auf ...«

»... so daß ihr am Ende eine Alkoholvergiftung hattet.«

»Nein, seltsamerweise nicht.«

»Nein?«

»Nein.«

»Sondern?«

»Wir, wir ...«

»Ihr habt das Gespräch auf einer telepathischen Ebene fortgesetzt, während eure Körper die animalische Art der Kommunikation bevorzugten.«

»Ja, so könnte man es ausdrücken.«

Seine Schultern fielen nach vorn, sein Kopf kippte nach unten, der ganze Hagen sackte auf dem Stuhl in sich zusammen, wurde zum personifizierten Schuldbewußtsein. Aber weshalb diese operettenhafte Gewissenspein? Hätte sie ihm verklickert, wie oft sie ihn schon betrogen hatte, wäre er vermutlich auf der Stelle einem Hirnschlag erlegen. Überrascht hatte die Beichte sie schon ein wenig. Sie war bis jetzt der Überzeugung gewesen, daß er eine Art heiliger Franziskus für den Hausgebrauch sei, der nur mit Tieren und ihr sprach und den Rest der Frauenwelt lediglich in Gestalt des glitschigen Zeugs unter dem Mikroskop wahrnahm. Doch die Versuchungen des Satans machten scheinbar selbst vor den letzten Aufrechten nicht halt – falls seine dem Protagonisten die passive Rolle unterstellende Version des Tathergangs überhaupt stimmte. Eifersucht? Nein, jedenfalls nicht so, wie sie hysterische, nudelholzschwingende Hausfrauen erlitten, sondern eher in der würdevollen, ihrem analytischen Intellekt gebührende Weise.

»War das alles?« fragte sie ausdruckslos, um die leidige Geschichte zu einem Ende zu bringen und ihn von seiner lächerlichen Qual zu erlösen.

»Ja«, antwortete er seufzend.

»Na, dann kannst du ja weiter achtgeben, daß dir dein Kuchen nicht wegläuft.«

»Und du bist mir nicht böse?«

»Doch. Aber das legt sich wieder. Außerdem wirst du es ja nicht wieder tun.«

Sie wandte sich ab und wollte ins Arbeitszimmer zurück.

»Da wäre noch etwas«, seufzte er erneut.

»Ja?«

Sie drehte sich zu ihm um.

»Sie ist schwanger!«

Donnerwetter, gleich beim ersten Mal ein Volltreffer! Und das

ohne jede Reproduktionstechnologie. Tja, nicht jeder Frau war es gegeben, mit dem analytischen Intellekt zu arbeiten. Viele arbeiteten geradewegs aus oder besser gesagt mit dem Bauch, der weder Verwachsungen noch Vernarbungen noch Verklebungen aufwies, mit einem tadellosen Bauch eben! Völlig zu Recht, denn der Bauch der Frau *war* die Frau. Mochten sie noch so aufgeregt von Emanzipation, Selbstverwirklichung und Karriere plappern, die neunmalklugen Weiber, in Wahrheit, tief in ihrem weiblichen Ozean, ahnten sie allesamt, wie Glück, die wahre Liebe zu einem Mann und Selbstverwirklichung im urweiblichen Sinne zu erlangen war: über den Bauch!

Aber solche schmerzlichen Erkenntnisse konnten Angelika nicht aus dem Gleichgewicht bringen, nicht wahr? Schließlich handelte es sich bei dem ganzen Fruchtbarkeitsspektakel um ihr tägliches Brot, um eine Erscheinung, die es wissenschaftlich zu ergründen galt, ja genaugenommen um Enzyme, Proteine, Hormone, schlußendlich um Fakten. Nur weil sie unfruchtbar war und es Milliarden von Frauen gab, die sich für die Hagens dieser Welt so überaus fruchtbar feilboten, bedeutete das nicht, daß ihr Verstand aussetzte. Eifersucht? Kein bißchen! Das Wesen der Wissenschaft bestand darin, daß es nicht verurteilte, sondern einfach nur wertfrei erkannte. Jawohl, genauso war das.

»Nun ... ja«, nölte sie, mittlerweile offenkundig von seiner schwerfälligen Art angesteckt, »das, das spielt jetzt auch keine Rolle mehr. Es ändert nichts an unserer, wie sagtest du noch, stabilen Part ... Paß auf den Kuchen auf.«

Sie marschierte ins Arbeitszimmer zurück und vertiefte sich wieder in die Abhandlung über die schonenden Hormonbehandlungen. Sehr wichtige Sache; mußte morgen unbedingt raus. Sie startete den Text auf dem Monitor an. Wo war sie stehengeblieben? Ach ja ...

Sie warf einen Blick auf die roteleuchtenden Ziffern der Digitalanzeige der weißen Radiouhr, die links neben dem Monitor stand. Es war über eine Stunde vergangen, seit sie den

schwangeren Hagen verlassen und diesen einen Satz wie hypnotisiert angeglotzt hatte, ohne den Text auch nur um einen einzigen Buchstaben bereichert zu haben. Irgendwie schien der produktive Fluß zum Erliegen gekommen zu sein. Was hatte sie in dieser Zeit eigentlich angestellt?

Sie erhob sich und kehrte zur Küche zurück. Hagen saß immer noch auf seinem Stuhl und starrte den Kuchen in der Backröhre so andächtig an, als wäre dieser sein in Entstehung begriffener Sproß. Sie machte einen blitzartigen Satz auf ihn zu und verpaßte ihm mit solcher Wucht eine Ohrfeige, daß er vom Stuhl flog. Unglaublich, er überschlug sich bei dem Sturz sogar.

»Verlaß mein Haus!« kreischte sie, so laut, daß es wohl der gesamte Stadtteil mitbekommen haben mußte. »Verlaß mein Haus und komm mir nie mehr unter die Augen!«

Er verließ das Haus und kam ihr nie mehr unter die Augen. Das heißt, zehn Jahre lang nicht. 1989 sah sie ihn in Paris auf einer Tagung der Fortpflanzungsmediziner, begleitet von seiner geliebten Frau Constanze. Er trug einen fein gestutzten Vollbart, sie himmelblaues Dior. Gott, sahen sie fabelhaft aus! In der Zwischenzeit waren sie kaninchenfleißig gewesen und hatten fünf Kinder gezeugt. Nicht zwei, nicht drei – nein, gleich fünf! Nachdem sie dem Paar gratuliert und noch viel Glück für die Zukunft gewünscht hatte, lief sie in die Toilette des ehrwürdigen Traditions-hotels und erbrach sich auf den kunterbunten Mosaikboden, wobei sie gleichzeitig dem Lokus einen gewaltigen braunen Strom dünnflüssiger Art aus ihrem Unterleib anvertraute. Und aufs neue konstatierte sie: Es scherte die Natur einen Dreck, ob ihre Geheimnisse vom Menschen gelüftet wurden oder nicht. Der Mensch mußte trotzdem nach ihrer Pfeife tanzen. Erkenne dich selbst? Schwachsinn! Es nutzte dem Menschen nichts, wenn er sich selbst erkannte.

Nach diesem traumatischen Wiedersehen widmete sich Angelika voller Hingabe der Verwirklichung eines sehr ehrgeizigen Projekts, der Errichtung einer Privatklinik, in

welcher die Reproduktionstechnologie in industriellem Maßstab betrieben werden sollte. Nicht aus Raffgier. Geld bedeutete ihr noch weniger als Ethik, sondern – tja, warum eigentlich? Die Antwort fiel nüchtern und traurig zugleich aus. Sie hatte sonst nichts im Leben. Keinen Mann, keine Kinder, nicht einmal mehr ihre brennende wissenschaftliche Neugier, denn nicht nur, daß sie sich in ihrem Forschungsgebiet hundertprozentig auskannte, sie hatte es sogar zum Teil mitgestaltet. Es ging nur noch darum, Spuren zu hinterlassen. Wenn schon nicht durch die Gene, dann wenigstens durch ins Gigantische gesteigerten Aktionismus. Sie gewann einen verrückten Millionär aus den Staaten für das Vorhaben, und schon ein Jahr nach der Inbetriebnahme des Zentrums kam niemand mehr auf die Idee, die Sache für verrückt zu halten, weil sie siebenstelligen Gewinne abwarf.

Dann aber passierte etwas höchst Sonderbares. Der verrückte Millionär starb. Und mit ihm alle seine Geschlechtsgeossen auf dem Globus. Bereits zu Beginn der Epidemie hatte Angelika erkannt, welche enorme Bedeutung demnächst ihren Hexenkünsten und ihrem schleimigen Schatz in den Gefäßen noch zukommen würde. Zwar hielt man die Krankheit in jenen Tagen noch für heilbar, doch nachdem sie zaghaft angefangen hatte, das Teufelsvirus im hauseigenen Labor zu untersuchen, hegte sie eine böse Ahnung.

Verwunderlicherweise kam dennoch zunächst einmal alles anders, als sie erwartet hatte. Statt daß sich vor den Toren der Klinik kilometerlange Schlangen von Frauen bildeten, die in Ermangelung lebendiger Erzeuger nach der Begattung aus der Konserve gierten, flaute selbst das normale Patientinnenaufkommen nach und nach ab, bis schließlich die Dame am Empfang den Besucherverkehr mit Null beziffern und sich selbst in die Arbeitslosigkeit entlassen mußte. Angelika erwog, das miese Geschäft durch Fernseh-Werbespots anzukurbeln, kam jedoch zu dem Schluß, daß es eher eine makabre als geschäftsfördernde Wirkung haben könnte, und verwarf die Idee

gleich wieder. Allmählich begriff sie, daß bei einer Tragödie dieser Dimension die Frauen ans Kinderkriegen zuletzt dachten, falls sie zum Denken überhaupt noch in der Lage waren. Sicherlich würde die Massendepression noch einige Zeit andauern, doch wenn die Akklimatisierung an die veränderten Umstände einmal erfolgt wäre, würde der Wunsch nach Fortpflanzung um so explosiver aufbrechen. Bis dahin würde sich das Gynäkologische Institut für Insemination und In-vitro-Fertilisation allerdings in ein Dornröschenschloß verwandelt haben und Angelika in ein Dornröschen mit Gehbehinderung und akuter Alzheimer.

Eine andere Fehlprognose traf sie härter, erschütterte vollkommen ihr Selbstbewußtsein. Der Normalsterblichen konnte man es kaum übelnehmen, daß sie in dieser desolaten Lage keinen Gedanken an die Brisanz der Reproduktionstechnologie verschwendete, das heißt, Angelikas geheiligtes Werk nicht zu würdigen wußte. Aber was war mit der Regierung? Was war mit all den Schlauköpfen, denen Macht verliehen worden war, damit sie gerade in Zeiten der Unsicherheit nicht kopflos reagierten, sondern den Blick kühl über das Chaos hinweg auf die wesentlichen Dinge richteten und Vorsorgemaßnahmen für den weiteren glücklichen Fortbestand des Volkes, in diesem Falle der menschlichen Rasse trafen? Sie hatte damit gerechnet, daß die Armee ihr angesichts der Besonderheit der Krankheit gleich eine Kompanie ins Haus schicken und ihre »Jungs« beschlagnahmen lassen würde. Großer Gott, sogar Samenkörner von Pflanzen, die vom Aussterben bedroht waren, wurden von Staats wegen eingedost und in Panzerschränke eingeschlossen, damit der Naturvielfalt ja nichts verlorenginge. Als begeisterte Leserin von diversen Agententhrellern war Angelika immer davon ausgegangen, daß jede Regierung irgendwelche geheimen Truppen hatte, die den lieben langen Tag nichts anderes taten, als Staatsfeinde abzumurksen und brisante Gegenstände in ihren Besitz zu

bringen, die zu rauben einfach der Volksegoismus rechtfertigte. Aber nix! Nicht einmal ein einsamer Polizist klingelte an der Tür und fragte, ob die Saat der Menschheit auch ausreichend geschützt sei, und wenn nicht, ob man zur angemessenen Bewachung ein paar Sicherheitsposten abstellen solle. Aus keinem Ministerium kam ein Anruf, in dem nach Menge, Qualität und Verwertbarkeit des inzwischen kostbarsten Guts auf Erden gefragt wurde.

Zugegeben, der Staat war bislang zum überwiegenden Teil ein männliches Gebilde gewesen, und die nach dem Dominoprinzip ins Grab stolpernden Herren Politiker scherte es wohl einen Dreck, wie die Weiber nach ihrem Ableben mit ihrer verfluchten Fortpflanzung zurechtkamen. In ihrem morbiden Fatalismus hofften sie vielleicht sogar, daß mit ihrem Ende *alles* enden möge. Doch wo steckten die Politikerinnen, die zwar gewiß in der Minderheit waren, aber unbestreitbar existierten? Zerbrachen sie sich über dieses Thema nicht den Kopf? Warum handelten sie nicht und stellten die Quelle zukünftiger Menschengenerationen unter staatliche Obhut? Und um das Maß der Horrorvisionen voll zu machen, befürchtete denn niemand, daß irgendein Irrer, ein finsterer Terrorist vielleicht oder ein in den letzten Zügen liegender Frauenhasser, eine Bombe in das Spermareservoir jagen könnte?

Angelika hatte diesbezüglich eine Theorie. Frauen lebten im Gegensatz zu Männern stets in der Gegenwart. Deshalb waren sie auch immer ein wenig glücklicher als Männer, denen der ständige Konkurrenzkampf und ihr Handicap, nicht schwanger werden und sich so zumindest einen Funken von Naturverbundenheit bewahren zu können, nur die trügerische Aussicht auf ein Glück in der Zukunft gestatteten. Beide Denkweisen hatten ihre Defizite. Die letztere bedeutete fortwährenden Druck und Genußunfähigkeit, lediglich gemildert durch hohle Freuden, es zu etwas gebracht zu haben oder etwas seinen Besitz nennen zu dürfen, und sei es auch so etwas

Dämliches wie ein Auto oder ein Fußballpokal, den ein paar Männer stellvertretend für alle Männer gewannen. Die Lebensanschauung des Weibes sah allerdings auch nicht besser aus. Es gab darin kein längerfristiges Planen, keine Innovation, schon gar keine technische, zumindest nicht im quantitativen Sinne, und keine ernstzunehmende Analyse darüber, wie Wohlstand entstand. Frauen nahmen alles für gegeben hin. Wenn sie telefonierten, gingen sie automatisch davon aus, daß die Welt derart gestaltet sei, daß darin die Errungenschaft des Telefons gleich bei der Genesis mit erschaffen worden sei. Und wenn sie ein Kind gebaren, dachten sie in keiner Weise an die Kosten, die es bis zu seiner Erwerbsfähigkeit verursachen würde, sondern einzig und allein an die Glücksmomente mit ihm. Im Gegensatz zu Vätern! Deshalb, so mutmaßte Angelika, waren die Politikerinnen der Welt nun in der Stunde der Bedrängnis eher mit Schadensbegrenzung und Hilfsmaßnahmen beschäftigt, als ganz nach Männermanier das Leiden zu ignorieren, den Blick nach vorne zu richten und das Allerwichtigste in der Zukunft jetzt in der Gegenwart anzugehen.

Aber, und dieses Aber tröstete Angelika ein wenig, früher oder später würden sie doch zu ihr kommen, kommen müssen, die sogenannten Verantwortlichen, die, die etwas zu sagen haben würden, die Herrscherinnen von morgen. Denn ein Regime, das den Frauen, wohlgermerkt erwachsenen Frauen, das Spielen mit Puppen nicht gewährleistete, konnte kaum auf Dauer Bestand haben. Der Kinderwunsch, das Kinderkriegen und das Kinder-aufziehen, aus dieser Dreieinigkeit allein ließ sich für das Weib Motivation und Lebensperspektive gewinnen. Wenn Frauen freie Hand bei der Gestaltung der Welt hätten, bestünde die menschliche Rasse aus Grasfressern und Säuglingen. Eine Politik, die den weiblichen Bauch unberücksichtigt ließ, war von vornherein zum Scheitern verurteilt. Ganz im Gegensatz zu einer reinen Männerwelt. Darin hätte es für das Wohlbefinden

der Bürger schon ausgereicht, eine mechanische Fickpuppe auf den Markt zu schmeißen oder in Aussicht zu stellen, daß man demnächst gegen das Nachbarland Kriege führen würde.

So mußte Angelika tatenlos zusehen, wie eine Mitarbeiterin nach der anderen die Kündigung einreichte oder einfach nicht mehr zur Arbeit erschien – die männlichen Kollegen schieden auf biologische Weise aus –, bis sie eines bizarren Tages die Feststellung machte, daß sie der Robinson Crusoe einer großen medizinischen Insel geworden war. Anstatt aber die Einsamkeit zu verteufeln und sich mit anderen alleinstehenden Frauen in städtischen Ballungsgebieten zu Notgemeinschaften zusammenzutun, fügte sie sich in ihr Schicksal und entschied sich gewissermaßen zu einer kreativen Isolation. In diesen eineinhalb Jahren wachte sie wie eine Löwenmutter über den Tiefkühlschlaf ihrer »Jungs«, sei es auch nur dadurch, indem sie die immer öfter zum Einsatz kommenden Notstromaggregate wartete, trieb ihre dämonischen Versuche der menschlichen Jungferzeugung voran und erforschte gründlich das Yang-Virus. Das Eremitendasein empfand sie dabei keineswegs als ein Kreuz, das sie jeden Tag durch die verödeten Flure der Anlage schleifen mußte. Denn einerseits hatte ihr auch vor dem Ausbruch der Seuche nicht gerade das Etikett der Stimmungskanone angehaftet – ihr letzter guter Fick (oder war es ein schlechter gewesen?) lag schon etwa zehn Jahre zurück, von geschlechtsneutraler Geselligkeit ganz zu schweigen. Und andererseits wußte sie mit der Gewißheit eines Mathematikers, daß sie, wer auch immer sie sein würden, ihrer Küche bald einen Besuch abstatten würden. Danach, fürchtete sie, würde sie sich um ein bißchen Alleinsein prügeln müssen.

Anfang November stellten sich schließlich die ersten Vorboten für die Richtigkeit ihrer Hypothese ein. Ein psychopathischer Kampfpilot düste in einer Militärmaschine kreuz und quer über den Kontinent und bombte scheinbar wahllos namenlose Gebäude in Schutt und Asche. Angelika, die sich über die

Untaten dieses Verrückten eher im Vorbeigehen aus dem Radio informierte, begann erst aufzuhorchen, als die erwähnten Namen der zerstörten Orte allmählich einige verrostete Glöckchen in ihrem Gedächtnis zum Klingen brachten. Vor ein paar Jahren hatte sie für die Ärztekammer eine Adressenliste der Praxen und Institute für die künstliche Fertilisation im In- und Ausland erstellt. Wenn sie sich nicht irrte, handelte es sich bei sämtlichen Angriffszielen um medizinische Einrichtungen dieser Art. Was zu der grausamen Schlußfolgerung führte, daß früher oder später auch sie an die Reihe kommen würde.

Falsch! Sie kam nicht an die Reihe. Nicht beim elften und nicht beim einundzwanzigsten und nicht beim einundsiebzigsten Mal. Wenn es aber dem Todesvogel, der offenkundig ein großer Kenner dieser speziellen Geschäftsadressen war, lediglich darum ging, das Saatgut künftiger Generationen zu vernichten, hätte er sich sie als erste vorknöpfen müssen. Denn sie verfügte über das meiste »Material«, besaß die ausgereifteste Technologie. Das Gegenteil geschah. Selbst unbedeutende kleine Praxen irgendwo in Portugal, die einst an der künstlichen Befruchtung eher rumgedoktert als sie wirklich angewandt hatten, erschienen dem Bomberpiloten als lohnendere Ziele. Wenn man an die Sache mit scharfsichtiger Analyse heranging, hätte man sogar den Verdacht schöpfen können, daß hier durch das systematische Ausradieren der übrigen Spermadepots eine Monopolisierung zugunsten von Angelikas Institut stattfand. Die Quintessenz dieser Überlegungen lautete deshalb, daß entweder ein einzelner Staat mittels der künstlich knapper gemachten Ware seine Bürgerinnen in Zukunft in einer Art biologischer Leibeigenschaft zu halten gedachte oder aber eine verbrecherische Gruppe mit ähnlicher Strategie finstere Pläne verfolgte. Weibliche Mafiosi in einem Weltuntergangsszenario? Angelika war es einerlei. Sie würde jeder Herrin ihre Dienste anbieten, bot sich ihr doch dadurch die Gelegenheit, an der Macht zu partizipieren und so Spuren zu hinterlassen.

Dann erhielt sie doch ein Überlebenszeichen von der Regierung. Das Ministerium für Familie und Soziales, merkwürdig genug, bat sie über Fax um einen verbindlichen Befund zum Todesvirus. Angelika faxte ihre Untersuchungsergebnisse umgehend zurück, und danach schien es wieder so, als würde ihre Einsiedelei noch eine Ewigkeit dauern. Aber sie täuschte sich. Nur ein paar Wochen nach dem einzigen Außenkontakt, am vierundzwanzigsten Dezember um genau zu sein, der in der alten Welt Weihnachten geheißen und an dem es noch etwas zu feiern gegeben hatte, veränderte sich ihr Leben sowie das Leben aller auf der einen Hälfte des Globus auf eine im wahrsten Sinne des Wortes epochale Weise. An diesem Tag stand sie am späten Vormittag auf und bereitete sich ein fürstliches, das heißt höchst ungesundes Frühstück in der Küche zu, dessen vor Fett triefende Zutaten sie im monatlichen Zyklus bei den umliegenden Bauernhöfen gegen Medikamente, meist Schmerz- und Betäubungsmittel, eintauschte. Als ahnte sie die Besonderheit des Tages, begab sie sich sodann nicht wie gewöhnlich in die Labors, sondern direkt nach oben in ihr geräumiges Büro, wo ihr das Panoramafenster eine ungehinderte Sicht auf die Seelandschaft erlaubte. Ohne es sich richtig eingestehen zu wollen, witterte sie eine Spannung in der Luft, so als stünde etwas Umwälzendes bevor. Als müsse sie den nutzlosen Aufenthalt im Büro vor sich selbst rechtfertigen, vertiefte sie sich deswegen in den ihr bis ins letzte Detail bekannten Bericht an das Ministerium, in der illusorischen Hoffnung, vielleicht diesmal auf brandneue Erkenntnisse zu stoßen. Während dieser fruchtlosen Beschäftigung steckte sie sich eine Filterlose nach der anderen an, begnügte sich später zum Mittagessen mit noch mehr Filterlosen und unterbrach alle fünf Minuten die unkonzentrierte Leserei durch eine zu noch mehr Ablenkung verleitende Aktion. Sporadisch linste sie durch den riesenhaften, grünen Feldstecher, den vor Urzeiten ein Kollege, ein fanatischer Jäger, zur Beobachtung des Wildes mitgebracht

hatte. Dabei erlag sie der Selbsttäuschung, daß allein die sich vor ihr ausbreitende verschneite Naturpracht ihre Aufmerksamkeit fesselte. Der gefrorene, im Sonnenlicht kupfern leuchtende See, das Wattebausch-Gebilde des Waldes rundherum, der kaltblaue Himmel, der hin und wieder gönnerhaft eine stahlgraue Wolkenformation vorbeiziehen ließ, das eine oder andere Reh, das ängstlich seine Nase aus dem weißgepuderten Dickicht schob, dann jedoch wieder mutlos darin verschwand, und schließlich der von ihr aus überblickbare Teil der Parkanlage, der sie in dieser schneeverpappten Gestalt an ein ordentliches Stück Hochzeitskuchen erinnerte: Das allein sollte also der Grund sein, weshalb sie hier seit Stunden ausharrte und wie eine Rettungsschwimmerin ohne einen Tropfen Wasser jede kleinste Bewegung in der Gegend im Auge behielt? Quatsch! In Wahrheit wartete sie auf die Eindringlinge. Eindringlinge, die sie von etwas erlösen würden. Von was, wußte sie selbst nicht so genau. Vielleicht von ihrer Einsamkeit, ihrem und ihrer »Jungs« Dornröschenschlaf. Vielleicht von der tödlichen Untätigkeit, zu der sie verurteilt war, solange die Frauen in Apathie verharrten und den Abbau des kostbarsten Erzes ihrer morgigen Welt verweigerten. Vielleicht von dem immerwährenden Schmerz, der erst Linderung erhielt, wenn ihre eigene Unfruchtbarkeit durch eine milliardenfache Befruchtung einen Sinn bekäme.

Und sie kamen, die Eindringlinge. Nicht als geschlossene Gruppe, wie sie es erwartet hatte, und nicht in Frieden. Sie alle kamen in Angelikas Küche, die sie deshalb so nannte, weil für sie die Herstellung von Leben der Zubereitung eines Gerichts entsprach. War es gelungen, freute man sich für eine Weile darüber, und war es mißglückt, schmiß man es einfach weg.

Showdown

Nach der denkwürdigen Begegnung war eine quälende Ratlosigkeit eingetreten. Helena fiel beim besten Willen nicht ein, was sie mit der betörenden Einbrecherin anfangen sollte. Abgesehen davon, daß das Telefon tot war, hätte im Falle eines Notrufs eher der Heilige Geist der Mühle seine Aufwartung gemacht als eine Streifenwagenbesatzung. Auch die Unbekannte in ihrem scharlachroten Satinkleidchen schien nicht weiterzuwissen. Sie stand im trüben Licht des Kellers nur da und bemühte sich, ihre starre Pose mit der über den Kopf hochgestemmt Spitzhacke wie von Helena befohlen beizubehalten. Dann jedoch verließen sie ihre Kräfte.

»Jetzt ist Schluß, Schätzchen! Entweder mußt du mir irgend so ein verbotenes Dopingmittel zum Muskelaufbau verabreichen oder mich erschießen«, schnaufte sie, ließ die Arme sinken und die Spitzhacke in das von ihr aufgeschlagene Loch im Betonboden fallen.

Helena, die die Uzi weiterhin mit solch verbissener Miene auf die Fremde gerichtet hielt, als konkurriere sie mit der Hauptdarstellerin einer Pekingoper, überlegte, welch gebührende Vergeltung diese Provokation erforderte. Was tat man mit jemandem, der sich nicht von einer Waffe abschrecken ließ? Was tat man überhaupt mit einer Person, die bei fünfzehn Grad unter Null angezogen war wie zu einem Kasinoauftritt, in fremden Kellern nach Gott weiß was für ollen Gebeinen buddelte und die, in flagranti ertappt, ihre Freiheit mittels eindeutiger Angebote in der internationalen Flittchensprache erkaufen wollte? Nun, wäre sie ein Mann gewesen (und nach fast eineinhalbjähriger Einsiedelei hegte sie gewisse Zweifel an ihrem Geschlecht), hätte sie das einzig Richtige getan und diese ... Ach du lieber Himmel, was für ein abscheulicher Schmutz

zog da durch ihre Hirnwindungen! Versuchte sie infolge der chronischen Abwesenheit der Herren deren Gedanken zu imitieren? Oder hatten die sexuellen Entbehrungen, die, wie sie mittlerweile glaubte, schon ein halbes Jahrhundert währten, derart überhandgenommen, daß sich jeglicher neue Impuls aus der Außenwelt allein in diese eine Richtung interpretieren ließ?

»Was suchst du hier?« wollte Helena schließlich wissen, weil sie sich nicht zu einer rabiaten Vorgehensweise, eigentlich zu gar keiner bestimmten Vorgehensweise entschließen konnte.

»Was ich hier suche? Du wirst es mir nicht glauben, liebe Helena, aber ich suche nach Gold!«

Die Fremde mit dem Engels Gesicht brach in ein so gewaltiges Gelächter aus, daß sie sich mit beiden Händen den Bauch festhalten und sich dabei krümmen mußte. Dann ließ sie sich auf den dunkelbraunen, offenkundig sehr kostbaren Pelzmantel fallen, den sie zu Beginn ihrer Schürfarbeit zu Boden geworfen hatte, und gackerte wie von Sinnen fort. Inzwischen schien die große Gleichgültigkeit von ihr Besitz ergriffen zu haben. Neben ihrem Kopf funkelte die nickelbeschlagene Pistole, die in ihrem erlesenen Design wie die ganze wunderliche Erscheinung ihrer Besitzerin einen grotesken Kontrast zu dieser Kellersituation darstellte. Helena ließ sie gewähren. Wankelmut hin, Wankelmut her, sie würde nicht einen Augenblick zögern, die Kichererbse in einen Blutspringbrunnen zu verwandeln, wenn sie auch nur die Andeutung einer Bewegung in Richtung der Waffe wagte. Da bereitete ihr die Frage, woher sie ihren Namen kannte, mehr Unbehagen.

»Sobald du dich von deinem Lachkrampf erholt hast, wirst du mir einiges beichten müssen.«

»Nein!«

Die Einbrecherin hörte abrupt zu lachen auf, reckte den Kopf in die Höhe und setzte eine kindische Trotzmiene auf.

»Und warum nicht, wenn man fragen darf?«

»Ich habe seit drei Tagen keinen einzigen Bissen mehr bekommen. Du kannst mich besser mit einem Stück Brot zum Reden bringen als mit deinem albernen Ballermann.«

»Kaninchen!«

»Kaninchen?«

»Ein Tier, das sich streng vegetarisch ernährt, was jedoch kaum Anerkennung findet. Besonders bei jenen nicht, die einen Knüppel zur Hand haben.«

»Das glaube ich einfach nicht. Du, du hast, du willst mir ...«

»Die Spezialität des Hauses ist es, das Fleisch mit kleinen Löchern zu versehen und darin ganze Knoblauchzehen zu versenken, bevor es in den Ofen kommt. Außerdem bepinsele ich den Braten zwischendurch mit einer pikanten Gewürztunke, die schon Oma ...«

Das war zuviel. Der unerwartete Gast wurde schlagartig blaß, verdrehte die Augen und fiel dann in Ohnmacht.

Um Mitternacht war die Farbe wieder in Liliths Gesicht zurückgekehrt – unter *anderem* eine Folgeerscheinung des Bordeaux', von dem sie bis dahin fast eine ganze Flasche geleert hatte. Vorher hatte Helena sie aus ihrem Koma geholt, sie von ihrem spärlichen Fummel befreit und mit einem extradick gefütterten grauen Trainingsanzug versorgt. Danach hatte sie vor ihren ungläubigen Augen dem bereits am Morgen in den Kaninchenhimmel verabschiedeten Tier das Fell über die Ohren gezogen und es auf die deftig provenzalische Art für den Ofen präpariert. Mit frisch gefärbter, wie das Plastikhaarteil einer Puppe im schwarzen Kunstglanz erstrahlender Frisur, das Gipsbein nach Piraten-Holzbein-Manier auf einem Schemel plazierte, sah sie eine Stunde später zu, wie Lilith einen ganzen Braten innerhalb weniger Minuten verschlang. Sie befürchtete schon, daß sie sich auch noch die sauber abgeschabten Knochen einverleiben würde, bis die Ausgehungerte urplötzlich von einem infernalischen Durchfall ereilt wurde, der sich über den

ganzen Abend hinzog und nur durch die Verabreichung von noch mehr Rotwein zum Abklingen gebracht werden konnte.

Mit dem Wein löste sich Liliths Zunge. Sie erzählte Helena alles. Von ihrer trostlosen Teenagerzeit, in der ihr die einzige Schwangerschaft zuteil geworden war, wie es mit der Hurerei so schäbig angefangen und wieder genauso schäbig geendet hatte, schließlich von Oskar und dem vielen Gold und davon, daß sie sie dafür um ein Haar umgebracht hätte. Helena bedurfte des Feingefühls eines Krebsdiagnostikers und der Geduld eines Schwerbehindertenpädagogen, um Lilith schonend beizubringen, daß ein Dummbbeutel ihres Kalibers mit dreißig Goldbarren etwa soviel anfangen könne wie ein Analphabet mit einer Gutenberg-Bibel. In der alten Welt, in der eine florierende Infrastruktur der Kriminalität existiert hatte, wäre sie vielleicht an einen Hehler geraten, der ihr das Zeug unter günstigsten Umständen für ein Fünfzigstel seines Marktwertes abgenommen hätte. Da hätte sie noch Gott dafür danken müssen, denn eine Ahnungslose wie sie hätte bei solch einem zwielichtigen Millionen-Deal nicht nur leicht den Schatz, sondern auch das Leben verlieren können. So wie es aussah, hatte dieser neunmalkluger Juwelier seine angebotene Stammnutte für einen ebenso trickreichen Ganoven gehalten wie sich selbst. Liliths Glück, daß es niemanden mehr auf Erden gab, der jemanden wegen dreißig Goldbarren umbringen würde – eher schon wegen einer Rinderhälfte!

»Weshalb gehst du nicht in den Keller und überprüfst den Wahrheitsgehalt meiner Worte? Oder gehst hinaus und schaust, ob da im Feld verborgen tatsächlich ein Ferrari steht?«

Lilith lümmelte sich auf dem Schafsfell vor dem alten Gußeisenofen-Monster und schien sich, abgefüllt, gesättigt und schon wieder leer, zum ersten Mal seit langer Zeit richtig gut zu fühlen. Bisweilen sah man hinter den Scheiben, wie durch die Luft wirbelnde einsame Schneeflocken von dem finsternen Blau der Eislandschaft verschluckt wurden. Der Frost draußen, die

Wärme drinnen, Kerzenschein, der den domartigen Bauch der Mühle in ein augenschmeichelndes Dämmerlicht tauchte, das behagliche Knistern im Ofen, Glenn Gould aus dem Ghetto-Blaster und nicht zuletzt die Barmherzigkeit des Bordeaux', das alles beschwor die Gemütlichkeit alter Tage herauf – damals, als aus saisonalen Besonderheiten geborene Stimmungen den Gleichklang in der Welt widergespiegelt hatten.

Helena steckte sich eine Zigarette an und nippte dann am Wein. Irgendwie hatte sie die dunkle Ahnung, daß sie diese süße Verbrecherin nie mehr loswerden würde. Hoffentlich! war darauf der nächste Gedanke.

»Ich glaube nicht, daß du lügst. So einen Quatsch würde sich kein normaler Mensch ausdenken.«

»Ich bin nicht normal. Wie wär's, wenn wir uns das Gold einfach teilen? Dann hätte jeder von uns fünfzehn Barren. Ein faires Geschäft, findest du nicht?«

»Wie wär's, wenn ich dich einfach abknalle? Dann hätte ich das Doppelte.«

»Stimmt, aber das wirst du nicht tun.«

»Wieso nicht?«

»Weil du einsam bist.«

»Wie du!«

»Ja«, hauchte Lilith trübsinnig und vergrub das Gesicht in ihren Händen. »Ich bin der einsamste Mensch auf Gottes Erden. Eigentlich war ich es immer schon, doch ich wollte es nicht wahrhaben. Ich dachte, so ist das Leben ... so ist das Leben.«

Helena bemerkte, daß ihr Kopf zu zittern anfang, und zunächst hatte es den Anschein, als massiere sie sich vor Müdigkeit das Gesicht. Dann jedoch hörte sie das jämmerliche Wimmern und Schluchzen und immer wieder das wie eine ritualisierte Klage klingende: »... so ist das Leben ... so ist das Leben ...«

Die beiden Frauen schliefen in dieser Nacht miteinander. Sie

lagen gemeinsam unter einer Decke, und sie wagten ein neuartiges Experiment. Aber nicht die blanke Lust trieb sie zu diesem Akt, ja nicht einmal Liebe, sondern das brennende Verlangen nach Geborgenheit. Dieser Winter war auch im emotionalen Sinne ein harter Winter gewesen. An den Schultern derer, die gegangen waren, hatte man sich nie so richtig ausweinen können. Und die, die geblieben waren, unterwarfen sich weiterhin einem Rollenkodex, der wahre Nähe verbat. So gab es Legionen von Körpern, die ihre Körperlichkeit aus Scham oder Angst verbargen, so wie Fische in einem unüberschaubaren Schwarm stets darauf achten, den Nachbarn nicht zu berühren. Und obgleich jede einzelne Frau wußte, daß sie früher oder später diesen Schritt würde tun müssen, trauten sich vorläufig nur die wenigsten, über ihren Schatten zu springen. Die Folge war eine seelische Dürre, bar intimer Berührungen, Zärtlichkeit, sexueller Befriedigung und letztendlich Geborgenheit, die nun einmal am besten körperlich zu vermitteln ist.

Helena und Lilith hatten sich nicht vorgenommen, so zu handeln, als sie sich zu später Nachtstunde betrunken ins Bett gerettet hatten, nachdem Kerzenschein und Ofenglut gleich Dienern, die sich nach getaner Arbeit dezent zurückziehen, erloschen waren. Plötzlich war es da, die Idee, das Gefühl, der Wunsch; es schwebte im Raum, durchdrang den Verstand und die Sinne. Sie umarmten sich gleichzeitig, gaben sich einander hin. Und obwohl sie bis dahin jeweils unterschiedliche Erfahrungen mit dem Sex gemacht hatten, spürten beide Frauen die Reinheit des ersten Males. Etwas Vergangenes wurde ad acta gelegt, etwas vollkommen Neues tat sich auf. Sie streichelten, rieben, massierten, leckten und küßten sich, nicht wie Männer es taten, sondern wie Männer es hätten tun sollen. Aber auch dieser Gedanke verschwand schnell. Es folgte eine Vertiefung in nachgiebiges Fleisch und feuchte Öffnungen. Es drängte und zerrte, Finger kitzelten geschickt an Stellen, die vor

Wollust so hart wurden, daß sie schmerzten; die Berührungen und die Griffe erfolgten blind, weil der Leib der anderen so vertraut war wie der eigene, und ehe man sich versah, hatte man die Grenze überschritten, befand man sich am anderen Ufer, im Land »Verboten«. Stand dabei trotz all der Wonne ein Gespenst zwischen ihnen? Ein Gespenst namens Mann etwa, das Gespenst Etwas-Fehlt? Ja, das tat es. Doch man konnte auch mit Gespenstern leben.

Am nächsten Morgen hoben die Frauen im Keller Oskars Schatz aus. Zuvor hatte Lilith mittels einer verrosteten und nur bedingt funktionsfähigen Gartenschere Helenas Gips geknackt, das Bein freigelegt und die Rekonvaleszentin zu Gehübungen ermuntert. Sie humpelte noch ein wenig, aber es ging – und wurde immer besser. Keuchend und fluchend schleppten sie sodann die dreißig Barren, die trotz ihres jahrelangen Erdschlummers immer noch verlockend funkelten, wenn man sie anritzte, in die Mühle hoch. Doch als sie sie endlich mitten im Raum zu einer unförmigen Pyramide aufgetürmt hatten, mußten sie verärgert feststellen, daß es nirgendwo ein geeignetes Versteck gab. Also schleppten sie die Barren unter noch mehr Gekeuche und Gefluche wieder in den Keller, versenkten sie in derselben Grube, aus der sie sie herausgeholt hatten, und schütteten die Grube mit derselben Erde wieder zu, die sie herausgeschaufelt hatten.

Nach dieser Zeitverschwendung schlugen sich Helena und Lilith durch das verschneite Kornfeld einen Weg zum Ferrari frei. Beide hatten den Entschluß gefaßt, bis auf weiteres zusammenzuwohnen, wobei jede von ihnen vermied, diesen Entschluß explizit zu begründen. Mit dem Wagen wollten sie zur Villa in die Stadt, um Liliths Habseligkeiten einzusammeln. Aber auch dieses Vorhaben entpuppte sich als eine unsinnige Angelegenheit. Denn als sie sich bereits vierzig Kilometer von der Mühle entfernt auf der Bundesstraße befanden, rückte Lilith aus heiterem Himmel mit einem recht merkwürdigen Geständnis

heraus:

»Ich will dich ja nicht auf die Palme bringen, aber offen gesagt fällt mir kein einziger Grund ein, weshalb wir dieses Hurenhaus aufsuchen sollten.«

»Ich dachte, wir wollen deine Sachen abholen. Kleider und die ...«

»Ich habe keine Kleider. Nur Fummel. Könnte glatt in einem Zirkus auftreten damit.«

»Und Wertgegenstände?«

Lilith lachte bitter.

»Den wertvollsten Gegenstand trägt unsereins zwischen den Beinen!«

»Gibt es denn gar nichts, was du dort gelassen hast und unbedingt wiederhaben möchtest?«

»Doch – meine Jugend!«

Auf dem Rückweg sprach sie kein einziges Wort, und Helena las aus ihrem bekümmerten Gesichtsausdruck, daß sie sich im Geiste wie ein unbestechlicher Historiker durch jedes einzelne verlorene Jahr hindurchquälte, Akte für Akte, Grab für Grab. Eine recht deprimierende Geschichte, wie es den Anschein hatte. Als sie wieder die Mühle erreichten, es war schon Abend geworden, wollte sie ihr deswegen mit ihren bescheidenen Mitteln Trost spenden. Nachdem sie gemeinsam die Tiere gefüttert hatten, schmiß sie im Dachgeschoß den klapprigen Boiler an und ließ heißes Wasser in den faßartigen Bottich einlaufen. Eine Handvoll erlesenes Badesalz (Rosenaroma), das sie sich für Kosmetik-Notzeiten zurückgelegt hatte, eine kostbare Cremeseife (geklaut), ein Riesenbecher Tee mit Rum und die anheimelnde Holzbehaglichkeit der wie von einem gütigen Spielzeugmacher konstruierten Mühlenmechanik sollten Lilith den finalen Schnitt mit ihrer Vergangenheit erleichtern. Helena wußte, daß es in dieser Vergangenheit nichts gegeben

hatte, das zu betrauern lohnte. Doch sie wußte auch, daß der geistige Schlußstrich unter einer schlechten Vergangenheit einem mehr zu schaffen machen konnte als der unter einer guten.

Lilith entfaltete als Badewannennixe ihre wahre Anmut, so sehr, daß der Anblick Helena benommen machte. Der kupferrote Glanz ihrer Locken schien sich durch die Raumfeuchtigkeit intensiviert zu haben; die Haare funkelten gleißend, als wären sie mit einem metallischen Staub besprüht. Das strahlende Azurblau ihrer Augen spiegelte sich selbst in der Wasseroberfläche. Und ihr Körper, ein porzellanhäutiges, verführerisch geformtes Kunstwerk mit einem rotbrennenden Busch in seinem Zentrum, schien sich im Wasser in ein autonomes Fabelwesen der Begierde zu verwandeln.

Helena, die sich lediglich ein Badetuch umgewickelt hatte, strich mit dem schäumenden Schwamm zärtlich über ihren Rücken, während sie der unangenehmen Frage nachging, ob ihr eigenes Interesse an diesem Schmuckstück sich tatsächlich so sehr von dem jener unzähligen Männer unterschied, die ebenfalls die Ehre gehabt hatten, es zu besitzen. Gerne hätte sie sich die Antwort gegeben, daß dem nicht so sei, daß sie nach all der Zeit der Einsamkeit einfach froh über eine Freundin wäre, daß Lilith ihr Mitleid erzeuge, daß sie praktisch dächte und zwei Frauen in der Wildnis für ungefährdeter hielte als eine. Helena hätte sich gern geantwortet, daß die fleischliche Gier in diesem Zusammenhang schon deshalb keine Rolle spielen könne, weil sie ja nicht lesbisch sei und das, was geschehen war und noch geschehen würde, in einer männerlosen Welt nun einmal zwangsläufig vorkäme. Sie hätte sich so gerne versichert, daß sie sich nicht in eine Frau verliebt habe. Doch die Wahrheit war: Sie wußte es nicht in letzter Konsequenz.

»Hör zu, du Luder, falls du glaubst, wir würden auch die künftigen Abende mit Badeorgien und dem Verschlingen von knoblauchgefüllten Kaninchen verbringen, hast du dich

getäuscht. Wir werden arbeiten. *Sehr hart* arbeiten!«

Lilith tauchte auf die Schelte hin mit gespielt ertappter Miene ins Wasser, um Sekunden später als ein Schaumball wieder hochzukommen.

»Nichts lieber als das. Glaub mir, ich wünsche mir nichts mehr, als harte körperliche Arbeit zu verrichten. Die Felder bestellen, die Tiere versorgen, mit dir auf die Jagd gehen, Kühe melken ...«

»Kühe melken? Bist du jetzt vollkommen übergeschnappt? Wer redet denn von dieser Kuhmist-Idylle! O Gott, ich habe dieses gesunde Landleben so satt, daß ich schon davon träume, wie ich meinen Kopf in einen qualmenden Fabrikschlot hineinstecke. Ich bin intellektuell total ausgehungert; im nachhinein erscheint mir sogar das Erraten der Sprüche bei ›Glücksrad‹ als die reinste Intellektualität. Wenn meine weitere Zukunft tatsächlich nur aus Schweinehüten und dem Ausflicken dieser Bruchbude bestehen sollte, vergifte ich mich lieber gleich mit Pferdeäpfeln! Nein, nein, ich habe vor, wie ein Imperator wieder in das pralle Leben zurückzukehren.«

»Das pralle Leben? Du sprachst doch von harter Arbeit.«

Lilith wischte sich den Schaum vom Gesicht und starrte Helena erstaunt an.

»Damit war nicht unbedingt Holzhacken gemeint, du Schwachkopf! Mensch, du bist vielleicht naiv. Ja, glaubst du denn im Ernst, daß alles so bleiben wird, wie es ist? Glaubst du wirklich, wir könnten hier bis Ultimo Eva und Eva im Paradies spielen, während die Welt da draußen den Bach runtergeht? Zwar sind alle immer noch wie gelähmt vor Schmerz und Kummer, und der Winter verschärft diesen Zustand, doch du kannst sicher sein, daß sich spätestens im Sommer neue Strukturen bilden werden.«

Helena setzte den Schwamm klatschend auf Liliths Kopf ab, worauf dieser ein Schwall Wasser über das Gesicht lief, und

trocknete sich die Hände am Saum ihres Badetuches ab. Sie fingerte aus einer lädierten Packung eine Zigarette heraus und steckte sie sich an.

»Neuartige, was?«

Schönheit und Verstand – scheinbar auch in der neuen Frauenwelt ein unlösbarer Widerspruch!

»Lilith, wenn etwas so Ungeheuerliches stattfindet, ist es doch vorhersehbar, daß man oder besser gesagt frau nicht nur ein bißchen Trauerarbeit leisten kann, um dann zur Tagesordnung überzugehen, als sei lediglich ein Wirbelsturm vorübergezogen. Fundamentale Geschehnisse ziehen fundamentale Konsequenzen nach sich. Als auf Japan die ersten Atombomben abgeworfen wurden, hatte man damit nicht nur ein traditionell kriegerisches Volk besiegt, sondern alles Kriegerische in diesem Volk für immer und ewig ausgelöscht.«

»Du meinst, meine langjährige Berufserfahrung ist für die Katz, und ich muß jetzt auf Hufschmied oder so was umsatteln?«

»So witzig ist das alles gar nicht. Große Veränderungen stehen bevor.«

»Und was wird sich ändern?«

»Wenn ich das nur wüßte. Ich kann nur Vermutungen anstellen: die Spielregeln, das politische System, wirtschaftliche Gesetzmäßigkeiten, das gesellschaftliche Miteinander, das kollektive Bewußtsein, die Einstellung des einzelnen zur Nation ...«

»Aber was haben wir mit alldem zu schaffen, Frau Präsidentin? Vor allen Dingen, wo haben sich in diesem unerträglichen wabernden Qualm du und dein pralles Leben versteckt?«

Helena stöhnte ratlos, erhob sich und trat an die kleine Fensterluke, hinter der an windigen Tagen gemächlich die

Windmühlenflügel vorbeizogen. Wie am vorherigen Tage, als sie das Sterben des letzten Mannes als eine weltumspannende Schwingung wahrgenommen zu haben geglaubt hatte, breitete sich vor ihr auch heute ein frostklirrender Sternenhimmel aus. Wie Reflexionen eines Diamanten schienen einige der Sterne nach dem Zufallsprinzip ihre Leuchtkraft zu verstärken oder zu vermindern, so daß sie mal mit der Plötzlichkeit eines Blitzlichtes grandios auffunkelten, mal erlöschenden Sonnen gleich vollkommen verblaßten. Helena spürte, daß dieses Sternenpanorama ihr künftiges Schicksal allegorisierte. Unergründlich war es und voller Geheimnisse, eine Reise der Unwägbarkeiten, vielleicht des Todes. Und doch gab es darin diese strahlend hellen Punkte, die lichterlohen Ziele, für die es sich lohnte, endlich aufzubrechen. Und mit einem Mal wußte sie: Morgen wird es soweit sein! Frau schrieb den 23. Dezember.

»Das pralle Leben ...«, hauchte sie, ohne sich umzudrehen, und sog ruhig an ihrer Zigarette. »Vielleicht stellst du dir darunter etwas total Atemberaubendes vor. Aber ich habe Bescheidenes im Sinn. Mein Wunsch ist es lediglich, mitmachen zu dürfen. Bei der Gestaltung der zukünftigen Frauengesellschaft, beim Wiederaufbau, wenn du es so nennen willst, und bei einem menschenwürdigen Frauenleben nach dem Mann.«

»Tja, Schätzchen, diese Ziele sind in der Tat unheimlich bescheiden!«

Lilith erhob sich aus dem Wasser und stieg aus dem Badebottich. Helena sah auf der reflektierenden Glasfläche des Fensters ihre federnden Grapefruit-Brüste mit den daumen-dicken Nippeln und registrierte, als sie sich mit dem weißen, am Bottichrand baumelnden Handtuch trockenrieb, daß allen ihren Bewegungen etwas Zeitlupenartiges anhaftete. Es war unerklärlich, wie sie das machte.

»Hast du vielleicht auch etwas Konkretes auf Lager?« hakte Lilith nach, während sie sich in das Handtuch einwickelte.

»Ich meine, du schwafelst ständig diesen messianischen Bockmist daher, als wolltest du eine Sekte gründen oder so was.«

»Etwas Konkretes? Ich habe etwas Konkretes.«

Helena wandte sich vom Fenster ab und begab sich zu der großen Holzschüssel, die auf der zum Mahlsteingehäuse führenden Stiege stand. Sie quoll über von kleinen farbenfrohen und völlig verstaubten Kunststoffhüllen: alles Proben für Cremes und Gesichtsmasken, die sie einmal Zeitschriften entnommen oder in Parfümerien eingesteckt hatte, etliche mit abgelaufenem Verfallsdatum. Sie deponierte die halbgerauchte Zigarette auf dem Stufenrand, ergriff eine Packung aus der Schale, riß sie mit den Zähnen auf und quetschte sich ihren Inhalt ins Gesicht. Als sie die dunkle Substanz auftrug, ignorierte sie Liliths amüsierte Blicke, die ihrer schnellen Verwandlung in eine Moorkreatur galten.

»Hast du in den letzten Monaten die Nachrichten verfolgt?«

»Das einzige, was ich in den letzten Monaten verfolgt habe, war, welche Hure der anderen was aus dem Kühlschrank geklaut hat.«

»Dachte ich's mir. Dann ist dir auch der Bomberpilot kein Begriff ...«

Natürlich nicht. So weihte sie Lilith in ihre Vermutungen und Überlegungen ein. Sie berichtete von dem offenkundig irren Kampfpiloten, der mit einer Serie von Luftangriffen seit einem Monat den gesamten Erdteil terrorisiere. Und dann, daß sie von Meldung zu Meldung stutziger geworden wäre. Wie ganz allmählich in ihrem Gedächtnis einige Namen der bombardierten Orte gleich verdrängten Traumata, die während einer Psychoanalyse mühsam in die Bewußtseins Ebene geholt werden müssen, an Plastizität gewonnen hätten, wie sie jedoch zunächst zwischen den in den Medien genannten Orten und ihren Erinnerungen keinen Zusammenhang herzustellen

vermochte, bis sie sonderbarerweise mit Liliths Auftauchen die Erleuchtung gehabt habe, daß es sich dabei um Institutionen für künstliche Befruchtung handle.

»Na und, da hat sich ganz offensichtlich irgend so ein Bekloppter in irgend etwas Beklopptes verrannt. Früher haben solche Typen Flugzeuge in die Luft gesprengt. Heutzutage, da man nicht einmal so richtig den Hunger bekämpfen kann, geschweige denn den Terrorismus, besteigen die Bekloppten scheinbar selbst Flugzeuge, um ihrem Wahnsinn ein Denkmal zu setzen. Aber was hat das Ganze mit deinem inbrünstigen Verlangen nach der, wie war das noch, Gestaltung der zukünftigen Frauengesellschaft zu tun?«

Die zwei in Badetücher gehüllten Undinen saßen inzwischen in der von Dampfschwaden erfüllten Kammer auf der Stiege sittsam nebeneinander, und beider Gesichter hatten in der Zwischenzeit die Oberflächenstruktur einer von Dürre heimgesuchten afrikanischen Steppe mit tiefen Rissen angenommen. Die eingetrocknete, in Form eines unregelmäßigen Netzmusters aufgesprungene und nunmehr hellbraun gewordene Schmiere der Gesichtsmaske reichte bis zu ihren Hälsen. Unglaublich, daß eine so häßliche Substanz zur Schönheit verhelfen sollte.

»Du willst es einfach nicht kapieren!« erboste sich Helena, verzweifelt darüber, daß das Zusammenzählen von eins und eins gerade derjenigen nicht gelingen wollte, der ihre frisch erblühte Liebe galt. Ein Umstand, der den meisten Liebenden nach dem ersten Liebesrausch Kopfzerbrechen bereitet.

»Da ist jemand drauf und dran, das menschliche Saatgut zu eliminieren. Gerüchten zufolge können nämlich mittels des Konservenspermas weiterhin Mädchen gezeugt werden, so daß die Menschheit in der weiblichen Linie fortbestehen könnte.«

»Soll sich die Regierung darum kümmern«, war die lapidare Antwort des einfachen Volkes, hier personifiziert durch Lilith.

»Tut sie aber nicht, wie es den Anschein hat.«

»Und was sollen wir da machen? Vielleicht die letzten Männer melken, denen im Sterbebett unseretwillen noch einer abgehen möge?«

»Nein, denn ich glaube kaum, daß noch ein einziger melkbarer Stier aufzutreiben wäre. Doch wir können die betreffenden Institutionen warnen, ihr Zeug in Sicherheit zu bringen, bevor der Bomberpilot sie ins Visier nimmt. Ganz in unserer Nähe zum Beispiel befindet sich die größte Befruchtungsklinik des Kontinents. Ganz beschaulich an einem See gelegen, dafür aber architektonisch um so futuristischer gestaltet. Ich weiß natürlich nicht, ob sich dort noch jemand aufhält oder ob darin noch etwas aufbewahrt wird, das der Rettung wert ist. Aber, verdammt noch mal, wir können nicht einfach herumsitzen und darauf hoffen, daß die unzähligen Knochenbrüche der Welt von selbst verheilen! Wir müssen etwas unternehmen. Wenn nämlich Knochenbrüche nicht behandelt werden, gibt es Verwachsungen – irreparable Verwachsungen.«

»Du hörst dich an wie ein Polit-Freak.«

»Das bin ich auch.«

»Scheiße! Und ich dachte, ich hätte endlich ein lauschiges Plätzchen gefunden, wo ich *meine eigenen* Knochenbrüche auskurieren kann und vom Siechtum der Welt verschont bleibe. Du weißt schon, knoblauchgefüllte Kaninchen und Badeorgien – Kuhmist-Idylle im wahrsten Sinne des Wortes.«

Helena bemerkte trotz der emotionsverbergenden Steingötzenmaske, daß sich auf Liliths Gesicht Nachdenklichkeit ausgebreitet hatte.

»Was ist denn? Bekommst du es mit der Angst zu tun, nachdem du endlich aufgewacht bist und nun erkennen muß, daß es in der Welt nicht so geruhsam zugeht wie in deinem Komabett?«

»So geruhsam ging es in dem Bett, in dem ich *arbeitete*, gar

nicht zu! Ich dachte an etwas anderes, an etwas, das ich mich nicht getraut habe zu fragen, als du eben von deiner Erleuchtung sprachst.«

Gedankenverloren pulte sie von der Maske klauenartig abstehende Teilchen ab, rieb sie unschlüssig zwischen Daumen und Zeigefinger und ließ sie dann zu Boden fallen.

»Und wie lautet die Frage?«

»Was hast du gedacht, als du einige der erwähnten Bombenziele endlich den Kliniken zuordnen konntest, die du früher zwecks Recherchen aufgesucht hast? Ich meine, ging dir im Moment der Eingebung etwas Bestimmtes durch den Kopf?«

»Nun ja ...«

»Ein Spruch vielleicht, ein bestimmter Satz?«

»Ich weiß nicht. Vermutlich ging mir plötzlich die Sache selbst durch den Kopf, oder besser gesagt, ich hatte einen Einfall. Und die haben die Angewohnheit, daß sie einem aus heiterem Himmel einfach so einfallen.«

»Denk nach! Es ist wichtig für mich.«

Helena ging in sich, kniff sogar zur Demonstration der diffizilen Gedächtnisarbeit Stirn und Augenlider zusammen, so daß sich auch bei ihr Teilchen von der durch die Austrocknung brüchig gewordenen Maske lösten und auf den Boden purzelten.

»Nein, nichts ... Das heißt, vielleicht bilde ich es mir auch nur nachträglich ein, aber kurz, bevor ich den Einfall hatte, da – es ist so peinlich ...«

»Den Samen rauben!«

»Wie bitte?«

»Flog dir das durch den Sinn, Helena – den Samen rauben?«

»Ja.«

Sie errötete unter ihrem kackigen Schönheitsbelag wie eine in Lichtgeschwindigkeit wachsende Erdbeere, und ein jäh

Schweißausbruch bemächtigte sich ihres Körpers, der jedoch keineswegs durch die feuchtwarme Luft im Raum ausgelöst wurde. Lilith aber wollte Helenas gestrige rätselhafte Gedanken nicht als eine schlüpfrige Assoziation gelten lassen und klärte sie über die Bedeutung ihres Namens und ihrer damit einhergehenden Visionen auf. Sie erzählte ihr von der sumerisch-babylonischen Göttin namens Lilith, welche in einer verborgenen Ebene ihres Bewußtseins seit ihrer ersten Menstruation als eine Orakelgestalt herumgespukt sei und ihr dann und wann durch »Nachtrisse«, wie sie sich ausdrückte, ihre mystischen Botschaften zukommen ließ. Der Legende nach stahl sie den Männern ihren Samen, um dämonische Kinder zu erzeugen. Die weltliche Lilith hatte zwar kein einziges Kind erzeugt, doch was das Absorbieren des Samens betraf, so hätte sie die olle Göttin locker in die Amateurklasse verweisen können. Eine Ahnung von Vorsehung habe stets über dieser spirituellen Beziehung geschwebt, meinte Lilith, nie wäre die metaphysische Funkverbindung zwischen der Göttin und der Hure abgerissen, eine Verbindung, die sie, wie sie nun erkenne, auf eine ganz bestimmte Mission vorbereitet habe: den Samen rauben!

»Das ist ja wunderbar!« jubelte Helena euphorisch, stand auf und ging zum Badebottich, um sich die Krusten vom Gesicht zu waschen. »Und weißt du, was das Beste an der Geschichte ist? Ich hab' noch so einen in Verdun gefallenen Urgroßpapa mütterlicherseits, der sich mit mir bis jetzt über Dielenknarren verständigt hat. Bisher hat er mich bloß auf Sonderangebote im Supermarkt aufmerksam gemacht oder auf heiße Börsentips. Aber nicht auszudenken, wenn der sich mit deiner Göttin kurzschließt und die beiden so richtig loslegen. Buchstäblich mit Geisterhand kriegen wir dann die Probleme in den Griff.«

»Du glaubst mir nicht.«

Lilith schaute so betreten drein, als habe sie einen Witz erzählt, über den niemand lachen mag.

»Doch, doch«, blubberte Helena, während ihr das Wasser über Mund und Kinn floß. »Den Einfluß Babyloniens auf eine Welt ohne Männer sollte man nicht unterschätzen. Lag Babylon nicht im heutigen Irak? Da fällt mir ein: Hat das Kommando dort nun Saddams Gattin übernommen? Oder *Gattinnen*?«

»Leck mich doch!« zischte Lilith, sprang auf, kehrte ihr den Rücken zu und marschierte zur Wendeltreppe, wo sie ihre Kleider abgelegt hatte.

»Kein Mann nimmt eine Hure ernst. Warum sollten es Frauen tun – die natürlichen Feinde einer Hure?«

Sie streifte das Badetuch ab, beugte sich hinunter, um ihre Sachen aufzuheben, und geriet dabei genau in jene verheißungsvolle Position, die vor ein paar Tagen Oskars sterbende Augen als das letzte Paradiesische auf Erden erblickt hatten, bevor sie die wohlverdiente Hölle sahen: ein auf dem Kopf stehendes V aus langen, straff-muskulösen Beinen, im Winkel der flaumige Schlitz, der wie ein magischer Mund immer nur »Komm und faß mich an!« zu befehlen schien, eingebettet in einen der Vokabel »Rundung« schier sakrosankte Bedeutung verleihenden Birnenarsch, nicht bloß Hintern oder Po oder noch trostloser Gesäß, sondern wirklich und wahrhaftig ein Arsch! Darunter, zwischen den gespreizten Beinen, sah sie ihr überschattetes Gesicht und ihre herunterschwingenden Haare.

In Helena entbrannte ein Kampf, erneut, vehement, aufreibend, Schuldgefühl gegen Lust, das Neue gegen das Althergebrachte. Sie hielt den Druck nicht mehr aus, glaubte, daß ihr der Schädel entweder durch schlechtes Gewissen oder unbezähmbares Begehren explodieren würde, was eigentlich auf dasselbe hinauslief, so daß sie in einem Anfall von Panik aufsprang und sich zu ihr begab. Unterwegs löste sich ihr eigenes Badetuch wie von selbst und glitt zu Boden, und sie war ebenfalls vollkommen nackt, als sie stehend von hinten Liliths Pobacken ergriff und so jene Stellung einnahm, die Tieren

zugedacht war.

»Ich liebe dich, Lilith«, sprach Helena mit zittriger Stimme.
»Liebst du mich auch?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Lilith, »aber ich werde immer bei dir bleiben.«

»Danke!« beteuerte Helena aufrichtig. Dann sank sie auf die Knie und fing an zu lecken. Und dachte dabei traurig, sehr, sehr traurig: Ich bin der Freier und sie ist die Hure – und nichts und niemand wird das je ändern können.

Am nächsten Morgen traten die beiden Frauen nach einem feudalen Kraftfrühstück aus Spiegeleiern, Bratkartoffeln, eingelegten Gurken, selbstgebackenem Brot und kannenweise Tee – in der guten alten Kontinuität historischer Notzeiten war aus irgendeinem geheimnisvollen Grund kein Kaffee mehr aufzutreiben – die Reise zu den schützenswerten Spermien an. Sie waren in abgewetzte, aber dafür hundertprozentig winterfeste, olivfarbene Offiziersmäntel eingemummt und trugen Bärenfellmützen mit Ohrenklappen aus sowjetischen Armeebeständen (inklusive des berühmten roten Sterns). Ihre Hälse wurden von dicken, handgestrickten Wollschals geschützt und ihre Hände von Handschuhen aus Schafsfell. Alles Second-hand-Plunder, den Helena in kluger Vorausschau schon vor einem Jahr für'n Appel und 'n Ei auf dem Flohmarkt erstanden hatte. Gegen die Kälte waren sie also vorzüglich gewappnet, auch wenn sie nach außen den Look einer wandelnden Altkleidersammlung repräsentierten. Gegen Gefahren anderer Art nahm Helena die Maschinenpistole und drei Reserve-magazine mit und Lilith Oskars kleinen 9-mm-Derringer. Denn wie hatte doch Lenin, dessen stolzer Stern nun ihre Stirne zierte, immer gesagt: Gottvertrauen ist gut, blaue Bohnen sind besser! Oder so ähnlich.

Es war keine besonders beschwerliche Reise, dafür mit herber Romantik auf dem Rücken von Pegasus. Nachdem sie ohne

großes Bedauern festgestellt hatten, daß der Kraftstoffvorrat des Ferraris für nicht mehr als ein paar läppische Kilometer reichen würde, beschlossen sie, das vierhufige Fortbewegungsmittel zu benutzen. Für Lilith war es das erste Mal, daß sie auf einem Pferd saß, und ihr Unbehagen wurde nur dadurch ein bißchen gemildert, daß sie hinter Helena saß und ihre Arme fest um ihren Bauch schlang, gerade so, als wäre sie die Gefangene einer hochfrisierten Jahrmarktsattraktion und müsse jede Sekunde mit einem Schleudertrauma rechnen. Dabei bemühte sich Pegasus, bei der Reitdebütantin den besten Eindruck zu hinterlassen. Er trabte gemächlich und ohne das leiseste Anzeichen von Unrast, umlief Hindernisse ohne Anweisung ganz von selbst und bedankte sich artig, wenn man sein braunes, stellenweise zerschlissenes Fell streichelte, indem er behaglich mit dem Kopf nickte. Für Helena stand das nächste Projekt schon fest: Reitunterricht für Lilith.

Die zwei durchquerten in Schnee und Eis erstarrte Gefilde. Lautlose Wälder, in denen der Pinsel eines schwermütigen Malers eine Studie in Weiß vollbracht zu haben schien. Friedhöfe der Faune mit totem Holz – im Sturm entwurzelte oder durch Ungezieferbefall eingegangene, kahle Baumgruppen, vollkommen vereist, wie in Kunstharz versiegelt. Täler und Hügel, durch den faltenlosen Schneebelag unberührten Skipisten gleichend. Unendlich anmutende Landstraßen, die sich durch Geisterdörfer wanden, über die sich trotz der weißen Pracht ein schwarzes Tuch gelegt zu haben schien (wie viele steifgefrorene Männerleichen mochten sich in diesen properen Häusern wohl verbergen?). Grandiose Himmelsbilder, mal als Orgien des bleigrauen Farbtons in Erscheinung tretend, mal als augenblendende Lichtströme durch aufgerissene Wolkendecken erstrahlend. Wütend tanzende Schneeschleier, die die eh schon drangsalierte Landschaft erstickten.

Und immer wieder die Tiere. Oft nur in Gestalt von vorbeihuschenden Schatten zu gewahren, doch manchmal auch

ganz leibhaftig. Ein Hirsch, mehr Geweih als Kopf, der mitten auf dem Waldweg stand und die beiden Frauen konsterniert anstarrte. Ein umtriebiger Fuchs, der offenkundig eine diebische Freude daran fand, Roß und Reiterinnen, hakenschlagend, überholend oder sich hinter Bäumen versteckend eine geschlagene Stunde lang zu begleiten. Oder Krähencliquen, die wie versteinert und irgendwie bedrohlich auf den Pfählen der Weidengrenzzäune hockten.

Die Reiseeindrücke erinnerten Lilith an kitschige Ölschinken, die gewöhnlich in Antiquitätenläden verstauben, und bis vor zwei Tagen hätte sie nicht einmal im Traum daran gedacht, daß sie der Natur jemals so intensiv nahe sein würde. Sie war glücklich!

Dann endlich tauchte ihr Ziel auf. Helena hatte recht gehabt. Das Gebäude wirkte in dieser Abgeschiedenheit wie ein Fremdkörper. Aus der Ferne, das heißt, wenn man hier im Grenzbereich zwischen dem Wald und der Böschung am zugefrorenen See verharrte und den Blick auf das etwa ein Kilometer entfernte, ebenfalls steil ansteigende gegenüberliegende Ufer schweifen ließ, sah es wie ein ziemlich bescheuertes Dekorationselement aus einem Science-fiction-Film aus, dessen Erbauer es nach den Aufnahmen kostengünstig im Grünen entsorgt hatten. Der Eindruck verstärkte sich, als sie den Hang hinabritten, sich entlang des Sees über Wanderwege zur anderen Seite und schließlich wieder bergwärts zu der kreisförmigen Rasenfläche begaben, die mit einer halbmeterdicken Schneeschicht bedeckt war. Das zylindrische Glas-Chrom-Monument glich jetzt einem dieser von exotischen Stardesignern entworfenen Küchengeräte, welche das Etikett »exquisiter Geschmack« etwa so unaufdringlich vor sich hertragen wie eine Kuh ihre eimergroße Glocke. Ein Küchengerät allerdings, das um das Zehntausendfache seiner ursprünglichen Größe aufgeblasen worden zu sein schien.

Natürlich waren die Zeichen des Verfalls nicht zu übersehen.

Pflanzen, vornehmlich Kletterpflanzen, hatten wie Invasoren einer fremdartigen, auf die Immunschwäche des Gegners spezialisierten Rasse von der Außenfassade Besitz ergriffen. Der elfenbeinfarbige Marmor, dessen Glanz einer fleckigen Trübe gewichen war, und die riesenhaften Glasfronten waren im unteren Bereich von wildwucherndem Gestrüpp, muskulösen Gewächсарmen und Vogelschiff überzogen. Überall, wo der zwischen Albert-Speer-Charme und Museumsmeile-Kälte schwankende Rundbau Kanten, Wandvorsprünge und Regenrinnen vorzuweisen hatte, hingen ellenlange Eiszapfen und lianenartige, bisweilen in Bataillonsstärke auftretende Pflanzenranken mit der verschwenderischen Opulenz einer Dschungelflora herab. Obwohl man nirgends Schäden erkennen konnte, weil das Gebäude offenkundig für die Zeit bis zum Jüngsten Gericht erbaut worden war, hatte sich über alles der Schatten des Niedergangs und des Vergessens gesenkt. Hätte Dornröschen nach einem ihrer Legende adäquaten Domizil gesucht, wäre sie bei dieser Immobilie mit absoluter Sicherheit auf ihr Traumschloß gestoßen. Und wer weiß, vielleicht wollte hier irgendwer tatsächlich wach geküßt werden.

Helena brachte Pegasus vor einem der hofartigen Korridore zum Stehen, die, aus sechs unterschiedlichen Richtungen kommend, in den kreisrunden Kern des Erdgeschosses mündeten. Sich gegenseitig stützend, stiegen die beiden Frauen vom Pferd und richteten ihre Blicke, in denen Erstaunen und Ehrfurcht gleichermaßen schwangen, auf den verlassenen Medizinmolooh, genauer auf den Palast der Eiskönigin, die das Leben nur dadurch zu bewahren vermochte, daß sie es einfro. Zwei einsame, verlorene Gestalten, denen angesichts des vor ihnen prunkenden Bollwerks nun auf einmal recht bedeppt zumute war, weil ihnen das Gut, das sie in Sicherheit zu bringen gedachten, nirgendwo sicherer schien als in diesem verdammten Bollwerk. Und als sie dies erkannten, stellten sie sich beide insgeheim dieselben Fragen: Warum sind wir hier? Wozu soll

das gut sein? An wen sollen wir uns wenden? Und das Allerwichtigste: Wer sind wir überhaupt, wir zwei lächerlichen Figuren mit drolligen Mützen auf dem Kopf und einem klapprigen Gaul, daß wir glauben, die Welt erretten zu können, indem wir einer Geisterklinik einen Besuch abstatten? Selbst wenn wir darin das fänden, was wir suchen, was sollten wir damit anstellen, wie es fortschaffen? Wir besitzen ja nicht einmal das Scheißbenzin für ein popeliges Auto, geschweige denn ein Transportmittel mit der erforderlichen technischen Vorrichtung, die die heikle Fracht unbeschädigt wegbringen könnte in, zum, nach ... ja, wohin eigentlich?

Diese Fragen hatte Lilith sich schon vor ihrem Aufbruch gestellt. Selbstverständlich »unbewußt« – das Zauberwort, das irgendwie alles erklärte. Nicht, daß sie versessen darauf gewesen wäre, Antworten zu erhalten. Sie gehörte zu jener Sorte Mensch, der wie ein Vampir durch die Lebendigkeit anderer Menschen selbst lebendig wurde und sich ansonsten keine großen Gedanken über die Beschaffenheit fremder Lebensflüsse machte. Aber auch Helena war unterwegs ins Zweifeln geraten, und nun, da sie das Ziel ihrer Errettungsmission erreicht hatte, wurde ihr die Aberwitzigkeit des Vorhabens in seiner ganzen Tragweite bewußt.

»Wo wir schon mal hier sind, können wir auch ruhig einen Blick in das Innere des Spermakübels riskieren«, war ihr flapsiger, doch mehr aus Ratlosigkeit geborener Spruch, als sie plötzlich spürte, daß in den Augen ihrer Freundin dieselben brisanten Fragezeichen tänzelten.

»Klar«, erwiderte Lilith. »Wir schauen mal rein. Und wenn wir einen Schwanz dabei erwischen, wie er es in einen Plastikbecher tut, verhaften wir ihn und schleppen ihn vors Gericht wegen seelischer Grausamkeit.«

Helena brauchte Pegasus nicht anzubinden. Er war es gewohnt, zu warten und zur Stelle zu sein, wenn man seine Dienste benötigte. Genaugenommen ließ sich Pegasus nicht

anbinden, weil seine früheren Erfahrungen unter den Menschen ihn derart verstört hatten, daß er außer sich geriet und alles kurz und klein schlug (einschließlich sich selbst), wenn man ihm Stricke anlegen wollte. Deshalb ließen sie ihn einfach stehen und stampften durch den Schnee zum Gebäude, wobei sie unter ihren Sohlen grobgehauene Pflastersteine spürten. Natürlich war der gläserne Eingang verschlossen, da es sich dabei um eine mit Fotozellen ausgestattete, zweiflügelige Schiebetür handelte. Wo aber kein Strom, da auch kein Einlaß per Sensor. Zu ihrer Erleichterung entdeckten sie jedoch gleich neben dem versperrten Haupteingang eine andere Tür, linker Hand gelegen, wie versteckt, nicht aus Glas, sondern aus ordinärem, dunkelbraunem Holz – und unverschlossen!

Sie gingen hinein und betraten einen Glasdom. Von außen hatte die ganze Konstruktion bereits wie eine großtuerische Demonstration der Transparenz gewirkt, auch wenn die getönten Mammutscheiben lediglich einen nebulösen Einblick ins Haus gewährten. Doch hier drinnen fühlte man sich erst wie im Innern eines Kristalls. Dieser überdimensionierte Kristall schien das Tageslicht gierig in sich aufzusaugen und dann in jeden noch so entlegenen Winkel zu transportieren, so daß sogar Verborgenes offenbar wurde. Obwohl der Himmel aschfahl war, schien hier alles wie von Flutlicht erhellt. Wie mochte wohl die Szenerie an Sonnentagen aussehen?

Wie eine Spirale führten sechs freischwingende Marmortreppen entlang der gerundeten Glasfronten nach oben, so wie es den Anschein hatte, zu den Behandlungsräumen – vielleicht auch zu den Männlein in Kaulquappengestalt? Im Zentrum des Foyers ruhte eine beleibte Säulenkonstruktion aus verchromten Tragstützen und Fiberglas, welche zwei vitrinenartigen Aufzügen als Schacht diente. Da die Aufzüge jedoch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit weder mit Dampfkraft noch mit Windenergie betrieben wurden, waren sie längst ihrer Funktion beraubt.

Während die beiden Frauen mit angehaltenem Atem zögernde und hallende Schritte auf dem spiegelglatten Marmorfußboden wagten und so immer mehr in den Mittelpunkt der Kuppelhalle gelangten, nahm Helena mit einer schlafwandlerischen Bewegung die Maschinenpistole von der Schulter. Genauso wie stickige Enge erzeugte auch Weitflächigkeit von solch gewaltigem Ausmaß ein Gefühl der Bedrohung. Schließlich blieben die Eindringlinge neben den Fahrstühlen stehen und versuchten ihre Ergriffenheit zu überwinden. Helena gelang es als erster.

»Hallo!« rief sie, und eine Echokaskade antwortete ihr.

»Hallo, ist hier jemand?«

Sie bewegte sich langsam in Richtung der nächstgelegenen Treppe, da sie ahnte, daß sich hier unten niemand befand. Dabei steckte sie wie automatisch den Zeigefinger der rechten Hand in den Abzugsbügel der MP, während sie mit der anderen Hand Lilith zu sich winkte. Immer noch etwas benommen, folgte diese ihr, von ihrem Überwältigtsein jedoch inzwischen schon soweit genesen, um vorausschauend in die Manteltasche zu greifen und den kleinen Ladycolt zu umklammern. Gemeinsam stiegen dies die Treppe hinauf, die wie ein durch die Luft geschwungener Seidenschal der Krümmung der Glaswand folgte.

Aus der Vogelperspektive wirkte die auf möglichst viel umbaute Kubikmeter Luft angelegte und genau damit den Effekt der Grandiosität erzielende Architektur nicht weniger beeindruckend, doch Helena und Lilith gewöhnten sich allmählich an die geballte Postmoderne und faßten wieder ihr eigentliches Ziel ins Auge. Während Helena weiterhin ihr Hallo-ist-hier-jemand? plärrte, gingen sie auf dem Kreisflur von Tür zu Tür, rissen sie auf und schauten hinein. Stets darauf gefaßt, daß sich in den Räumen etwas Schauerliches verbergen könnte. Vielleicht ein terroristischer Unhold mit fettigen Haaren, blutrot unterlaufenen Augen und Schleim in den Mundwinkeln, der just in diesem Augenblick in die kostbare Suppe spukte und der

unter irrem Gekreische jene in Stücke reißen würde, die ihn bei seiner frevlerischen Tat ertappten. Vielleicht der Leibhaftige in Person, der neugierigen Weibern nur so aus Jux und Dollerei die Schädel zertrümmerte.

Aber was sie hinter den Türen zu Gesicht bekamen, gab weder zum Grausen noch zum Schießen Anlaß: lichtdurchflutete, menschenleere Untersuchungsräume mit Gynäkologenstühlen, den Geruch von Desinfektionsmitteln ausströmende Operationssäle, in denen sich schwenkbare OP-Lampen, Narkose- und Dauerbeatmungsapparate und noch andere für den Laien nicht spezifizierbare medizinische Geräte befanden, und Laboratorien, die von Reagenzgläsern, Apparaten und Computern überquollen. Nirgends ein Gegenstand, der auch nur annähernd den in Fernsehberichten oft kolportierten Stickstoff-Gefäßen ähnelte, die angeblich Tausende von Ejakulaten enthielten.

Als sie schließlich eine Tür öffneten, welche sich ganz in der Nähe jener Tür befand, die sie als erste aufgerissen hatten, erspähten sie zwar immer noch keinen Spermaterroristen und auch nicht den Bomberpiloten, der gerade für seine nächste Aktion Maß nahm, doch der Anblick jagte ihnen trotzdem einen kleinen Schrecken ein. Nichts an diesem Anblick war eigentlich schrecklich – im Gegenteil, hatten sie etwa nicht den weiten Weg hierher gemacht, um genau diese Situation vorzufinden? –, aber gerade das jähe Eintreten des Erhofften versetzte den beiden Amateurweltenretterinnen einen gehörigen Schock. Sie standen in der Tür zu einem ausgedehnten Büro, dessen Inventar den sowohl kühlen als auch noblen Bürominimalismus der letzten Dekade widerspiegelte. Kohlschwarzes, lackglänzendes Mobiliar mit dunklem Lederbezug und chromfunkelnden Insektenfüßen, abstrakte Gemälde an den Wänden und ein protziger Glasschreibtisch, dessen Beine so dünn waren, daß man beim ersten Hinsehen leicht den Eindruck gewann, daß er sich ganz von selbst trage. Doch all das war billiger Tand

gemessen an dem wahren Reichtum dieses Büros: ein mächtiges Panoramafenster, welches die gesamte gegenüberliegende Wand einnahm und das eine ungehinderte Sicht auf den See und die weihnachtliche Waldkulisse ringsum erlaubte.

An dem Schreibtisch saß eine grauhaarige weibliche Gestalt in einem blütenweißen Arztkittel, die den Eindringlingen den Rücken halb zugekehrt hatte, so daß sie weitgehend von der Rückenlehne ihres Drehstuhls verdeckt blieb. Nun, genau das hatte Helena ja auch erwartet: der Boß des Ladens (aner kennenswert, daß es sich bei ihm um eine Frau handelte), der bis zuletzt ausgeharrt hatte, um ... Es fiel ihr schwer, den Gedanken zu Ende zu denken, weil ihr kein logischer Grund einfallen wollte, weshalb jemand, und sei es auch der Boß höchstpersönlich, sich noch in einer Klinik aufhalten sollte, die sicher schon vor Monaten aufgegeben worden war. Klar, der Kapitän verließ seinen Kahn als letzter oder ging mit ihm unter. Doch der Kahn war doch schon längst abgesoffen, oder etwa nicht? Worauf also hatte diese Frau gewartet? Auf Kundschaft, die sich ungeachtet des täglichen und täglich härter werdenden Überlebenskampfes unbedingt auch noch eine Schwangerschaft aufladen wollte? Auf Helena, Lilith und Pegasus, das handlungsunfähige Triumvirat für die Errettung künftiger Frauengenerationen? Oder auf die Regie ...

»Kommen Sie ruhig herein«, sagte die Frau hinter dem Schreibtisch mit einer achtungsgebietend dunklen Stimme, die darauf schließen ließ, daß sie im Laufe ihres Lebens schon diverse Tabakfelder verpafft hatte. Helena und Lilith bemerkten, daß die Zeige- und Mittelfinger ihrer rechten Hand eine qualmende Zigarette umklammerten. Und als sie sich in ihrem Stuhl zu ihnen drehte, sahen sie einen großen grünen Feldstecher in der anderen Hand, den sie jetzt en passant auf den Tisch stellte. Sie war untersetzt, von kompakter Molligkeit, allerdings ohne die Spur einer irgendwie gearteten Sinnlichkeit. Dies lag nicht nur an ihrem Alter – Helena schätzte sie auf Ende

Vierzig – und auch nicht an ihrem faltenreichen Gesicht, das stark an eine zerknüllte Papiertüte erinnerte. Nein, die frostige Ausstrahlung, bar jeglicher Emotionalität, verdankte sie ihrer konzentriert wirkenden Miene. Es war der stechende Blick aus den graugrünen, von Krähenfüßen und Brandblasen gleichenden Tränensäcken umrahmten Augen, der dem eines unmittelbar vor dem Sprung auf die Beute stehenden Raubtieres ähnelte, ein Blick, der einen zu durchleuchten schien.

Verdutzt, daß der unausgesprochene Gedanke von der Eiskönigin so schnell Realität geworden war und diese die Audienz offenkundig einkalkuliert hatte, doch erleichtert, nicht dem satanischen Zottelmonster ihrer Alpträume begegnet zu sein, näherten sie sich der Dame am Schreibtisch, die sie mit der Akribie eines Computerscanners musterte. Dabei nahmen sie wie mechanisch jene zwischen Unterwürfigkeit und Befangenheit liegende Haltung ein, die der Patient dem Gott in Weiß darzubringen pflegt. Erstaunlich, welch archaische Verhaltensstereotypen so ein Arztkittel immer noch heraufbeschwören konnte!

»Sind Sie von der Regierung?« wollte die früh Ergraute, um nicht zu sagen vollends Erbleichte wissen, als sie endlich vor ihr standen, und Helena und Lilith registrierten, daß ihr Kittel tatsächlich frisch gewaschen, ja sogar gestärkt war.

»Nein«, erwiderte Helena.

»Mmmh«, sinnierte die Dame. Ein Anflug von Amusement flog über ihr gestrenges Gesicht, und die Eindringlinge wußten, daß vor ihrem geistigen Auge gerade der durch den Feldstecher beobachtete lächerliche Anblick zweier Schießbudenfiguren auf einer Schindmähre aufflackerte. Dann verschwand aber auch diese winzige Gefühlsregung, und der ewige Frost kehrte wieder.

»Verzeihung, aber sind Sie Kommunistinnen oder so was? Verstehen Sie mich nicht falsch, es würde mich überhaupt nicht

stören.«

Zunächst konnten Helena und Lilith mit der Frage nichts anfangen, doch dann bemerkten sie, daß der forschende Blick der Alten auf den roten Sternen an ihren Mützen ruhte.

»O nein, nein, das ist nur altes Zeug vom Flohmarkt. Mein Name ist Helena, und das ist Lilith. Es tut uns leid, wenn wir Sie mit unserem überfallartigen Auftreten erschreckt haben sollten. Natürlich haben wir kein Recht, hier so einfach hereinzuplatzen, und zu unserer Schande müssen wir auch gestehen, daß wir lediglich eine rudimentäre Vorstellung von dem haben, was in diesem Zentrum vor sich geht. Doch durch eine Reihe seltsamer Zufälle sind wir zur Ansicht gelangt, daß Sie und die Spermaabstände des Instituts sich in akuter Gefahr befinden. Wir sind gekommen, um Sie zu warnen.«

»Ach ja?«

Manche Menschen besaßen wirklich ein Talent dafür, daß man sich in ihrer Gegenwart immer wie ein kleines Mädchen fühlte, noch dazu wie ein kleines Mädchen, das sich gerade in die Hose gemacht hat.

»Wovor denn?«

Frau Professor lehnte sich in ihrem Stuhl zurück, machte ein geheuchelt neugieriges Gesicht und klemmte sich mit einer ausladenden Geste die Zigarette nach klassischer Humphrey-Bogart-Manier in den Mundwinkel. Danach verschwand ihr Kopf hinter Qualm.

»Tja, wo soll ich anfangen?« seufzte Helena, ohne in der Tat zu wissen, wo sie beginnen sollte. Sie nahm ihre Mütze ab und legte sie mit der Maschinenpistole auf den Schreibtisch. Lilith schaute fasziniert zwischen den beiden Frauen hin und her, und sie konnte sich dabei des Eindrucks nicht erwehren, daß hier ein unsichtbares Duell ausgefochten wurde.

»Vielleicht haben Sie mitbekommen, daß auf kontinentale Ziele in regelmäßigen Abständen Luftangriffe geflogen werden.

Zufallstreffer, wie es heißt, ausgeführt von einem Irren. Wir aber glauben nicht an Zufälle. Wir glauben, daß hierbei systematisch medizinische Einrichtungen für die künstliche Befruchtung ...«

»Sie meinen, der verrückte Bomberpilot will das menschliche Saatgut auslöschen?«

»Ja. Sind Sie auch auf diesen Gedanken gekommen?«

»Ich glaube nicht, daß er das anstrebt.«

»Und weshalb nicht?«

»Das werde ich Ihnen erklären, wenn die Insassen des Lastwagens, der dort draußen geparkt ist, ebenfalls hier eingetroffen sind.«

»Was, was für ein Lastwagen?«

Synchron wanderten Helenas und Liliths verwunderte Blicke zum Panoramafenster, und etwas zeitverzögert folgten ihre Füße der gleichen Richtung, bis ihre Nasen sich schließlich an der Scheibe platt drückten. Unten, mitten auf der zugeschnittenen Wiese, parkte tatsächlich ein Laster, ein kastenartiges Armeefahrzeug in Tarnfarben. Sein plötzliches Auftauchen konnte nur mit einem Zaubertrick erklärt werden. Denn die beiden Frauen hätten schwören können, daß das Fahrzeug bei ihrer Ankunft vor ein paar Minuten noch nicht da gestanden hatte. Es sei denn, sie waren von der monströsen Eleganz des Gebäudes derart trunken gewesen, daß sie es übersehen hatten. Langsam, so entsetzlich langsam wie der klamme Griff des Würgers in düsterer Nacht dämmerte es ihnen, daß sie die Brisanz menschlicher Fortpflanzung, diesen Knack- und Fixpunkt künftiger Generationen, anscheinend nicht als einzige erkannt hatten. Allmählich lüftete sich der Schleier, und wie Blinde, an denen ein Wunder geschehen ist, sahen sie die Dinge klar und deutlich: Ohne die explosive Dimension ihres Tuns auch nur annähernd ermessen zu haben, hatten sie sich auf ein Spiel eingelassen, das kein Spiel war, sondern wie alles, was den

Bauch des Weibes betraf, ein höchst unspaßiger Kampf voll Tränen und Blut.

»Ich sehe niemanden in der Kiste; das Fahrerhaus scheint leer zu sein«, bemerkte Helena, und im selben Augenblick fiel ihr auf, daß von eben diesem Fahrerhaus weg Fußstapfen im Schnee zum Haus führten.

»Natürlich sehen Sie niemanden«, erwiderte Frau Professor gelassen und entfernte die Zigarette von den Lippen, da diese nur noch etwa eineinhalb Zentimeter Länge hatte. Sie drückte sie in einem vor ihr auf dem Tisch befindlichen tellergroßen Aschenbecher aus, in dem bereits etwa zwei Dutzend anderer Kippen das gleiche Schicksal teilten.

»Die Leute sind schon im Gebäude!«

Helena wandte sich vom Fenster ab, eilte zum Schreibtisch und nahm die Maschinenpistole wieder an sich. Lilith folgte ihr mit hilflosen, zappeligen Gesten.

»Wann sind sie gekommen? Als wir hier angekommen sind, waren sie noch nicht da.«

»Ich schätze, das muß um die Zeit gewesen sein, als Sie damit beschäftigt waren, Ihre Sesam-öffne-dich-Show abzuziehen.«

»Sie schätzen?«

Helena spürte, wie Panik in ihr hochstieg wie eine übelriechende, häßliche Pflanze.

»Offen gesagt habe ich darauf wenig geachtet, weil ich zu sehr davon in Anspruch genommen war, die Hubschrauber im Auge zu behalten.«

»Hubschrauber?«

Während die runzelige Eiskönigin mit einer Hand in die Kitteltasche griff und einen schwarzen Lederbeutel hervorzog, hob sie die andere in die Höhe und zielte mit dem Zeigefinger auf das Panoramafenster. Helena und Lilith wandten sich um und starrten gebannt in die gezeigte Richtung. Nichts

Schlichteres als der Himmel war dort über den fernen Baumwipfeln zu sehen, allerdings auch kleine irritierende Details, die Anlaß zur Besorgnis gaben. Wie Fliegenschuß auf einem Gemälde von Rene Magritte hoben sich vom Horizont zwei vibrierende Kleckse ab, welche immer näher schwebten und sich ständig vergrößerten. Aber noch so undeutlich war die Gestalt der Hubschrauber, daß man das Dröhnen ihrer Rotoren einstweilen nicht vernehmen konnte.

»Sie haben zunächst vorsichtige Aufklärungsflüge in der Gegend unternommen, doch jetzt scheinen sie Ernst machen zu wollen«, sagte die Ärztin ungerührt und drehte mit den aus dem Beutel gefriemelten Tabaksträngen und einem Blättchen mit eleganter Fingerartistik in Sekundenschnelle eine neue Zigarette.

Helena hämmerte beide Faustballen auf den Schreibtisch.

»Was wird hier gespielt?« fragte sie zwischen Wut und Furcht schwankend, was sie zum Zittern brachte und ihr die Kehle wie mit einem Stahlgarn zuschnürte. »Sind wir hier gerade noch rechtzeitig eingetroffen, um einer Scheißinvasion beizuwohnen?«

»Keine Ahnung. Ich bin genauso überrascht wie Sie.«

»Wer sind diese Leute?«

»Wer sind *Sie* eigentlich? Das Rotstern-Komitee gegen das Spermasterben?«

»Aber begreifen Sie nicht, welch weitreichende Konsequenzen es haben könnte, wenn das Zeug in falsche Hände gerät? Wir Frauen wären erpreßbar. Fortpflanzung gegen Wohlverhalten oder Bares oder gar Sklaverei. Das ist ein Politikum!«

»Das ist es wohl. Aber jetzt ist es zu spät. Wir wollen hoffen, daß alle in guter Absicht kommen.«

Sie steckte sich die Zigarette an, inhalierte hingebungsvoll, wobei durch die intensive Verbrennung feine Aschepartikel aus der Glut vor ihrem Gesicht stoben, erhob sich von ihrem Stuhl

und bewegte sich zur Tür. Helena schaute ihr nach, schicksalsergeben, wie die Patientin, die sich damit abgefunden hat, daß ohne die schmerzhafteste Operation keine Heilung erfolgen wird.

»Eine Frage noch. Haben Sie denn überhaupt keine Angst um Ihr Leben?«

»Nein«, antwortete sie, ohne sich umzudrehen. Sie war nicht die Beherrschung in Person – sie empfand einfach nichts. »Ich bin diejenige auf diesem Kontinent, die von diesem Geschäft am meisten versteht. Und gleichgültig, wer sich durch das Kindermachen einen Vorteil erhofft: Ohne mich wird es keine Kinder mehr geben.«

Klar, dachte Helena, du bist die Eiskönigin, und welcher größeren Triumph gäbe es für eine eiskalte Regentin, als sich jenes Reich zu unterwerfen, in dem einst Gluthitze geherrscht hat? Dann folgte sie ihr mit Lilith auf den Kreisflur hinaus.

Gleich nachdem die drei Frauen einen Blick über das Geländer in die Vorhalle geworfen hatten, sahen sie sich darin bestätigt, daß ihre guten Hoffnungen nur gute Hoffnungen gewesen waren. Unten neben den Fahrstühlen lümmelte ein Damenduo, dessen Äußeres ganz dem der Schreckgespenster entsprach, die die beiden Eindringlinge vorhin hinter einer der Türen vorzufinden gefürchtet hatten. Das eine Schreckgespenst sah wie ein nur notdürftig als Frau zurechtgemachter Riese Grimmscher Prägung aus. Die Person schwer bestimmbarer Alters, massig, ja gewaltig, mit Bizeps wie ein Bodybuilder und in einer grünen Latzhose steckend, hätte keinen furchteinflößenderen Eindruck machen können, wenn sie geradewegs aus einem der umliegenden Labors nach einem mißlungenen Genexperiment herausgekommen wäre. Am gespenstischsten war jedoch ihr Gesicht. Umrahmt von auf Ohrlänge gestutzten schwarzen Haaren, glich es irgendwie dem von unzähligen Schleif- und Poliervorgängen auf unnatürliche Rundlichkeit getrimmten Antlitz eines Ehrenmals, das dem Heros huldigt. Ein

Bär von einem Mann, der durch eine fatale Laune der Natur in den Körper einer Frau geraten war. Kein Wunder, daß sie sich als Fortbewegungsmittel einen Laster ausgesucht hatte!

Prof. Dr. Dr. Angelika Marcus glaubte die Frau zu kennen. Sie war ihr wegen ihrer exorbitanten Erscheinung im Gedächtnis haften geblieben. Natürlich stammte die Erinnerung aus einer vollkommen anderen Welt, einer Welt, die ein Gleichgewicht besessen hatte, in der selbst diese hünenhafte Frau weibliche Kleidung getragen, durch Gebaren und Verhalten undefinierbare weibliche Signale ausgesandt und so irgendwie weiblich gewirkt hatte. Obgleich es paradox anmutete, hatte die zweigeschlechtliche Welt solche Sonderlinge besser zu integrieren, ja zu verbergen gewußt als die eingeschlechtliche. In einem komplizierten Muster fielen einem selbst gravierende Webfehler weniger auf als bei einem einfachen. Und so intensiv Angelika sich nun auch zu entsinnen bemühte, es wollte ihr partout nicht einfallen, bei welcher Gelegenheit sie dieses Monster damals gesehen, vielleicht sogar kennengelernt hatte.

Im Gegensatz zu Angelika wurde Helenas und Liliths Aufmerksamkeit weniger von der Riesin als vielmehr von ihrer Bewaffnung gefesselt. Sie schwang in der Hand ein als geradezu obszön zu bezeichnendes Ding, das eine Kombination aus Flinte und Flakgeschütz zu sein schien. Man konnte sich seine verheerende Wirkung geradezu bildlich vorstellen, wenn man die dazugehörigen, deostiftdicken Geschosse in den schweren Patronengürteln in Augenschein nahm, die die Schützin nach Bandito-Fasson über Kreuz am Oberkörper trug.

Das Grauen erhielt so richtig Panavision-Format, als der Blick etwas zur Seite driftete und Goliaths kleine Schwester ins Bild rückte. Es handelte sich um eine ausgemergelte junge Frau mit schlohweißer Stoppelfrisur und einer schwarzen Augenklappe. Ihr Körper war, wo einsehbar, von häßlichen Narben, Verwachsungen und eiternden Wunden übersät. Die Arme schienen einer plastischen Operation mit der Zielsetzung unterzogen worden zu

sein, daß das Ergebnis möglichst viel Ekel erzeugen sollte. Sie trug am ganzen Leib – Jacke, Hose sogar Hemd – schwarzes, abgewetztes, mit matt gewordenen Nieten versehenes Leder und hielt in den Händen ein riesenhaftes Maschinengewehr, das wegen seines Gewichts eigentlich Aufsetzstützen gebraucht hätte und von dem bis zum Boden ein Munitionsriemen baumelte.

»Sind Sie von der Regierung?« rief Angelika den martialisch gestylten Neuankömmlingen im Foyer zu. Ohne Furcht, Erstaunen oder etwa Scheu, als wäre sie die abgefuckte Concierge einer Absteige, die einfach jeden Penner willkommen heißt.

Nach blitzschneller akustischer Ortung blickten die Pistoleros hoch. Dabei war es ihnen ein wenig entgleisten Gesichtszügen abzulesen, daß sie nicht schlecht über den Umstand staunten, daß eine der hinter der Balustrade stehenden Damen wie erwartet bekleidungsmäßig dem weißen Klischee der Medizinerin entsprach, die anderen zwei aber, nun ja, vielleicht dem von Lumpensammlerinnen.

»Wir sind die *neue* Regierung!« erwiderte Margit, eine beklemmende, an das Knurren eines Hundes erinnernde Stimme.

»Heißt das, *Sie beide* sind die neue Regierung?«

Angelikas Lippen schienen sich wahrhaftig zu so etwas Ähnlichem wie einem sarkastischen Lächeln zu kräuseln.

»Oder tagt das restliche Parlament gerade im Lastwagen?«

»Hören Sie, wir sind nicht hierhergekommen, um uns eine Lektion in Politik erteilen zu lassen.«

»Das glaube ich Ihnen unbesehen. Sie machen eher den Eindruck, als wären Sie hierhergekommen, um *uns* eine Lektion in irgendwas zu erteilen.«

Margit schien von Angelikas Zynismus wenig beeindruckt. Sie trat ein paar Schritte vor, weit ausholende Schritte, die hallten,

und blickte zu ihr hoch.

»Es würde einige Zeit dauern, Ihnen unser Vorhaben Punkt für Punkt darzulegen, Zeit, die wir nicht haben. Wir gehen jedoch davon aus, daß auch Sie sich im klaren darüber sind, was für eine kostbare und konflikträchtige Ware in diesem Gebäude lagert und welcher Bedrohung sie ausgesetzt ist. Eine Ware, die das Schicksal des Menschengeschlechts entscheiden wird. Zumindest auf diesem Erdteil. Aber wollen wir uns nicht erst einmal vorstellen? Mein Name ist Margit, und meine Begleiterin heißt Viola.«

»Angelika Marcus. Ich bin die Leiterin dieses Instituts. Und diese beiden hier sind Helena und Lilith, soweit ich ihre Namen vor drei Minuten richtig verstanden habe. Offenkundig handelt es sich bei ihnen ebenfalls um eine *neue Regierung*, denn sie verfolgen den gleichen Plan wie Sie. Jetzt begreife ich auch, was mit ›Verschlankung des Staates‹ gemeint ist.«

»Sie wollen sagen, die beiden gehören nicht zu Ihnen?« fragte die entstellte Raubkatze an der Seite des Sumo-Ringers, und man sah, wie sich der Lauf ihres Maschinengewehrs unmerklich hob.

»Wer weiß? Ich bin käuflich!«

Margit schlug nun einen versöhnlichen Ton an – etwa denselben versöhnlichen Ton, den auch der Löwe anschlägt, wenn die Gazelle sich noch außer Reichweite befindet und eine nette Plauderei dazu dienen könnte, daß man sich etwas näher kommt.

»Wir wollen nicht gleich am Anfang wie zänkische Hühner in Streitigkeiten verfallen und uns zu Karikaturen machen, die die Männer immer von uns gezeichnet haben. Doch über eine Sache kann es kein Debattieren geben: Etwas so Bedeutendes wie der Rohstoff menschlichen Fortbestands, zumal so limitiert, darf nicht als einklagbare Sozialleistung an den kopflosen Pöbel verschleudert werden. Die Ware Mensch ist inzwischen zu

wertvoll, als daß sie den Streichelzoo-Gelüsten von breitärschigen Müttern geopfert werden darf. Eine weise Macht muß deshalb die Kontrolle über das Samenkorn erhalten.«

»Wie wär's, wenn wir die Frauen selbst darüber entscheiden lassen würden?« warf Helena ein.

»Nein! Die Frauen wissen nicht, was gut für sie ist. Sonst hätten sie den allgegenwärtigen Todesgestank schon längst weggeweht und sich an die Arbeit gemacht, um endlich Ordnung zu schaffen.«

»Wollen Sie damit etwa sagen, daß allein Sie beurteilen können, was gut für die Frauen ist, und falls diese Ihre Güte nicht zu schätzen wissen, sie mit Kinderlosigkeit bestraft werden?«

»Es geht nicht nur um Fortpflanzung. Jemand muß Eva den neuen Weg weisen.«

Helena brach in ein lautes Gelächter aus. So sehr versetzte sie das geschwollene Pathos der Unfreiheitsstatur in heitere Kraftlosigkeit, daß ihr vor Lachen beinahe die Maschinenpistole aus der Hand geglitten wäre. Margit und Viola dagegen schienen an ihren Ansichten nichts Komisches zu finden und behielten das Trio oben auf dem Flur mit unbewegter Miene scharf im Auge.

»Sie können sich uns ja anschließen«, bot die selbsternannte Herrscherin schließlich an, als Helena sich wieder etwas gefaßt hatte. »Wir werden viele kluge Frauen auf dem Weg zum Ziel brauchen.«

»Bevor schon die Ämter verteilt werden, sollten wir uns vielleicht noch die Meinung unserer neuen Gäste anhören«, sagte Angelika und wies durch die Scheibenfronten nach draußen. »Ich fürchte, sie bringen uns die Lösung all unserer Probleme.«

Das dröhnende Geknatter der zwei Hubschrauber war nun nicht mehr zu überhören. Wie ins Riesenhafte mutierte Libellen

tauchten sie am Himmel über dem Rand der Parkanlage auf, um dann zielstrebig in Richtung des Gebäudes zu schwirren. Je näher sie kamen, desto deutlicher war zu sehen, daß es sich um khakigraue Militärmaschinen handelte, die im Gegensatz zu der zivilen Variante doppelt so lang wie breit waren und wegen ihrer düsteren Panzerung nichts als kontrollierte Gewalt ausstrahlten. Die rechten Seitentüren standen offen, und zwischen den Landekufen war jeweils eine großkalibrige Revolverbordkanone angebracht. Mit ohrenbetäubendem Lärm schwebten die Hubschrauber einen Orkan an miniature hervorruhend nieder und setzten parallel zueinander mitten auf der eingeschneiten Wiese auf.

Sofort nach der Landung stürmten aus den offenen Türen pro Maschine fünf Soldatinnen in Springerstiefeln heraus und liefen im Eiltempo zum Gebäude. Ihre Gesichter waren geschwärzt, so daß man sie kaum voneinander unterscheiden konnte; stöpselgroße Hörgeräte in den Ohren und wanzenkleine Mikrofone vor den Mündern ließen darauf schließen, daß sie untereinander in Funkkontakt standen. Sie trugen in den Händen schwere Maschinenpistolen, einige sogar mobile Geschütze, die Raketenwerfern ähnelten. Handgranaten und Halfter für verschiedenerlei Munition schmückten die Koppel ihrer pechschwarzen Kampfuniformen. Sie hatten den Eingang schon erreicht und versuchten ihn mit bloßen Händen zu öffnen, da stieg aus einem der Hubschrauber eine weitere Gestalt aus.

Als einzige Teilnehmerin dieses wie es schien ungeheuer beliebten Kaffeekränzchens vermittelte sie sowohl von ihrer Garderobe als auch von ihrer aufgeräumten Erscheinung her einen normalen Eindruck. Die sich schätzungsweise in ihren Vierzigern befindende, hochaufgeschossene Frau mit graumelierte Frisur war in eine mondän wirkende beige Pelerine gehüllt und trug ockerfarbene Lacklederstiefel. Auf ihrer Nase prunkte eine dunkle Sonnenbrille, deren Gläser so großflächig waren, daß sie die Hälfte ihres Gesichtes bedeckten.

Mit geradezu majestätischem Schritt näherte sie sich dem emsigen Treiben ihrer Soldatinnen, die vor lauter Blitzkommandostreß die kleine Holztüre neben dem Haupteingang vollkommen übersahen. Eine von ihnen, offenkundig die Anführerin, gab schließlich den anderen ein Zeichen zum Deckungsuchen. Dann befestigte sie unten am Schloß eine magnetische Handgranate, bevor sie selbst zur Seite wich und wie ihre Kameradinnen außerhalb des Eingangsbereiches mit weggedrehtem Rücken in Deckung ging.

Die Bombe explodierte mit einem dumpfen Wumm!, und das pompöse Portal verwandelte sich augenblicklich in einen Hagel aus Tausenden von Glassplittern, welche sich in das Foyer ergossen. Margit und Viola hatten sich bereits während der Anbringung des Sprengsatzes zu einer der Treppen zurückgezogen und beobachteten nun mit bewundernswert gelassenem Blick das Hereinstürmen der Soldatinnen. Sobald diese drinnen waren, verteilten sie sich rasch im Entree, bildeten einen Ring und richteten ihre Waffen auf die Frauen auf dem oberen Flur und am gegenüber befindlichen Treppenaufgang.

In den abziehenden Rauchschwaden erschien die Dame mit der Pelerine, überschritt die Schwelle, wobei das zersplitterte Glas unter ihren Stiefelsohlen ohrenkitzelnd knirschte, und begab sich in die Mitte ihrer Soldatinnen. Als sie die Sonnenbrille abnahm, stiegen in Angelika, Helena, Lilith, Margit und Viola vage Gefühle des Wiedererkennens auf, und in jeder auf ganz unterschiedliche Art. Bei der einen waren es längst verschüttet geglaubte Fernsehbilder aus Politmagazinen, bei der anderen für alle Zeiten ins Gedächtnis eingebrannte Porträtfotografien auf Wahlkampfplakaten. Wiewohl keiner von ihnen dieser Dame jemals persönlich begegnet war, glaubten sie alle, sie zu kennen, und sie wußten, daß vor ihnen nicht allein eine x-beliebige Politikerin stand, sondern eine bedeutende Zeitzeugin, die die politische Entwicklung der Vergangenheit über Jahrzehnte ausschlaggebend beeinflußt hatte. Ja, diese

zusammengewachsenen Augenbrauen, dieser stechende Blick, den selbst die Korrosion des Alterns nicht zum Abstumpfen hatte bringen können, diese knochige Physiognomie, all diese vielleicht nicht schönen, aber einprägsamen Markenzeichen einer prominenten Persönlichkeit, sie gehörten der allseits bekannten ehemaligen Frauenrechtlerin Vanessa.

»Sind Sie von der Regierung?« fragte Angelika nun zum dritten Mal an diesem Tag, obwohl sie die Antwort diesmal längst kannte.

»Nein«, erwiderte Vanessa, und in ihrer Stimme schwang Traurigkeit mit. »Wir *sind* die Regierung! Jedenfalls das, was von ihr übriggeblieben ist.«

Dann schüttelte sie die Traurigkeit blitzschnell ab, mit einer so beiläufigen Leichtigkeit, als wedele sie mit der Hand eine Fliege fort.

»Betrachten Sie dieses Gebäude und insbesondere das biologische Material darin als enteignet, konfisziert, verstaatlicht oder welche Bezeichnung Sie dafür bevorzugen. Sie alle stehen unter Arrest, bevor nicht Ihre Identität und genaue Funktion hier geklärt sind. Ausgenommen davon ist Frau Professor Marcus, die ich bitte, sich zu mir herunterzubeben. Infolge des in dieser Situation greifenden Notstandsgesetzes haben Sie bis auf weiteres kein Recht auf einen juristischen Beistand. Ich schlage vor, daß wir die friedliche Abwicklung der Prozedur damit beginnen, daß Sie erst einmal Ihre Waffen niederlegen.«

»Wenn du die Regierung bist, dann bin ich Goofy!« rief Margit von der Treppe aus. Weder sie noch Miss Fratzekopf an ihrer Seite machten irgendwelche Anstalten, sich auszuliefern, wie es der schwache Arm des Staates befohlen hatte. »Und Soldatinnen, gebt euch bloß nicht der Illusion hin, daß man euch für eure Taten später nicht zur Rechenschaft ziehen wird. Glaubt ja nicht, daß die Frauen dieses Landes eine Klugscheißerin

dulden werden, die sich wegen eines momentanen Macht-vakuums den Rang der Königin Mama anmaßt. Wenn das Volk sich gegen sie erhebt, seid ihr die ersten, die an die Wand gestellt werden. Vergeßt das nicht. Erinnert euch an die vielen Steigbügelhalter vergangener Staatsstreiche, die den Fehler begangen haben, sich auf die falsche Seite zu schlagen. Euch winkt schon jetzt der Strick!«

Es brach nicht gerade eine Meuterei aus. Dennoch: Wer eine subtile Beobachtungsgabe hatten, bemerkte, wie zwischen den Soldatinnen hektische Blicke gewechselt wurden und wie die Finger an den Abzügen ein wenig von ihrer Anspannung verloren. Margits Worte schienen in den Köpfen der Anwesenden nachzuhallen. In einem kollektiven Wahrnehmungsprozeß spürten alle unter dem lichten Kuppeldach, daß von diesem nur bedingt von weiblichen Hormonen gesteuerten Fleischhaufen eine schier körperlich fühlbare Präsenz ausging, die Furcht einflößte und die gleichzeitig ein nebulöses Verlangen nach Hingabe hervorrief. Vielleicht versprühte Margit nicht gerade demagogischen Esprit, dafür wirkte sie zu hölzern, doch da war dieser perverse Charme der Dominanz, ja etwas von einer geschmacks- und ideologie-neutralen Lichtgestalt, die einen schlicht und einfach blendete.

»Was fällt Ihnen ein, Sie unverschämtes Nilpferd!« schrie Vanessa, den aufkeimenden Wankelmut ihrer Kriegerinnen spürend und leicht in Panik darüber geratend, daß ihr die Dinge aus der Hand gleiten könnten. »Im Gegensatz zu Ihnen bin ich demokratisch gewählt und besitze ein politisches Mandat.«

»Scheiße, ich hab' nicht den blassesten Schimmer, was ein Mandat ist. Doch eins weiß ich genausogut wie die Tatsache, daß auch du bis jetzt noch keinen Finger gerührt hast, um für uns das Fressen herbeizuschaffen: Du hast nicht das Zeug dazu! Du magst vielleicht gewählt sein, aber auf die feine Tour. Damals im Schlaraffenland, als das Eichhörnchenmännchen emsig Nüsse sammelte, während du in Talkshows darüber

schwadroniert hast, daß das Eichhörnchenweibchen vor lauter Unterdrücktsein nicht zum Nüssesammeln kommt. Darüber, daß ein Gesetz gegen die Vergewaltigung in der Ehe her müsse, wo doch jede Ehefrau weiß, daß die permanente Unlust in der Ehe nur dadurch zu kaschieren ist, indem man einmal die Woche den Ehemann vergewaltigt. Und darüber, daß eine Frau automatisch zu einer Heiligen avanciert, wenn sie sich was in den Bauch ficken läßt, und der Mann oder der Staat, was übrigens dasselbe ist, sie deshalb bis an ihr Lebensende versorgen müssen. Ja, ja, das waren schöne Zeiten. Doch jetzt sind sie vorbei.«

»Hören Sie, ich weiß nicht, wer Sie sind, und nach Ihrem dämlichen Geschwätz zu urteilen, scheinen Sie auch nicht zu wissen, wer ich bin«, zischte Vanessa zurück. Paradoxerweise wurzelte der wahre Kern ihrer Wut in der Erkenntnis, daß die Ansichten der Riesin verdächtig viele Parallelen zu den Thesen in ihrem Buch aufwiesen. »Spielen Sie sich hier nicht als die feministische Staatsphilosophin auf, ohne Lösungen anzubieten. Es ist höchst töricht, die Kompetenz staatlicher Organe anzuzweifeln und sie bei ihrer Arbeit zu behindern. Zumal wenn von dieser Arbeit das Schicksal eines Volkes abhängt. Ich warne Sie! Sollten Sie sich meinen Anordnungen widersetzen, werde ich Sie auf der Stelle erschießen lassen.«

»Wie gut, daß wir bei diesem exemplarischen Politdilemma eine studierte Politologin unter uns haben«, meldete sich nun Helena zu Wort und strahlte Vanessa verschmitzt an, obwohl sie drauf und dran war, vor Anspannung und Angst oben und unten gleichzeitig loszureißen. »Nämlich mich! Nach den mir gewärtigen Gesetzestexten, die das Staatswesen betreffen, gleicht es einem Mysterium, daß ausgerechnet Sie den personifizierten Volkswillen verkörpern und die absolute Staatsgewalt innehaben sollten. Überdies ist es noch zu klären, ob es sich bei dieser bewaffneten Bande überhaupt um so etwas wie eine staatliche Exekutive handelt. Soweit ich weiß, sind Sie lediglich die Ministerin für Familie und Soziales. Also können

Sie weder in der Funktion eines Staatsoberhauptes im Namen der demokratisch gewählten Vertreter einer Regierung sprechen, noch besitzen Sie die Machtfülle eines militärischen Befehlshabers, der per Kriegsrecht parlamentarisches Recht außer Kraft setzen darf. Es sei denn, es hat zwischenzeitlich durch Ihre Initiative ein Putsch stattgefunden – was verdammt danach aussieht.«

»Richtig!« brüllte Margit, und die überhastete Angriffslust in ihrer Stimme ließ darauf schließen, daß sie wenig bis gar nichts von dem verstanden hatte, was soeben doziert worden war. Wenn die Dinge diffizil zu werden drohten, kannte sie nur ein Gesetz: Sie war das Gesetz!

»Soldatinnen!« donnerte sie. »Ihr seid nur Schachfiguren in einem miesen Spiel, und zwar die niedrigsten Schachfiguren, die Bauern. Wenn ihr nicht wollt, daß euch dasselbe Schicksal ereilt, das immer und in jedem Spiel die Bauern ereilt, nämlich geopfert zu werden für die Machenschaften der Oberen, dann verweigert den Befehl. Es gibt keinen Staat mehr. Alles muß neu geordnet werden. Vor allem müssen wir über die Frage reden, wem dieses Spermareservoir hier gehört. Uns allen oder einer einzigen Person, die behauptet, der Staat zu sein. Wenn ihr auf diese Irrin hört, wird sich das Volk furchtbar an euch rächen.«

Die Soldatinnen wurden nun von sichtlicher Konfusion erfaßt. Als habe ihr Schutzpanzer aus Befehl und Gehorsam durch Margits Worte Risse erhalten, die sich immer mehr verzweigten, verloren sich ihre Hemmungen, und sie gaben sich nur noch wenig Mühe, ihre Zweifel zu verbergen. Einige begannen miteinander zu tuscheln, andere waren vollkommen perplex und rissen ihre Waffen mit grimmiger Miene von einer imaginären Feindin zur nächsten, als wollten sie die eigenen Bedenken durch übersteigerte Aggressivität zum Verstummen bringen, und wieder andere schienen von der Bekehrung bereits so erfolgreich infiziert, daß sie sich mit gesenkten Gewehren und

fragendem Blick an Vanessa wandten. In diesem Stimmungsgemisch aus plötzlicher Horizonterweiterung und Unentslossenheit schien es kein Wunder, wenn sich jäh ein Schuß lösen würde, vielleicht gar kein beabsichtigter, und diesen dann ein anderer versehentlicher, aus reinem Reflex abgefeuerter Schuß beantworten würde, bis endgültig das große Schützenfest ausbräche und das Gemetzel komplett wäre.

Vanessa konnte kaum glauben, wie rasch die zwei Weiber es geschafft hatten, ihr das Heft aus der Hand zu nehmen. Sie wollte etwas sagen, etwas Bedeutendes, etwas, was alle von ihrer eigenen Sicht der staatlichen Autorität überzeugen würde. Doch außer wie ein stumm leidender Fisch ihren Mund auf- und zuzumachen brachte sie nichts zustande. Im übrigen wären ihre Argumente inzwischen auch kaum hörbar gewesen, denn sie hatte langsam das Gefühl, daß ihre kleine Armee jeglichen Respekt vor ihr verloren hatte und jede mit jeder offen diskutierte. Da meldete sich eine andere Frau zu Wort, die bis jetzt eher den Eindruck vermittelt hatte, als wäre sie lediglich die verdutzte Putze des Ladens, die zu einem unglücklichen Zeitpunkt ihre Arbeit aufgenommen hatte.

»Entschuldigung, Leute!« rief Lilith mit sich komisch überschlagender Stimme, als tanze ein lustiger Kobold auf ihren Stimmbändern. Die Ursache für diesen Stimmbruch lag jedoch keineswegs in etwas Amüsantem, sondern in purer Angst.

»Bevor ihr etwas Unüberlegtes tut, und ich bin wirklich die letzte, die das kritisieren würde, falls ihr es trotzdem tut, ich meine, ich persönlich habe mit eurem Streß, wer hier nun das große Sagen hat, überhaupt nichts am Hut. Wirklich, es ist mir vollkommen Wurscht, wer wie viele Flaschen oder Kübel Sperma mit nach Hause nimmt. Ich jedenfalls möchte nichts! Wenn ihr wüßtet, wieviel Kubikmeter ich schon von dem Zeug im Laufe meines ... Ich meine, ich habe mit meiner Freundin nur einen netten Spaziergang gemacht ..., verschneite Tannen und Elche, wie 'ne schöne Wandtapete eben, ich meine, existiert

vielleicht eine Möglichkeit, daß ich diese Versammlung etwas vorzeitig verlassen könnte? Ich habe noch einen Termin beim Friseur.«

Nur kurz hatten alle Anwesenden zu der offenkundig Geistesgestörten aufgesehen, allerdings nicht ohne ihre bestechende Anmut zu registrieren, die trotz der ihren Traumleib verunstaltenden Müll-Haute-Couture zu erkennen war, bevor sie sich wieder ihrem Gemurmel zuwandten. Lilith war keine große Kapazität in Sachen Weiberwirtschaft, weil ihr Forschungsfeld sich bis vor kurzem ausschließlich auf männliche Versuchskaninchen erstreckt hatte. Doch sie konnte sich nun des Eindrucks nicht erwehren, daß das hier stattfindende wirre Gelaber seinen Ursprung in der weiblichen Unschlüssigkeit, dem mangelnden Selbstbewußtsein und der weiblichen Eigenheit, kein Blut sehen zu können, hatte. Männer hätten darauf geschissen, resümierte sie, und gleich losgeschossen, bevor der Gegner den Mund aufgemacht hätte.

»Vielleicht sollten wir die Gemüter sich zunächst etwas abkühlen lassen, bevor wir die Mission fortsetzen, Frau Ministerin.«

Vanessa glaubte ihren Ohren nicht zu trauen, als die Chefin ihrer Soldateska zu ihr trat und ihr diesen Vorschlag unterbreitete, flüsternd und diskret, aus einem verzerrten Mundwinkel ausgestoßen wie ein unanständiges Angebot. Dies ist die letzte Chance zur Gesichtswahrung, bevor wir den Einfluß auf das Fußvolk verlieren, schien sie damit zu verstehen zu geben. Vanessa bemerkte, daß sich trotz der schwarzen Cremeschicht auf der Stirn der sehnigen Frau, die in ihrer martialischen Uniform mit der darüber gestreiften schußsicheren Weste wie eine Kampfrobinette wirkte, unzählige Schweißperlen gebildet hatten. Ihr gehetzter Gesichtsausdruck signalisierte Verzweiflung und die Bitte um Kapitulation. Das war zuviel! Der Anblick ihrer zerbröckelnden, um nicht zu sagen zerplatzenden Macht ließ im Schädel der Frau Ministerin

die letzte noch intakte Sicherung durchbrennen.

»Sind Sie verrückt geworden, Soldat?« kreischte Vanessa hysterisch, während sie sich auf ihr Gegenüber stürzte, es an den Schultern packte und wie besinnungslos durchschüttelte. »Haben Sie durch diese lachhaften Phrasen inzwischen einen Hirnschaden erlitten und schon vergessen, weshalb wir hier sind? Kommen Sie zu sich, und tun Sie Ihre verdammte Pflicht! Wir sind nicht in diesem Gebäude, um einem Staatskundeunterricht beizuwohnen, sondern um akut bedrohtes Material sicherzustellen, das die Existenz unseres Volkes berührt. Oder glauben Sie etwa, daß der Bomberpilot, der vielleicht in diesem Augenblick seine Raketen in Schußposition bringt, gleich durch die Tür spazieren und sich an dem blödsinnigen Geschwafel beteiligen wird?«

»Was soll ich tun?« flehte die Soldatin, und man sah, daß sie mittlerweile schweißüberströmt war und ihre Hände zitterten. Im Hintergrund war das grüblerische Gemurmel der anderen Soldatinnen zu vernehmen.

Vanessa wirbelte herum und deutete mit dem Zeigefinger auf Margit.

»Erschießen Sie diese Frau!« sagte sie mit vor Zorn zuckendem Gesicht. »Sie bedroht die Interessen des Staates.«

Die Soldatin legte ihr Gewehr an und nahm Margit ins Visier.

»Hast du sie?« fragte Margit mit ausdrucksleerer Miene und wandte sich an Viola. Diese hatte ihr schweres Maschinengewehr ebenfalls in Anschlag gebracht und zielte damit voll Konzentration auf Vanessa.

»Ja«, antwortete sie, ohne ihren starren Blick von der Person am Fuße der Treppe abzuwenden.

»Dann erschieß sie jetzt!« befahl Margit.

Schlagartig kehrte in der Halle Stille ein. Das Getuschel erstarb, und ein banges Atemanhalten ging durch die Runde und

die Ahnung, daß eine Kettenreaktion unvorstellbaren Blutvergießens eintreten würde, sobald eine der Parteien den ersten Schritt in den Abgrund täte. Eigentlich hatten alle schon vergessen, wofür sie kämpften und wofür sie auf gar keinen Fall kämpfen wollten – natürlich bis auf diejenigen, die erst lebendig wurden durch den Kampf. Dennoch lösten sich einzelne Soldaten allmählich von ihrer Paralyse, legten ihre Waffen in einem letzten Ringen um Disziplin auf die Gegner an und stellten so wieder dieselbe Situation wie bei ihrem Eintreffen her. Alle Aufmerksamkeit ruhte nun auf den Duellantinnen, deren am Abzug klemmende Finger sich wie in einer Zeitlupeneinstellung quälend langsam krümmten. Trotz der eisigen Temperatur im Raum waren es inzwischen nicht allein die Hauptdarsteller, die Schweißströme absonderten. Herzen hämmerten in wildem Tempo, nervöse Zuckungen gingen um wie eine sich in Windeseile ausbreitende ansteckende Krankheit.

»Wenn Sie schon unbedingt jemanden erschießen müssen, dann knallen Sie *die* beiden ab!« sprach Angelika in die vor Hochspannung beinahe zerberstende Stille hinein und wies mit dem Daumen über ihre Schulter hinter sich auf Helena und Lilith. Dann verließ sie die zwei Frauen, denen der Schock über das soeben Gehörte synchron die Unterkiefer herunterklappen ließ, und schwebte wie ein frohlockendes Gespenst die Treppe zu den Soldatinnen hinunter. Jedes einzelne Haar ihrer ergrauten Strubbelfrisur war vom Stromschlag der günstigen Fügung wie erigiert.

»Tun Sie es jetzt gleich. Mit dem Nilpferd verbindet Sie mehr, als Sie glauben«, plapperte sie beinahe fröhlich weiter, während sie die Stufen doppelt nahm. »Außerdem hat sie Charisma, Sie nicht, auch wenn man eine Weile braucht, um sich dies selber einzugestehen. Sie sollten den Vorteil von Koalitionen nicht unterschätzen, ich meine, den von Dreiparteienkoalitionen, weil ich auch noch ein Wörtchen mitzureden habe.«

Sie drang in den Kreis der Soldatinnen ein und näherte sich

mit geschäftsmäßiger Heiterkeit Vanessa, der der Vortrag der Frau Rätsel aufgab. Ihr Zeigefinger war immer noch wie eingerastet auf Margit gerichtet, doch ihr Gesicht mit der gerunzelten Stirn hatte sich längst der sibyllinischen Angelika zugewandt.

Schließlich trat diese ganz dicht an sie heran und sagte leise: »Verstehen Sie nicht? Auch wenn wir drei uns vorher nie begegnet sind, sind wir uns über die zeitgemäße Behandlung unseres Schatzes einig. Wir wissen, welch gottgleiche Macht dieser Stoff einem bei kluger Anwendung verleihen kann, und wir alle sind jeweils ganz allein auf diese Idee gekommen. Es wäre äußerst destruktiv, wenn sich diese drei Kräfte gleich am Anfang sinnlos gegenseitig bekriegen würden, anstatt einen Bund miteinander zu schmieden. Die beiden Pudelmützen da oben sind dagegen Relikte aus der alten Welt, hoffnungslose Gesundbeterinnen, die das Zeug lieber heute als morgen wie Karnevalskamellen unters Volk streuen würden. Sie sagten es mir, bevor Sie eintrafen.«

Vanessa brauchte nur die Dauer eines Augenaufschlags, um sich zu entscheiden. Plötzlich sah sie die glorreiche Zukunft mit allen ihren komplexen Details vor sich hell aufleuchten wie einen funkelnden Diamanten in der Auslage eines Juweliers. Alles schien sich glatt zusammenzufügen, und jedes Klötzchen paßte in die richtige Form. Es stimmte, sie besaß nicht das Zeug, um die Massen zu berauschen. Um eine gewaltige Vision Wirklichkeit werden zu lassen, bedurfte es erheblich mehr als starrer Befehle von oben und dumpfer Waffengewalt. Utopien blieben Utopien, wenn sie nicht von der Masse getragen wurden. Die Masse: ein apathischer, nach Führung lechzender, aber unberechenbarer Idiot, der stets einfache Lösungen bevorzugte und diese auch noch in einem menschlichen Gesicht manifestiert haben wollte. Komplizierte Sachverhalte waren ihr nicht zu vermitteln. Daten, wirtschaftliche Zusammenhänge, gesellschaftliche Notwendigkeiten mußten zunächst in eine klebrige

Gefühlssoße umgegossen werden, mußten eine Metamorphose zu Strichmännchen-Gebilden à la Disney durchlaufen, bevor man sie der Masse unterjubeln konnte.

Vanessa hatte es bis jetzt lediglich fertiggebracht, die kleine Masse der Feminismusbewegten für sich einzunehmen. Das Gros der Frauen war ihr aber nicht gefolgt. Der Grund hierfür lag in ihrem intellektuellen Getue, der vielleicht den Verstand der Frauen erreichte, jedoch nicht ihr Herz. Ihr fehlte einfach der Disneyfaktor. Ganz anders verhielt es sich bei dem Nilpferd. So wie es schien, war dieser Frau zwar bis jetzt allein das neben ihr stehende Nachtgeschöpf gefolgt, das aussah, als wäre es so etwas wie die Kultfigur einer Horrorfilmwelle, doch die Einschätzung der Professorin traf trotzdem den Punkt. Sie besaß die Glorie der Übermutter, der frau vertraute, aber noch wichtiger, die frau fürchtete. Es erschien selbstverständlich, sich ihr unterzuordnen. Sie strahlte Autorität in jener comichaften Weise aus, wie die Masse erwartete, daß Autorität aussah und reden müsse. Die Erkenntnis war frustrierend, doch wahr. Deshalb hieß ab nun die Devise, die wenigen guten Karten derart geschickt auszuspielen, daß man trotzdem als Sieger aus dem Spiel hervorging. Konkret bedeutete diese Strategie, das Nilpferd als eine Kasperlepuppe für die Massenseele, als die heroische Richtungsweiserin zu instrumentalisieren und Prof. Cool als das Fruchtbarkeitsmonster. Ausgestattet mit ihrem reichen Wissen über die Wirtschaft, speziell über eine Wirtschaftsordnung, die ausschließlich auf eine weibliche Gesellschaft zugeschnitten war, würde Vanessa dann aus dem Hintergrund die Strippen ziehen. Die wahre Macht würde weiterhin in ihren Händen ruhen, auch wenn die beiden anderen Eckpunkte des gleichschenkligen Dreiecks dasselbe von sich behaupten würden.

Zugegeben, dieses Kalkül erschien bei kritischer Betrachtung erst recht wie ein Phantasieprodukt aus Disneyland, denn wer vermochte schon die Zukunft in solcher Exaktheit weiszusagen?

Wer wußte schon, was Menschen in einer vollkommen desolaten Epoche tun und lassen würden? Doch zum einen blieb Vanessa keine andere Wahl, als sich für diesen Weg zu entscheiden, und zum anderen vernahm sie wie aus den diesigen Regionen ihres Bewußtseins die ermunternde Billigung eines Instinkts, jenes untrüglichen Instinkts, der sie zuletzt bis zu den staatlichen Weihen gelotst hatte.

Nachdem ihr all das durch den Kopf geschossen war, drehte sie sich deshalb im buchstäblichen Sinne um hundertachtzig Grad, nämlich zu ihrem Ersten Offizier um, und befahl: »Sie haben recht gehabt: Ich habe mich bei der Bestimmung unseres wahren Feindes geirrt. Diese beiden Frauen sind auf unserer Seite. Erschießen Sie statt dessen die zwei dort oben auf dem Flur! Sie sind mit der Absicht hierhergekommen, die Ejakulate zu rauben, und wurden von uns auf frischer Tat ertappt.«

Und prompt fiel ein Schuß!

Vanessa konnte es kaum fassen, daß ihr Befehl so unverzüglich, ja quasi mit der Blitzartigkeit einer Gedankenübertragung ausgeführt worden war. Offenkundig das Werk des Karikaturgehorsams eines Karikaturesoldaten. Gerade eben noch hatte sie die letzte Silbe ihres letzten Satzes ausgesprochen, und da knallte es schon. Ein brüllendes Geräusch, das sich durch den Halleffekt im Kuppelsaal um ein Vielfaches verstärkte und in allen Ohren ein schmerzhaftes Nachpfeifen verursachte. Wie lächerlich simpel es doch ist, unschuldige Menschen ausknipsen zu lassen wie fade Fernsehprogramme, staunte Vanessa.

Doch noch mehr staunte sie, als sie wie alle anderen Anwesenden allmählich feststellen mußte, daß die vermeintlich Ausgeknipsten immer noch quicklebendig aufrecht hinter dem Geländer standen, mit furchtverzerrten Gesichtern zwar, aber ohne ein Loch im Mantel, aus dem Blut hervorquoll, zweifelsfrei unversehrt. In der gespannten Ruhe, die sich daran anschloß, wandte sich ein Kopf in eine andere Richtung, und ein anderer, der das aus den Augenwinkeln registriert hatte, folgte

dieser Bewegung, und ein anderer Kopf wieder jener und wieder ein anderer der letzten und so weiter und sofort, bis schließlich sämtliche Augen verdattert auf Margit starrten. Sie blutete an der linken Wange: ein häßlicher Streifschuß, der sich bis unter das Ohrläppchen erstreckte. Obwohl sie jetzt die Hand gegen die Wunde preßte, konnte sie es nicht verhindern, daß der rote Saft zwischen ihren Fingern zum Hals hinabrann und von dort aus den Rollkragenpullover und die Latzhose zu nassen begann.

Wer hatte auf sie geschossen? Jemand, der die Nerven verloren und die neu formierten Fronten verwechselt hatte? Oder die Angegriffenen selbst, die von ihrer luftigen Höhe aus den Versuch einer Gegenwehr gestartet hatten? Aber wieso hatten sie dann auf Margit geschossen, anstatt auf die, die sie in Siebe verwandeln wollten. Die Antwort gab eine völlig neue Stimme.

»Rührt euch nicht von der Stelle und laßt die Finger vom Abzug, wenn ihr damit später noch in der Nase bohren wollt!« schrie Cora. Ebenfalls eine Figur wie aus einem Comic – scheinbar die obligate Erscheinung heutzutage. Sie steckte in einer olivfarbenen Fliegermontur, welche stark verrußt war und überall angesengte Stellen aufwies. Auch die Trägerin der Montur sah ziemlich angesengt aus. Dort, wo ihre Augenbrauen hätten sitzen müssen, befanden sich lediglich einige wenige verkohlte Stoppeln, und auch der fransige, rattenhafte Schnitt ihrer schwarzen Haare legte den Schluß nahe, daß sie die letzte Nacht einen Elektrogrill als Kopfkissen benutzt hatte. Am feurigsten war aber ihr Gesicht. Eine erdbeerrote und angeschwollene Rübe, auf der der Glanz einer Creme gegen die Schmerzen funkelte.

Sie stand auf dem Kreisabschnitt des Flures, welcher Helena und Lilith direkt gegenüberlag, und weder die beiden noch das aufgeregte Volk unten konnten sich erklären, wie sie plötzlich dort hingekommen war. Mit einer Maschinenpistole in der Hand wild herumfuchtelnd, begab sie sich nun eiligen Schrittes zu den

beiden Frauen, wobei sie während der halben Umrundung das Geschehen unten nicht aus den Augen ließ.

»Zeit für ein bißchen Wahrheit, Zeit, die wahren Schuldigen zu nennen«, stieß sie atemlos hervor, als könne ihr etwas zustoßen, bevor sie ihre Botschaft unter die Leute gebracht hatte. Gar keine dumme Befürchtung in diesem bleihaltigen Klima.

»Ihr fragt euch bestimmt, wer ich bin. Und wieso ich so brutal in eure gemütliche Runde einbreche. Das kann euch das Nilpferd bestimmt besser beantworten, doch ich wette, sie wird es nicht tun. Es ist leicht, einen Mörder dingfest zu machen, doch es ist fast unmöglich, jemanden zur Verantwortung zu ziehen, der ein tausendfaches Morden organisiert hat. Aber ich schweife ab. Darf ich mich erst einmal vorstellen: Ich bin die Bomberpilotin, diejenige, die auf diesem Kontinent die Menge der Ejakulate fast auf Null gedrückt hat!«

Ein empörtes Aufstöhnen ging durch die Menge, als hätte man die Nachricht vom Untergang der Welt vernommen. Die Soldatinnen klammerten sich noch fester an ihre Gewehre, als hätten sie endlich das aus dem Zoo entlaufene Raubtier in die Enge getrieben. Cora gesellte sich jetzt zu Helena und Lilith, die von der Selbstbezeichnung der Pilotin nicht minder überrascht waren. Doch was Überraschungen anging, so war dieser Tag ohnehin eine Sensation. Das allgemeine Erstaunen wäre kaum größer gewesen, wenn plötzlich ein kerngesunder Mel Gibson den Raum betreten hätte.

»Ja, ich bin die berühmt-berüchtigte Spermaterroristin. Doch ich wurde zu den Bombardements erpreßt. Entweder du fliegst die Luftangriffe, oder deine beiden Töchter werden erst gefoltert und dann umgebracht – das war die Wahl. Vielleicht fragt ihr euch, weshalb die menschliche Saat ausgerottet werden sollte. Ganz einfach: Sie sollte es gar nicht. Die Absicht bestand darin, die Menge der Konserven so weit zu reduzieren, daß ein einziges Institut, und zwar dieses hier, und eine einzige Clique

eine Monopolstellung erlangten.«

Genial! dachte Vanessa. Aber weniger deshalb, weil sie dem verbrecherischen Superhirn Anerkennung zollte, sondern weil sie den Plan schon vorher durchschaut hatte.

Genial! dachte Angelika aus demselben Grund.

Genial! dachten Helena und Viola und gleich danach: Wie kommen wir bloß aus dieser Scheiße wieder heraus?

»Margit und Viola, die dort stehen, sie sind die Zwillinge des Bösen, die sich dieses perfide Spiel ausgedacht haben«, fuhr Cora fort. »Und die Zwillinge des Guten, das sind meine Töchter, die weiterhin von diesen Ungeheuern gefangengehalten werden. Vielleicht aber sind sie auch schon längst tot. Wie dem auch sei, euer zynischer Schnack wird nicht fortgesetzt, bevor ich meine Lieben nicht in die Arme geschlossen habe, ob tot oder lebendig!«

»Ich kann Ihren Schmerz nachempfinden«, sagte Vanessa, ganz die talkshowbewährte Politikerin. »Aber es hat wirklich keinen Sinn, die eh schon komplizierte Lage durch private Feindseligkeiten noch mehr zu komplizieren. Wir können über alles reden, offen und ehrlich, wie es unter Frauen üblich ist. Ich denke, es wird das beste sein, wenn wir uns zusammensetzen und ein offenes Gespräch miteinander führen. Abgesehen von der Tatsache, daß diese waffenstarrende Szenerie sich jeden Moment in ein Blutbad verwandeln könnte und wir alle deshalb Ruhe bewahren sollten, besitzen Sie ohnehin keine Möglichkeit, mit wie auch immer geartetem Ergebnis von hier zu verschwinden. Vergessen Sie nicht, daß wir sogar mit Hubschraubern ausgestattet sind.«

»Klar«, erwiderte Cora. »Doch ohne Piloten machen Hubschrauber wenig Sinn!«

Wie alle anderen, die sich an den Wundertüten-Charakter dieses bizarren Tages immer noch nicht richtig gewöhnen konnten, wollte Vanessa etwas in der Art wie »Verstehichnicht«

stammeln, als sie von dem unwiderstehlichen Drang heimgesucht wurde, einfach hinauszuschauen. Die Frauen blickten wie auf ein Zeichen allesamt gleichzeitig durch die Glasfronten nach draußen und entdeckten die nächste Bescherung. Obgleich die Drehflügel der in etwa hundert Meter Entfernung geparkten Maschinen im gemächlichen In-Betrieb-Tempo weiterhin rotierten, als wäre alles in bester Ordnung, schien dies auf die Pilotinnen kaum zuzutreffen.

Eine von ihnen – ihre Augen waren geschlossen – hing mit dem Oberkörper aus der offenen Cockpittür heraus. Sie hatte die Arme weit von sich gestreckt wie bei einer anstrengenden gymnastischen Übung. Der behelmte Kopf der anderen Pilotin in der daneben stehenden Maschine war einfach nach unten auf ihre Brust gesackt, als würde sie schlafen. Ob sie schon tot waren oder nur bewußtlos, war aus der Ferne nicht auszumachen. Donnerwetter, diese angesengte Schwießwütige mußte ihre Töchter aber wirklich abgöttisch lieben!

»Cora!« schrie Margit, und man hatte den Eindruck, daß ihre einschüchternde Stimme durch Zorn und Schmerz ein paar Schattierungen tiefer und heiserer geworden war. »Du wirst deine Kinder niemals wiedersehen, erst recht nicht, wenn du uns umlegst. Und weißt du auch warum? Weil du ein schlechter Umgang für sie bist. Du glaubst nicht an die Sache der Frauen, an die Errichtung eines mächtigen Frauenreiches. Dich interessiert es einen Dreck, was die Zukunft bringt – Hauptsache, du kannst weiterhin Mama machen und dich in deinem putzigen Reihenhaushaus der Illusion hingeben, daß alles irgendwie wieder in Ordnung kommt. So wie früher, als über die Mattscheibe zwar immer schlechte Nachrichten flimmerten, aber alles irgendwie doch immer wieder in Ordnung kam – dank der Männer. Wie die meisten Frauen glaubst auch du, daß selbst der Geist des Mannes in der Lage ist, den alten Zustand wiederherzustellen. Ich dachte, ich hätte dich umgebracht, doch deine Sorte ist einfach nicht totzukriegen. Wie Unkraut wächst

es immer wieder nach, das faule Muttertier mit unsinnig teurer Ausbildung. Ich sage es dir zum letzten Mal: Diene unserer Sache, verändere dich, oder wenn du es 'ne Nummer salbungsvoller haben willst, kehre um! Dann kannst du mit uns zusammen aus deinen Töchtern vollkommen neue Menschen formen, die Frauen der Zukunft. Das gilt für euch alle hier. Besinnt euch! Vergeßt euer früheres Leben, vergeßt die alte Welt! Vergeßt die Männer, denn sie werden nicht mehr zurückkehren, so wie die Dinosaurier nicht mehr zurückkehren werden, auch wenn sie uns immer noch Respekt abverlangen, wenn wir ihre kolossalen Knochen im Museum bewundern. Die Dinosaurier sind tot. Es lebe der neue Mensch!«

Margit ähnelte einem Feldherrn, der in der Schlacht in vorderster Reihe den Säbel geschwungen und das Gemetzel am leidenschaftlichsten betrieben hat. Die wilde Gestikulation, die ihre flammende Rede unterstrich, hatte es notwendig gemacht, beide Hände zu Hilfe zu nehmen, so daß die verwundete Wange bloßlag und das herausströmende Blut das halbe Gesicht und den ganzen Oberkörper besudelt hatte. Ihr schien jedoch weder der Schmerz noch die Reaktion der anderen auf ihr schockierendes Äußeres etwas auszumachen. Im Gegenteil, ihre Augen glühten wie kleine Sonnen, als hätte der Fanatismus eine rätselhafte chemische Reaktion bewirkt und sie so zum Lodern gebracht. Und ihr Körper schien, wie von einem unsichtbaren Kraftstrahl erfaßt, leise zu vibrieren.

Wie nicht anders zu erwarten, war es erneut das Fußvolk, das der Faszination dieses messianischen Ungetüms erlag wie der Wüstenhavarist einer Fata Morgana, ohne das Anmaßende der Botschaft zu erkennen. Man brauchte keine telepathischen Fähigkeiten, um die Ergriffenheit der Soldatinnen zu ahnen. Das ehrfurchtsvolle Schweigen, die offenen Münder und das geistige Drängen zu ihr, das allseits zu spüren war, bezeugten dies.

Es gab in der Tat nur wenige Frauen unter der Kuppel, die Margits hohle Offenbarung zu durchschauen vermochten. Aber

eine von ihnen trieb die Respektlosigkeit auf die Spitze.

Mit solch unerwarteter Frechheit, daß sowohl die Akteure als auch der zum bloßen Zuschauen verdamnte Rest für einen Moment von dem Schlagabtausch abgelenkt wurden und sich dieser Komikerin widmeten.

Lilith trennte sich unvermittelt von Helena und Cora und begab sich zur Treppe, anscheinend in der Annahme, daß sie diesen Raum genauso frank und frei verlassen könne, wie sie ihn betreten hatte.

»Tja, jetzt haben wir uns aber ordentlich ausgesprochen, was?« plapperte sie, während sie die Treppe erreichte und die ersten Stufen hinunterzutrippeln begann. Helena blickte ihr in einer Mischung aus Verblüffung und Wehmut nach, halt so, wie man einer Verfloßenen nachblickt.

»War ja auch nötig, würde ich sagen, nach all dem, was passiert ist, ich meine, nach dem ganzen Durcheinander, wer wen erschießen sollte und so. Also ehrlich, ich hätte auch nicht gleich auf die Richtige getippt. Aber, um Gottes willen, macht ruhig weiter, quatscht euch so richtig aus. Nur weil ich jetzt kurz mal verschwinden muß, braucht ihr euch nicht die Stimmung vermiesen zu lassen. Es ist nur so, daß ich mal dringend wegmuß. Aber ich habe wirklich viel mitgekriegt. Ich meine, das mit dem neuen Menschen, ich meine, der neuen Frau und so. Ehrlich, 'ne tolle Sache. Werd's mir merken. Aber time is money, wie der Engländer sagt, nicht wahr ...«

Lilith war nicht so dumm, sich für ihren drolligen Ausbruchsversuch irgendeine Erfolgschance auszurechnen. Die durch die Todespanik verursachte Adrelinausschüttung in ihrem Körper hatte jedoch inzwischen ein solches Ausmaß erreicht, daß ihr Geist ihr äußerst diffuse Befehle hinsichtlich einer Flucht funkte. Ob erfolgversprechend oder nicht, spielte dabei keine Rolle. Hätte sie noch weiter regungslos da oben auf dem Flur ausgeharrt, wäre sie vermutlich entweder einem Herzinfarkt

erlegen oder dem blanken Wahnsinn. Jedenfalls empfand sie es so.

Aber erwartungsgemäß nahm das Schicksal, das hier so viele Unterschicksale miteinander koordinieren mußte, auf unbedeutende Einzelschicksale keine Rücksicht.

»Margit, du wirst mir meine Töchter zurückgeben«, sprach Cora diesmal leise, ja beinahe flehend, nachdem alle erkannt hatten, daß Liliths kuriose Intermezzo wohl nicht ernst zu nehmen war, und sich wieder den wahren Protagonisten zuwandten.

Cora fuhr in dem resignativen Tonfall fort:

»So viele unschuldige Frauen und Mädchen sind deinetwegen gestorben, die deine schöne Zukunft nicht mehr als neugeformte Menschen miterleben können. Eine Vision ist eine gute Sache, aber doch nur, wenn man sie einem Volk nicht überwirft wie ein schwarzes Tuch. All der Hunger, all die Not und das Chaos, das alles kann doch nicht eine Herrschaft rechtfertigen, die auf Tod und Todesangst basiert und auf der Manipulation dessen, was der Frau im Kerne so wesentlich ist wie die Nacht der Eule. Ich meine, wir sind keine Männer, Margit, auch wenn du uns gern so sehen möchtest. Wir sind Frauen, und tragen Blumen und das Lächeln eines Kindes in unserem Herzen. Wir können nicht von heute auf morgen um eines falschen Wohlstands willen die Ärmel hochkrempeln und uns in Zahnräder einer Maschine verwandeln ...«

»... Wir besitzen unseren eigenen Rhythmus und unsere eigenen Vorstellungen davon, wie ein Zahnrad auszusehen und zu funktionieren hat, vor allen Dingen, was den Sinn einer Maschine ausmacht«, setzte Helena Coras Rede fort, so reibungslos und virtuos wie die frische Läuferin, die ihrer abgekämpften Kameradin die Staffel abnimmt. »Wohlstand ist ein relativer Begriff. Und wenn die Maschine nur ein Symbol dafür ist, was Männer bis jetzt erschaffen haben, um Frauen

oder sich gegenseitig zu beeindrucken, um höher, weiter und schneller als die anderen zu sein, so ist es nicht schade darum, wenn diese Maschine in einer Frauenwelt den Geist aufgibt. Es mag sich abgedroschen anhören, doch wir brauchen in der Tat nichts, aber auch rein gar nichts von dem, was wir früher in den Werbespots bestaunt haben. Ich meine damit, so traurig die gegenwärtige Situation auch ist, wir Frauen sollten sie auch als eine einzigartige Chance wahrnehmen, die künftige Gesellschaft nach unseren Bedürfnissen zu gestalten. Wir sollten nicht einer Welt nachweinen, die nur teilweise, vielleicht sogar noch weniger als nur teilweise von uns mitgestaltet wurde, und die allein dadurch wieder aus der Versenkung zu hieven ist, daß wir sklavisch die Männer imitieren.«

»Und vielleicht sollten wir mit dem Verzeihen beginnen«, ergriff Cora wieder das Wort. »Eine Sache übrigens, die wir den Männern mindestens zehnmal am Tag haben zukommen lassen, damit bei uns selber aber ziemlich knausrig waren. Ich verzeihe dir, Margit. Das Leid, das du mir angetan hast, sei dir vergeben. Richten sollen andere über dich. Ich verzeihe dir, aber gib mir meine Töchter wieder zurück.«

»Du verzeihst mir?« erwiderte Margit mit einem maliziösen Lächeln, und ein einzelner Blutstropfen löste sich von der Spitze ihres wuchtigen Kinns und plätscherte auf die helle Marmorstufe. »Ich aber verzeihe *dir* nicht ...«

Sie machte eine Kunstpause, die sie zu genießen schien. Dann wurde ihr Lächeln größer, obwohl ihre Augen vollkommen seelenlos blieben.

»... daß du noch am Leben bist!«

Sie schoß. Mit ihrem Monstergerät, welches ein solches Donnern verursachte, daß die ganze Halle erzitterte und sämtliche Trommelfelle zu platzen drohten. Niemand hatte darauf geachtet, wo sie das Ding verstaute hatte, nachdem sie angeschossen worden war. Doch nun hatte sie es plötzlich in der

Hand, gerade so, als lebte sie auf einer separaten Zeitebene, auf einer schnelleren, auf der sie ihre Geschäfte in rasender Geschwindigkeit verfolgen konnte, während die anderen in ihrer Zeitlupenwelt gefangen waren und sich unerträglich langsam abmühten. Und das Erschreckendste war: Die gewaltige Waffe sah aus wie eine Verlängerung ihres Arms, eines Arms, der wie durch eine teuflische Kunst mit dem klobigen Stahlklumpen eine Symbiose gebildet zu haben schien.

Helena, Cora, aber auch Lilith, die sich zwar einige Meter von der brenzligen Stelle entfernt befand, aber nicht entfernt genug, um nicht in Mitleidenschaft gezogen werden zu können, hörten hinter sich eine Scheibenfront bersten, nachdem sie sich instinktiv zu Boden geworfen hatten. Es hörte sich an wie ein gesprengtes Hochhaus aus reinem Glas. Margit hatte ihr Ziel verfehlt – aber dafür den Damm gebrochen.

Als hätten die Soldatinnen um Vanessa nur ein Ventil gebraucht, um sich ihrer quälenden Anspannung mit einem Schlag zu entledigen, entfachten sie mit ihren Waffen nun ebenfalls ein schreckliches Feuerwerk. Zwar ballerten die meisten auf die Galerie, doch einige nahmen sich in der allgemeinen Schießorgie einfach das Kuppeldach vor oder schossen ihre MPs und schweren Geschütze auf irgendwelche Ziele ab.

Der Glasdom zerplatzte, verwandelte sich in einen Splitter- und Scherbenregen aus winzig kleinen und mächtig großen Glastrümmern, der auf alle niederging, wurde zu einem Endlosklirren und schließlich zu einem klirrenden Brüllen. Ein riesiges Bruchstück schwebte vom zerstörten Kuppeldach nieder, traf eine der Soldatinnen und spaltete sie vom Scheitel abwärts in zwei Teile. Umherfliegende Splitter trafen andere. Dennoch schien niemand mit der Schießerei aufhören zu können, als existiere in diesem Wahnsinn keine andere Alternative, als immer wieder den Abzug zu betätigen. Auch Helena und Cora gerieten bald in den Sog der Vernichtung

hinein, und sobald sie am Fußboden des Flurs eine Deckung gefunden hatten, streckten sie ihre Waffen über die Kante und feuerten blindlings nach unten. Und selbst Lilith, die schlangengleich und wie mit einem unter Trance waltenden Überlebenswillen die Stufen hochgekrochen, dann im Kugelhagel ein paar Meter gerobbt und endlich unverseht zu den beiden gestoßen war, fiel nichts Vernünftigeres ein, als sich auf ihren guten alten Ladycolt zu besinnen und es den anderen gleichzutun.

Die konfuse Kanonade erreichte rasch eine Dimension, die nach einer endgültigen Lösung schrie. Zu viele schienen inzwischen durch den Beschuß und die umherfliegenden Splitter verwundet oder tot zu sein, als daß man einfach so hätte fortfahren können. Sechs Soldatinnen lagen auf dem Boden in ihrem Blut, zwei von ihnen mit entsetzlichen Wunden im Gesicht und am Oberkörper, in denen dolchförmige Scherben steckten. Allerdings genügte schon ein flüchtiger Blick, um festzustellen, daß sich Vanessa und die Professorin längst aus der Schußlinie verzogen, ja sich in dem ganzen Durcheinander irgendwie unsichtbar gemacht hatten. Margit und Viola wiederum hatten inzwischen die Treppe, auf der sie sich bis vor einer Minute noch befunden hatten, verlassen und sich der Einsatztruppe angeschlossen. Auch sie feuerten in Richtung des oberen Flures aus vollen Rohren, und es schien, daß sie wegen des eingetretenen Führungsmangels das Kommando stillschweigend für sich beanspruchten.

Margit, das behende Nilpferd mit dem feinen Gespür für gruppendynamische Interaktionen, erfaßte auch jetzt, daß die Situation nach einem Befreiungsschlag verlangte und dieser am besten von ihr dirigiert werden sollte. Unter wildem Kampfgeschrei stürmte sie deshalb plötzlich die Treppe hinauf, und Viola und die vier verbliebenen Soldatinnen taten es ihr wie erwartet gleich, ohne ihren Beschuß zu unterbrechen. Helena, Cora und Lilith blieb nichts anderes übrig, als zurückzuweichen,

allerdings gleichzeitig mit der Preisfrage ringend: Wohin?

Die drei Frauen waren mit ihren Füßen bereits an den Metallrahmen der freigeschossenen Glasfront angestoßen, als sie die schießwütige Truppe hinaufstürmen sahen wie geifernde Häscher aus einem Alptraum. Cora warf einen fahrigen Blick über den Etagenrand nach draußen. Unten, in etwa sechs Meter Tiefe, gab es nichts weiter zu sehen als den allgegenwärtigen Schneebeleg, der bis zum Rand des Gebäudes vorgedrungen war und der gesamten Landschaft ringsum den Charme eines besonders aufwendigen Objekts von Christo verlieh. Ein trügerisches Kissen, dachte Cora, aber ein Kissen. Dann wandte sie sich an Helena und Lilith.

»Springt!« rief sie. »Die Schneeschicht ist einen halben Meter dick. Und wenn ihr euch während des Falles einmal überschlagt und unten mit flachem Körper aufprallt, verteilt sich das Gewicht, und der Schnee dient euch als Puffer.«

Sprach's und ließ sich mit einer Rolle rückwärts in die Tiefe fallen. Fassungslos sahen die beiden Frauen zu, wie sie unten aufschlug, sich jedoch gleich wieder aufrappelte und durch den Schnee in Richtung der Hubschrauber stapfte. Während die Zurückgebliebenen in den wenigen ihnen noch verbleibenden Sekunden noch so etwas wie eine Entscheidungsfindung zu bewerkstelligen versuchten, wurde einer von ihnen die Entscheidung jäh abgenommen.

Lilith spürte einen betäubenden Schmerz an ihrem linken Oberarm, und als sie auf die Stelle blickte und ein groschengroßes Loch entdeckte, aus dem Blut hervorquoll, da spürte sie mit einem Male auch, daß die Wucht der Kugel sie nach hinten geschleudert hatte und nun in den Abgrund riß. Fasziniert von so viel geordnetem Rückzug, ließ sich Helena nicht lange bitten und sprang ebenfalls.

Ihre Landung verlief jedoch im Gegensatz zu denen ihrer Vorgängerinnen unglücklich. Schicksalhaft wäre eigentlich das

passendere Wort gewesen. Sie hatte Coras Rat nicht befolgen können und war unten in aufrechter Körperhaltung mit den Beinen zuerst angekommen. Zwar hatte die Schneedecke noch für eine passable Abfederung gesorgt, jedoch nicht verhindern können, daß sich die Füße in den Schnee hineinbohrten und hart auf den verborgenen Pflastersteinen aufschlugen. Helena hatte sich erneut das Schienbein gebrochen, genau an derselben Stelle wie schon zweimal zuvor. *Alles* verheilt irgendwann, hätte sie sich trösten mögen, bloß daß sie diesmal mit absoluter Klarheit wußte, daß dieser Bruch niemals wieder ganz verheilen würde und ihr nun ein Leben als humpelndes Weiblein bevorstand. Vorausgesetzt natürlich, daß sie die kommenden Minuten überhaupt überlebte.

Wie der Blinde den Lahmen oder umgekehrt stützten sich Helena und Lilith gegenseitig und eilten durch den von Cora freigestampften Schneekanal zu dem links stehenden Hubschrauber. Ihre Körper sandten zwar unentwegt Schmerzsignale an ihre Hirne aus, doch die Hirne weigerten sich, sie in Empfang zu nehmen. Hinter sich spürten die beiden nämlich die Anwesenheit des als Horde auftretenden Todes am Rande der zerschmetterten Scheibenfront. Und im Bruchteil einer Sekunde war dies kein Gefühl mehr, sondern detonierende Realität. Kugelserien schlugen auf Schritt und Tritt neben ihnen ein, versackten im Schnee mit dumpfen Tschps!, wogegen die sich Explosionsgeschosse wie das Grollen von Ungeheuern anhörten und riesige Mulden in die Schneedecke sprengten. Es grenzte an Irrsinn, sich während dieses Spießrutenlaufens umzudrehen und das Gegenfeuer zu eröffnen, was ein doppelt alberner Gedanke war, weil die Flüchtenden inzwischen völlig unbewaffnet waren. Alles Schießgerät hatte sich in der Hektik der Sprungakrobatik von ihnen verabschiedet, war einfach vergessen worden oder ihnen im Verlauf der unmöglichen Verrenkungen aus den Händen gefallen.

Helena beschäftigte noch eine andere Sorge. Was war mit

Pegasus passiert? Sicher, der Hubschrauberradau, die vielen Menschen und schließlich die Ballerei hatten ihn bestimmt längst das Weite suchen lassen. Aber was würde er tun, wenn dies alles vorbei wäre – oder wenn mit seiner Herrin alles vorbei wäre?

Die Zielgenauigkeit der einschlagenden Kugeln und Granaten wurde immer schwächer, je weiter sie sich von dem Gebäude entfernten. Für Helena und Lilith bedeutete dies nichts Geringeres als die Existenz eines gütigen Gottes. Denn inzwischen schleppten sie sich nicht mehr durch den engen Schneekanal, sondern sie torkelten und krochen. Und als sie endlich den Hubschrauber erreichten, wo Cora sie schon am Steuersitz erwartete und neben dessen Kufen sie die ursprüngliche Pilotin mit einem Messer in der Lende und vereister Blutkruste um die Wunde entdeckten, da wagten sie zum ersten Mal einen Blick zurück.

Die Frauen im Gynäkologischen Institut für Insemination und In-vitro-Fertilisation schossen nicht mehr. Sie standen regungslos in den leeren Fensterrahmen wie die Macht symbolisierenden Steinfiguren eines Königreichs, und obwohl man es aus der Entfernung nur schemenhaft erkennen konnte, schienen ihre grimmigen Gesichter sagen zu wollen: Geht und kommt nie mehr in unsere Welt zurück! Ja, die Welt der Frauen hatte sich hier und heute gespalten. Ob in eine gute und eine böse, in eine weibliche und eine pseudomännliche oder gar in eine arme und eine reiche, das vermochte zu diesem Zeitpunkt keine zu prophezeien. Nur eines spürten alle: Der Bruch war unabänderlich.

Helena und Lilith kletterten durch die offene Seitentüre in den Hubschrauber, den Cora augenblicklich zum Abheben brachte. Bereits in geringer Höhe vollführte die Maschine eine Kehrtwende und schwirrte dann über den gefrorenen See, immer weiter fort gegen den sich langsam aufhellenden Horizont, bis sie nicht mehr zu sehen war.

Es schien ein endgültiges Bild, etwas von Abschied für immer schwang darin, und doch sollten sich Helena, Margit, Lilith, Viola, Vanessa, Cora und Angelika in zwölf Jahren an diesem Ort wiederbegegnen.

Die Behauptung, »Kultur« könne die menschliche Vielfalt erklären, kann erst dann ernst genommen werden, wenn es Berichte über plündernde Frauen gibt, die Dörfer verwüsten, um Männer gefangenzunehmen, die sie zu Ehemännern machen; wenn Eltern ihre Söhne ins Kloster stecken statt ihrer Töchter, um deren Tugend zu erhalten, oder wenn die Verteilung von Präferenzen hinsichtlich physischer Attraktivität, der Verdienstmöglichkeiten und des relativen Alters in gleich vielen Kulturen in die eine Richtung vorbelastet ist wie in die andere Richtung.

John Tooby, Leda Cosmides: »The Innate Versus the Manifest: How Universal Does a Universal Have to Be?«

EVA

DAS HERZ DER FRAU

Das Herz der Frau ist ein See. Im geheimnisvollen Dunst liegt er in den Morgenstunden da. Die Seerosen sind verschlossen wie ungelöste Rätsel, die Wellenbewegungen kaum wahrnehmbar, die Stimmen der Seekreaturen traurig abwesend. Das Herz aber pocht, und das Pochen wird lauter, wenn die Sonne sich auf das Wasser ergießt, wenn ihre Lichtpflanzen eindringen bis zum tiefsten Grund, dort, wo das Herz wohnt. Jetzt tröten, pfeifen und quieken alle Geschöpfe, das Rauschen der Äste und der Blätter gleicht einem Singsang, grelle Reflexionen tanzen auf der Wasseroberfläche wie Heerscharen von Engeln. Leben gebären, das ist die Aufgabe des Sees. Und das Herz der Frau weiß das. Wie eine ordinäre Evolutionsmaschine gebiert der See jede Menge zufälliges Leben, vom Einzeller bis zum Wurm und vom Wurm bis zum Fisch. Gleichwohl ist dem See nichts davon anzumerken. Kein orkanartiges Gewoge sucht ihn heim, keine Lava bricht sich aus der Tiefe ihre Bahn und schießt himmelhoch, und keine Driften tun sich urplötzlich auf und verschlucken die Seebewohner. Ebenso wenig wie das Herz der Frau ist der See nämlich kein Fluß. Er formt nicht, er reißt nichts mit, er zwingt seinen Willen nicht auf. Er ist einfach da. Immerdar. Ewig. Bis zum Untergang der Welt.

Aus »Wie man Frauen wirklich kriegt und sie sich untertänig macht« von Rufus Salamander

Krieg ist Frieden

Oliver stand auf dem Rasen des Vorgartens, und er sah blendend aus. So blendend hatte er im richtigen Leben selten ausgesehen. Eigentlich hatte Oliver in keiner Sekunde seines Lebens blendend ausgesehen. Für Margit und Oliver hatte es sich bei »blendend« ohnehin nur um so einen beknackten Begriff gehandelt, mit dem gewöhnlich irgendwelche Arschgeigen in Filmen um sich schmissen. »Wie fühlst du dich, Darling?«

»Danke, blendend!« Wenn man Oliver zu Lebzeiten gefragt hätte, wie dieses und jenes aussehe oder wie ihm dieses und jenes gefalle, hätte er in neunundneunzig von hundert Fällen geantwortet: »Tja, was soll ich sagen, tja, weiß nicht, tja, nicht schlecht.« Oder: »Scheiße!« Diese Drehbuchautoren hatten sich ohne Rücksicht auf den kümmerlichen Jargon der Zuschauer echt ihre spezielle Schönsprache zusammengebastelt. Aber nun staunte Margit, daß so ein affiger Begriff wie »blendend« bisweilen tatsächlich messerscharf auf etwas zutreffen, ja mit Leben erfüllt werden konnte.

Natürlich drehte es sich hierbei nicht um das richtige Leben, denn der so blendend aussehende Oliver stand genau auf dem Rasenabschnitt, worunter er vor zwölf Jahren in exakt zwei Metern Tiefe bestattet worden war. Im richtigen Leben war Oliver längst tot. Sogar toter als tot, weil man bei einem zu einem Gerippe entschlackten Toten nicht von einem Toten sprach, sondern von seinen Gebeinen. »Gebein«, auch so ein Begriff, der oft in Filmen zu hören gewesen war.

Oliver trug einen strahlend weißen Anzug, einen aus unnatürlich reflektierendem Synthetikstoff, wie ihn Showmaster in den Siebzigern bevorzugt hatten. Die Siebziger, eine verhältnismäßig harmonische Ära für Margit. Endlich das eigene Heim! Eine Architektur, die Herrschaftliches zu imitieren

suchte, an Phantasie-, Geld- und Platzmangel scheiterte und sich schließlich als armer und häßlicher Bastard manifestierte. Kleine Räume und niedrige Decken. Die Garage aus dem Versandhauskatalog eine Einladung zum Gerümpelaufbewahren und der Garten ein grüner Witz aus ein paar Quadratmetern Gras – aber *mein*. »Unser« kam in Margits Sprachgebrauch nicht vor. Betäubende Gefühle des Kleinbürgerstolzes. Putzexzesse im Reihenhaushaus, die mit nacktem Wahnsinn und kaum auszuhaltender Euphorie einhergingen und die das Hirn unmerklich umzustrukturieren schienen wie durchgedrehte Gabelstapler das Gefüge eines Lagerhauses. Manchmal, nicht sehr oft, aber oft genug, um das Paar im Reihenhauskokon für Tage in stummes Entsetzen zu versetzen, die schier beseelte Abwesenheit von jemandem, der vor Urzeiten aus dem elften Stock hinabgesegelt war. Ein gefallener Engel im wahrsten Sinne des Wortes. Jakob hieß er, aber sein Name wurde seitdem nie mehr in den Mund genommen. Und abends immer Fernsehen. Die Serien, die Schlagerparaden und die Quizshows.

Ja, jetzt erkannte Margit, daß sie sich in einem Traum befand, das heißt in dem einen immer wiederkehrenden Traum, der sie seit zwölf Jahren verfolgte. Zwar verhielt es sich mit ihrer Psyche etwa so wie mit der Titanic zum Zeitpunkt, an dem sie mit Schräglage zur Hälfte im Wasser steckte und der Kapitän verzweifelt SOS morste, aber dessenungeachtet funktionierte der rationale Teils ihres Denkens immer noch einwandfrei. Die fleißigen Jungs von der Traumabteilung hatten Oliver den Plastikdreß der Siebziger-Jahre-Showmaster aus den Quizsendungen verpaßt. Und sie hatten ihm auch jenen einzigartigen Appeal der Gelacktheit verliehen, der zwar ausschließlich aus Haarspray, Make-up und protzigen Manschettenknöpfen zu bestehen schien, doch gerade wegen dieser verdichteten Synthetik eine vergleichbar faszinierende Wirkung erzielte wie das Objekt eines Pop-art-Künstlers. Da stand er nun, auf dem Rasen ihres versunkenen Vorlebens, in knatschblauen Schuhen

mit Plateausohlen, die obersten Knöpfe des psychedelischbunten Seidenhemdes lässig geöffnet, so daß man im Ausschnitt ein Goldkettchen auf braungebrannter Haut funkeln sah, zwischen den Fingern eine dieser überlangen Las-Vegas-Zigaretten, und er lächelte. Ein süffisantes Lächeln, irgendwie voller Schadenfreude. Seltsam, so hatte Oliver früher nie gelächelt, war so nie gewesen. Und hinter ihm, hinter diesem kostümierten, völlig umgemodelten Oliver, der traumdramaturgisch wohl das Klischee des Märchenprinzen ihrer damaligen dummen Reihenhauses-Welt bedienen sollte, erhob sich das kostbare Eigenheim. Aber es war so sonderbar verformt und verbogen wie eine leere Bierdose nach dem frustrierten Griff eines besoffenen Kraftmeiers. Zweifellos auch so ein Freudsches Traumsymbol, obwohl Margit von Freud nur wußte, daß dieser Spinner in fast allem irgendein Symbol für irgendwas entdeckt hatte.

»Margit«, sprach der hämisch lächelnde Oliver, und bindfadendünne Blutrinnale begannen ihm aus Nase, Mund und den Ohren zu sickern wie aus halbverstopften Hähnen. Am Schlitz seiner blütenweißen Hose bildete sich ein Blutfleck, der sekundlich größer wurde, was die Vermutung nahe legte, daß er sich mit seinem Lebenssaft bebißte.

»Liebe, häßliche Margit, gib's zu, du hast verloren. So wie Jakob schon längst verloren hatte, als er geboren wurde. Er wußte es nur nicht. Ist das nicht komisch, obwohl er eine Weile gelebt hat, war er in Wahrheit eine Totgeburt. So wie du!«

Und als Oliver das sagte, in einem giftigen Tonfall, der durch das hämische Lächeln hindurchschimmerte wie bedrohliches Gefunkel unter der Wasseroberfläche, da wußte Margit, daß auch dieser Traum nicht gut enden würde – genauso wie sie bereits wußte, daß es mit der Welt, die sie inzwischen so radikal umgestaltet hatte, nicht gut enden würde.

Die beiden mahagonibraunen Türen, bei denen es sich genaugenommen um riesenhafte Portale handelte und die mit blattgoldenen Schnörkeleien, Engelsmotiven und Rocailleornamenten am Rahmenwerk versehen waren, so üppig, daß sie einer Rokokokönigin zur Ehre gereicht hätten, öffneten sich. Sonja und Sybill, die Zwillinge, betraten das Schlafzimmer ihrer Mutter, das außer den beiden allein Ärztinnen, Dienerinnen und das Reinigungspersonal aufsuchen durften. Natürlich auch Viola, die einäugige Schlange, wie die beiden Sechzehnjährigen ihre Erzfeindin zu verspotten pflegten. Margit, I A, die gütige Übermutter aller Frauen (außer der Idiotinnen auf der anderen Seite des großen Teiches), war freilich nicht ihre leibliche Mutter, das wußten sie. Ihre richtige Mutter kämpfte auf der Seite der Mannfrauen, im Auftrage des Bösen, also gegen die wahren und guten Frauen, die Vaginafrauen. Sie hatte sie im Stich gelassen. Das verwunderte nicht sonderlich, denn von einer Person, die sich mit Leib und Seele dem Terror und dem Massenmord, ja sogar dem Kindermord verschrieben hatte, konnte man wohl kaum ein anderes Verhalten erwarten. Der Fluch des Penis hatte von ihr Besitz ergriffen und sie ihrer Weiblichkeit beraubt.

Aber vielleicht irrten sie sich. Vielleicht schlummerte Mami schon seit Jahren unter der Erde oder schwebte als eine atomare Staubwolke durch die Atmosphäre, und die Legende von der blutrünstigen Flugkommandantin Cora, die mit ihrer Horrorflugstaffel Angriffe auf das Reich flog und schon Tausende von unschuldigen Mädchen und Frauen in Fetzen gebombt hatte, war nichts als bloße Legende. Der Gedanke schien nicht weit hergeholt, weil die Mannfrauen oft mit dem Instrument der Lüge arbeiteten. Sie ließen die Lüge wie unsichtbares Nervengas in das Reich einsickern, um die Vaginafrauen in Angst und Panik zu versetzen und so das heilige Werk von I A zu destabilisieren.

Sonja und Sybill waren über derartige politische Winkelzüge

bestens informiert, saßen sie doch, seit sie sich erinnern konnten, unmittelbar an der Quelle politischer Winkelzüge. Das Feuer ihrer Jugend hatte mit der Vaginafrau-Lehre eine so enge Synthese gebildet, daß sie ihre leibliche Mutter ohne mit der Wimper zu zucken ins Jenseits befördert hätten, wenn sie ihnen jemals begegnet wäre. Auf jeden Fall hätte Sonja es getan. Ja, mit Politik kannten sich die Zwillinge aus, mit Margits einzig wahrer Politik, und mit ein paar anderen unappetitlichen Dingen. Und sie waren privilegiert: Im Gegensatz zu den »reinen Frauen« besaßen sie einen Fernseher und einen Videorecorder – und (verbotene) Videos von »Take That«!

Die Zwillinge, die Wildledersandalen mit kreuzweise bis zum Knie gewickelten Riemen trugen, schwebten mit der Fragilität umherfliegender Federn in den Raum, der die Ausmaße eines mittelgroßen Saales hatte. Sie selbst, zwei grazile Elfengestalten in kurzen, ärmellosen, weißen Sommerkleidern, wirkten an diesem gruftartigen Ort wie Kinder, die sich auf einen gigantischen Dachboden verirrt haben. Kohlrabenschwarze Säulen von einem Meter Durchmesser, von wulstigen Ringen umfaßt, labyrinthisch angeordnet, ein dunkler Marmorboden, allerorten Kaskaden von weinroten Brokatvorhängen mit kopfgroßen Troddeln und die ostentative Leere des Ortes ließen in dem Betrachter unwillkürlich sprachlose Ehrfurcht aufkommen. Natürlich galt das nicht für die Zwillinge. Sie hatten schon längst durchschaut, daß die bombastische Szenerie wie vieles andere, was I A inszenierte, billiger Pomp war. »Eklektizistisch« hieß dafür der Fachausdruck, die unschöpferische, mechanische Vereinigung zusammengetragener Gedanken- und Stilelemente, kurz, nachgemacht und aufgeblasen um des Effektes willen. Solche Begriffe und ihr Sinn waren den beiden durchaus geläufig, denn im Gegensatz zu den reinen Frauen hatten sie nicht nur Zugang zu alten Filmen aus der Zeit der Vaginaschänder, sondern auch zu unzensierten Büchern in der Regierungsbibliothek.

Es war der heißeste Sommer, den die Teenager je erlebt hatten, und er war selbst in diesem Schattenreich zu spüren. Durch die offenen Türen des rechter Hand gelegenen Balkons strömte warme Luft herein, auch das Licht der Vormittagssonne, doch da es drinnen wenig zum Reflektieren vorfand, erstarb es nach einer kleinen Strecke wie eine Kraft, die gegen eine Gummiwand prallt. Das Sonnenlicht war hier ein leuchtender Quader in all der Schwärze ringsumher, ein Fremdkörper, der keine wesentlichen Einflüsse auf die Helligkeitsverhältnisse hatte.

Dieser Balkon der Balkone, vom Design und von der Ausdehnung her durchaus einem kleinen Schiff ähnelnd, stellte übrigens für viele Vaginafrauen ein Sinnbild der Fraulichkeit dar. Wenn sie darauf gelegentlich die Übermutter Margit sahen, so war das gewissermaßen eine Analogie zu ihrem eigenen Alltag, wo das Intimleben der Nachbarin dadurch enträtselt zu sein schien, daß sie sich auf dem Balkon in diesem oder jenem Aufzug zeigte oder sich mit mehr oder weniger Fürsorge um die Topfpflanzen kümmerte. Freilich brauchte I A keine Balkonobservierungen, um Kenntnisse über das Intimleben ihrer Untertaninnen in der Stadt zu erhalten. Durch das »Busenfreundin-Verfahren« war es ein Kinderspiel, an mannigfaltige Informationen über 1AA, I AB, I AC, 1AD oder aber über 2NH825 zu gelangen. Wenn sie Wert darauf gelegt hätte, hätte I A auf Knopfdruck auch erfahren können, daß 2NH825 gerade in dieser Sekunde einen Eisprung hatte. Jedenfalls dachte das Volk, daß es so wäre.

Sonja und Sybill, zwei trotz ihres jugendlichen Alters zur vollen körperlichen Weiblichkeit herangereifte Blondinen mit dunkelbraunen, buschigen Augenbrauen, blauen Augen, neckischen Pfirsichbrüsten und strammen Äpfelchenhintern, gingen leise unter dem wie eine Glaskathedrale anmutenden Deckenlüster zum Himmelbett ihrer geliebten Mutter, dessen unteres Drittel vom Sonnenschein augenblendend erhellt wurde.

Der Rest blieb im Schatten, gleich einem Totenacker, den besser ewiglich die Finsternis schlucken möge. Sonja trug ein silbernes Tablett, auf dem sich eine Injektionsspritze und eine große Tasse Tee befanden. Dieser morgendliche Gang war für die Mädchen ein gern zelebriertes Ritual, für Margit dagegen eine Reanimation, und zwar ganz und gar im medizinischen Sinne.

Die Bettdecke mit dem braunroten Samtüberzug wies wie sooft eine imposante Beule auf, die eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Zelt in Kleinformat hatte. Ein Stoffhügel über dem Gebirge von Margits Körper, wie er sich zirka einmal die Woche zeigte. Die Zwillinge waren im Bilde. Sie grinsten einander zu, weil die Sache sie amüsierte – noch, da sie von derlei Erfahrungen bis jetzt verschont geblieben waren und die Spekulationen darüber sie nur zu pubertären Kichereien veranlaßten. Die Ursache für die Beule war ein dicker, langer schwarzer Holzpenis, dem als Eichel ein kugelartiger, glattpolierter Silberknauf diente. Er wuchs aus einem mit Nieten versehenen Lederlatz, welcher mittels Riemen an Margits Bauch und Leisten festgezurt war. Oft trug dieser Penis Spuren von geronnenem Blut oder vertrocknetem Kot, doch immer war er mit einer schleimigen Substanz angeschmuddelt.

Als enge Vertraute von I A gehörten für die Zwillinge solche befremdlichen Entdeckungen zur Routine. Sie machten sich ihren Reim darauf, ohne jedoch die pikanten Details ergründet zu haben oder ergründen zu wollen. Selbstverständlich wußten sie, was »Ficken« bedeutete, denn viele Vaginafrauen, so hieß es, fickten miteinander, wenn sie sich unbeobachtet fühlten. Und niemand hatte etwas dagegen. Angefangen mit der Fickerei hatten allerdings die Vaginaschänder. Jedenfalls sprach alles dafür, wenn Sonja und Sybill in immer kürzer werdenden Abständen Porno-Videos von damals betrachteten und dabei von äußerst blümeranten Emotionen heimgesucht wurden. Allmählich hatten sie so etwas wie ein Bewußtsein fürs Ficken entwickelt, ja hätten die Erfahrung des Geficktwerdens sogar

selbst einmal gerne gemacht – freilich ohne unbedingt mit Margits obszöner Silberding-Bekanntheit schließen zu wollen. Wenn sie eine Lehre aus diesen Porno-Videos hätten ziehen müssen, so die, daß Männer jede Sekunde ihres nutzlosen Lebens nichts anderes im Kopf gehabt hätten, als Frauen zu ficken. Es schien eine Art schlechter Angewohnheit gewesen zu sein, die sich sogar bis in die Welt der Vaginafrauen gerettet hatte.

Demgegenüber gab es da die anderen Filme. Filme, in denen die Männer in Büros saßen, auf Berge kletterten, schnelle Autos fuhren, Tänze aufführten, Kranke operierten, Reden hielten, jedenfalls alles andere im Sinn hatten, als Tag und Nacht zu ficken. Oder die Mischfilme, wie die beiden Mädchen sie nannten, in denen die Männer das Ficken etwas langsamer angingen. Diese Filme behagten ihnen mehr, noch mehr als die Pornos. Ihr Inhalt bestand darin, daß Männer absichtlich so taten, als wären sie Frauen, als ginge es ihnen gar nicht ums Ficken. Die Geschichten unterschieden sich beträchtlich voneinander, und doch kristallisierte sich beim genauen Hinsehen stets ein gemeinsamer Nenner heraus. In den Mischfilmen, die seinerzeit Liebesfilme oder Romanzen oder Frauenfilme genannt worden waren, fickten die Frauen entweder ungern oder nicht oder nur, wenn die Männer versprachen, das Geschirr abzuspülen und auf die Kinder aufzupassen oder die Frauen bis zu ihrem fünfundneunzigsten Geburtstag mit gewohntem Elan weiterzuficken. Deshalb mußten die Männer viele Prüfungen bestehen, um ans Ziel zu gelangen. Aber in Wahrheit verstellten sie sich nur, auch wenn sie einer Frau sagten: »Kannst du mir noch einmal verzeihen, Liebling? Ich, Unhold, war unfähig, dich als eine eigenständige Persönlichkeit zu akzeptieren.«

Den Zwillingen ging bei solchen Schmierestücken trotzdem das Herz auf. Es war die zu einer eigenständigen Kunstform gelangte Art der männlichen Verstellung, eine berauschende

Choreographie der Täuschung. Zärtliche Komplimente, an die der Charmeur selbst zu glauben schien, ein begehrtlicher Augenaufschlag, ein herbes Lächeln, das dem kantigen Unterkiefer ein sensationell erotisches Profil verlieh, und schließlich der Klassiker, ein muskulöser Arm, der sich beschützend um das Opfer legte. Alle Männer waren zutiefst verdorben gewesen, Sonja und Sybill gaben sich diesbezüglich keinerlei Illusionen hin. Auch wußten sie, daß die Helden sowohl der Porno- als auch der Mischfilme bloß Schauspieler waren, Typen, die lediglich das nachspielten, was sich phantasievolle Köpfe ausgedacht hatten. Ja, selbst den Dokumentarfilmen konnte man nicht trauen, weil Menschen automatisch zu schauspielern begannen, sobald eine Kamera auf sie gerichtet wurde. Doch spürten sie gerade an ihren eigenen televisionären Vorlieben, daß das Frauenherz nur allzu bereit war, dem Manne, ja sogar dem Geistermanne im Geisterkasten auf den Leim zu gehen und seine Sexmanie für ein bißchen Romantik zu ertragen. Diese Schwäche hatten die Männer geschickt auszunutzen gewußt, I A hatte wie immer recht: Es war ein Segen für die Menschheit, daß diese schmutzigen Tiere aus der Welt verschwunden waren! Die Frage, die sich die Zwillinge in so manch einer philosophischen Stunde stellten, hieß allerdings: Gilt das auch für Gary Barlow von »Take That«? Sie überlegten noch.

Sonja trat an die linke Seite des Bettes und schlug die Decke zurück. Ein Fleischkloß von monströsem Umfang kam zum Vorschein. Teigige Wulste und Verwerfungen, die wellenförmig nach allen Himmelsrichtungen auseinanderdrifteten, dunkel-ädriges, durch fortgeschrittene Zellulitis wie geriffelt aussehendes Gewebe und ein verquollenes Gesicht, umrahmt von pechschwarz gefärbten Haaren, das einer prallgefüllten Schweinsblase kurz vor dem Zerplatzen glich. Es schien ein Körper zu sein, der in der Tat ins Bett gehörte. Wenn man die Gelegenheit bekam, Margit so zu betrachten, wie es die beiden

Mädchen taten, war es unmöglich, zu glauben, daß sich dieser Körper irgendwann aus dem Bett erhob, ging, Nahrung aufnahm, arbeitete, reiste oder gar ein Reich mit einer knappen Milliarde Frauen regierte. Natürlich war das unmöglich. Doch da war das tägliche Silbertablett – und die Injektion darauf. Ganz zu schweigen von den Injektionen, die im Laufe des Tages noch folgten.

Das Präparat wurde in Ampullen direkt aus Tante Angelikas Institut in Margits Pharmaziedepot geliefert. Wo andere Leute ein popeliges Plastikkästchen von Hausapotheke ihr eigen nennen durften, verfügte I A über einen Drogenschrank, der die Ausmaße eines Ersatzteillagers hatte. Und nicht genug damit, das Zeug wurde speziell für ihr Gewicht und ihre Größe und unter Berücksichtigung ihrer aktuellen Konstitution produziert. Die Gefahr von Nebenwirkungen war im Laufe der Zeit soweit es ging eliminiert worden. Kurzum, mit »Mother's little helpers« beschäftigten sich inzwischen ganze Forschungsgruppen.

Zum Beispiel »die Lokomotive«, wie der erste Schuß in der Geheimsprache der Zwillinge titulierte wurde: Zur Hälfte bestand die Dosis aus Testosteron, dem männlichen Sexualhormon, das normalerweise die männlichen Keimdrüsen bildeten, jedoch seit 1956 aus den kartoffelähnlichen Knollen einer mexikanischen Pflanzenart für die synthetische Herstellung gewonnen wurde. Obwohl I A die Vagina als Sinnbild des Weiblichen pries, um nicht zu sagen zum Götzen einer Religion deklariert hatte, wäre sie nie auf den Gedanken gekommen, sich Östrogene, also weibliche Geschlechtshormone, spritzen zu lassen. Im Gegensatz zu dem Rest der Bevölkerung kannten die Zwillinge den Grund hierfür: Östrogene machten doof! Es konnte sogar dazu führen, daß eine Frau mit einem Zuviel an Östrogen nicht mehr den Weg nach Hause fand, weil sie dadurch den Orientierungssinn verlor, eins und eins nicht mehr zusammenzählen konnte oder asexuell und unfruchtbar wurde.

Fast keine Frau wußte, daß auch sie ihre Sexualität allein dem Quentchen Testosteron, 0,3 mg um genau zu sein, verdankte, das ihr Körper täglich produzierte. Von derlei pharmazeutischer Weitsicht war Margit freilich weit entfernt. Sie nahm das Zeug, weil sie immer schon einen Überschuß davon gehabt hatte, was nicht ohne Folgen für ihr Durchsetzungsvermögen und ihre Begehrlichkeiten geblieben war, und sie diese Eigenschaften noch mehr steigern wollte.

Der Rest der Lokomotive bestand fast ausschließlich aus Amphetaminen, das heißt chemischen Aufputzmitteln, garniert mit Aufbausubstanzen. Es handelte sich bei diesem bizarren Cocktail um ein reines Designerprodukt, das allein für eine einzige Person, nämlich für I A kreiert worden war – und ohne das I A entweder für den Rest ihres Lebens nicht mehr aus dem Bett gekommen oder aber an barbarischen Entzugerscheinungen verreckt wäre. Der Stoff war in der Tat eine Wucht. Den natürlichen Biorhythmus imitierend, jedoch um ein Vielfaches intensivierend, stieg die Wirkung gemächlich an, bis sie um die Mittagszeit ihren Höhepunkt erreichte, danach ein wenig abklang, um sich dann wieder in ihrer ganzen Herrlichkeit zu entfalten. Natürlich wurde dieses Wunder durch diverse andere Spritzen unterstützt, doch die Lokomotive hieß nicht zufällig die Lokomotive. Sie brachte Margits Blitzexpres mit den vielen Waggons ungelöster Probleme über das konfuse Schienennetz von Vaginaland allzeit zum Rauschen, oft bis tief in die Nacht.

Sonja und Sybill, die mit dem Drogenproblem der alten Welt nicht vertraut waren (schließlich lebten die Vaginafrauen so was von gesund, daß man davon schon ganz krank wurde), sahen in Margits täglichem Eisenbahnverkehr nichts Verwerfliches. Allerdings machte auch ihnen das immer mehr aus dem Ruder laufende Verhalten ihrer geliebten Mutter allmählich Kopfschmerzen. Rasende Aggressivität und Wutausbrüche am laufenden Band waren die Kennzeichen dieses Verhaltens, oft

mit Ohrfeigen und Boxhieben einhergehend, die an die anwesenden Untergebenen ausgeteilt wurden, aber auch mit Entscheidungen und Ordnern, die keinen Sinn zu ergeben schienen.

Was sich in der Nacht abspielte, blieb den Mädchen verborgen. Es wurde ihnen zugetragen, gerüchteweise, durch Halbwahrheiten-Gerede, heimlich aufgeschnappt hinter einer Säule, während auf der anderen Seite zwei Dienerinnen miteinander tuschelten. Es hieß, daß I A die jungen Frauen, die regelmäßig zu ihr bestellt wurden, *zerriß*. Was damit gemeint war, konnten sie sich ungefähr vorstellen, aber sie wollten es sich lieber nicht vorstellen. Es floß jedenfalls Blut, soviel war klar. Blutbefleckte Bettwäsche bewies es. Doch floß nicht auch Blut, wenn eine Frau entjungfert wurde? Vielleicht war mit jungen Frauen Jungfrauen gemeint. Und die langen, verschlungenen Blutschmierer auf dem Marmorboden, die sich manchmal überkreuzten und manchmal an einem Punkt großflächig konzentrierten, als habe sich hier die beste Nummer der Show abgespielt? Und die blutigen Klumpen, welche verdammt nach abgebissenen und ausgespuckten Fleischstücken aussahen?

Sonja wollte an derart gruselige Dinge an diesem herrlichen Sonnentag nicht denken. Sie nahm an, daß es ihrer Schwester ähnlich erging. Dennoch blieb ihrer beider Blick unweigerlich an dem Holzpenis haften, der aus dem gewaltigen Fleischeiland emporwuchs wie ein unheimlicher Leuchtturm. Einige Sonnenstrahlen trafen den Silberknauf, aber es gab nur wenige Reflexionen, da die Kugel fast völlig mit geronnenem Blutschleim überzogen war. Die Schleimspur führte entlang des Phallus nach unten zum schwarzen Lederlatz, der die Vagina bedeckte, und endete auf dem beigen Seidenbettlaken in einem riesigen Fleck. Es mußte also in der letzten Nacht wieder hoch hergegangen sein!

In solchen Momenten, und zunehmend nicht nur in solchen,

nahmen die Zwillinge zu einem Trick Zuflucht, um die Realität auszublenden. Sie stellten sich vor, daß nicht Margit, jene Frau, die sie mit viel Liebe und im Überfluß hatte aufwachsen lassen, jene großartige Führerin, die Millionen von Frauen über Landesgrenzen hinweg zu einer starken Volksgemeinschaft zusammengeschweißt und ihnen ein neues weibliches Selbstbewußtsein verliehen hatte, daß nicht diese kraftstrotzende Halbgöttin sich vor ihnen im Dreck suhlte, sondern irgend so eine Pennerin, eine Mannfrau. Ein Stück Scheiße, das sie aus unerfindlichen Gründen mit Drogen vollpumpen mußten und auf das man seine ganzen Haßenergien richten konnte, mehr noch, das gefoltet gehörte, wie sie es in Violas Ausbildungszentrum gelernt hatten. Der Trick funktionierte immer, aber es wurde von Tag zu Tag schwerer, sich von den selbstsuggerierten Bildern zu lösen, wenn ihr Dienst beendet war.

Sonja stellte das Tablett auf dem Louis-seize-Nachtschränchen ab, das wie fast alle Möbel im Palast aus irgendeinem Museum aus der Ära der Vaginaschänder stammte. Es war rund, feingliedrig und verziert mit geschnitzten Blumengirlanden, insbesondere aber Engelchen in allen Himmelslagen: Margits Lieblingsmotiv. Sonja spürte, daß ihre Schwester wegen der Übung, die nun folgen würde, wie gewöhnlich von leichter Panik erfaßt wurde. Auch ein feiner Schweißausbruch würde sich bald auf ihrem Körper zeigen. Gern hätte Sonja sie als Schwächling verspottet, sie höhnisch mit diesen lächerlichen Figuren verglichen, die sich die reinen Frauen nannten und die nur für die Arbeit und fürs Werfen gut waren. Wie gern hätte sie sie als Versagerin denunziert, wie sie es während ihrer Ausbildung schon unzählige Male mit anderen Mädchen getan hatte, die irgendein Anzeichen von Weibesangst gezeigt hatten und die daraufhin prompt zur »Frohen Arbeit« abkommandiert worden waren.

Doch das ging in diesem Fall natürlich nicht. Erstens war Sybill ihre Schwester, Zwillingsschwester, ihr hundertpro-

zentiges Ebenbild, dasselbe Fleisch und dasselbe Blut. Und zweitens war sie die einzige Emotionsverbindung zu einem Bereich, den sie zwar bewältigt wähnte, der sich ihr jedoch in schlaflosen Nächten wie eine ins Wasser geworfene Leiche, die einfach nicht versinken will, immer wieder beharrlich auftat: die Vergangenheit. Die Vergangenheit ... Woran konnte sie sich erinnern? An ein Frauengesicht, ohne richtige Konturen, aber lächelnd, stets mit einem Lächeln die Arme ausbreitend, kleine Blessuren wegpustend, zum Spielen auffordernd, tröstend und helfend. Ein Heim, nicht der Palast, nicht so ein Moloch, wo sie den erinnerlichen Teil ihres Lebens verbracht hatten, nein, ein richtiges Heim, klein, behaglich, mit einer Plastikrutsche im Garten und einem Kinderzimmer, auf dessen Wände riesige Maikäfer gemalt waren. Und dann ein anderes Gesicht, das von einem Mann, ebenfalls verschwommen, doch mitnichten den Fick-Gesichtern aus den Porno-Videos gleichend oder den verlogenen Visagen aus den Mischfilmen oder anderen Filmen, nein, ein Männergesicht, das Liebe ausstrahlte, nichts als Liebe. Ein Mann, der so komische Grimassen schneiden konnte, daß man sich vor Lachen kringeln mußte, und auf dessen Rücken man geritten war. Der wohl letzte Mann, den sie und ihre Schwester leibhaftig gesehen hatten. Die Vergangenheit – sie hieß Familie. Ein antiquiertes oder präziser, ein degeneriertes Wort aus der Welt der Vaginaschänder. Die etwas Jüngeren wußten nicht mehr, was eine Familie bedeutete, weil in der heutigen Zeit keine Familien mehr existierten. Sonja und Sybill eigentlich auch nicht mehr so recht. Doch da gab es in der geheimen Kammer ihres Gedächtnisses immer noch diese Erinnerungsstücke, die weiterhin eine leise Ahnung davon vermittelten, wie es einmal gewesen war. Deshalb konnte Sonja diese Memme von Schwester nicht zum Teufel wünschen. Denn wäre sie tatsächlich zum Teufel gegangen, wären mit ihr die wenigen kostbaren Eindrücke aus der geliebten und gehaßten Vergangenheit ebenfalls in der Hölle gelandet.

Sonja ergriff die Injektionsspritze, drückte ein paar Tropfen heraus, um sicherzustellen, daß sich keine Luft mehr in ihr befand, und näherte sich dann Margits Halsschlagader. Die Nadel war wie die Spritze selbst aus Kunststoff. Folgerichtig, wenn der Einstich ins Fleisch sich wie hier erübrigte.

Um immer neue Einstiche in den Körper zu vermeiden und den Weg der Droge bis zum Hirn abzukürzen, hatte man nämlich in Margits linke Halsschlagader bereits vor Jahren einen pfenniggroßen Platinverschluß implantiert. Das mit der Haut zusammengewachsene, runde Metallplättchen barg in seiner Mitte einen kleinen Mechanismus mit fächerförmig angeordneten Lamellen, die sich unter dem Druck eines spitzen Gegenstandes wie die Blenden eines Fotoapparates automatisch öffneten, ein winziges Loch entstehen ließen und sich sofort wieder schlossen, sobald der Druck nachließ. Dahinein jagte Sonja wie jeden Morgen die Lokomotive, wobei sie aus den Augenwinkeln registrierte, daß der erwartete Schweißausbruch bei ihrer Schwester nun eingetreten war. So ganz grundlos war die Sorge freilich nicht; es hatte bereits einige Zwischenfälle gegeben. Falsche Berechnung der Dosis, Antireaktionen auslösende Mischungen oder schlichte Unpäßlichkeit seitens der Patientin hatten dazu geführt, daß 1A gelegentlich am Abgrund des Todes geschwebt war. Doch im Gegensatz zu ihrer Schwester hatte Sonja stets *gewußt*, daß 1A dies alles überstehen und daraus letzten Endes wieder quicklebendig hervorgehen würde. Weil ... weil es kein Leben mehr gab nach Gott!

»Oooch!« stöhnte Gott.

Oliver glich inzwischen einer einzigen roten Fontäne. Das Blut spritzte ihm aus jeder erdenklichen Öffnung. Aber selbst dort, wo der Körper normalerweise keine Löcher aufwies, schienen sich welche aufgetan zu haben, auf dem Kopf, am Hals, an den Händen, einfach überall. Ein menschliches Sieb, das allein Blutstrahlen nach außen ließ und sonst gar nichts. Oliver, die

blutweinende Madonna der Superlativen Art!

»Liebe, häßliche Margit, du hast verloren«, sprach Oliver, und trotz des enormen Blutverlustes behielt seine Stimme die übliche Häme bei. Auch schien er keinerlei Anstalten machen zu wollen, wegen seines abnormen Zustandes das coole Showmaster-Gebaren abzulegen. Er schlenderte locker auf und ab, blutspritzend und blutplätschernd, und gestikulierte mit ausholenden Bewegungen, so als würde er gleich irgendwelche Stargäste der Show hereinbitten. Die überlange Zigarette zwischen seinen Fingern, mittlerweile vollkommen blutdurchtränkt, qualmte immer noch launig vor sich hin, und wenn er daran sog und den Rauch durch spitze Lippen wieder ausblies, schwebte tatsächlich eine hübsche Serie von Qualmkringeln durch die sonnenbeschienene Luft des Vorgartens.

»Hast du im Ernst geglaubt, daß du es schaffen würdest? Du, eine Hausfrau, die fetteste Hausfrau des Universums, du, das Nilpferd? Erinnerst du dich noch an den Kamin, der Kamin, der nur ein paar Scheine gekostet hat? Er war eine Attrappe! Plastik! Dreck für solche Leute wie uns! Und genauso ist es auch mit deinem – wie pflegst du es zu nennen? – Imperium: Attrappe! Plastik! Dreck!«

Er hatte recht, dennoch antwortete Margit, und dabei pochten ihre Schläfen vor Zorn so heftig, daß sie sogar im Traum Kopfschmerzen bekam: »Aber ich habe inzwischen einen echten Kamin, mein kleiner, dummer Oliver, herausgebrochen aus dem Schloß von Versailles! Es hat sich 'ne Menge getan, seit du das letzte Mal Blut geschissen hast.«

»So? Das bezweifle ich. Das mit dem Kamin war natürlich symbolisch gemeint. Freud und so, du weißt schon. Den Kamin hast du also aus Versailles herausbrechen lassen. Wie geistreich! Wahrscheinlich weil du den damals in einer dieser pseudolehrreichen Kultursendungen im Nachmittagsprogramm

für solche frustrierten, fetten Hausfrauen wie dich gesehen hast. ›Die Sixtinische Kapelle ist ein Beleg höchster menschlicher Schöpferkraft, meine Damen, und jetzt zeige ich Ihnen, wie man Servietten zu lustigen Tierfiguren zusammenfaltet. Ihre Partygäste werden Augen machen!‹ Begreifst du, worauf ich hinaus will? Ehrgeiz und der plumpe Wille zur Macht reichen nicht aus, um das Echte zu bekommen. Man muß für das Echte geboren sein. Es macht keinen Sinn, einen Picasso zu besitzen, wenn man Picasso nicht versteht. Und du verdienst nun einmal nur einen Plastikkamin, Nilpferd! Denn den Plastikkamin, den verstehst du. Und wie du das tust!«

»Aber ich habe inzwischen das Echte bekommen, du Waschlappe!« kreischte Margit wie von Sinnen – ein infernalischer Radau, der in letzter Zeit zu ihrem Erkennungszeichen geworden war.

Der blutspeiende Oliver winkte nur ab; er war unverwundbar.

»Nein«, sagte er leise, irgendwie traurig. »Nein, liebe, häßliche Margit, nein. Du hast verloren. Und das weißt du ganz genau. Alles, was dir geblieben ist, sind die Stimmen.«

»Die Stimmen? Was meinst du damit?«

Er breitete seine Arme aus, streckte sie wie zu einem Gebet in die Höhe und vollführte so die typische Präsentationsgeste des Showmasters. Daraufhin trafen endlich die Stargäste ein. Aus dem Rasen, der im Goldschein der Sonne pasteilen schimmerte, lugten plötzlich zwei Köpfe hervor. Sie wuchsen zu Olivers Flanken empor wie wächserne Statisten aus Bühnenversenkungen. Den Köpfen folgten die Körper, und rasch erkannte Margit, daß sie ebenso wie ihr Beschwörer in schicke Nobelklamotten der Siebziger gehüllt waren. Weiße Smokings, bunte Westen, Rüschenhemden, Riesenschleifen und Hosen mit Schlag; vielleicht würde das Trio gleich eine flotte Nummer zu einem Philly-Sound-Song hinlegen.

Daß damit nicht zu rechnen war, wußte Margit, als die zwei

Neuankömmlinge endlich aufrecht standen und in derselben Weise zu bluten anfangen wie der König allen Blutes. Aus den Ohren, aus der Nase, aus dem Mund ... Doch nicht allein der Aderlaß verband sie mit dem König – sie waren Königskinder! Jakob, trotz seines beherzten Sprunges aus dem elften Stock zu einem stattlichen Idioten herangewachsen, ohne seinen kindlichen Idiotencharme verloren zu haben. Und Thomas, der damals ging und nie wieder zurückkam, eingefroren im Alter seines Verschwindens. So starrten ihre drei Männer Margit vorwurfsvoll an und bluteten laut gluckernd vor sich hin.

»Mama«, sabbelte Jakob, um gleich danach in sein berühmt-berüchtigtes Katzensgewinsel auszubrechen.

»Mama«, sagte auch Thomas, um mit den schockierenden Worten fortzufahren: »Ich habe gesehen, wie du es getan hast. Wie du Jakob auf die Kommode gehoben und durch das offene Fenster gestoßen hast. Ich war zwar ein Baby damals, aber ich kann mich trotzdem sehr gut daran erinnern. Die Erinnerung ist so klar wie klares Blut.«

Margit hätte ihm gern erklärt, daß sie seit den Tagen ihres ersten Mordes kolossal an Routine gewonnen hatte und die Sache inzwischen in Serie betrieb, und daß insofern dieser eine kleine hübsche Mord ... Aber es hatte ja keinen Sinn. Kinder (schon gar keine toten) verstanden ihre Eltern einfach nicht. Der Generationsunterschied, logisch. Nicht jeder Mord war freilich gleich. Wenn man den Tod von Millionen von Menschen befahl, bedeutete das nicht, daß man vom eigenhändig herbeigeführten Tod eines kleinen Idioten ungerührt blieb. Man blieb überhaupt nicht ungerührt, um es in aller Offenheit zu sagen. Nein, kein bißchen. Selbst wenn man mittlerweile sechzig Lenze auf dem Buckel hatte und das Ereignis so unglaublich lange zurücklag und man nur noch Schatten und Schemen sah, wenn die Erinnerungen kamen wie Schlangen in der Nacht. Daher hatte Thomas ein ungeheuer subtiles Gespür gezeigt, als er seine Mutter ...

»Das Echte und der Tinnel: dein Schicksal«, unterbrach Oliver ihren Gedankengang. »Du und die Stimmen.«

»Ich und die Stimmen«, wisperte Margit, halb einsichtig, halb irre, eigentlich die normale Seelenlage bei ihr.

Ihre drei toten Männer hielten sich nun nicht mehr mit Reden auf, sondern schritten zur Tat. Langsam kamen sie auf sie zu. Mit ihren in Miesepetrigkeit versteinerten Gesichtern, ihren blutüberströmten Leibern und ihren eckigen Bewegungen. Doch irgendwie schienen sie für solch eine anstrengende Aktion nicht geschaffen zu sein. Denn sie zerfielen. Bei jedem Schritt, den sie taten, sagte sich ein Körperteil von ihnen los. Bei Oliver, den jetzt auf einmal jegliche Coolness verlassen hatte, war es die gesamte linke Schädelhälfte, die sich krustengleich vom Kopf löste und zu Boden fiel. Der Augapfel sprang aus der Höhle, hing lose und etwas schräg an Nervensträngen, und die graue, verschlungene Masse des Hirns kam blank zum Vorschein, bis das allgegenwärtige Blut auch dies edle Stück rot färbte. Jakob verließen seine Arme. Nur noch splitterige Knochenstümpfe ragten plötzlich aus den Schultern hervor, dort, wo noch eine Sekunde vorher seine Idiotenarme ihrem idiotisch impulsiven Bewegungsdrang nachgegeben hatten. Jakob nahm den Verlust gleichgültig hin. Er marschierte weiter – auf seine Mutter zu. Thomas ging gleich der ganze Kopf verloren. Er fiel wie das durch ein Erdbeben vom Rumpf gerissene Haupt einer antiken Statue nieder und rollte in Richtung der benachbarten Traumvorgärten, bis er nicht mehr zu sehen war.

Derart reduziert – hier das Fleisch ihres Unterleibes verlierend, so daß die Eingeweide herausbrachen, da Nasen oder Finger – trieben ihre Lieben Margit schließlich in die Enge. Sie spürte ihr kaltes Totenblut an ihrer Haut und roch den gärrigen Gestank ihrer verwesenden Organismen. Und dennoch – es war pervers – umarmte und herzte Margit diese drei fragmentarischen Gestalten mit einem Gefühl inbrünstiger Liebe, einer Liebe, die weh tat und die sie leise zum Schluchzen brachte. Und sie

dachte dabei: Ich und die Stimmen ...

»Oooch!« stöhnte Margit und öffnete die Augen. Die Zwillinge waren damit beschäftigt, ihr den Silberstachel zu entfernen, so ausdruckslos, als räumten sie den Müll einer gestern stattgefundenen Party weg. Dann ergriffen sie ihre baumstammdicken Arme und zogen ihren Oberkörper in die Höhe. Jetzt saß 1A auf dem Bett, und während Sybill den kaftanartigen roten Morgenmantel um ihre Schultern legte, damit ihre Nacktheit bedeckt wurde, reichte Sonja ihr die Tasse Tee. Das alles ging ohne ein »Guten Morgen« oder sonstiges Geschwätz vonstatten, weil die beiden Mädchen wußten, daß 1A jedwedes Gerede nach dem Aufwachen, und sei es auch nur ein Wort der Begrüßung, verabscheute. Dann kam der Flash!

Er implodierte in ihr, nahm von jeder Faser ihres Körpers Besitz und erfüllte sie mit übermenschlicher Kraft. Gewaltige Fluten von Schaffenslust und vollendeter Harmonie überschwemmten ihr ausgedörrtes Ich und verwandelten den schweren und eben noch auf Grund sitzenden Tanker von einem Monsterleib in eine wendige Jolle. Vor allem machte er mit einem Schlag die Folgen der Sünden, die sie am gestrigen Abend an ihrem Körper begangen hatte, wie ungeschehen. Es handelte sich keineswegs um reine Euphorie, was da auf sie hereinbrach, dafür nahm sie das Zeug schon viel zu lange, sondern um – sie wußte es nicht, konnte dieses elektrisierende Gefühl nicht benennen. Schlimmer noch, sie hatte Angst, es zu benennen. Denn es hätte vielleicht schlicht und einfach »die ganz normale morgendliche Aufbruchstimmung« heißen können, welche sich bei ihr *ohne* nicht mehr einstellen wollte.

Geborgen von der Aura ihres Rausches, nahm Margit einen Schluck aus der großen gläsernen Teetasse und ließ sich dann von den Zwillingen auf die Beine helfen. Die durch die offenen Balkontüren hereinströmende Hitze und das helle Sonnenlicht empfand sie dabei als angenehm. Was natürlich überhaupt nicht

der Fall gewesen wäre, wenn ihre Halsschlagader nicht auch an diesem Morgen so reich beschenkt worden wäre. Ohne ihre Helferinnen zu beachten, spazierte sie mit der Tasse in der Hand zum Balkon, gerade so, als könne sie sich von dort aus mit bloßem Auge über den Zustand ihres Reiches vergewissern. Aber waren sie und Oliver damals nicht nach demselben Prinzip verfahren, wenn sie jeden Samstagnachmittag ihr Reich en miniature in Augenschein nahmen?

Margit trat an die mit Engelreliefs verzierte Brüstung des achtzig Quadratmeter messenden und in dreißig Meter Höhe befindlichen Balkons und ließ ihren Blick über die Stadt schweifen. Und wahrlich, alles, was sie sah, war wohlgeraten. In Ordnung, urteilte sie mit der höchsten Note, die ihre Skala hergab. In der Tat schien es an der Aussicht nichts zu geben, was I A dazu hätte veranlassen können, sich wie in ihren messianischen Visionen flaschengeistgleich aufzublähen, ballonhaft gen Himmel aufzusteigen und mit den ordnenden Händen eines Gottes hier und da mißglückte Strukturen zu korrigieren.

Obwohl die strahlende Vormittagssonne sie ein wenig blendete, entging Margit kein noch so winziges Detail: Am auffälligsten waren die Pferdekutschen und die einzelnen Reiterinnen auf ihren feierlich herausgeputzten Pferden.

Wären es die alten Zeiten gewesen, hätte man meinen können, daß auf der Prachtstraße vor dem Regierungspalast, dem der riesige Defileeplatz mit dem Reiterdenkmal (das Scheißding durfte wegen der verrückten Pferdelliebe nun mal nicht gesprengt werden) als Puffer diene, eine Parade abgehalten wurde. Da in diese gleich drei andere große Straßen mündeten, verstärkte sich der Eindruck für den Betrachter um das Vielfache. Fast alle Frauen entwickelten eine innige Beziehung zu ihren Tieren, und deshalb übertrafen sie sich gegenseitig damit, die Viecher mit Selbstgeschneidertem im ausgefallensten Design und in den schillerndsten Farben zu schmücken. Bei

manchen Gäulen sah man sogar gestickte Wadenkleider oder obskure Kopfbedeckungen, die Strohhüten von alten Damen glichen und aus deren putzigen Löchern Schöpfe und behaarte Ohren hervorguckten. In den Kutschen, von der Konstruktion her nicht weniger einfallsreich, saßen meist ganze Wohngemeinschaften. Nur wenige Frauen konnten sich eine Kutsche allein leisten. Bereits ein Pferd zeugte ja schon von einem gewissen Wohlstand.

Vereinzelt waren auch Autos unterwegs. Alte Autos, um nicht zu sagen unbeschreibliche Rostlauben. Das jüngste Modell war dreizehn Jahre alt. Wer ein Auto besaß, hatte Pech. Zwar hatte man die Kraftstoffversorgung – Rohölförderung, Transport und Raffination – inzwischen durch rigide Zwangsarbeit (Frohe Arbeit) bis zu einem Zwanzigstel der früheren Kapazität wiederhergestellt, doch es fehlten Ersatzteile für die Wagen. Von Tag zu Tag wurde das Ersatzteildilemma größer, denn außer Militärfahrzeugen in ganz geringer Anzahl wurden keine anderen Fahrzeuge mehr gebaut, geschweige denn Ersatzteile für alte Modelle. Der eigentliche Grund für das unmerkliche Dahinschwinden des motorisierten Verkehrs wurzelte allerdings weniger in dem Umstand, daß mit dem Besitz eines Autos ein Knäuel von Problemen verbunden war, als in der schlichten Tatsache, daß die Mehrheit der Frauen kein Auto fahren *wollte*. Wie fast alle gravierenden Veränderungen im zwischenmenschlichen sowie wirtschaftlichen Bereich hing auch diese mit dem Verlust der »Adaption« zusammen.

Margits analytisches Auge entdeckte noch weitere Besonderheiten. Daß der Erziehung und Schulung des Nachwuchses eine außerordentliche Rolle zukam (oder hätte zukommen sollen), registrierte die Eingeweihte geradezu beispielhaft an solch einer Straßenszenerie. Gruppen kleiner Mädchen, angeführt von ihren Erzieherinnen, zogen wegen eines Ausfluges oder auf dem Weg zum »Schändermuseum« (auch als »Pimmelgruft« verballhornt) fröhlich lärmend durch

den Pulk der Passanten. Je nach Ausbildungsrichtung einer Gruppe trugen sie jeweils andersfarbige Schuluniformen. Ihre vermeintlichen Talente und Neigungen wurden bereits im Kleinkindalter mittels eines Selektionsverfahrens aufgespürt, das aus einem Mix aus Gendiagnostik und der Auswertung der Östrogen- und Progesteronwerte bestand. Doch die Methode, die Müttern als besonders erfolgversprechend für die berufliche Zukunft ihrer Kinder verkauft wurde, entpuppte sich bei echter wissenschaftlicher Analyse als reiner Humbug. Im Gegensatz zu Männern nämlich unterschieden sich Frauen hinsichtlich ihrer angeborenen Neigungen wenig voneinander, so daß ein Mädchen, das von Kindesbeinen an eine Spezialisierung zur Technikerin erfahren hatte, ebenso gut oder schlecht als Kriegerin oder Wirtschaftskraft hätte fungieren können. Die Prägungspädagogik diente eher Margits Zucht- und Ordnungsfimmel als tatsächlich einem nützlichen Ziel.

Am schönsten anzusehen waren die Jugendlichen. Pubertierende Mädchen, die händchenhaltend flanieren, engumschlungen an Straßenlaternen lehnten oder stundenlang Modeschmuck bei Bauchladenverkäuferinnen ausprobierten, obwohl sie dafür überhaupt kein Geld hatten. Sie waren die erste Generation von jungen Frauen, die ohne die Vaginaschänder aufgewachsen war und diese nur aus Aufklärungsfilmen, dem manipulierten Geschichtsunterricht oder aus dem Schändermuseum kannten. Es waren Teenager, die im Gegensatz zu ihren Müttern ohne die Vorstellung groß geworden waren, irgendwann einen Mann kennenzulernen, um ihre Glücksgefühle zu 99,9 Prozent aus dem Beisammensein mit ihm schöpfen zu können, doch dann zu 99,9 Prozent darunter zu leiden, daß sich das Beisammensein mit ihm doch nicht so spaßig gestaltete. Zarte weibliche Geschöpfe, die keine Poster von irgendwelchen singenden Affen an ihren Zimmerwänden kannten und keine schmach tenden Blicke auf Knabenvisagen mit Pickel und Flaumbart auf dem Schulhof.

Diese Mädchen vollführten den Schritt von der Kindheit in das Erwachsenenleben anders. Mit einem Radioprogramm, aus dem die sexualisierenden Rhythmen eines Anachronismus namens Rock verbannt waren und das den Kontinent ausnahmslos mit Klassik oder romantischen Balladen berieselte – leider fast alles von verblichenen Vaginaschändern komponiert. (Fernsehen kannten sie nur aus den schwammigen Erinnerungen ihrer Mütter; eine Zeitverschwendung andersgleichen, wie es aus der heutigen Sicht erschien.) Mit Masturbationsanleitungen bereits im Kindergarten und Aufmunterungen zu gleichgeschlechtlicher Zärtlichkeit auf Schritt und Tritt, obwohl das Ganze freilich durch den staatlich geförderten Hygienecharakter ziemlich an Reiz einbüßte. Mit Namen, die nur Surrogate für Namen zu sein schienen, weil anstatt des Nachnamens ein Buchstaben-Zahlencode das Unverwechselbare der eigenen Individualität repräsentierte – ein Opfer, das die Vaginafrau gern brachte, da der Nachname auf den Nachnamen eines Vaginaschänders zurückzuführen war. Mit einem Glauben an die Herrlichkeit des Weiblichen, das zwischen Desinteresse und Ekstase schwankte, je nachdem, wie der Staat durch Festivitäten, vor allem jedoch durch die »Baby-Gabe« die Emotionen hochpeitschte oder aber durch die »Frohe Arbeit« auf den Nullpunkt brachte. Insbesondere hatten diese jungen Frauen einen klaren Feind vor Augen. Einen Feind, der nicht bloß eingebildet war, den weder I A noch die Regierung ihnen suggeriert hatte, nein, einen Feind, der mindestens eine ihrer Freundinnen schon ins Grab gerissen hatte: die Mannfrau!

Margit wandte den Blick von dem munteren Treiben ab und hob den Kopf, so daß sie durch den flirrenden Hitzeschleier die Silhouette der Rippenkuppel des Badehauses sah. Der Bau lag zwar in zirka zwei Kilometer Entfernung, doch wegen seiner atemberaubenden Größe war er wohl noch meilenweit zu sehen. Sie schloß die Augen und versuchte, das soeben Gesehene geistig zu verarbeiten. Zuversichtlich gestimmt durch ihre

morgendliche Ration und besänftigt durch die staatsmännische Einsicht, daß das angestrebte Ideal eines jeden Führers von den Untertanen eben nur partiell oder zeitverzögert nachvollzogen werden kann, hätte sie nun guten Gewissens ausrufen können: IN ORDNUNG!

Ja, so schien es; die Prachtstraße und all die umliegenden Straßen, in denen pralles Frauenleben tobte und die zwar nicht von Glanz und Glorie, aber auch nicht gerade von Elend und Chaos zeugten, waren der Beweis.

Wirklich? Alles in Ordnung? Für einen klitzekleinen Moment wollte sich I A dieser Selbsttäuschung hingeben, damit sie wenigstens in Ruhe die schönen Impressionen des erwachenden Tages genießen konnte. Eine Pause, Urlaub von sich selbst, das war es, was sie sich in diesem Moment innigst gewünscht hätte. Doch die unerbittliche In-Ordnung-Instanz unter ihrer Schädeldecke schlug umgehend Alarm und zwang sie, in den Spiegel der Wahrheit zu schauen. Und dort stand in riesigen Lettern: GAR NICHTS IST IN ORDNUNG!

Natürlich war gar nichts in Ordnung, und um sich davon zu überzeugen, hätte Margit sich nicht erst durch ihr Kabinett – eine Handvoll Marionetten – Informationen aus allen Teilen des Reiches zukommen zu lassen brauchen, sondern hätte einfach eine Stunde lang geradeaus marschieren müssen, raus aus der Innenstadt, bis jenseits des Badehauses. Dort begann das Grauen. Sie wußte es. Denn 1A war vielleicht verrückt, aber auf keinen Fall blind.

Sie öffnete die Augen und richtete den Blick wieder auf die Vorzeigeavenue, die ihr jetzt plötzlich in einem grundlegend anderen Licht erschien.

Die Welt der Frauen nach zwölf Jahren ohne Männer war eine bizarre Welt. »Bizarr« beschrieb die Dinge jedoch nur lückenhaft. »Surreal« traf es da schon eher. Eine Welt des geringsten Widerstandes, was Technologie, Infrastruktur,

medizinische Versorgung und Wirtschaft anging, und eine Welt, die nahezu pausenlos damit beschäftigt war, das weibliche Geschlecht zu preisen. Eine Welt, in der Frieden herrschte, weil sie sich im Krieg befand. Hauptsächlich jedoch eine Welt in bitterster Armut. Hinweise darauf entdeckte der Kenner schon in der Straßenansicht jenseits des Defileeplatzes.

Die Frauen, die dort unten auf herausgeputzten Pferden und in eleganten Jahrhundertwende-Kutschen idyllische Sommerparaden abhielten, sich mit Waffeleis in den Händen in ausgelassene Schwätzchen mit der besten Freundin verloren, massiv bepackte Einkaufstüten aus den schicken Modeläden heraustrogen oder ganz frivol miteinander flirteten, waren (mit Ausnahme der Mädchen) selbstverständlich keine normalen Frauen, sondern Lesben. Lesbe oder lesbisch waren in diesen Zeiten zwar inflationäre Begriffe, weil sich früher oder später jede Frau in diese nebulösen Gefilde begeben mußte, wollte sie etwas Zärtlichkeit und zumindest eine Ahnung von Sex erspüren. Doch die Frauen, die die Innenstadt bewohnten, einen gewissen Luxus genossen, mit Strom, Gas und fließendem Wasser versorgt wurden, ja sogar Kühlschränke, Waschmaschinen, CD-Player inklusive verbotenen CDs aus der alten Zeit besaßen und diese sich auch noch bei offenem Fenster ungeniert anhörten, kurz, die sich etlicher staatlicher Privilegien erfreuten, sie waren *echte, geborene* Lesben. Oder Opportunistinnen, die ihre heterosexuelle Natur bis zur Selbstaufgabe verleugneten, um an all den Privilegien teilzuhaben.

Daß die echten Lesben gleich nach der Wende an die Schaltstellen der Macht gelangt waren, verdankten sie einer Evolution im Zeitraffertempo. Das heißt, weder hatten sie die Entwicklung forciert, noch waren sie von der Regierung bei den Führungsaufgaben bevorzugt worden. Es hatte sich halt so ergeben. Die Wahrheit klang bitter für das weibliche Selbstbewußtsein, lag aber eigentlich auf der Hand: Lesben funktionierten im Grunde wie Männer. Sie hatten damals ihre

Zeit nicht damit vertan, den Entschwundenen nachzuheulen oder apathisch auf die Lücken zu starren, die die Herren der Schöpfung hinterlassen hatten, sondern hatten einfach ihr eigenes Ding weiter durchgezogen, als wäre nichts gewesen. Dabei hatten sie sich einen Dreck um die Spielregeln der heterosexuellen Frauen geschert und waren ganz nach Männermanier mit hochgekrempelten Ärmeln gleich zu den einträglichen Posten vorgeprescht. Ein hübsches Gedankenspiel drängte sich Margit in diesem Zusammenhang auf: In einer frauenlosen Welt wären es mit hundertprozentiger Sicherheit die homosexuellen Männer gewesen, die mit ihrem femininen Getue die begehrtesten Sexualpartner für die nach Sex lechzenden Männer abgegeben hätten.

Die echten Lesben waren jedoch keineswegs in der Lage, die anstehenden Probleme zu lösen. Sie waren weder intelligenter noch besser ausgebildet noch mit der Technologie oder mit den wirtschaftlichen Dingen vertrauter noch in irgendeiner Beziehung innovativer als die heterosexuellen Frauen. Ihre Machtpositionen verdankten sie nur ihrem knallharten Durchsetzungsvermögen, ihrer mannhaften Härte und schnellen Entschlußfähigkeit. Die echten Lesben kontrollierten, regulierten und drangsalierten die anderen Frauen. Und sie schickten sie ohne große Gewissenspein in den Tod. Sie waren lauter kleine l As, und eine jede von ihnen hatte auf dem Schreibtisch ein Hochglanzfoto von ihrem hochverehrten Idol stehen.

Die propere Innenstadt und ihr Umkreis waren ausnahmslos von Lesben in Führungspositionen, ihren lesbischen Helfershelferinnen und von jenen heterosexuellen Frauen besiedelt, die der staatlichen Vergünstigungen wegen ein entwürdigendes Schauspiel aus Speichelleckerei und Selbstverleugnung inszenierten. Bessere Wohngegend hätte man so etwas früher genannt oder Mittelstandsgetto. Dahinter jedoch begann das Gebiet – die Grenze vermochte niemand genau zu bestimmen –

der »reinen Frauen«, der Rest des Reiches. Heruntergekommene Häuser, fast Ruinen, die wie die faulen Zähne eines unrettbaren Gebisses in einen von schwarzen Rauchschwaden geschwängerten Himmel ragten. Die Rauchschwaden, meist im Winter zu sehen, stammten von den mit Holz betriebenen Öfen, die gleichzeitig als Kochstellen dienten, und den von Jugendlichen in Mülltonnen gelegten Feuern auf den Straßen. Häuser ohne Heizung und ohne Wasser. Häuser, deren Wände mit Bauholzbalken abgestützt, deren Fenster mit Pappkartons, deren Dächer mit Wellblech geflickt waren und deren auffällige Gartenmauern nach allen Seiten wegsackten. Die Stromversorgung glich einem Lotteriespiel, und wenn jemand überraschenderweise doch das große Los gezogen hatte, so wußte er damit meistens nichts anzufangen, weil fast alle aus der Zeit der Vaginaschänder stammenden elektrischen Geräte inzwischen defekt waren. Und selbst wenn es Ersatzteile gegeben hätte, so wären kaum Technikerinnen aufzutreiben gewesen, die die Dinger auch einbauten. Selbst Glühlampen wurden bisweilen bestaunt wie reine Hochtechnologie.

Viele der einst asphaltierten oder gepflasterten Straßen waren aufgerissen, durch Kanaleinbrüche eingesunken oder einfach durch Abnutzung unpassierbar geworden. Zahllose Schlaglöcher, die sich bei Regen in große Tümpel verwandelten, stellten mittlerweile größte Gefahr für die Pferde dar, weil die Tiere bereits beim leichten Galopp hineinstolperten und sich die Beine brachen. Manchmal stürzte aber auch aus heiterem Himmel eine verrottete Mauer in sich zusammen und begrub Mensch und Tier unter sich. Aus jedem der grauen Häuser drang der Geruch von Fäkalien und von Kohlsuppe. Das eine hing mit dem Kollaps der Kanalisation zusammen, das andere mit der unausrottbar scheinenden Lebensmittelknappheit. Die Welt außerhalb der prächtigen Innenstädte war knietiefer Straßens matsch, feuchte Wände, Modergestank, Hunger und Abende bei Kerzenlicht.

Und die Menschen, die reinen Frauen, die in dieser Hölle aus Armut und Krankheiten lebten? Niemand wußte, wer den Ausdruck erfunden hatte und ab wann er in den allgemeinen Sprachgebrauch eingegangen war. Wahrscheinlich stammte er von den reinen Frauen selbst, die in einer Kombination aus Armenstolz und trotziger Abgrenzung gegenüber denen, die im Wohlstand lebten, sich selbst zumindest mit einem moralisch hochwertigen Titel auszeichnen wollten. Wie also lebten diese armen, aber moralisch hochwertigen Frauen in ihrer reinen Welt? Nun, ihre Einstellung zum Leben und folglich auch ihre Lebensart unterschieden sich trotz der radikalen Veränderungen erstaunlicherweise kaum von denen der Frauen aus den vergangenen Vaginaschänder-Zeiten. Und das war das Problem! Obgleich sie den Reichtum anderer hier und da aufblitzen sahen, empfanden sie sich nicht als arm. Ganz im Gegensatz zu Männern, die, getrieben von bohrenden Unterlegenheitsgefühlen gegenüber ihren wohlhabenden Rivalen, an ihrer Stelle nach Abhilfe gesucht hätten. Sie ertrugen ihr Schicksal, ihr Leben in den kalten, lichtlosen und langsam zerbröckelnden Wohnungen, in den unendlichen Schlangen vor den Nahrungsmittelverteilungsdepots, in dem öden Einerlei ihres von der Jagd nach schäbigen Schätzen wie Nähgarn oder Seife erfüllten Alltags wie Farbenblinde, die glauben, in Grauschattierungen bereits die Vielfalt des Farbspektrums erkennen zu können. Natürlich erinnerten sich die Älteren an früher, an jenes mythische Zeitalter, als es noch wirkliche Farben zu sehen gegeben hatte. Doch diese Periode ihres Lebens kam ihnen inzwischen wie ein Traum vor. Gerade so, als hätten sie daran bloß als Zuschauer eines zwar aufregenden, jedoch vollkommen wirklichkeitsfremden Science-fiction-Films teilgenommen. Vor allen Dingen verstanden sie nicht, wie Männer und Frauen es damals fertiggebracht hatten, einen Wohlstand von paradiesischer Dimension zu schaffen und ihn Jahr um Jahr zu mehren. Sie waren unfähig, den Zusammenhang zu durchschauen.

Ebensowenig wie die Tatsache, daß der große Scheißhaufen, in dem sie nun hockten, das Produkt ihrer weiblichen Natur war.

So lebten die reinen Frauen in ihrem grauen Aquarell dumpf und im Grunde recht zufrieden vor sich hin, gleich Querschnittsgelähmten auf einem querschnittsgelähmten Planeten, wo die Stimmung eigentlich nur dadurch versaut werden konnte, daß einer das Wort Jogging fallenließ. Verfaulende Zähne wegen mangelnder Dentalmedizin, Urlaub auf Balkonien, Mobilität bis zum nächsten Viertel, bestenfalls bis zur nächsten Stadt, Ruß einatmen den ganzen Tag, Bibbern den ganzen Winter hindurch, Kraut- und Rübenfressen das ganze Leben lang und schließlich Verrecken in einem schimmeligen Loch, das eigentlich den Transport zum Friedhof ersparte: alles kein Problem für die reine Frau! Denn mochte die Welt auch im Grau ersticken, im Gegensatz zu einem Mann konnte eine Frau den kleinen schönen Momenten eines noch so garstigen Lebens stets etwas abgewinnen.

Allerdings unterschieden sich die Frauen im Zeichen der Vagina, ob rein oder nicht, in zwei Punkten grundlegend von jenen frischfrisierten, mit Scheckkarten ausgestatteten und kleine, possierliche Autos fahrenden Frauen der Vergangenheit, welche bisweilen in dem kollektiven Gedächtniskino ihr Unwesen trieben. Und der eine Punkt hing mit dem anderen unabdingbar zusammen.

Mittlerweile wußte fast jede Frau, was es hieß, Soldat zu sein in einem Krieg – in einem »hautnahen« Krieg. Das bedeutete, daß jede Schlacht zum überwiegenden Teil im Nahkampf, quasi Frau gegen Frau, ausgetragen werden mußte, im besten Fall zu Pferde. Der Rückfall in die antiquierte Kriegsführung beruhte auf dem totalen Zusammenbruch der Industrie, in diesem Fall der Militärindustrie. Neue Waffensysteme, Versorgungs- und Nachschubfahrzeuge, Panzer, Kampffjets, Hubschrauber, Kriegsschiffe et cetera wurden nicht mehr gebaut, selbst die Herstellung von Ersatzteilen blieb die große Ausnahme. So

zehrte frau vom tödlichen Erbe der Vaginaschänder. Dieses war jedoch inzwischen bis auf einen kleinen Rest im Gefecht oder durch Unfälle zerstört, wegen Treibstoffmangel oder eines technischen Defekts irgendwo auf der grünen Wiese stehengelassen worden oder war von der Besatzung ins feindliche Lager mitgenommen worden. Wie sollte man überhaupt einen modernen Militärapparat aufrechterhalten, wenn in den fünf Reifenfabriken des Reiches in solch einer Regelmäßigkeit Rebellionen ausbrachen, daß man von einem Wunder sprechen konnte, wenn das gelieferte Endprodukt nicht viereckig war? Zur Produktion von Panzerketten hätten hinter jeder Arbeiterin zwei Wächterinnen mit gezücktem Gewehr stehen müssen, und hinter denen wiederum drei von der gleichen Sorte.

Die Surrealität holte die Realität aber auch hier schnell wieder ein. Ganz unkomplizierte Waffen wie auch unfäßbar komplizierte Waffen hatten von ihrer Gefährlichkeit immer noch nicht das mindeste eingebüßt. Zwar ritten Margits lustlose Soldatinnen zu Pferde in die Schlacht oder latschten in Kohorten ins Feindesland, doch waren sie vorher von Spionagesatelliten über Aufenthaltsort, Stärke und Bewaffnung ihrer Gegnerinnen exakt informiert worden. Weshalb hatte man den Umgang mit der Satellitentechnologie so rasch in den Griff bekommen, die Dinosauriertechnik mit Panzern und Lkws jedoch nicht? Ganz einfach: Für die Handhabung der bis in alle Ewigkeit störungsfrei um den Planeten kreisenden Himmelskörper wurden höchstens zweihundert kluge Frauen benötigt, die sich bei ihrer Arbeit weder die Hände schmutzig machen noch körperliche Arbeit verrichten mußten. Für die Produktion von Panzern und Lkws hingegen bedurfte es einer schmutzigen Industrie und Industriearbeiterinnen. Frauen hielten nichts von Industrie, und Industriearbeiterinnen wollten sie schon gar nicht sein.

Bei den primitiven Waffen handelte es sich um Pistolen,

Gewehre, Maschinenpistolen, kleinere Geschütze, Mörser und dergleichen, daß heißt um Apparate, welche sich dem Benutzer während ihrer Bedienung selbst erklärten. Die Ersatzteile waren leicht zu produzieren, aber eigentlich erübrigte sich die Mühe, denn die Männer hatten Schußwaffen in solchen Mengen hinterlassen, daß, wären sie Fressalien gewesen, die Frauen sich heute noch in einem Schlaraffenland gewöhnt hätten.

Weniger surreal denn traumatisierend gestaltete sich das Soldatinnenleben. Gefechte in unwegsamen Berggegenden, wo die Verletzten kreischend heruntersegelten und die Schädel auf Felsen in Stücke brachen, Metzeleien mit dem Bajonett, weil nur eine tote Mannfrau eine gute Mannfrau war, und der Anblick niedergetrampelter Frauenleiber unter Pferdehufen konnten so manch eine Soldatin derart erschüttern, daß sie darüber den Verstand verlor. Die Militärführung war über die Nester der Mannfrauen stets gut informiert, bloß am Leistungswillen und Pflichtbewußtsein der Armee fehlte es. Wenn einmal im Jahr Heeresverbände zusammengestellt, zu Hunderttausenden mit Pferden über den Kontinent verteilt und in Einsatzgebieten zu halbwegs disziplinierten Truppen formiert worden waren, wandte man in der Regel die Taktik der meuchelmörderischen Überraschungsangriffe an. Die Kavallerie kreiste tief in der Nacht ein Dorf oder eine kleine Zeltstadt ein, stürmte um sich ballernd hinein, so daß sich die schlafblöden Mannfrauen zu konfusen Verteidigungsmaßnahmen hinreißen ließen, bis die Infanterie nachrückte und ihnen den Garaus machte. Gewiß gab es auch klassische Kriegssituationen, in denen berittene Truppen aufeinanderstießen oder wo tage- und monatelange Belagerungen unter verheerendem Kanonenfeuer stattfanden, aber für gewöhnlich wurde die feige Überfallstrategie bei Nacht und Nebel bevorzugt. Das einzig Tröstliche an dem ganzen Morden war, daß die Mannfrauen keine Kinder hatten. Nicht, daß man in diesem Falle hätte Milde walten lassen.

Obwohl im großen Reich von l A permanenter Krieg

herrschte, bedeutete dies nicht, daß die Vaginafrauen den Krieg auch *verstanden*. Weder haßten sie die Mannfrauen besonders, noch änderte sich durch glorreiche Siege irgend etwas an ihrer wirtschaftlichen Situation. Fraglos waren die Terrorakte, die auf das Reich verübt wurden, verwerflich und hatten seelische Narben bei den Zeugen hinterlassen. Und sicher brach nicht gerade die große Liebe zum Feind aus, wenn eine Soldatin miterleben mußte, wie ihre Kameradinnen von einer Horde Mannfrauen aufgeschlitzt wurden. Dennoch war die Reaktion darauf immer Ekel und Schmerz und keineswegs der Wunsch nach blutiger Vergeltung, wie er bei Vaginaschändern aufgekommen wäre. Zudem war kaum zu erkennen, welches Ziel die Mannfrauen anstrebten, weshalb sie so erbittert Margits Reich bekämpften. Einige gefangengenommene und wieder freigelassene Soldatinnen hatten von Sitzungen berichtet, die den Charakter von Gehirnwäsche hatten. Dort wurden sie indoktriniert, daß sie unter I A in Unfreiheit lebten und alle ihre Probleme darauf zurückzuführen seien. Das mochte schon sein, doch aus dem Mund von Frauen, die wie Ratten in erbärmlichen Bretterverschlägen oder Zelten hausten, stets dem Hungertod ins Auge blickten, viehisch stanken, verkrüppelt oder todkrank waren und auch sonst nicht unbedingt den Eindruck vermittelten, als wären sie in der Lage, ein Eldorado zu schaffen, klang das ziemlich sonderbar. Ein paar der Gefangengenommenen hatten nach der Lektion die Seite gewechselt und waren freiwillig bei den Mannfrauen geblieben. Doch für die überwiegende Mehrheit der Freigelassenen war die Sache eine Kriegsanekdote geblieben, die immer wieder gern zum besten gegeben wurde, so oft, bis sie keiner mehr hören mochte.

Ogleich der immerwährende Krieg das Leben einer Vaginafrau bestimmte, wurde er paradoxerweise von ihr kaum ernstgenommen. Niemand wollte den Krieg, niemand war mit dem Herzen dabei, und niemand hatte wirkliches Interesse

daran, seine wahren Ursachen zu ergründen. Er glich irgendwie der Schwerkraft; wenn man auf dem Planeten Erde weilte, mußte man sich mit diesem Phänomen arrangieren.

Wenn sich jedoch keine Frau mit dem Krieg identifizierte, ja sich nicht einmal richtig dazu aufraffen konnte, Haß gegen den Feind zu empfinden, warum wurde Frau dann Soldat und zog in den Krieg? Die Antwort war dieselbe, die man auch auf die Frage erhielt, weshalb Frauen sich zur Frohen Arbeit abkommandieren ließen, also Eisenbahnschienen reparierten, Erze förderten, Kohle abbauten, im Stahlwerk schufteten, kurz, schwerste Arbeit verrichteten – wenn auch unter Protest und mit dürftigem Resultat. Die Antwort hieß nicht: Sonst droht der Tod. Die Antwort hieß: Sonst droht der Tod über den Tod hinaus! Oder einfacher gesagt: ohne Frohe Arbeit und Soldatendienst kein Baby. Je mehr Frohe Arbeit und je mehr Soldatendienst, desto mehr Babys.

Nur diejenigen in Margits Reich durften schwanger werden, die sich dieser Maxime fügten. Und es fügten sich fast alle. Ohne daß staatlicherseits eine aufwendige Fortpflanzungshysterie entfacht zu werden brauchte. In viel stärkerem Ausmaß als in der alten Welt hatte für die Frauen der Neuzeit die Erfahrung der Schwangerschaft und der Kinderaufzucht eine elementare Bedeutung, war, um genau zu sein, zum eigentlichen Sinn ihres kümmerlichen Daseins verkommen. Aber nicht allein der blanke Fortpflanzungstrieb ließ sie zu Sklaven des Spermonopols werden, auch nicht das biologische Gesetz, daß das Vorhandensein von Organen deren automatische Nutzung nach sich zog, daß Organe sozusagen irgendwann ihren Tribut forderten. Vielmehr stellten Schwangerschaft und Kinder nunmehr einen Ersatz für alles da. Für das Beisammensein mit einem geliebten Mann und die daraus resultierende Geborgenheit, für Familie, für Karriere und für ein Leben im konsumorientierten Wohlstand. Trotz allen Emanzipationsgefasels hatte die Sache mit den Kindern schon seit jeher das

wahre Wesen der Frau ausgemacht; ihr Selbstverständnis bauten darauf auf. Doch als alles falsche Glück und alle Zerstreuungen, ja sogar die schlichte Existenz ohne materielle Not wie Seifenblasen zerplatzt waren, nährte sich die Lebenslust einzig und allein aus dem Blick in die Augen der Töchter.

Freilich konnten Mutter und Tochter selten ihre Glucke-Küken-Idylle genießen. Dafür sorgten schon die vielfältigen staatlich verordneten Verpflichtungen. Entweder war die Vaginafrau selbst häufig auswärts beschäftigt, oder die Tochter steckte in irgendwelchen Schulungen, die sie wochenlang, gelegentlich sogar monatelang von zu Hause fortrissen. Um so größer war dann die Freude, wenn man sich wieder in die Arme schließen durfte. Und was das Kriegspielen anging, so besaß auch dies etwas unwiderlegbar Tröstliches: Die Mannfrauen konnten keine Kinder bekommen! Sie waren dazu verurteilt, in naher Zukunft auszusterben. Die einzige Möglichkeit, sich schwängern zu lassen, bestand nämlich darin, zum »Vitapol« am See zu pilgern. Und diese Anlage, inzwischen zu einem Medizinzentrum von der Ausdehnung einer Kleinstadt ausgebaut, war das bestgeschützte Objekt des Reiches. Irgendwann, vielleicht schon in ein paar Jahren, wäre also der Krieg zu Ende – die Mannfrauen würden aussterben. Und danach ... Ja, danach würde es keinen schmutzigen Krieg mehr geben, sondern, Gott sei's gedankt, nur noch Armut.

Wie hat es bloß dazu kommen können? fragte sich Margit trübsinnig und wandte sich ab. Es war keine gute Idee gewesen, ohne Sonnenbrille hinauszuspazieren. In ihren Augen pochte ein Schmerz, als habe eine Bulldogge von einem Masseur sie bearbeitet. Ob mit oder ohne Droge, im gesetzten Alter taugten Augen einfach nichts mehr. Entweder tränten sie, oder sie taten weh, doch immer versagten sie ihren Dienst. Margit leerte ihre Tasse, rieb sich mit Zeigefinger und Daumen die schmerzenden Augen und begab sich dann mit stampfenden Schritten in das Dämmerlicht ihres Zimmers zurück. Die Zwillinge warteten dort

auf sie in derselben zwischen Ehrerbietung und jungmädchenhafter Unruhe schwankenden Haltung, in der sie sie verlassen hatte. Wie schön sie waren! Wie wunderwunderschön! Die langen blonden Haare, die buschigen braunen Augenbrauen, die erregende Assoziationen an Körperbehaarung an anderer, geheimer Stelle weckten, die festen Brüste, die faltenlose Haut, die Gnade Gottes namens Jugend. Auf sie wartete noch das ganze Leben. Auch wenn dieses »ganze Leben« leider nur noch eine Woche betragen würde.

Sobald Margit ihre Tasse auf dem Louis-seize-Nachtschränkchen abgestellt hatte, eilten die Mädchen herbei, um ihr den Morgenrock abzustreifen und sie für das Bad vorzubereiten. Und dann stand sie da, die Übermutter aller unterernährten Reichsmütter und ihrer unterernährten Reichstöchter, splitternackt, hundertvierzig Kilo schwer, bleichgesichtig, dunkle Augenränder, die wie die Maske eines Comicräubers aussahen, bis in die letzte Pore krank, Megabauch, Megaarsch, die zu Tode betübte Herrscherin eines an allen Ecken und Kanten zerfallenden Kontinents, im hallenden, schwarzen Grab ihrer längst begraben Hoffnungen. Und sie fragte sich: Wie hat es bloß dazu kommen können?

Wie hatte es dazu kommen können, daß nichts, was sie, Viola, Vanessa und Angelika damals geplant hatten, Wirklichkeit geworden war? Wie kam es, daß ein ganzer Erdteil seine Energien und Ressourcen in einem bestialischen Krieg verschloß, in einem Alptraum aus Blut und Wahnsinn versank? Wie kam es, daß Hungerkatastrophen grassierten, der Lebensstandard auf ein Niveau wie im Mittelalter gesunken war, überall kulturelle Ödnis und Depression herrschten? Wie kam es, daß es zwar weiterhin Internet gab, aber keine Computer mehr hergestellt wurden, so daß das Ausweiden alter Computer, wie überhaupt das Ausweiden alter Geräte zu einer eigenständigen Kunst entwickelt worden war? Wie kam es, daß Tausende und Abertausende Flugzeuge verrotteten, weil es

geradezu einem Naturgesetz widersprach, Flugzeugbenzin zu produzieren, daß Telefone und Faxgeräte, ja bisweilen sogar Handys zeitweise funktionierten, doch die Beförderung von Briefen schier unmöglich geworden war, und daß Wörter wie Tourismus, Autobahn oder Medizintechnik völlig aus dem allgemeinen Wortschatz verschwunden waren? Wie hatte es bloß dazu kommen können, daß ein Geschlecht, das gerade für seinen Fleiß und seine Besonnenheit gerühmt wurde, innerhalb von zwölf Jahren ein blühendes Stück Welt in einen Schrotthaufen verwandelt hatte?

In jenen Tagen, zu Beginn ihrer verheißungsvollen Zusammenarbeit, hatten Margit, Viola, Vanessa und Angelika sich die Nächte um die Ohren geschlagen, um aus ihren jeweiligen Lebenserfahrungen, aber auch aus der genialen Lehre Eric Arthur Blairs ein Grundsatzprogramm für die Zukunft zu destillieren. Damals, als sie noch nicht so hoffnungslos zerstritten waren wie heute, als Vanessa die ersten bei den Erfassungsstellen eintrudelnden Soldatinnen übers Land schickte, um die letzten kranken Männer zu »erlösen«, damit endlich ein Schlußstrich unter die alte Ordnung gezogen werde. Damals, als sich die Frauen aufteilten, in jene, die einen rein weiblichen Versuch starten wollten, und in jene, die die alten männlichen Ideale à la Liberalität und Demokratie hochleben lassen wollten.

Dieses Manifest war eine philosophische Melange aus Bilanz des Gewesenen und Voraussage des Kommenden. Das Papier gab viele passende Antworten auf die vielen Fragen, die Margit sich an diesem Morgen stellte. Dennoch war es keinen Pfifferling wert, da es sich nicht auf die Realität übertragen ließ. Die düstere Realität sah leider so aus, daß fernab von irgendwelchen freiheitlichen Gesellschaftsmodellen nicht einmal ein totalitärer Überwachungsstaat, wie von Margit errichtet, in einer reinen Frauenwelt funktionierte. Die traurige Realität sah so aus, daß *kein* System bei Frauen funktionierte!

Mit dieser Gewißheit, spät, aber schließlich doch erlangt, schwang sich I A deshalb nun zum letzten Mal auf, die einzig richtige und endgültige Lösung in die Tat umzusetzen. Für die Vaginafrauen. Für alle Frauen.

Fotzenmagma

So plötzlich wie Tiere der Finsternis, die lediglich die Dauer eines Augenaufschlags benötigen, um ihre Existenz zu beweisen, tauchten die drei Konturen aus dem Schweigen der Nacht auf.

»Parole! Parole!« kreischte sofort die eine der vier Soldatinnen am Rande des leise dahinströmenden Abwasserkanals, die sie als erste erspähte.

Sie lungerten um ein Lagerfeuer, das sich von zerlegten Möbeln nährte. Sie hatten den Plunder in der Abenddämmerung in der allein von versprengten Sträucherkolonien und von Unrat aufgelockerten Einöde zu beiden Seiten des Kanals aufgelesen. Stuhlbeine, Schrankschubladen, ja sogar ein komplettes Nachtschränkchen wurden nun knisternd und knackend von den Flammen verzehrt. Sie hatten das Feuer nicht entfacht, um sich daran zu wärmen, denn selbst zu dieser mitternächtlichen Stunde mußte die Temperatur noch um die zwanzig Grad betragen. Nein, die Soldatinnen wollten sich die Zeit wenigstens mit etwas Tratsch vertreiben, wenn sie schon die ganze Nacht Wache schieben mußten, und sich dabei möglichst auch sehen. Außerdem hatten sie Angst, und ein Lagerfeuer bannte die Angst ein wenig. Was sie bewachten, war ihnen allerdings nicht so ganz klar. Das Reich wohl, dachten sie, ohne jedoch auch nur die geringste Ahnung zu haben, wie sie sich hätten verhalten müssen, wenn das Reich unerwartet von einer Horde Mannfrauen überrannt worden wäre. Funkgeräte gehörten nicht zu ihrer Ausrüstung, denn sie hätten eher irgendwann den Heiligen Gral zu Gesicht bekommen als einen Akku für so ein Ding, und der nächste Posten, der auf ihre Warnrufe hätte reagieren können, war eine Stunde Fußmarsch von ihnen entfernt.

Die drei Fremdlinge, schemenhaft und gebückt, eine von ihnen humpelte auffällig, näherten sich ihnen unaufhaltsam, ohne auf die Frage nach der Parole zu reagieren.

»Parole! Parole!« schrie erneut diejenige der Soldatinnen, die sie als erste entdeckt hatte, eine neunzehnjährige Schwarzhhaarige mit titanischen Titten, die ihre graue Uniform schier zu sprengen drohten. Im Zivilleben teilte sie eine Wohnung mit einer Freundin, in die sie so besinnungslos verknallt war, daß sie schon komplette Symphonien zu hören glaubte, wenn sie sich vorstellte, wie sie mit ihrer Tropenwald-Möse auf ihrem Gesicht saß. Außerdem würde ihr in ein paar Wochen eine Audienz im Vitapol zuteil werden, obwohl einer Vaginafrau erst ab dem dreiundzwanzigsten Lebensjahr die Gnade der »Baby-Gabe« zustand. Es ging halt nichts über Beziehungen!

»Scheißparole!« rief eine der Fremden wütend zurück, und die Soldatinnen vernahmen nun ihr Keuchen. »Helft uns lieber!«

Sie schienen tatsächlich Hilfe zu brauchen. Der Feuerschein gab von ihrer Erscheinung mehr und mehr preis, und jetzt erkannte man, daß zwei der Frauen die dritte in ihrer Mitte mehr schleppten als stützten. Ihr Kopf baumelte wie ein überflüssiges Anhängsel, und ihre auf den Steinen schlitternden Stiefelspitzen erzeugten ein Geräusch wie von einem Pflug, der durch ein karges Feld gezogen wird.

»Was ist passiert?« wollte nun eine der anderen Soldatinnen wissen, eine schweinsgesichtige Mittelalte, die noch Sekunden zuvor in aller einschläfernden Ausführlichkeit geschildert hatte, daß ihre Tochter kürzlich irgendeine Auszeichnung für einen scharfsinnigen Aufsatz über die versunkene Vaginaschänderwelt erhalten habe. Aber auch, daß sie unter Unterernährung leide.

»Verdammt noch mal, müßt ihr uns denn einen solchen Schreck einjagen!«

»Sie hat eine Kopfverletzung. Wenn nicht schnell etwas geschieht, verblutet sie«, wurde hastig erwidert.

Und wahrhaftig, jetzt, da das Lagerfeuer die drei deutlich erfaßte, sahen die Soldatinnen, daß von den herabhängenden Haaren und aus der Nase der Mitgeschleiften Blut tropfte. Seltsam, sie hatten keinen Schuß vernommen, obwohl in der ebenen Landschaft derartig spektakuläre Geräusche sehr weit zu hören sein mußten. Und wenn, was hätten sie schon ausrichten können? Was konnten sie jetzt ausrichten? Die Arme würde sterben, so oder so. Krankenwagen gehörten der Vergangenheit an. Zwar mangelte es weder an Sanitäterinnen noch an Ärztinnen – in dieser Beziehung hatte die Welt nicht aufgehört, sich zu drehen –, doch wie man den Transport der Verwundeten und Kranken bewerkstelligen sollte, blieb das Betriebsgeheimnis der Regierung. Ganz zu schweigen vom Zustand der Vorhöllen namens Krankenhäuser.

Eher aus Hilflosigkeit als aus dem Gefühl wirklicher Bedrohung klammerten sich die vier Soldatinnen an ihre Maschinenpistolen und richteten sie auf die Fremden, welche nunmehr nur noch etwa zwanzig Schritte von ihnen entfernt waren. Beruhigend war, daß sie Uniformen trugen – angesengt und zerrissen, mit dunklen Flecken übersät. Ihre Gesichter schienen stark verdeckt oder absichtlich geschwärzt.

»Hat man euch angegriffen? Seid ihr in einen Hinterhalt geraten?«

Während sie diese Fragen stellte, die irgendwie den Beiklang des vorschriftsmäßigen Aushorchens aufweisen sollten, eilte die junge Soldatin zu den Neuankömmlingen, derweil ihre drei zwischen Reserviertheit und Verwirrung schwankenden Kameradinnen weiterhin am Feuer ausharrten.

»Wäre nett, wenn ihr endlich die verdammte Parole sagen würdet!«

Sobald sie die Fremden erreicht hatte, beugte sie sich besorgt über die Verwundete. Nach dem bordeauxroten Matsch auf ihrem Kopf zu urteilen, der das Ergebnis von zuviel Blut in

Verbindung mit zuviel Haaren darstellte, war sie unrettbar verloren. Zwar konnte sie in all dem Glibber nirgends eine Wunde entdecken, doch man mußte schon ein gewaltiges Leck im Schädel haben, wenn man derart üppig auslief. So sehr hatte das Blut ihre Mähne durchnäßt, daß sie nicht einmal sagen konnte, welche Farbe die Haare hatten. Vielleicht rot?

Die Soldatin faßte die Todgeweihte oder schon Tote am Kinn und hob ihren Kopf hoch.

Ein schönes Gesicht, ein blauäugiges, langbewimpertes, markant wangenknochiges Engelsgesicht, das ein wenig ältlich wirkte, aber nichts von seiner Himmelsnähe verloren hatte, lächelte sie orakelhaft an.

»Parole Jenseits, Schätzchen«, raunte das Engelsgesicht.

Dann drei Sinneseindrücke: zunächst das fahle Aufblitzen von irgendwas. Der Engel zückte es von irgendwo hervor, wahrscheinlich geradewegs aus seinen Eingeweiden. Anschließend ein schauerliches Geräusch: Zzzzzzzzzp! Und schließlich der Schmerz – ein überwältigender Schmerz.

Die Soldatin wollte schreien, doch instinktiv ahnte sie, daß das nicht funktionieren würde. Statt dessen berührte sie ihre Kehle. Sie stand offen, hatte sich in einen riesigen Schlitz verwandelt, so riesig, daß man locker einen Briefumschlag hätte hineinschieben können. Warme Flüssigkeit rann über ihre Finger. Und da wußte und staunte sie: Der Scheißengel hat mir die Kehle aufgeschlitzt!

»Wie sieht's denn aus?« wollte die Schweinsgesichtige wissen und reckte ihren Kopf wie ein exotisches Tier neugierig hoch, um Details zu erkennen, da die vorgebeugte Gestalt ihrer Kameradin die inzwischen zusammengesackten Fremden fast gänzlich verdeckte.

»Fabelhaft!« entgegnete eine der Niedergekauerten, sprang auf, in der vorgestreckten Hand einen bleifarbenen Ballermann, und schoß ihr durch die Backe ein Loch in das rechte Jochbein.

Mit einem Ausdruck aus Entsetzen und Enttäuschung fiel die Soldatin mit schrillum Geheul nach hinten, krachte in das Lagerfeuer, das explosionsartige Funken schlug, und fing augenblicklich Feuer. Die Kameradin neben ihr starrte ungläubig auf ihre Maschinenpistole, als hielte sie das Ding zum ersten Mal in der Hand. Nun schnellte auch die andere Frau neben der »Verwundeten« mit einer Waffe in der Hand hoch, und beide feuerten auf die Verwirrte die Magazine ihrer Pistolen beinahe leer. Als die so Durchsiebte endlich zusammenbrach, gab sie die Sicht auf die hinter der Feuerstelle stehende letzte Soldatin frei. Diese, ganz Kreislaufversagen, warf ihre Maschinenpistole weg und hob die Hände in die Höhe. Doch dann drehte sie sich um und setzte zu einem Sprint in die Dunkelheit an. Ein gezielter Schuß in den Hinterkopf stoppte sie aber bereits nach ein paar Schritten, und sie stürzte zu Boden, als sei sie ein ferngesteuerter Apparat, dem ein simpler Schalter ein Ende gesetzt hat.

Helena und Cora zogen Lilith an den Schulterklappen ihrer derangierten Uniform auf die Beine. Drei in die Jahre gekommene Damen, die aussahen, als hätten sie es darauf angelegt, in der Walpurgisnacht den ersten Preis für die gruseligste Kostümierung zu gewinnen. Dabei hatten sie am Zustand der Uniformen überhaupt nichts verändert. Sie stammten von irgendwelchen namenlosen Soldatinnen des Reiches, die auf irgendwelchen namenlosen Schlachtfeldern ihr Leben ausgehaucht hatten. »Gefallen« hätten wohl diejenigen dies so bemüht prunklos bezeichnet, die heutzutage »Vagina-schänder« hießen. Ja, ja, all diese einprägsamen, im wahrsten Sinne des Wortes die Wahrheit schändenden Begriffe, die Wortakrobaten zu allen Zeiten dem sogenannten Volk übergestülpt hatten.

Die früheren Trägerinnen der Uniformen waren bestimmt eines entsetzlichen Todes gestorben. Die Spuren auf dem Stoff erzählten die Geschichten ihres Sterbens. Von geronnenem Blut

oder von Brandspuren umgebene Löcher und Risse. Etwas Spitzes, Scharfes, Heißes hatte sie verursacht, oder Projektile waren es gewesen. Dann Stellen, die vollkommen verbrannt waren. Flammen hatten die Uniformträgerinnen anscheinend überwältigt. Und überall großflächige, graue Schweißflecken, Ruß und Schmutz, die ewigen Insignien verzweifelter Situationen, verzweifelter Enden. Helena weigerte sich, darüber nachzudenken, wer mehr Leichen im Keller hatte, sie oder Margit. Manchmal, in letzter Zeit seltener, war sie fest davon überzeugt, daß auf dem Wege zum hehren Ziel die Toten eine Art Währung versinnbildlichten, mit der die Rechnung beglichen werden mußte, daß durch jede geschlagene Schlacht und durch jeden Terrorakt, der das Reich erschütterte, die Frauen auf dem Kontinent einem Dasein in Freiheit und Selbstverwirklichung einen Schritt näher kämen. Das Störende an dieser Vorstellung war bloß, daß die Toten ebenfalls eine Stimme besaßen und daß, je mehr Tote es gab, diese Stimme immer vernehmlicher, um nicht zu sagen brüllender wurde. Und die Stimme fragte immer nur dasselbe: Ist es das wert? Aber auch: Bist du dir sicher, daß es den Lebenden in deiner Wunschwelt tatsächlich so viel bessergehen wird? Und vor allem: Was haben wir, die Toten, davon?

»Wer wird es tun?« wollte Lilith wissen und wischte sich mit gespreizten Fingern eine bluttriefende Haarsträhne aus dem Gesicht. Inzwischen sah sie tatsächlich wie das arme Schwein aus, das sie wegen dieser Aktion hatten schlachten müssen.

»Übrigens, es war nie die Rede davon, daß wir sie *alle* umnieten.«

»Ich brauche dir wohl nicht zu erklären, was eine MP alles anrichten kann«, rechtfertigte sich Helena. »Und sie hatten *alle* MPs!«

»Die letzte aber nicht mehr.«

»Und was hätten wir deiner hochgeschätzten Meinung nach

tun sollen? Ihr hinterherlaufen und sie bitten, daß sie ihre Flucht um einen Tag verschieben möge?»

»Ja, warum nicht? Zumindest wäre sie dann noch am Leben. Wieso habe ich eigentlich das Gefühl, daß dir das Abknallen in letzter Zeit so leicht fällt wie der Griff nach der Flasche?»

»Vielleicht weil es dir auch so ergeht!«

Das Lagerfeuer erlosch allmählich; es hatte nicht die Kraft, einen ganzen Menschenkörper zu verschlingen. Es gab klein bei, indem es süßlich stinkend vor sich hin röchelte und mit seinen immer kleiner werdenden bläulichen Flammenzungen Miniexplosionen erzeugte, ausgelöst durch Fetttropfen der Toten. Die drei Frauen bemühten sich, nicht allzu lange auf dieses leicht verkohlte, einer angesengten Wachspuppe gleichende Etwas zu starren. Die Gefahr wäre viel zu groß gewesen, daß sich der Anblick einem in die Netzhaut einbrannte.

»Also, wer wird es tun?« drängte Lilith erneut.

Natürlich wußte insgeheim jede, wer es tun würde. Weil sie es immer tat, wenn es darauf ankam. Denn im Gegensatz zu den anderen hatte sie einen elementaren Grund, sich an die Illusion eines letztendlichen Sieges zu klammern. Deshalb scheute sie sich auch nicht, Dinge zu tun, die sie nach und nach um das brachten, was einen Menschen ausmacht. Dinge, die ihrer Sache vielleicht dienten, die sie jedoch als eine innerlich abgestorbene Menschendarstellerin dastehen lassen würden, wenn ihr Wunsch in Erfüllung gegangen wäre.

»Ich werde es tun!« verkündete Cora wie erwartet, um einen Streit zu vermeiden und keine Zeit zu verschwenden. Sie neigte sich leicht zur Seite und zog aus dem Futter ihres Stiefels ein Jagdmesser heraus, dessen eine Schneideseite eine Sägezählung hatte. Während Helena und Lilith ihre über den ganzen Platz verstreuten Opfer lediglich aus der Ferne inspizierten, begab sie sich zu der Leiche der Soldatin, die sie als letzte erledigt hatten.

Dabei dachte sie wieder an ihre Zwillinge. Sie mußten nun Teenager sein oder junge Frauen – unterschiedliche Definitionen für ein und dieselbe Sache, je nachdem, in welcher emotionaler Lage die Mutter sich befand und den Reifegrad ihrer Töchter interpretierte. Zwar tobte der ewige Krieg, und gerade die Jungen wurden für den gefräßigen Militärapparat bevorzugt. Insofern bedurfte es keiner rabenschwarzen Phantasie, um sie sich auf einem von Pulverdampf durchwehten und vom Wimmern der Sterbenden tönenden Schlachtfeld als in Stücke zerfetzte Kadaver vorzustellen. Trotzdem schien es ihr unwahrscheinlich, daß Margit sie als Kanonenfutter verheizt haben sollte. Im Gegenteil, Cora glaubte sogar, daß sie im Obergeschoß der Macht eine Rolle spielten. Denn wäre Mama Gott das Schicksal der beiden gleichgültig gewesen, so hätte sie sie wohl schon vor zwölf Jahren aus ihren Klauen entlassen, zu jener Zeit, als die Bomberpilotin selbst um den Preis unauslöschbarer Schuld ihren Teil des diabolischen Vertrages erfüllt hatte, um ihre Kinder wieder zurückzubekommen. Mama Gott aber hatte von vornherein etwas anderes mit den Zwillingen im Sinn gehabt. Für Cora war das offensichtlich. Zwar hatte Margit in der Zwischenzeit dem Experiment »Die neue Frau« eine kontinentale Dimension gegeben, doch stellten die Zwillinge sozusagen die Versuchskaninchen im hauseigenen Labor dar.

Vielleicht aber handelte es sich bei diesen Überlegungen um pure Hirngespinnste, um trügerische Hoffnungen einer Mutter, die von der Sehnsucht nach ihren geliebten Kindern zerfressen war. Aber so wollte Cora es einfach nicht sehen. Denn das Seifenblasenbild der Wiedervereinigung mit ihren Töchtern war mittlerweile ihr einziger Lebensinhalt geworden, ließ sie atmen und jeden gottverdammten Tag weiterkämpfen. Widersprüche wischte sie dabei genauso zur Seite, wie sie all die vielen vergossenen Tränen tapfer weggewischt hatte. Zum Beispiel, daß davon auszugehen war, daß man den Zwillingen nicht gerade auf die Nase gebunden hatte, wer ihre richtige Mutter

war, daß diese überhaupt noch lebte. Zwar hatte sie als die legendenumwobene Flugkommandantin, die mit ihren gelehrigen Schülerinnen Militärmaschinen kaperte und Angriffe auf das Reich flog, eine alptraumhafte Berühmtheit erlangt. Doch selbst wenn man berücksichtigte, daß sich die Verwandtschaftsbeziehungen von Berühmtheiten nur selten lange geheimhalten ließen, verhiess die Kenntnis der Wahrheit in diesem Falle nichts Gutes. Aufgrund der jahrelangen Indoktrination mußte den Mädchen ihre Mutter inzwischen wie die Gattin des Satans erscheinen. Wie also würde ein Wiedersehen mit Kindern aussehen, die ihre Erzeugerin aus tiefstem Herzen haßten?

Ungereimtheiten, Haken und Ösen, die schon die Illusion von Glück lädierten, all das spielte jetzt keine Rolle mehr.

Denn es schien, daß sich so etwas wie eine Entscheidungsschlacht anbahnte. Seit dem Eintreffen der Geheimbotschaft war das Reich auf einmal kein stählernes Ungetüm mehr, dessen mörderischem Wüten sich allein ein paar selber zu Meuchelmördern verkommene Rebellen entgegenstellten, sondern ein siecher Wal, aus dessen Bauch die Verschluckten SOS funkten. Cora vertraute ihrem Instinkt, der sie bis jetzt immer sicher geleitet hatte. Und dieser Instinkt sagte ihr, daß die Zeit endlich gekommen war, einen Schlußstrich unter die Barbarei zu ziehen und Sonja und Sybill wieder in die Arme zu schließen. Unter welchen Umständen, mit was für einem Resultat und was danach kommen würde, darüber teilte der Instinkt ihr freilich nichts mit.

Cora beugte sich über die wie im Kinderschlaf zusammengekrümmte Leiche. Fehlt nur noch, daß sie einen Daumen im Mund stecken hat, flog es ihr durch den Kopf. Sie drehte den Körper auf den Rücken und knöpfte sorgfältig die Uniformjacke auf. Ein weißes, fadenscheiniges T-Shirt kam zum Vorschein, auf dem sich die Brüste wie verschneite Hügel abzeichneten. Gleich einem Erinnerungsblitzlicht aus dem Garten Eden tauchte bei diesem Anblick vor ihrem geistigen

Auge unwillkürlich ein Büstenhalter auf, ein weibliches Utensil, das sogar in der Welt der Vaginafrauen wohl nur noch als eine kostspielige Antiquität zu ergattern war. Ja, man hatte inzwischen einsehen müssen, daß selbst so etwas Banales einer großen Industrie bedurfte. Maschinen, die Garne herstellten, daraus Stoffe woben, sie in Form schnitten, zusammennähten, und das in mannigfaltiger Größe und Form, allzeit. Frauen jedoch waren von Maschinen nicht *fasziniert*, auch nicht in einem Cäsarenreich der Frauen.

Cora zog das T-Shirt der Toten hoch und befühlte mit der freien Hand ihre Brüste. Die Gynäkologin beim Abtasten der Hinweise auf den möglichen Brustkrebs? Nein! Es ging um daserspüren des Kerns des »Busenfreundin-Verfahrens«. Kern im buchstäblichen Sinne.

Ein Chip, zirka so groß wie ein Fingernagel und ebenso dünn, implantiert in die Brüste aller Frauen, die Zugang zur Stadt besaßen. Es handelte sich bei dem »Busenfreundin-Verfahren« um eine im menschlichen Körper versenkte Computerkennung, die von ehemaligen, inzwischen umprogrammierten Spionagesatelliten »gelesen« werden konnte. Der Chip lieferte vielerlei Daten an die Satelliten, die diese wiederum an ein gigantisches Rechenzentrum in der Stadt funkten. Die Technologie war in der alten Welt gegen Autodiebstahl, für präzise Schiffsnavigation, eine individuelle Straßenbenutzungsgebühr und dergleichen entwickelt worden. Allerdings hatte Angelika Marcus, die finstere Fruchtbarkeitspriesterin in Margits Schatten, die Sache um einige perverse Finessen erweitert. Nicht nur die Identität, das Bewegungsschema und die Gewohnheiten der erfaßten Person konnten jetzt auf Knopfdruck ermittelt und analysiert werden, sondern der Chip lieferte darüber hinaus auch allerlei Informationen über die hormonellen Vorgänge im Körper der »gläsernen Frau«. Somit gelangte die »Baby-Gabe«, die Produktion menschlichen Lebens auf planwirtschaftlicher Basis zu vollkommener Perfektion, wurde die Demographie zu einer

wirklich vorausberechenbaren Wissenschaft. Aber darüber hinaus hatte das Busenfreundin-Verfahren noch eine weit brisantere Funktion: Sobald ein chiploses Lebewesen, das keine physischen Stereotypen eines Tieres aufwies, die unsichtbaren Grenzen der Stadt überschritt, schlugen die Spionagesatelliten Alarm und meldeten einer speziellen Einsatztruppe den Aufenthaltsort des Eindringlings. Kurzum, die Freundin im Busen kam für den unmittelbaren Machtbereich von I A einem elektronischen Schloß gleich.

Der Radius dieses elektronischen Schlosses wurde täglich erweitert; Endziel war selbstverständlich die Erfassung aller Frauen des Kontinents, so daß die Rebellen irgendwann gewissermaßen keine unregistrierte Luft mehr zum Atmen bekommen würden. Doch obgleich die Sache die Hälfte des Staatsbudgets und fast alle Kräfte der Intelligenzia verschlang, ging es mit der Chipproduktion, dem Aufbau der Computeranlagen und der Umprogrammierung der Satelliten lediglich in Minischritten voran. Das technologische Erbe der Vaginaschänder mußte praktisch jeden Tag neu erlernt werden. Unter anderem auch dieses orwellschen Luxus wegen ging es in Gottmamas Reich recht wundersam zu: Eine Stadtfrau konnte zwar keine Waschmaschine ihr eigen nennen, aber dafür immer eine Freundin, die über ihre Kuhqualitäten Bescheid wußte.

Da! Coras mit höchster Sensibilität tastende Finger hatten in der Brust der Toten eine Verhärtung gespürt. Zwar versuchten sie den Chip so tief wie möglich im Fettgewebe zu plazieren, doch diesem Bestreben waren Grenzen gesetzt. Es bestand die Gefahr, daß ab einer gewissen Schnittiefe die Funktionsfähigkeit der Milchdrüsen lahmgelegt wurde, und das wollte man vermeiden. Mit der Produktion von Milchpulver war es nämlich auch nicht weit her. Jedenfalls mußte das Ding unbedingt in die Brust, weil der Satellit am leichtesten Informationen von hervorragenden Körperteilen ablas.

Natürlich hätte Cora einfach die ganze Brust abschneiden und

darin so lange herumschnibbeln können, bis sie auf den Chip gestoßen wäre. Aber es gab auch bei Leuten, denen vor schier gar nichts mehr graute, eine gewisse Hemmung, noch den Beruf des Leichenfledders zu ergreifen. Cora hatte noch Gefühle. Weibliche Gefühle. Manchmal.

Sie setzte das Messer an der Stelle der Brust an, wo sie das Gesuchte ertastet zu haben glaubte, und schnitt langsam und vorsichtig so tief ins Fleisch, bis sie auf einen Widerstand stieß. Dann langte sie in die Wunde, löste die winzige, quadratische schwarze Platte von dem blutigen Glibber und steckte sie ohne sie anzusehen in die Jackentasche. Nun hatte sie offiziellen Einlaß in das Reich. Um Helena und Lilith dasselbe zu ermöglichen, mußte sie den Vorgang noch zweimal wiederholen.

Helena beobachtete aus der Distanz Coras grausige Aktivitäten, ohne wirklich etwas zu sehen. Sie war in Gedanken mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Sie dachte wieder an die Geheimbotschaft, den Grund, weshalb sie hier waren, weshalb sie diesen vier Unbekannten das Leben genommen hatten und weshalb sie vermutlich in den folgenden Stunden in der gleichen elenden Weise verfahren würden. Ein bis zum Bersten vollgestopfter Aktenordner, den man ihr und eben nicht der Chefin eines anderen Clans zugespielt hatte. Wahrscheinlich deswegen, weil die Gegenseite inzwischen selbst das Opfer ihrer eigenen Propaganda geworden war und in ihr unbedingt die einzig wahre Anführerin der Rebellen sehen wollte.

Damals, nach dem denkwürdigen Zusammentreffen im Institut, hatten Helena, Lilith und Cora geglaubt, daß die Mächte des Bösen eine positive Entwicklung in ihren Breitengraden zunichte gemacht hätten. Sie zogen sich in die Mühle zurück, pflegten Helenas erneut gebrochenes Schienbein und bliesen Trübsal, lediglich unterbrochen von sinnlosen Schimpftiraden gegen die ewige menschliche Dummheit. Das einzige freudige Ereignis in der Zeit war, daß irgendwann Pegasus

wiederauftauchte und wie verrückt nach seiner Haferration wieherte. Zwar phantasierte Cora noch mit glühendem Spartacuseifer, daß jetzt eine Widerstandsarmee gegen diese sich anbahnende Spermadiktatur aufgebaut werden müsse, doch niemand wußte so recht, wie das zu bewerkstelligen sei.

So verlegten sich die drei aufs Warten und aufs zwanghafte Verfolgen der Radionachrichten. Genau ein Jahr lang. Dieses eine Jahr brachte etwas Gutes und etwas Schlechtes. Das Schlechte war, daß sich der Alptraumbund, den Margit, Viola, Vanessa und Angelika im Institut geschlossen hatten, hinsichtlich seiner internen Arbeitsteilung und seiner Wirkung auf das darniederliegende Frauenvolk zu einem durchschlagenden Erfolg entwickelte. Wer hätte das gedacht! All die Trauertragenden Witwen, Mütter und ihre ausgemergelten Töchter gierten nach Führung, nach der starken Hand, als gelte es mittels eines blinden Aufbau-Gehorsams einen verlorenen Krieg vergessen zu machen. Ganz in Margits Sinne sollte wieder Ordnung in die Welt einkehren, vornehmlich in die desolade Gefühlswelt. Dafür nahm frau in Kauf, daß man ihr unmerklich die privaten, insbesondere jedoch die wirtschaftlichen Freiheiten nahm und sie in unproduktive Arbeitsbeschaffungsaktionen einspannte. Vielleicht war dies alles nicht so schlimm wie das, was sich für die weitere Zukunft abzeichnete. Ein verlogener, aus dem Boden gestampfter Weiblichkeitskult, der sämtliche Verdienste der Männer, ja ihre Geschichte radikal ausradierte und sie mit der Schönschrift der Frau neu verfaßte. Der Kult der Vaginafrau, dem sich die Bürgerinnen allzu bereitwillig hingaben, weil sich dadurch das Trauma der Vergangenheit problemlos ausblenden ließ.

Das war freilich alles nur graue Theorie. Denn es lag näher anzunehmen, daß die Frauen den neuen Rattenfängerinnen weniger wegen ihrer berückenden Flötentöne hinterherrannten, als vielmehr wegen etwas ganz Konkretem: der Aussicht auf Schwangerschaft! Die Rechnung des Teufelsquartetts ging in

diesem Punkt voll auf. Doch warum duldeten die Frauen, daß die Macht über ihren Bauch in den Händen eines repressiven Staates ruhte anstatt in denen von demokratischen Kräften? Weil sie in Wahrheit eine rein vom Sachverstand geleitete Vorgehensweise ihrem eigenen Geschlecht nicht zutrauten. Besser ein strenger Papa, der das Zeug gerecht aufteilte, als demokratisches Gekeife und Gezänk, wo frau infolge undurchsichtiger politischer Winkelzüge und Eifersüchteleien ihre Fortpflanzung ganz einbüßen konnte. Außerdem hatten Frauen ein unerschütterliches Vertrauen in Gynäkologen.

Und das Gute? Das Gute war, daß auf den Mächtiges-Frauenreich-Schwachsinn nicht alle Frauen hereinfließen. Vor allem die Älteren nicht. Die Anfänge von Margits Totalitarismus hatten noch den Charakter von Freiwilligkeit. Es dauerte eben eine Weile, bis die personelle und technische Infrastruktur einer Gewaltherrschaft in Beton gegossen wurde. Die Kritikerinnen durften noch ein Wörtchen, wenn auch ein vergebliches, mitreden oder sich in Nischen zurückziehen. Als dies aber schon kurze Zeit später einem den Kopf zu kosten drohte, begann die Flucht aus den Städten aufs Land, wo man die Umsetzung der Befehle aus dem Führerhauptquartier etwas langsamer und nicht gerade buchstabengetreu anging. Und als wieder etwas später auch die Landbevölkerung vom Fieber der Vaginalehre gepackt wurde, blieb den widerspenstigen Frauen nichts anderes übrig, als in tote Zonen auszuweichen, in unwirtliche Landschaften mit ein paar Geisterdörfern, die seit dem Aussterben der Männer keine Menschenseele aufgesucht hatte. Das also war der Beginn der sogenannten Rebellion gewesen – der bescheidene Wunsch von ein paar klardenkenden Frauen, von Margits Ordnungsfimmel verschont zu bleiben.

Zu diesem Zeitpunkt waren Helena, Lilith und Cora bereits zu Ikonen der Gegenbewegung avanciert. Nicht zuletzt deshalb, weil sich herumgesprochen hatte, daß sie die einzigen Zeugen der im Institut stattgefundenen Wende gewesen waren – einem

historischen Ereignis. Besonders Cora unterstützte das Heer der vom Reich Drangsalierten mit vielen Hinweisen in Sachen Selbstverteidigung. Da sie den Militärapparat wie keine andere kannte, wußte sie, in welchen Arsenalen noch massenweise Waffen lagerten. Und je unbarmherziger das Reich die inzwischen als sogenannte Mannfrauen Denunzierten bedrängte, desto mehr machten sie von diesen Waffen Gebrauch und schlugen zurück.

Cora hatte inzwischen die dritte Leiche – »ausgeweidet« huschte es ihr voll Entsetzen durch den Kopf, und es ließ sie würgen – um den Chip erleichtert. Sie kam im Schein des Lagerfeuers schleppenden Schrittes auf ihre beiden Komplizinnen zu, und trotz des dämmerigen Lichts sah man, daß ihr Gesicht nun eine krankhafte Blässe aufwies. Helena kannte solche jämmerlichen Impressionen zur Genüge. Feuer, traumatisierte Menschen, die gleich Untoten umherirrten, zu ihren Füßen zerschossene, zerfetzte, ja unvollständige Leiber.

Wie damals, als sie in der Nacht kamen ... Die Mühle war längst zum Zufluchtsort für Dissidentinnen jedweder Couleur geworden. Ein kleines Baracken- und Zeltdorf war um das einstige Wahrzeichen der Kornlandschaft entstanden, so erbärmlich und unaufhaltsam, wie jedes Flüchtlingslager entstand. Man jagte gemeinsam, bestellte den Acker oder versorgte sich so gut es ging durch Tauschhandel mit anderen Lagern, die überall in der Wildnis aus dem Boden schössen. In den Nächten wurde bei Kerzenlicht heftig debattiert oder besser gesagt philosophiert, wurden politische Modelle für die Zeit nach der Tyrannei entworfen, als handle es sich bei Margit um eine Kinderkrankheit der neuen Gesellschaft.

Die Krankheit aber dachte nicht daran zu weichen. Sie war unersättlich und wollte möglichst alle *heimholen*. So wie in jener Nacht, als Helena und Lilith von Schüssen und Geschrei aus dem Schlaf gerissen wurden – und vom Gestank brennenden Benzins. Hinter den Scheiben sahen sie die Finsternis von

flackerndem Rubinrot erhellt, und als sie in ihrer Verwirrtheit wie von Stromstößen Getriebene aus ihrem Bett emporfuhren und zum Fenster stürzten, blickten sie dem nackten Inferno ins Auge. Die Kornfelder brannten, die Baracken und Zelte brannten, ja auch die Mühle brannte, seltsamerweise brannte sogar die Erde. In dem brüllenden Flammenmeer rannten unbekleidete Frauen und grauuniformierte Soldatinnen des Reiches umher, lieferten sich Feuergefechte, verreckten.

Das abartigste war, daß die Soldatinnen eigentlich niemanden umbringen wollten. Ihre Weisung besagte lediglich, den Abtrünnigen ihre Lebensgrundlage zu entziehen, damit ihnen kein anderer Ausweg blieb als die Rückkehr ins Reich. Das Reich brauchte die Abtrünnigen; es waren schlaue Frauen. Von dieser Vorgehensweise konnten sich Helena und Lilith überzeugen, als sie die durch die Feuersbrunst einstürzende und explodierende Mühle wie durch ein Wunder verlassen hatten und mitten im Kampfgetümmel standen. Die Soldatinnen, die die im Schlaf überraschten Flüchtlinge in Schach hielten, so manch eine geistesgegenwärtige Alte erschossen, die sich bei dem Angriff an ihren Revolver unter dem Kopfkissen erinnert hatte, oder eine splitternackte Schöne mit wallendem Haar und einem Raketenwerfer in den Händen atomisierten, taten dies nur, um die Hauptakteure ihre Arbeit erledigen zu lassen. Finstere, hünenhafte, in wie aufgeblasen wirkender Schutzkleidung steckende Gestalten mit Sauerstoffmasken vor den Gesichtern, kleinen Tanks auf den Rücken und wuchtigen Rüsseln in den Händen, aus denen meterlange Flammen schossen. Sie stolzierten mit ihren Flammenwerfern wie ferngesteuerte Vernichtungsroboter einher und erbrachen ihre Feuerkotze über alles, was dem Überleben außerhalb von Margits Bienenstock zu dienen schien.

Es gab jedoch auch Bilder, die das Grauen nicht bloß illustrierten, sondern es für immer und ewig konservierten. Eine Endlosschleife mit einem eingängigen Refrain, die täglich neu

abgespult wird, jede Minute und jede Stunde, ein Leben lang. Bilder, die mißlungenen, ewig schwärenden Tätowierungen glichen; Bilder von Sterbenden, die auch aus den noch Lebenden Tote machten. Das Bild des kleinen Pferdestalls neben der lichterloh brennenden Mühle zum Beispiel, der, genährt von der mörderischen Glut, ebenfalls in Flammen stand. Aus den fingerbreiten Ritzen der Tore und der Bretterwände schienen die merkwürdig gewölbten Flammen hinein- und herauszukriechen, ja irgendwie ein- und ausgeatmet zu werden, als befände sich drinnen eine mächtige Lunge aus Feuer. Von drinnen aber drangen verzweifelte Laute des Schmerzes und des Wahnsinns nach draußen. Dann wurde das Tor aufgestoßen oder brach in Stücke, zerbarst jedenfalls, und heraus lief das unauslöschbare Bild, das Entsetzen.

Ein brennendes Pferd. Kunstsinnige hätten eine Parallele zu Salvador Dalis Phantasmagorie der brennenden Giraffe hergestellt. Nur war es hier keine originelle Figur auf einem Ölschinken, die brannte, sondern Pegasus, der wackere Freund. Helena, Lilith, den Kämpfenden, für einen Augenblick stockte sogar den feuerwerfenden Robotfrauen der Atem. Eine Glocke der Identifikation mit der leidenden Kreatur senkte sich über alle, machte sie stumm und starr, ließ sie zumindest für einen Moment des von ihnen entfachten Aberwitzes innewerden.

Er brannte überall, auf dem Rücken, dem Kopf, an den Beinen, einfach überall. Ein greller Feuerball, der rannte, grausige Schreie ausstieß, sich anormal krümmte, mit den brennenden Hufen ausschlug, wieder weiterrannte und gellende Schreie ausstieß, verzweifelt seinen Flammenmantel abzuschütteln versuchte. So rannte Pegasus in die pechschwarze Nacht hinein, bis er nicht mehr zu sehen war; ein paradoxes Licht, das anstatt Helligkeit noch mehr Finsternis in die Welt brachte.

In den darauffolgenden Jahren hatte sich nichts Besonderes mehr ereignet. Das heißt, es hatten sich Wiederholungen des bereits Erlittenen aneinandergereiht, mit Steigerungen zwar,

aber was machte es schon aus, wenn in der Hölle die Temperatur um ein paar Grad stieg? Ob brennende Pferde oder brennende Menschen, ob Tausende oder Abertausende Hingeschlachtete, was spielte das für eine Rolle? Helenas Augen und die Augen der sogenannten Mannfrauen, aber auch die der sogenannten Vaginafrauen hatten mittlerweile so viele Zeugnisse menschlichen Irrsinns gesehen, daß es sich nicht lohnte, darüber Statistiken aufzustellen. Die Frauen durchstanden das Leid, irgendwie, doch sie fühlten kaum mehr etwas. Dutzende von gehängten Soldatinnen an den Bäumen einer romantischen Allee, als Warnung an die Expansionswütigen unter den Militärs gedacht, das plötzliche Beben der Erde an einem nebligen Morgen, bis man begriff, daß eine blutdurstige Kavallerie auf das nur aus Plastikplanen und Tränen zusammengehaltene Rebellendorf zuraste, und immer wieder der Zusammenprall von Heerscharen von Pferden und Menschen auf offenem Feld, aufeinander einstechend, Körperteile wegsäbelnd, MP-Salven so lange auf Gesichter abfeuernd, bis es keine Gesichter mehr gab: In Anbetracht von so viel Düsternis schlossen sich die Augen irgendwann, und wenn sie sich wieder öffneten, waren sie blind geworden. Alle ließen sich eine dicke Haut wachsen, und falls das nicht von allein ging, sorgten die diversen Narben dafür. Eigentlich hatte Helena die Hoffnung auf eine positive Veränderung längst aufgegeben. Und wenn sie tief in sich hineinhorchte, stieß sie auf das heimliche Verlangen, Selbstmord zu begehen. Und wenn sie noch etwas tiefer in sich hineinhorchte, stieß sie auf die geniale Erkenntnis, daß das alle tun sollten.

Bis die Geheimbotschaft eintraf ...

»Dein Ticket«, sagte Cora und reichte Helena den blutverschmierten Chip. Kein Hinweis mehr in ihrem steinernen Gesicht auf das, was sie in den letzten Minuten getan hatte. Sogar die Ekelblässe war inzwischen verschwunden. Sie ging zu Lilith, die ein paar Schritte von ihnen entfernt stand, und gab

auch ihr das Ticket.

»Ich will nicht sterben. Habe ich dir das schon einmal gesagt?« Lilith wischte das blutige Ding, so gut es ging, an der Uniformjacke sauber.

»Ja, während der letzten Stunde etwa achtzigmal«, zischte Helena. Sie befürchtete, das leidige Thema noch einmal durchkauen zu müssen. »Im übrigen hat dich niemand gebeten mitzukommen. Die Einladung zu der Party ging an Cora und mich. Schon vergessen?«

»Aber willst du es denn immer noch nicht kapieren? Wenn etwas den Namen Falle verdient, dann ist es diese Geheimbotschaft-Kacke!«

»Eine Falle muß schon einen gewissen Grad an Intelligenz aufweisen, damit man in sie hineintappt. Doch so plump würde nicht einmal eine Amöbe vorgehen.«

»Unsinn. Das Intelligente an dieser Falle ist, daß sie uns derart plump erscheinen soll, daß wir sie als Falle erst gar nicht wahrnehmen.«

»Und was hätten sie davon, wenn sie uns abmurksten? Welche Heere befehligen wir? Welche Geheimnisse halten wir unter Verschuß? Was für Kostbarkeiten könnten durch uns erpreßt werden?«

»Wir sind eine Hoffnung für die anderen. Wir repräsentieren die Ideale des Widerstands. Ohne uns ...«

»Ohne uns hätten die anderen drei Verrückte weniger, die in einer Höhle hausen, sich von quecksilberverseuchten Fischen ernähren und sich den Arsch mit Sonderangebot-Prospekten von 1997 abwischen.«

Cora hob die bluttriefende Hand in die Höhe, um dem Streit Einhalt zu gebieten.

»Schluß jetzt! Diese Diskussion führt zu nichts, weil sie bei den vorangegangenen tausend Malen auch zu nichts geführt hat.

Wir entscheiden uns endgültig hier und jetzt. Also was ist?»

»Hol die Sachen!« befahl Helena barsch, und nach einer Reihe giftiger Blicke marschierte Lilith in Richtung der Büsche davon, von wo sie hergekommen waren.

Trotz der langen Zeit ihres Zusammenseins traf auf sie der rührende Vergleich »wie ein altes Ehepaar« eben immer noch nicht zu. Das tägliche Gezänk, insbesondere bezüglich der militärischen Aktionen gegen das Reich, war keineswegs zu einem Ritual mit festgelegter Rollenverteilung verkümmert, sondern es fand stets aufs neue ein nerven- und kräftezehrendes Psychodrama ohne Rücksicht auf Verluste statt, ein an die Substanz gehendes Ringen um optimale Entscheidungen. Und da existierte immer noch diese sexuelle Spannung zwischen ihnen, ein spontanes Verlangen, das in den unmöglichsten Momenten eruptierte. Eines schien sich jedoch trotz aller Nähe weiterhin nicht einstellen zu wollen, zumindest empfand Helena es so: Liebe. Obwohl die hyperscharfe Lilith sich mit ihr, einer fünfundvierzigjährigen Humpeline abgab, ja sich ihr im Zweifelsfalle unterordnete, spürte Helena seitens ihrer besseren Hälfte kaum so etwas wie Liebe. Liebe war wie ein betörender Duft, den der Liebende versprühte, ohne den Vorgang selbst beeinflussen zu können.

Aber statt Liebesaroma nahm Helena immer nur eine von Lilith ausgehende Reserviertheit wahr, ein stilles Warten auf das Unbekannte. Sie erklärte sich dieses Verhalten durch eine Art Lorenzsche Graugans-Prägung, wonach Lilith, die Graugans, den Beginn ihres selbständigen Lebens unauslöschlich mit dem Anblick von Lorenz-Helena assoziierte und sich eben diese Wiedergeburt ohne die Prägungsleitfigur nicht mehr vorzustellen vermochte. Allerdings blieb eine Graugans trotzdem eine Graugans und entbrannte nicht gerade in glühender Leidenschaft zu ihrem Geburtshelfer. Zugegeben, eine behämmerte Theorie, doch wenigstens eine Theorie.

Lilith kam wieder hinter den Büschen hervor, einen

graugrünen Seesack aus Segeltuch hinter sich herschleifend. Wortlos scharrten Cora und Helena mit ihren Stiefelspitzen Erde auf die Lagerfeuergrut, wobei sie weiterhin sorgsam darauf achteten, die angesengte Leiche nicht anzuschauen. In der allein von einem atemberaubenden Sternenzelt aufgehellten Dunkelheit schleppten die drei dann den Seesack gemeinsam zum Rand des Abwasserkanals. Helena schlitterte auf dem Hosenboden zum Wasser hinunter und nahm den von oben gereichten Sack in Empfang. Cora und Lilith folgten ihr, und nachdem sie sich durch einen Rundumblick noch ein letztes Mal vergewissert hatten, daß sie unbeobachtet waren, begannen sie mit ihrer Fracht nach Norden zu marschieren, Richtung Stadt.

Zu Zeiten der seligen Vaginaschänder hatte der Kanal dazu gedient, das durch Schneeschmelze oder Regenschauer aufgestaute Wasser der Stadt in geordnete Bahnen zu lenken. Inzwischen jedoch, da die Kanalisation einer jeden Stadt durch Vernachlässigung selbst wie das Opfer einer Schändung anmutete, wurde er zweckentfremdet. Allerdings führte der Kanal nicht das Abwasser der Stadt, ja nicht einmal eines Stadtteils in den Fluß, sondern das eines einzigen Gebäudes. Dieses Gebäude indes *war* eine Stadt. Die drei Frauen hatten sich auf die Reise zum berühmten Badehaus begeben, wie Scharen anderer Frauen, die diesen monströsen Ort täglich frequentierten.

Wollte man von Margits Taten Rückschlüsse auf ihre Ansichten ziehen (und dazu war man ja als »Mannfrau« permanent gezwungen), so kam man unweigerlich zu dem Urteil, daß sie grotesk schablonenhafte Vorstellungen von der weiblichen Seele hatte. Das jedoch war gar nicht das Bestürzende an der Erkenntnis – sondern daß sie mit diesem Schablonendenken meistens richtig lag! Darauf beruhte auch der Erfolg des Badehauses. Es handelte sich bei diesem Komplex gewissermaßen um den ins Monumentale gesteigerten Bade- und Körperpflegefimmel der Frau. Die Absicht der Erbauerin

war durchsichtig. Ein Zeichen des Aufbruchs in die neue Ära hatte Margit vor zehn Jahren setzen wollen, eins, das ihrem Größenwahn zumindest ansatzweise genügte, so überdimensioniert, daß davon selbst ihre Feinde in weiter Ferne den Blick nicht würden abwenden können, und über das man voller Ehrfurcht sprechen würde. Nun brauchte man nicht gerade ein Verhaltensforscher zu sein, um zu wissen, daß Frauen gigantomanischen Mätzchen nach Herrenart wenig Sympathie entgegenbrachten. Sicher, die ägyptischen Pyramiden waren schön anzusehen, und auch die Skylinelandschaft New Yorks imponierte Frau Jedermann. Doch würde sie persönlich Zeit und Energie dafür opfern, um Kolossales um der Kolossalität willen zu erschaffen? Vor allen Dingen, würde sie sich später mit diesem Koloß identifizieren? Wohl kaum, denn eine Frau identifizierte sich eher mit einer putzigen Blockhütte als mit einer aus Marmor gehauenen Götterhalle. Die großkotzige Denkmal-Architektur ging ihr über den emotionalen Horizont. Es sei denn, das Grandiose hatte unmittelbar mit ihrer Natur etwas gemein. War es nicht verführerisch, an einer Badeanstalt von erlesenem Design, paradiesischer Weite und unbegrenzten Verwöhnalternativen mitzuarbeiten, zumal zu Hause nicht einmal der Wasserhahn lief?

So kam es, daß in einem mehrjährigen Kraftakt mitten in der Stadt das Badehaus errichtet wurde. Ein absurdes Bauwerk, für das Tausende von Architektinnen, Künstlerinnen, Technikerinnen und Arbeiterinnen drei Stadtviertel dem Erdboden gleichmachten, Tonnen von Erdreich verschoben, einen Flußarm direkt in die Metropole umleiteten, mehrere Steinbrüche bis zur letzten Schicht abtrugen, Millionen Kubikmeter Beton ausgossen, ein separates Wasserwerk und einen Maschinenkeller vom Ausmaß eines Industriegebiets bauten. Und so kam es, daß Margit, ohne daß es jemandem auffiel, doch ein exorbitantes Denkmal erhielt – hunderttausend Quadratmeter groß! Es war die erste und die letzte Sache, die das Reich seinen Bürgerinnen

hatte zugute kommen lassen. Abgesehen vom Krieg.

Weder Helena noch eine andere Rebellin hatten den Kasten freilich jemals von innen gesehen. Doch was sein Äußeres betraf, so war er sogar für einen Maulwurf mit zwanzig Dioptrien aus meilenweiter Distanz unübersehbar. Ein berghoher, sandfarbener Dom, der die Form eines gewölbten Kegels hatte und zwischen dessen gewaltigen Rippen man kreisrunde Fenster mit Glasmalereien und elektronisch verschließbare Granitjalousien erkennen konnte. Seit seiner Fertigstellung hatten sich die Stadtbewohner auf eine zusätzliche Tageszeit einrichten müssen. Denn gleichgültig, wo die Sonne gerade stand, stets war einer der Bezirke vom gewaltigen Schattenwurf des Gebäudes in Dunkelheit gehüllt. Und wenn man sich den passenden Platz aussuchte, konnte man die Sonne immer hinter diesem Giganten auf- und untergehen sehen anstatt hinter den Bergen.

Man erzählte sich Geschichten über das Badehaus. Sie klangen unglaublich, so unglaublich, daß sie die Phantasie anregten. Ein künstlicher See sollte sich darin befinden, und Wasserfälle sollten allerorten fluten, so hoch wie Wolkenkratzer. Bei einer konstanten Temperatur von 30° Celsius wandelte frau durch einen allgegenwärtigen feinen Dampfnebel von einer Erholungssinsel zur nächsten, den Duft tropischer Blumen inhalierend und von Sonnenstrahlen umschmeichelt, die durch die hausbreiten Fugen der Mammutkuppel fielen.

Ja, das alles klang wirklich unglaublich angesichts des Elends, das außerhalb der Mauern des Badehauses herrschte. Doch noch mehr als Ungläubigkeit erzeugte es bei Helena kalte Wut. Wut auf die Bequemlichkeit der Frauen, die vor der Schäbigkeit und dem Wahnsinn um sie herum lieber in dieses bizarre Delphinarium flüchteten und ihren leiblichen Wohlfühlgelüsten frönten, als sich in die Funktionsweise der defekten Boiler in ihren eigenen Wohnungen zu vertiefen oder endlich die Kanalisation instand zu setzen. Ganz nach der alten,

offenkundig unausrottbaren Denkart wurde stets darauf vertraut, daß die zivilisatorische Hardware der Staat oder die Heinzelmännchen stellten, während es schon angebracht erschien, einen Selbst-ist-die-Frau-Triumphruf auszustoßen, wenn frau einen Job in der unproduktiven Bürokratie ergatterte und den lieben langen Tag Staub von den Akten blies. Margit, die teuflische 1A, mochte vielleicht mit dem von ihr kreierten Ausdruck des Vaginaschänders mehr sich selbst als die meinen, die seinerzeit tatsächlich die Vaginas geschändet hatten, eins allerdings mußte man ihr lassen: Sie wußte, was Frauen wollten.

Irgendwann hatten die Sterne aufgehört zu leuchten. Die drei Frauen waren in die Kanalisationsröhre eingedrungen.

Das flackernde Licht der Wachsfackeln, die sie wie Keulen gegen Gespenster seitlich emporhielten, vermochte die allgegenwärtige Schwärze kaum zu erhellen. Mildes Geflimmer und Schatten, wo man hinsah, und das Hallen ihrer Schritte, das in der scheinbaren Unendlichkeit des Halbovals über ihren Köpfen seine Spielchen trieb. Abwechselnd trugen sie den Seesack. Das letzte, was Lilith draußen noch gesehen hatte, war der dämmernde Morgen gewesen, ein Gleichklang aus Purpur und Capriblau, gespickt mit den Edelsteinen des Kosmos, leise verblassend. Auf Wiedersehen bis zur nächsten Nacht. Aber vielleicht würde es für sie keine nächste Nacht mehr geben. Sie trottete diesen zwei Irrsinnigen wie betäubt hinterher, während es in ihrem Magen vor Beklemmung furchtbar rumorte. Sie alle würden sterben, das ahnte sie. Und das nur, weil man einem ungedeckten Scheck Vertrauen schenkte, der unter dem hochtrabenden Begriff Geheimbotschaft daherkam. Darin bot eine angeblich in der Führungsriege der Regierung sitzende Gruppe den Rebellen Friedensgespräche an, konspirativ versteht sich, behauptete gar, 1 A und ihre Hofschranzen zum Teufel jagen zu wollen und endlich einen demokratischen Weg zu wagen.

Dieses Angebot und Anweisungen darüber, wie und wo die Verhandlungen stattfinden könnten, standen auf einer DIN-A4-Seite und befanden sich gleich zu Beginn des Aktenmaterials. Der Rest des Ordners umfaßte etwa dreihundert Blätter. Der Inhalt dieser Blätter war mehr als kurios. Und doch handelte es sich hierbei um den Köder oder genauer gesagt, mittels der in den Papieren aufgestellten Behauptung versuchte der Absender bei dem Adressaten Vertrauen zu gewinnen. Mit Erfolg, wie man sah, bedauerte Lilith und sog gezwungenermaßen den abscheulichen Fäkaliengestank der Röhre in die Lungen.

Die Akte, die über dunkle Kanäle den Weg zu ihnen gefunden hatte, war in Wahrheit ein Forschungsbericht. Ein Forschungsbericht über ein gelungenes Experiment – oder über eine bereits seit Jahren angewandte Methode, ohne daß es jemandem aufgefallen wäre? Das Ganze wurde unter dem Titel »Jungfernzeugung« abgehandelt, was in der Sprache der Wissenschaftler Parthenogenese hieß und konkret bedeutete, daß ein neues Individuum aus nur einer elterlichen Geschlechtszelle, also ohne jedwede Befruchtung durch eine fremde Geschlechtszelle entstand. Sie kam im Tierreich ziemlich häufig vor. Der Chromosomensatz der Zelle, auf dem die Gene des Individuums sitzen, wurde hierbei verdoppelt, um einen weiteren halben Chromosomensatz bereichert, der sonst von der anderen, der befruchtenden Geschlechtszelle, also dem Spermium stammen würde. Da es keine männlichen Gene gab, konnten nur weibliche Nachkommen entstehen. Beim Vertiefen in die Lektüre entpuppte sich die Sache jedoch als ein kleiner Etikettenschwindel. Das, was in dem Bericht beschrieben wurde, war nämlich nur eine Imitation der Parthenogenese. In Wahrheit machte man großzügige Anleihen beim guten alten »Klonen«, bei dem das Erbgut einer nicht zur Fortpflanzung gedachten Fremdzelle in eine entkernte Geschlechtszelle gesteckt wurde. Diese brachte man mittels elektrischer Impulse dazu, sich zu teilen, und pflanzte anschließend den wachsenden,

nunmehr allein die Erbinformation der Spenderzelle enthaltenden Embryo in die Gebärmutter der Leihmutter ein, so daß er darin heranreifen konnte. Ganz nebenbei hatte man dabei das Problem der Chromosomensatzverdoppelung der Jungferzeugung gelöst, weil normale Zellen im Gegensatz zu Geschlechtszellen bereits den doppelten Chromosomensatz besaßen. Die von ihrem ursprünglichen Inhalt befreite Geschlechtszelle wurde bei diesem Verfahren sozusagen als eine Art Humus benutzt. Das absolut Neue (und für die Gegenwart Revolutionäre) daran war jedoch nicht, daß genetisch identische Lebewesen gezeugt werden konnten, sondern daß ein weibliches Ei ohne ein Tröpfchen Sperma das Kommando zur Teilung erhielt – oder das Altneue, denn erste gelungene Experimente an Säugetieren in dieser Richtung hatte es bereits zu Zeiten der Männer gegeben, an Amphibien bereits in den dreißiger Jahren. Ob es damals schon eine Möglichkeit gegeben hatte, auf diese Weise Menschen zu zeugen, darüber konnte man nur spekulieren. Wenn, dann hatte Margit alles drangesetzt, daß es ein Geheimnis blieb. Und hilfreich beim Geheimnishüten war sicherlich der Umstand gewesen, daß frau solcherlei Reproduktionsmedizin nicht gerade beim Arzt um die Ecke bekommen hatte.

Das alles bedeutete selbstverständlich nicht, daß auch nur im entferntesten eine Aussicht bestand, Adam wieder auferstehen zu lassen. Denn solange die Frauen das Yang-Virus in sich trugen (ohne selbst daran zugrunde zu gehen) und es von Generation zu Generation an ihre Nachkommen weiterreichten, war jedem männlichen Fötus die Totgeburt gewiß. Leben zu zeugen, gleichgültig mit welcher Methode, war in der Tat ein Klacks gegenüber dem Bestreben, den Tod zu besiegen. Doch selbst Lilith mit ihrem an Paranoia reichenden Argwohn mußte zugeben, daß es sich bei dem Aktenmaterial um reinen Sprengstoff handelte. Das darin Offenbarte hieß nämlich nicht mehr und nicht weniger, als daß Margits Belohnungssystem der

Spermavergabe der Vergangenheit angehörte, ihre Macht über kurz oder lang nichtig sein würde.

Die Abhandlung hatte Hand und Fuß, daran gab es keinen Zweifel. Ehemalige Biologinnen mit Erfahrung auf dem Feld der Reproduktionsmedizin, die im Moment auf Seiten der »Mannfrauen« die Biologie in der Weise studieren durften, daß sie Mäuse nur noch sezierten, um sie zu essen, hatten sie durchgecheckt. Sie bescheinigten ihr höchste Glaubwürdigkeit und hielten das Verfahren auch im großen Stil für realisierbar. Die Frage, die Lilith sich wie viele andere stellte, war allerdings: Warum gab man gleich das brisanteste Staatsgeheimnis preis, wenn man den Feind zu Friedensgesprächen einlud? Die Erklärung dafür schien dieselbe zu sein wie damals, als die Männer der gegnerischen Machtblöcke sich gegenseitig einen Blick in ihre Waffenkammern erlaubt, ja sogar gemeinsame Manöver abgehalten hatten. Wir haben nichts zu verbergen, sollte diese Geste besagen. Hier ging man jedoch noch einen Schritt weiter. Zur Demonstration des eigenen guten Willens versorgte man die Gegenpartei mit einer Information, mit der sie sogar im Falle eines Scheiterns der Verhandlungen ihr größtes Manko ausgleichen konnte. Anhand der im Forschungsbericht dargelegten Technik war es den Rebellen nun zumindest theoretisch gegeben, sich fortzupflanzen. Und auch wenn die praktische Umsetzbarkeit ihnen einen Strich durch die Rechnung machen würde, so konnten sie diese heikle Information zu Propagandazwecken einsetzen, um den unter dem Spermadiktat seufzenden Vaginafrauen die Augen zu öffnen. Einen besseren Beweis für den Friedenswillen gab es wahrhaftig nicht.

War dies eine realistische Einschätzung der Dinge?

Nein! Lilith verstand zwar nicht viel von Friedensdiplomatie, und ebensowenig konnte sie auch nur einen einzigen Satz aus diesem Bericht für sich in einen nachvollziehbaren Gedanken übersetzen. Die zurückliegenden Kriegsjahre hatten sie mehr

oder weniger in ein Tier verwandelt, dessen Gehirn Befehle an die Beine zum Hakenschlagen sendet, wenn der Jägersmann seine Büchse zückt. Ein pausenloses Reagieren auf die Fliegenklatsche des Todes. Nichtsdestotrotz hatte sich in dieser Zeit ihre Empfänglichkeit für Schwingungen außerhalb des Sicht- und Faßbaren noch weiter intensiviert. Sie konnte zwischen den Zeilen der Wirklichkeit lesen. Nicht zuletzt dank der transzendenten Nabelschnur zur babylonischen Lilith, die in ihren Träumen weiterhin mit der Regelmäßigkeit ihrer Menstruation auftauchte und Linderung am Ende aller Prüfungen versprach. »Den Samen rauben! Die neugeborenen Kinder der in den Wehen liegenden Frauen rauben!« Für Leute, die ihren Verstand einigermaßen beisammen hatten, mochten solcherlei Beschwörungsformeln ein lebenslanges Gummizellenwohnrecht für absolut gerechtfertigt erscheinen lassen. Für Lilith dagegen hörte sich das Traumgeflüster, das der nächtliche Dämon mit den glühenden Augen und Raubvogelflügeln bei jeder Umdrehung des Mondes in ihr Hirn impfte, wie die Verheißung eines aufregenden Lebensabends an.

Jedenfalls ließ dieser Instinkt sie wissen, daß an der Sache etwas nicht stimmte. Auf den Gedanken waren freilich Helena, Cora und alle anderen Rebellen auch schon gekommen. Bloß war niemandem so recht klar, was für einen Nutzen sich das Reich davon versprach, wenn es ein paar Anführer des Widerstands in die Finger bekam. Denn eine hierarchisch gestrickte Befehlsstruktur existierte bei den Rebellen nicht. Selbst wenn man sie alle drei köpfen und anschließend vierteilen würde, so würde es immer noch den Widerstand geben, lediglich ohne seine Idole; dann aber vielleicht in einer noch gefährlicheren Form, mit Märtyrerinnen, deren Werk es mit doppeltem Tatendrang nachzueifern galt.

Trotzdem, es mußte etwas faul an der Einladung sein. Den wahren Grund für diese Skepsis hatte Lilith nicht einmal gegenüber Helena geäußert. Sie nährte sich ebenfalls aus ihrem

orakelhaften Gespür. Sie glaubte nämlich, daß sich an den Lebensbedingungen der Frauen im Reich kaum etwas ändern würde, wenn der Krieg beendet wäre, und daß diejenigen, die die Einladung verschickt hatten, genau das wußten. Lilith kannte sich trotz zwölf Jahre naturbelassener Womenpower immer noch nicht so richtig mit Frauen aus. Aber nach wie vor mit Männern. Und sie wußte, daß ein männlich geführter Militärstaat mit ein paar in der Wildnis versprengten Rebellen, miserabel bewaffnet, schlecht ernährt, demoralisiert und kränkelnd, innerhalb einer Woche derart gründlich aufgeräumt hätte, daß von ihrem einstigen Vorhandensein nur noch gigantische Krater in der Landschaft gezeugt hätten. Wenn ein Imperium also nicht einmal solche Fliegenschuß-Probleme zu lösen vermochte, wie sollte es da seine Bevölkerung jemals mit Wohlstand beglücken können? Selbst im Falle einer friedlichen Fusion von Mann- und Vaginafrau, so glaubte Lilith, und sie wußte, daß diese Erkenntnis sich still und leise auch bei Helena durchgesetzt hatte, würde sich an der weiblichen Flickschusterei nicht das geringste ändern.

Einen Blick in die Zukunft erhielt man, wenn man die spärlich einsickernden Nachrichten aus anderen Teilen der Erde zu einem Gesamtbild zusammenfügte, wenn auch gezwungenermaßen zu einem unscharfen. So wie es aussah, hatten in der Dritten Welt keine wesentlichen Veränderungen stattgefunden. Bis auf eine ungeheuer dramatische: Die Population war auf zirka ein Promille ihrer früheren Größe geschrumpft! Die Ursache hierfür war jedoch weniger der Mangel an Samenbanken als die Tatsache, daß die Erste Welt den Menschen in den armen Regionen keine Medikamente mehr schickte. Auch mit ihren Rohstoffvorkommen konnten die Armen der Armen nichts mehr anfangen, da diese damals ausschließlich von westlichen Technikern ausgebeutet worden waren und die einheimischen Männer nur als Handlanger gearbeitet hatten. Dennoch traf es die dortigen Frauen nicht so

hart. Da in diesen Gesellschaften Männer von jeher, wenn überhaupt, meistens unproduktive Aktivitäten wie Krieg, religiösen Fanatismus oder sozialistischen Mumpitz entfaltet hatten, war die Existenzsicherung etwa zu fünfundachtzig Prozent der weiblichen Schaffenskraft zu verdanken gewesen. Allein die Frauen (und die humanitäre Hilfe aus dem Westen) hatten in der Dritten Welt das Umkippen der ordinären Armut in ein Massensterben verhindern können. Insofern hatte sich für diese armen Frauen wenig geändert.

Die Nachrichten aus dem ehemals unvorstellbar reichen Kontinent über dem großen Teich klangen da schon depressiver. Dort gab es keine richtige staatliche Führung mehr, ja selbst die Struktur der Bundesstaaten schien sich mittlerweile vollkommen aufgelöst zu haben. Welches politische System herrschte, war unklar. Doch alles deutete daraufhin, daß auch dort die Frauen sich mehr schlecht als recht durchwurschtelten, nur einen Bruchteil der technischen Errungenschaften nutzten und sich lieber mit dem weiblichen Zivilisationsminimalismus abfanden, als die frühere Zivilisation des Wohlstandes wiederherzustellen. Eine Bestätigung für diese Vermutung hatten Helena und ihre Revoluzzerinnen erhalten, als sie vor ein paar Jahren nach einer aufreibenden, viele Todesopfer und Verwundete fordernden Schlacht die größte militärische Funkstation des Landes einnahmen. Sofort wurde ein sorgfältig vorbereiteter Funkspruch zu der letztbekannten Regierungsstelle im Land mit dem berühmt-berüchtigten Weitpolizisten-Image geschickt. Darin wurde die unerträgliche Situation auf dem Kontinent dargelegt und Hilfe von der großen Schwester erbeten, galt sie doch in der alten Welt als *das* leuchtende Vorbild für die Demokratie. Die Antwort, die überraschend schnell erfolgte, war unmißverständlich: »Take care of this shit yourselves!«

Durch die Reduzierung auf eine von bloßem Reagieren geleitete Kreatur war Lilith jedoch keineswegs jeder Reflexions-

möglichkeit beraubt. Weder hatte sie ihr Denkvermögen zwischenzeitlich ins Kleinhirn ausquartiert, noch wurde sie von suiziden Anwandlungen befallen. Im Gegenteil, sie wollte leben: immer weiter leben, mehr denn je. Das hing wohl mit dem fortgeschrittenen Alter zusammen, wo der Beginn kleinerer Zipperlein einen sachte darauf hinweist, daß an dieser komischen Geschichte namens Sterblichkeit doch etwas dran sein muß und man selbst keine Ausnahme bildet, wie man immer dachte. Für die vor ihr liegende Operation hatte sie deshalb zwei Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Erstens ...

»Na sieh mal an, wen wir hier haben! Also, wenn das keine treuen Kunden von dir waren.«

Helena schwenkte ihre Fackel über das Abwasser, so daß der Pfad auf der anderen Seite zu sehen war. Dort saßen drei ineinander verknäulte Skelette, die im schummerigen Licht der Fackel wie vom Fluch der Pharonen gestrafte Archäologen wirkten. Ihre Kiefer mit den lückenhaften Zahnreihen weit aufgerissen wie zum kollektiven Gelächter, in den Augenhöhlen tanzende Schatten, das Blinzeln des Totenreichs. Auf ihren Schädeln Aluminiumschutzhelme mit längst verloschenen Grubenlampen. Es war schwer zu sagen, was sie hier getrieben hatten. Vor allen Dingen, wie sie in diese rührend innige Position geraten waren. Sie sahen aus, als hätten sie sich beim Aushauchen ihrer Seelen umarmt. Vielleicht waren es Kanalarbeiter, die seinerzeit trotz ihrer Krankheit weiterhin pflichtbewußt Dienst geschoben hatten, bis sie plötzlich selbst Scheiße geworden waren. Oder aber einfach kranke Männer, die hier unten dem Horror von oben entfliehen zu können geglaubt hatten. Wer vermochte solch diffizile Feinheiten nach all den Jahren schon herauszufinden?

Wenn jedoch keine physikalischen Zufallskräfte die Gerippe in die herzbewegende Umklammerung gestoßen hatten, so erlaubte diese Knochenfiguration eine tröstliche Deutung: Auch die Vaginaschänder hatten einander geliebt – irgendwie.

Trotz der fesselnden Entdeckung war Lilith Helenas spitze Bemerkung bezüglich ihres früheren »Berufes« nicht entgangen. Solche demütigenden Sprüche ließ sie in letzter Zeit oft vom Stapel. Dadurch, so hatte es den Anschein, wollte sie irgend etwas provozieren. Den Bruch wohl, mutmaßte Lilith, die kompetente Helena-Expertin. Entweder das oder den seit Jahren fälligen Beweis, daß sie sie liebte. Nicht so, wie man eine gute Freundin liebt, nicht so, wie man den knuddeligen Pantoffelkopf in einer Ein-Herz-und-eine-Seele-Beziehung liebt. Eher sollte es eine Liebesbezeugung in schwülstiger Emily-Bronte-Manier sein, bühnenreif, mit Soundtrack, am besten in Zeitlupe. Und warum wollte Helena unbedingt diesen dramatischen Beweis? Weil sie in Wahrheit nie einen Mann geliebt hatte und kein Mann sie. Jedenfalls drängte sich einem der Verdacht auf, da sie kein einziges Wort über verflossene Liebschaften verlor, außer natürlich über diesen kranken Mist mit ihrem Vater. Weil Helena, als es noch möglich gewesen war, die Dinge in der geschlechtlichen Abteilung nie zu Ende gekostet, zu Ende analysiert und zu Ende gelebt hatte. Das Schicksal einer Großstadt-eremitin, die das Liebesvakuum mit viel Arbeit gefüllt hatte. Weil sie in dieser Hinsicht noch eine Jungfrau war.

Die Liebe wird immer überbewertet, dachte Lilith, während die drei Frauen ihren Marsch durch die Finsternis fortsetzten und die Skelette ihrer ewigen Kameradschaft überließen. Das klang nach Hurenlogik und war es auch, weil sich die Liebe im Betätigungsfeld einer Hure in Lichtgeschwindigkeit abspielte – abgespielt hatte: die sehnsüchtigen Blicke, das Sichnäherkommen, knisternd, voller Vorfreude, dann die Lust, Explosion und Tod zugleich, anschließend die Entfremdung und die Langeweile, die Bloßstellung des anderen als *den anderen*, alles Illusionstheater des Schöpfers für seinen hübschen Zoo, dessen Insassen nur eines gewiß ist: Staub zu Staub. Helenas Fehler war, daß sie die Liebe dramatisierte, eben weil sie sie nicht bis zur letzten Konsequenz hatte erforschen dürfen. Abgesehen

davon, daß Lilith sie tatsächlich nicht liebte.

Damals bei den Männern, im Hurenhaus, das in Wahrheit ein Männerhaus gewesen war, war die Liebe in ihr gestorben. Irgendwie und irgendwann. Sie war gestorben in dem feinen Salon mit der amerikanischen Bar, auf der pompösen Granittreppe, in den Separees mit den Kerzenattrappen, und sie war gestorben in den Himmelbetten mit den Deckenspiegeln, zwischen Koks und den Teleshopping-Sendungen. Dazwischen aber war sie am meisten gestorben. Als sie in ihr ein und aus gingen wie mühselig Beladene in einem öffentlichen Klo, als sie mit der Beflissenheit von Parasiten in jede erdenkliche Öffnung ihres Körpers eindringen, als sie an ihr zerrten und rissen, sie beschmutzten und verfluchten, als sei sie nicht Lilith, die Schöne, die Göttliche, sondern ein Stück gut abgehangenes Fleisch vom Mösenmetzger. Da war die Liebe gestorben. Und würde nie mehr auferstehen. Auch nicht für Helena, ihre Geliebte.

Lilith wollte nur noch überleben, egal wie. Die Liebeswehwehchen anderer interessierten sie einen Dreck, und wenn sie ehrlich war, konnte sie auch für diesen ganzen Rebellionszirkus kein gesteigertes Interesse mehr aufbringen. Hatte sie nach einem verpuschten Leben voller Erniedrigung und Kampf nicht endlich ein paar gemütliche Jährchen verdient? Gewiß, diese Einheitslämmer, die sich die Vaginafrauen nannten, waren auch nicht auf Rosen gebettet, auch sie führten einen Überlebenskrieg ums Fressen und um kleine Annehmlichkeiten, über die früher selbst Sozialhilfeempfänger nur müde gegrinst hätten. Doch fraglos ging es den Damen des Reiches wesentlich besser als ihnen, die um eines diffusen Freiheitsideals willen Waldpilze lutschten und selbst bei geringsten Verletzungen mangels Tetanusinjektionen an Wundstarrkrampf zu verrecken drohten. In den letzten Monaten hatte sich in Lilith die Sehnsucht nach geordneten Verhältnissen unter der Oberglocke Margit verstärkt. Die Sehnsucht nach vier

Wänden aus Ziegelsteinen, urbanen Zerstreuungen à la Musik und Tanz, einem Döschen wohlriechender Creme für die alternde Haut, vielleicht sogar so etwas unsagbar Luxuriösem wie Haarshampoo, nach allem, was nicht nach schwärender Krankheit roch, wie Blut aussah und sich nach einer Leiche anfühlte. Kurzum, Lilith würde sich echt nicht lange bitten lassen, die Fronten zu wechseln. Deshalb die Vorsichtsmaßnahmen.

Die erste Vorsichtsmaßnahme, für die sie sich entschieden hatte, war lächerlich simpel: Verrat! Sie würde alles verraten, wenn sie in die Fänge des Feindes geriete. Nicht aus Angst vor körperlichen Mißhandlungen. Vielmehr beabsichtigte sie, ihr bescheidenes Wissen als Tauschwährung für den Eintritt in eine wenn auch nicht reiche, so doch beschauliche Welt anzubieten. Lilith hatte entschieden, Verrat zu üben. Verrat in jeglicher Weise. Sie würde ausplaudern, wo die einzelnen Clans sich exakt aufhielten, über welche Wege sie sich mit Gütern, Waffen und Informationen versorgten, welche Anschläge sie auf das Reich planten, wann, wo und wie, insbesondere aber, daß das Zerstörungspotential der Rebellen nicht einmal die Hälfte des offiziell Verkündeten betrug. Helena hielt dieses Wissen für wertlos oder für so wertvoll wie den Tip, daß Grönland am Nordpol liegt. Sie unterschätzte jedoch, daß genau diese Auskünfte die Gegenseite immens beeindrucken würden, wenn sie aus dem Munde eines Mitglieds der Kommandoebene kämen. Mit einem Fingerschnippen würde Lilith Hunderttausende von Frauen dem Tod ausliefern. Für hundert Tropfen Haarshampoo.

Lilith hatte jedoch noch eine zweite, weit wichtigere Vorsichtsmaßnahme für die Reise ins Ungewisse getroffen. Sie ...

»Aha, noch ein alter Kunde!«

Das Licht von Helenas Fackeln fiel diesmal auf einen Knochenmann direkt vor ihren Stiefeln. Auch er sicherte seinen

Totenschädel für alle Fälle mit einem Aluminiumschutzhelm. Er lag ausgestreckt auf dem Rücken, gerade so, als sei er müde geworden und hätte sich ein kurzes Nickerchen gegönnt. Und wie Lilith dieses knöcherne Symbol der ewigen Ruhe betrachtete, da keimte maßloser Neid in ihr auf. Auch sie brauchte nach all den Strapazen ein Nickerchen. Bis zum Ende ihres Lebens.

Während der langen Wanderung durch die Röhre, die an etlichen Stellen verheerende Risse und Löcher aufwies, waren sie an vielen Nischen vorbeigekommen. Mindestens zehn, jeweils in einem Abstand von etwa einem halben Kilometer auf der linken Seite, in der Form gerundeter Kapellen und immer mit einer Feuertüre versehen. Ja, sie hatten im Laufe ihrer Wanderung schon viele solcher Türen gesehen. Aber keine, auf der YIN stand, mit Kreide gekritzelt, in großen Lettern: das Erkennungswort. So wie jetzt, da sie endlich am Ziel angelangt waren. Trotz der hier unten herrschenden Hitze überfiel sie ein unheimliches Frösteln, so daß sie eine Gänsehaut bekamen, handelte es sich bei diesen drei Buchstaben doch um den ersten gegenständlichen, wenn auch irrelevanten Beweis für den Wahrheitsgehalt der Geheimbotschaft. Das Ganze war also kein Aprilscherz. Und wenn, dann ein sehr aufwendiger. Oder tödlicher.

Helena ließ den Seesack zu Boden plumpsen. Die drei Frauen schauten einander fragend an, so als müsse nun eine Entscheidung über Hinrichtung oder Gnadenakt fallen. Dann aber, nachdem niemand mehr so richtig gewagt hatte, eine neue Grundsatzdiskussion vom Zaun zu brechen, gingen sie nach Plan vor. Sie begannen sich auszuziehen. Erst entledigten sie sich der Uniformen, bis sie nur noch im Slip dastanden, dann auch dieser.

»Schon seltsam, daß Friedensgespräche nackt stattfinden müssen«, maulte Lilith, allerdings so undeutlich und leise, daß

Helena und Cora Mühe hatten, sie zu verstehen. »Ich glaube mich erinnern zu können, daß so was zu Herrenzeiten in Nobelklamotten ablief und auch nicht gerade im Dampfbad. Ich meine, hätte es nicht nahegelegen, die Sache auf der grünen Wiese zu besprechen, vielleicht in einem Zelt oder ...«

»Scher dich zurück!« schrie Helena. »Scher dich zurück zu der übrigen Affenhorde, wenn du keinen Mumm hast!«

»Das könnte euch so passen. Damit ihr dann untereinander die Pöstchen aufteilen könnt, nachdem ich mir jahrelang Streifen von meinem hübschen Arsch habe abschießen lassen.«

Helena und Cora wechselten verdutzte Blicke miteinander, bis ihnen die Absurdität des Gesagten in seiner ganzen Tragweite aufging. Dann brachen sie gleichzeitig in schallendes Gelächter aus. Lilith, nun ebenfalls konsterniert, betrachtete sie einen Augenblick lang mit gerunzelter Stirn, um danach aus purer Verwirrung selbst in das Lachen einzustimmen. Das Gelächter hallte durch die ganze Röhre, eine fröhliche Musik, die die überall verstreuten Knochenmänner nach der langen Zeit der Stille wohl gerne hörten.

Es ging weiter im Programm. Cora lockerte das schwarze Kunststoffseil des Seesacks und holte Magazine für die Maschinenpistolen und eine Klebebandrolle heraus. Je zwei Magazine befestigten sich die Frauen mit Klebeband auf ihren Oberschenkeln. Mit großen weißen Badetüchern, die sie über der Brust festzurten und die ihnen bis zu den Knien reichten, verliehen sie sich sodann das Badenixenaussehen. Nachdem sie sich mit nassen Tüchern die Gesichter saubergewischt, mit einem kleinen Kanister Wasser Lilith das Schweineblut notdürftig aus den Haaren gespült und die Chips an die Busen geklebt hatten, schraubten sie Schalldämpfer auf die Mündungen der Uzis. Es waren überlange und wurstdicke Kolben, die den Knall eines Schusses in ein ersticktes Klacken verwandelten. Die Waffen versteckten sie unter kleinen Badetüchern, die sie sich über die Arme hängten.

Helena öffnete die ächzende Eisentür zu einer nach oben führenden Betontreppe. Ein milchiges Licht war an deren Ende zu sehen. Sie erklommen sie auf Zehenspitzen, bis sie auf den letzten Stufen langsamer wurden. Das fahle Licht stammte von Neonröhren an der Decke einer hallenartigen Örtlichkeit. Die Frauen riskierten einen Blick um die Ecke und sahen auch diesmal die Genauigkeit der Wegbeschreibung bestätigt.

Der Maschinenraum umfaßte die Größe von etwa drei Fußballfeldern. Eine fabrikartige Anlage, die beim ersten Hinsehen an eine überdimensionierte Brauerei erinnerte. Riesige Pumpen, Warmwasseraufbereitungskessel, Kondensatoren, Filteranlagen mit blitzblanker Chromverkleidung, Meßinstrumente in unüberschaubarer Zahl und kilometerlanges Röhrenge-
wurstel bildeten einen Dschungel, durch den mit Metallgittern ausgelegte Fußpfade für die in blauen Overalls steckenden Technikerinnen führten. Zum Glück bewegten sich von den letzteren erstaunlich wenige auf den Korridoren. Und was noch? Überall der durchdringende Geruch von Chlor und die Bullenhitze, die gestrengen Geister, die diesen Monsterkeller beherrschten.

Helena, Cora und Lilith waren nicht in dem Maße beeindruckt, wie sie es hätten sein sollen. Sie würden es gleich sein, das wußten sie – wenn alles gutging. Langsam schauten sie hoch, und eine jede von ihnen suchte dort oben die Tür mit der Nummer zwölf. Die Höhe der Halle betrug ungefähr fünfzehn Meter. In Blickrichtung des Treppenaufgangs, an der gegenüberliegenden Seite der Hallenmauer, befanden sich etagenweise angelegte, gegitterte Laufbrücken, erreichbar über schmale Feuertreppen. Zu der obersten Laufbrücke mußten sie hoch. Und dann rein in die Tür zwölf.

Helena machte den Anfang. Sie spazierte ohne Hast oder ein Anzeichen von Angst los und begab sich schnurstracks zu den Treppen. Die anderen beiden kapierten rasch, daß unbeschwert gehende Gestalten weniger Aufmerksamkeit erregen würden als

huschende oder sich auffällig duckende, und folgten ihrem Beispiel. Bald schlenderte das wunderliche Badetuchtrio in einer Linie. Sie erreichten die erste Eisentreppe und begannen sie ruhig hochzusteigen, auch wenn sie allmählich von Schmerzen am Genick geplagt wurden, da sie die Aktion eher im Handstand weiterbetrieben hätten, als ihren starr geradeaus gerichteten Köpfen die leiseste Seitenbewegung zu gönnen. Je weniger Bewegung, desto sicherer, das hatten die Kriegsjahre sie gelehrt.

Die erste Treppe hatten sie genommen. Sie befanden sich nun auf der schmalen Brücke, was konkret hieß, daß das Risiko um ein paar Prozentpunkte kleiner geworden war, weil das Geländergitter ein Karomuster aus Draht und Metallplättchen aufwies und so die Sicht von unten etwas behinderte. Auch als Deckung vor Schüssen war dieses Detail nicht zu verachten, falls die braven Technikerinnen ihre Aufmerksamkeit irgendwann doch noch von der Arbeit abwenden sollten.

Die zweite Treppe. Ein zweiter schwerer Gang – das starre Genick erzeugte nun Kopfschmerzen. Noch eine Stufe und noch eine Stufe und noch eine ... Helena rutschte aus. Sie war mit ihrem Humpelbein falsch aufgetreten, was augenblicklich eine Serie von Schmerzimpulsen durch ihre Nervenbahnen jagte und ihren Gleichgewichtssinn außer Kraft setzte. Sie schrie nicht. Gott sei Dank, ich schreie nicht!, dachte sie, während ein anderer Teil ihres Verstandes das Fallen ihres sich in Verrenkungen windenden Körpers nach hinten registrierte.

Cora und Lilith fingen sie auf, so professionell und elegant wie Trapezartisten einen Partner. Wie die in Hypnose schwebende Assistentin des Zauberers hing Helena nun in der Luft, gestützt von den Armen ihrer Freundinnen. Lilith gab sich einen Ruck und blickte nach unten auf den Maschinenpark. Sie hatte die Assoziation von einem Uhrwerk, in dessen Getriebe sich die blauen Technikerwiesel wie gut geölte Räder ausnahmen. Aber es war kein Uhrwerk. Das alles diente dem Vergnügen, des Weibes Pfllegebedürfnis. Was für eine sinnlose Verschwendung!

Die gute Nachricht: Niemand schaute zu ihnen hoch, niemand hatte eine Waffe auf sie gerichtet, niemand lief aufgeregt herum oder brabbelte gerade nervös in einen Telefonhörer, niemand nahm auch nur die geringste Notiz von ihnen.

Sachte stellten die beiden Frauen Helena wieder auf die Beine, und trotz ihrer Qualen erklimmte sie weiter die Stufe, so als sei sie eine aufgezogene Puppe, deren Mechanismus nur für einen Moment gestockt hat.

Noch den nächsten Steg, dann die dritte Treppe hoch – die Furcht, ja selbst die Schmerzen schienen von ihnen wie kleine Gewichte abzufallen, so daß sie sich leichter und leichter fühlten, schier von dem Wahn ergriffen, fliegen zu können. Es wurde zunehmend unwahrscheinlicher, daß sie von den Ameisen dort unten als irreguläre Personen erkannt würden. Und wenn doch, dann war es auch egal. Es waren nur noch ein paar Schritte bis zur Tür zwölft.

Geradezu beschwingt näherten sich Helena, Cora und Lilith der Tür, beobachteten jetzt sogar ganz ungeniert das Treiben der Ameisen an ihren Ameisenpumpen und Ameisenkesseln, standen dann endlich vor dem ersten Ziel, warfen sich triumphierende Blicke zu, eine Hand ergriff die Klinke, drückte sie hinunter: Die Tür war verschlossen!

Sie ... sie ließ sich nicht aufdrücken, so ungestüm sie auch an der Klinke rüttelten und sooft die daran rüttelnden Hände auch wechselten, weil die eine Hand der anderen das fachmännische Rütteln nicht zutraute. Plötzlich erschien die Ameisenlandschaft drunten gar nicht mehr so harmlos, sondern ungeheuer bedrohlich. Also doch eine Falle, also doch der geniale Plan, die Drahtzieher der Rebellion ...

»He, was soll das werden, wenn's fertig ist?«

Eine vulgäre Stimme, die sich nach losem Maul und einem breiten Arsch anhörte, der letztere quasi als Resonanzkörper. Die drei Frauen hörten auf, an der Türklinke zu rütteln. Sie

drehten sich nach der fremden Stimme um, die Finger an den Abzügen ihrer Uzis so fiebrig zitternd, als suchte sie ein Sehnenkrampf heim. Auf der obersten Treppenstufe lümmelte sich ein Vieh von einem Weib. Der Reißverschluß des ölverschmierten Overalls stand bis zum Brustbein offen, so daß ihre ebenfalls von Schmieröl befleckten gewaltigen Brüste hervorquollen. Die Mittelalte gehörte eigentlich nicht zur Kategorie der klassisch Fetten. Vielmehr war ihrem Hünenleib eine solche Stämmigkeit eigen, daß einem schon allein die Vorstellung einer körperlichen Auseinandersetzung mit ihr Angst einflößte. Sie trug den Schutzhelm verkehrt herum. Darunter sah man ein schmutziges Gesicht mit scharfkantigen Zügen und die zu einem Dutt verknoteten Haare. Ihre zu zerklüfteten Argwohnkratern zusammengekniffenen Augen stierten sie unverholen an. Die Frau wußte, wo es langging, da gab es keinen Zweifel.

Lässig mit dem Ellenbogen auf den Pfosten des Treppengeländers gelehnt, in der einen Hand ein halbangefressenes Sandwich, in der anderen einen Schraubenschlüssel, den Mund offen, so daß das eier- und gewürzgurkenmahrende gelbe Gebiß zu sehen war.

»Wir dachten ...«, stotterte Helena. Sie war drauf und dran, das Eisen unter dem Badetuch seiner Bestimmung zuzuführen.

»Wir dachten, die Tür ...«, fuhr Lilith fort wie bei einem Merkspiel, bei dem man das bereits Gesagte wiederholen und dann noch etwas dranhängen muß. Aber auch sie brachte es nicht weit, und auch ihre Gedanken kreisten um den Gegenstand unter ihrem Badetuch.

»Wir dachten, die Tür wäre offen«, vollendete Cora schließlich den schlichten Satz. Im Gegensatz zu den beiden Verstörten an ihrer Seite schien sie die Beherrschung in Person zu sein. Was nicht bedeutete, daß der Zeigefinger ihrer rechten Hand nicht ebenfalls von intensivem Juckreiz befallen war.

»Ist sie aber nicht.«

Die Wärterin der tausend Pumpen schien ihre alberne Überlegenheit zu genießen. Wie zur Bestätigung biß sie ein übertrieben großes Stück vom Sandwich ab und kaute dann mit offenem Mund schmatzend weiter.

»Wir dachten aber ...«, unternahm Helena einen letzten Versuch.

»So wie ich es sehe, denkt ihr alle zuviel«, unterbrach sie die Technikerin und latschte schwerfällig auf sie zu. »Merkwürdig nur, daß ihr euch trotz all der Denkerei nicht mehr erinnern könnt, wo ihr hergekommen seid.«

Sie schwang den Schraubenschlüssel mit einer gewollt müden Geste über ihre Schulter, ohne sich umzudrehen.

»Die letzte Tür hinten am Ende des Ganges, da geht's wieder nach oben. Da soll doch einer die Weiber kapieren. Das Gebäude hat mehr Scheißhäuser als die ganze Scheißstadt, und auf jeder verdammten Scheißhaustür steht riesengroß ›WC‹. Dennoch verirren sich am Tag mindestens zehn Minderbemittelte hierher, obwohl man meinen könnte, daß sogar für diejenigen mit grauem Star zwischen ›WC‹ und ›BETRETEN VERBOTEN‹ ein optischer Unterschied zu erkennen sein müßte. Die Tür vor euch ist seit heute morgen verschlossen, weil wir im Bereich dahinter einen Wasserschaden hatten. Sagt das oben doch mal diesen Faulenzern vom Service, damit sie die Leute darauf aufmerksam machen!«

»O das tun wir, Tante!« jubelte Lilith mit gespielter mädchenhafter Stimme. »Vielleicht kriegen wir auch bunte Lollies dafür.«

Unter dem griesgrämigen Blick der Weltmeisterin im Freilichtkauen wanderten sie im Gänsemarsch zu der gezeigten Tür, froh darüber, daß sie diesem schmierölgigen Kotzbrocken doch nicht das Lebenslicht ausblasen mußten.

Sie rissen die Tür auf, und es war beinahe so, wie wenn eine

Sportmannschaft in ein von Flutlicht erhelltes vollbesetztes Stadion einläuft. Bloß daß es sich bei dem, was ihre ungläubigen Augen sahen, keineswegs um ein Stadion handelte, sondern um einen kleinen Planeten, und bei den Zuschauern selber um die Gefeierten.

Über einen Sandweg (jawohl, einen Weg, angelegt aus feinstem, beinahe weißem Sand von den Stränden des Indischen Ozeans) erreichten sie das Badehaus. Das, was den neuen Gästen als erstes auffiel oder besser gesagt sie regelrecht erschlug, war gar nicht die unfaßbare Menschenansammlung, sondern der über allem liegende sagenhafte Farbton. Er war von drei Faktoren bedingt: aus dem Sonnenlicht, aus der von Dunstschwaden geschwängerten Luft und aus der im rötlichen Spektrum angesiedelten Reflexion des Sandsteins, aus dem der Megabau zum größten Teil bestand. Ein leuchtender, honiggelber Pastellton, der Himmel und Erde dieser künstlichen Welt durchdrang.

Das Sonnenlicht fiel durch breite Schlitze zwischen den Monsterrippen des zirka hundertfünfzig Meter hohen Doms. Im Winter wurden diese Schlitze mittels ausfahrbarer Lamellen geschlossen. Aber jetzt im Hochsommer gelangte durch sie nicht nur das Gold der Sonne in den unwirklichen Ort, sondern es kamen scharenweise Vögel herein, so daß man mehr ihr Gezwitscher und Gekreische hörte als das unspezifische Gebrumm der Badegäste. Die wabernden Dunstschleier bildeten richtige Wolkenformationen, bedeckten einzelne Regionen gänzlich, schufen Regenbögen, mehrfach und atemberaubend, rissen bisweilen völlig auseinander und erlaubten dann glasklare Aussichten auf die Badelandschaft.

Das Bad selbst war ein römisches, allerdings eines, das sich offenbar auf den Größenwahn *aller* römischen Kaiser gründete. Das Wort »monumental« geriet angesichts solch geisteskranker Dimension unweigerlich zum Leichtgewicht. Steinerne, wohligh warme Fußböden, Schwimmbecken, Blockbohlen-Saunen,

Duschgrotten, Whirlpools, Heilwasser-Badebecken, osmanische Dampfbäder, Serailbäder, Kalt-Tauchbecken, Solarien, Inhalationsräume, Heiß-Kalt-Grotten, Aquarien, Sonnenterrassen, Liegewiesen und und und ... All dies auf Inseln aus edelstem Marmor und Speckstein, mal dreist die Akropolis nachäffend, voller dorischer Säulen und Giebel dreiecke, mal im Pueblo-Stil, mit riesenhaften Mosaiken und Reliefs beschlagen, deren immer wiederkehrendes Motiv der weibliche Körper in seiner grenzenlosen Schönheit war. Dann die mannigfaltigen Erscheinungsformen des nassen Elements. Springbrunnen mit himmelhoch schießenden Fontänen, lieblich plätschernde Bäche, verchromte Wasserspeier im Brustwarzen-Design, in einem Bereich sogar künstlicher warmer Regen. Die Hauptattraktionen waren drei Wasserfälle, die vom Umfang und von der Kraft her echten in nichts nachstanden. Sie brachen sich über haushohe Felsen, die sich in Triangelposition gegenüberstanden und in ihrer Mitte das umfangreichste Becken der Anlage beherbergten, wo die Wasserkaskaden aufgefangen wurden. Und zu guter Letzt der See an der Westseite der Halle, zu einem Drittel im Freien gelegen. Von einem natürlichen See unterschied sich dieser durch die Reichhaltigkeit der Flora. Tropenbäume neben Trauerweiden, europäische Seerosen in Nachbarschaft mit fleischfressenden Pflanzen, Bambussträucher an der Seite von Lianengewächsen, alles unschuldig durcheinander und von hinreißender Anmut.

Und in all diesen vielgestaltigen Wassern – die Frauen. Ein Flickenteppich, ein Brei, ein unentwirrbares Gewusel von Frauen. Alle splitternackt (bis auf die freundlichen Helferinnen vom Service, die weiße Shorts und T-Shirts trugen), badend und planschend, vor allem aber sich ganz ungeniert geschlechtlichen Aktivitäten hingebend. Die Alte mit der Jungen – Zunge und Klitoris gaben sich ein Stelldichein –, die Angeschwollene mit der Dürren – unglaublich, was in einen Anus alles hineinpaßte – oder die Romantikerin mit der noch Romantischeren, die

Rekorde im Dauerknutschen aufstellten: Ach, gab es einen besseren Beweis dafür, daß Männer schon seit Anbeginn der Menschheit vollkommen überflüssig gewesen waren? Eine jede fiel über die andere her, wie besinnungslos, enthemmt, von den Ketten jedweder Moral befreit, so daß auf das Gesehene allein ein abgedroschener Begriff zutraf: Exzeß!

»Fotzenmagma!« sagte Helena laut, nachdem sie für eine Weile wie benommen dem bizarren Treiben zugeschaut hatte. Ihr Blick war wie gefesselt, ihre Empfindungen zwischen Abscheu und Faszination schwankend. Obwohl sie sich darüber im klaren war, daß solch spontanes Lautdenken sie hier in Teufels Küche bringen konnte, glaubte sie, daß jede der Anwesenden dasselbe dachte.

Doch sogar für den fassungslosesten Beobachter gab es noch eine Steigerung. Wahrscheinlich war dies das einzige Badehaus in der Weltgeschichte, wo die Badegäste während ihrer Bade- freuden nicht ihre Pferde missen mußten. Die Viecher konnten direkt am Eingang an glänzend polierten Messingstangen angebunden werden. Aber da die bombastische Größe des Komplexes jede räumliche Begrenzung vergessen ließ, schleppt- en die Frauen ihre Lieblinge zu den einzelnen Anlagen mit. Und niemand störte sich dran. Bis auf das Servicepersonal, das überwiegend mit Pferdeäpfel einsammeln beschäftigt war.

Helena erholte sich allmählich von ihrer Verblüffung und rief sich den in der Geheimbotschaft angegebenen Treffpunkt ins Gedächtnis: »Im endenden Morgen, an der Quelle des reinen Wassers, dort, wo das Licht uns blendet und die Blumen uns betören, wird ein Gespräch unter Schwestern den Grundstein zur wahren Schwesterlichkeit legen ...« Der Morgen endete in der Tat – die Sonnenstrahlen hatten an Silbrigkeit zugenommen, die Hitze war intensiver geworden –, alles andere jedoch glich einem Bilderrätsel, in dem sich das Osterei versteckt hat. Quellen gab es hier alle naselang, und nach Licht und Blumen mußte man auch nicht lange suchen. Wo also anfangen?

Während die Rebelleninnen zaghaften Schrittes in die Masse der Liebenden und Badenden eintauchten, einerseits von den Bildern der Ausschweifung überwältigt, andererseits vom Verfolgungswahn gepeinigt, ging Helena im Geiste immer wieder die süßlichen Worte durch: »Im endenden Morgen ...« Wenn der Morgen endete, kam gewöhnlich der Vormittag. Nein, der war schon fast vorbei. In etwa einer halben Stunde würde es Mittag sein. »... an der Quelle des reinen Wassers ...« Eine Mineralwasserquelle? Thermalwasserquellen, die bräunliches, leicht nach Schwefel riechendes Naß in die Becken pumpten, waren wirklich überall zu sehen. Doch eine naturreine Trink- oder gar Mineralwasserquelle durfte selbst in dieser Umgebung Seltenheitswert haben. Vielleicht sollten sie jemanden fragen. »... wo das Licht uns blendet ...«

Das war es ja eben, so doll blendete das Licht niemanden, weil die Dunstschwaden wie Gaze wirkten und dem Licht das Stechende wegschliffen.

Der Dampf spielte während ihres Rundgangs den Galeristen, der dem staunenden Publikum seine kostbarsten Stücke präsentiert. Immer wieder lüftete er seine brodelnden Vorhänge und gewährte unverhüllte Blicke auf seine Exponate: ein Knäuel von Nackten, über-, unter- und ineinander, die sich mit Ölen einschmierten, vornehmlich dort, wo es flutschte und wabbelte, eine flammende Lippen- und Fingerartistik darboten oder in heftigste Leibesvisitationen vertieft waren. Der Vorhang fiel und hob sich an anderer Stelle wieder. Zwei zahnlose Alte in ihrem tiefsten Herbst, mit bleifarbenen Hexenhaaren, schlappen Brüsten und wie gefaltet aussehenden Hängehintern; die Köpfe angelehnt an die Flanke eines Rappen, mit den Händen derart fürsorglich seine Halbmeter-Pfeife manipulierend, daß dem Tier das Ding bald zu platzen drohte. Der Vorhang fiel, bis Sekunden später ein erneuter Riß im Brodem entstand. Knospentittige Teenager, noch Flaum im Schritt, auf ihren gülden Häuptern Blumenkränze, auf ihren Gesichtern jungfräuliche Sehnsucht,

ätherische Öle inhalierend und im Chor uralte Liebesweisen singend. Ja, auch das gab es im Himmel der Sünde: die Unschuld.

Und mit einem Mal das gelobte Land, »... wo das Licht uns blendet ...« Helena, Cora und Lilith sahen es gleichzeitig. Weshalb es ihnen bis jetzt entgangen war, hing wohl damit zusammen, daß es die ganze Zeit genau vor ihrer Nase gewesen war. Aber auch mit einem anderen Umstand. Das Sonnenlicht, das durch die mächtige Öffnung im Kuppeldach hereinflutete, sorgte für eine großzügige Ausleuchtung der Anlage. Doch tageszeitbedingt hatte es vorher seine höchste Intensität noch nicht erreicht. Zudem hatte es wegen seiner schrägen Einfallsbahn zu den entlegensten Winkeln gewiesen. Das sah nun, zur Stunde des Pan, ganz anders aus.

Der Lichtstrahl war eine einzige grelle Säule, die das Zentrum des Badehauses markierte. Dort ragte ein phallusartiger, gerundeter Monolith nach oben, gräulich und blank, aus dessen Spitze Quellwasser spritzte. Es perlte am Stein herab und sammelte sich in einem Becken, an dessen Rändern Blechnäpfe an Ketten befestigt waren. Auch dort lümmelten sich Frauenscharen, vor allem, um den Sprudel zu kosten.

Binnen weniger Minuten hatten sie das Ziel erreicht, und es hieß nunmehr warten auf den verheißungsvollen Abgesandten, der nach all dem blutgetränkten Irrsinn tatsächlich die Lösung bringen mochte. Wer mochte dieser Abgesandte sein? Irgendein Erkennungszeichen wie bei einem Blinddate – ein uriger Begriff übrigens – war nicht vereinbart. Helena ließ ihren Blick umherschweifen: noch mehr nackte Weiber, die sich diesmal eifrig am Brunnenwasser labten, als wäre es ein gesegnetes Naß. Pferde, die wie heilige Kühe in Indien ziellos durch die Gegend liefen, das Klacken ihrer gemächlichen Huftritte an beschwingte Countrymelodien erinnernd. Und natürlich wieder: Szenen der erotischen Verschwesterung, variantenreich, sich meist auf Bastmatten abspielend, notdürftig von Dunstwolken verhüllt.

Zum Beispiel die nur zwei Schritte von ihnen entfernte Hagere mit samtener Olivenhaut und pechschwarzen Haaren bis zu den Hüften. Sie vergnügte sich mit einer noch schmaleren Kindsgestalt, höchstens zwölf Jahre alt. Eine wilde Streichelorgie war Helenas Augen vergönnt, wobei die Ältere ihr Opfer unter ihren Liebkosungen zu ersticken drohte und das Opfer selbst wie narkotisiert in das Nirwana seiner verlorenen Kinderträume glotzte. Ekelerregend, und doch ... Plötzlich löste sich die Frau von ihrem Amusement, warf es quasi hinter sich, so wie sie es mit ihrer vor dem Gesicht flatternden Prachtmähne tat, stand auf, näherte sich den drei Wartenden, bis sie Helena direkt in die Augen schaute.

»Im endenden Morgen, an der Quelle des reinen Wassers, dort, wo das Licht uns blendet und die Blumen uns betören, wird ein Gespräch unter Schwestern den Grundstein zur wahren Schwesterlichkeit legen.«

Sie war wunderschön, ihr Gesicht von überwältigender Offenheit. Die Nippel ihrer Brüste hatten eine solche Steifheit, als habe man ihnen habt acht! befohlen; unten im schwarzen Busch schimmerte die rosa Vulva. Sie lächelte verlockend.

Den drei Eindringlingen verschlug es die Sprache. Verdattert bewegten sich ihre Münder, ohne ein Wort herauszubringen. Dann erlangte Helena ganz allmählich die Selbstkontrolle, ohne genau zu wissen, was sie eigentlich antworten sollte.

»Im endenden Morgen ...«, begann sie.

»Schnauze! Ihr seid verhaftet! Solltet ihr innerhalb der folgenden Sekunden eure Waffen nicht auf den Boden fallen lassen, so kann ich euch versichern, daß auch ihr Fontänen verspritzen werdet – allerdings rote. Jeder Widerstand ist zwecklos. Seitdem ihr das Gebäude betreten habt, seid ihr im Visier unzähliger Scharfschützen. Außerdem ...«

Sie stockte, verdrehte die Pupillen nach oben, so daß nur noch das Weiß der Augäpfel zu sehen war, und begann heftig zu

zittern.

Die Klinge eines Messers drang unter ihrer rechten Brust hervor, den Weg durch Herz und Lunge längst hinter sich, bis sie zirka zehn Zentimeter aus dem Körper herausragte. Als die mediterrane Schöne zu ihren Füßen zusammenbrach, sahen Helena, Cora und Lilith zweierlei: daß die Waffe bis zum Griff in ihrem Rücken steckte und ihre kindhafte Gespielin von vorhin vor ihnen stand. Ihre rechte Faust schwang unverändert in der Luft, als umklammere sie immer noch das Messer.

»Wer ist das?« kreischte Helena wie von Sinnen.

»Meine zweite Vorsichtsmaßnahme!« brüllte Lilith zurück.

»Wir sind der innere Widerstand«, erklärte das Mädchen und lächelte spitzbübisch, bevor die linke Hälfte ihres Schädels wegflog; Haare, Knochensplitter, Blut und Hirnmasse, alles in einem großen trichterförmigen Schwall. Die Scharfschützen mit ihren Präzisionsgewehren hatten gut gezielt.

Obwohl dichte Dampfschwaden den Schauplatz einhüllten, waren ein paar Unappetitlichkeiten kaum zu ignorieren. Die beiden Leichen vor ihnen auf dem Fußboden waren ironischerweise in derselben Weise miteinander verschlungen wie zum Zeitpunkt, als sie lebendig in Erscheinung getreten waren, nur daß jetzt Blutrinnale ein grausames Spinnennetz auf ihren Leibern bildeten. Die vielen Wassersüchtigen am Brunnen, die die Geschehnisse der letzten Sekunden mitbekommen hatten, wurden allmählich unruhig. Es roch nach bevorstehender Panik. Und nach echter Gefahr. Undeutlich zeichneten sich in dem trüben Dunst Silhouetten ab, welche mit Waffen in den Händen von allen Seiten auf sie zueilten. Zudem war langsam anschwellendes, auf Truppenstärke hinweisendes Hufgetrappel auf steinernem Untergrund zu hören.

Sie hatten keine Zeit mehr zu überlegen. Flucht – egal wohin! Helena ergriff das Zaumzeug des nächstbesten Pferdes und ließ sich von Lilith auf dessen Rücken hieven. Als sie darauf saß,

reichte sie ihrer Helferin die Hand, zog sie hoch, ließ sie hinten Platz nehmen und verpaßte dem Tier einen kräftigen Klatscher auf den Hintern. Sie preschten los, und eine Menge Nackedeis mußten in letzter Sekunde beiseite springen, zumeist in eines der zahlreichen Schwimmbecken. Lilith warf einen raschen Blick über ihre Schulter und sah, bevor die zunehmende Dichte des Brodems ihr vollends die Sicht raubte, daß Cora eine vorbeitrabende Gestalt vom Pferd riß, mit affenartigem Geschick ihre Stelle einnahm und sich anschickte, ihnen hinterherzugaloppieren.

»Was hatte diese abgefahrene Nummer zu bedeuten?« fragte Helena hechelnd, während sie auf dem Rücken des Schecken über in Schrecken erstarrte Frauenansammlungen sprangen, durch Moorbäder stoben und über künstliche Geysire flogen und gewaltige Dampfverwirbelungen entfachten. Sie trugen ihre UZIs nun offen.

»Sekunde«, erwiderte Lilith, fuhr schlangengleich herum und feuerte das ganze Magazin ihrer Waffe auf eine Horde von Häscherinnen, die urplötzlich an ihrer linken Flanke aufgetaucht waren. Diese erwiderten das Feuer mit wuchtigen Pumpguns, die Schrot in großem Streuungsradius abschossen, sonderbarerweise jedoch ihr Ziel verfehlten. Für ihr Unvermögen bezahlten einige von ihnen einen hohen Preis: Die wegen des Schalldämpfereffekts so absurd leise dahersausenden MP-Projektile ließen sie in den pastellenen Dampffahnen ein Scherenschnittballett der konvulsiven Bewegungen aufführen. Die aus ihren Leibern schießenden Blutschwälle glichen dabei elegant geschwungenen Gymnastikbändern.

Inzwischen war im Bad eine Konfusion entstanden, die sich zwar wie eine Woge ausbreitete, aber infolge des wahnwitzigen Raumes immer noch nicht den letzten Winkel erreicht hatte. Nackte Frauen rannten durcheinander, ohne zu wissen, was eigentlich los war und aus welcher Richtung die Gefahr kam.

»Ich habe auf diesen Geheimbotschaft-Schwindel von Anfang

an keinen Pfifferling gegeben«, hechelte Lilith zurück und wechselte mit ein paar routinierten Handgriffen das leere Magazin gegen ein volles aus, das sie sich vom Oberschenkel aus der Klebebinde herausriß.

»Gratuliere! Dann muß ich dir wohl den Hosenbandorden für Rechthaberei verleihen – falls wir diesen Höllenritt je überleben, versteht sich.«

Helena dirigierte das Pferd atemlos zwischen den fliehenden Badegästen und durch den lichten Nebel hindurch, ohne auch nur die leiseste Ahnung zu haben, wohin die Reise eigentlich ging. Selbst wenn sie der unmittelbaren Bedrohung entkommen würden, schien es höchst unwahrscheinlich, daß sie sang- und klanglos in der Stadt untertauchen konnten. Die Zielgerade schien erst mal ein beliebiges Schlupfloch zwischen den King-Kong-Rippen der Glocke zu sein – doch was danach?

»Ich habe sofort Kontakt mit den im Untergrund operierenden Oppositionsgruppen des Reiches aufgenommen, als ich merkte, daß du mit triebtäterischer Begeisterung auf das Angebot eingehen würdest und von deiner Entscheidung nicht abzubringen warst. Diese Leute werden uns Schützenhilfe geben, damit wir hier heil rauskommen. Die Hilfe ist leider nicht ganz uneigennützig. Hat mich einen Barren von unserem schönen Schatz gekostet. Sorry.«

Liliths Aufmerksamkeit wurde jäh von einem Punkt direkt vor ihrer Nase in Anspruch genommen. Er war pfennigklein, rotglühend und glitt wie ein desorientiertes Insekt zwischen Helenas Schulterblättern hin und her. Zweifellos das Orientierungszeichen eines Hochleistungsgewehres mit Laserstrahl-Zielerfassung, das dem Schützen die Schußbahn und den gedachten Fadenkreuzmittelpunkt optisch darstellte. Die Scharfschützen hatten sie also erneut im Visier. Sie wollte gerade ihre Vordermännin wegstoßen, als der rote Punkt abrupt von Helenas Körper wegrutschte, über das Pferd hinweg und schließlich wie ein getreuer Begleiter auf den Fußboden zeigte,

nahe den trommelnden Hufen. Dann fiel der Schuß, und Lilith sah für einen Moment, daß eine Mulde in den Stein gesprengt wurde. Seltsam, hatten sich denn wahrhaftig alle untereinander abgesprochen, danebenzuschießen?

Unterdessen hatte der Kugelhagel an Heftigkeit zugenommen, so daß alle Badegäste um ihr Leben rannten. Kleine Reitertruppen, ungewiß, ob Freund oder Feind, strömten aus allen Himmelsrichtungen herbei, preschten ohne Rücksicht durch die herumirrenden Gestalten und beschossen sich mit allem, was blaue Bohnen auszuspeien vermochte. Dem Schießwahn ergebene, mit ihren Kampfgeräten eins gewordene, splitternackte Reiterinnen mit verkrampften Fratzen und einer Aura, die nur aus Haß zu bestehen schien. Und gleichzeitig Opfer des von ihnen geschürten Infernos, durchlöchernde, blutplätschernde Körper, die wie Pirouettendreher des Hades von ihren hohen Thronen heruntersegelten, während ihre ebenfalls zersiebten Rösser gleich entgleisten Lokomotiven mit grausigem Gewieher unter ihnen zusammenkrachten.

Lilith wollte eine volle Salve in Richtung des Laserstrahls abfeuern, doch sah sie, daß die kleinen minarettartigen Türmchen, wo sich die Scharfschützen anscheinend aufhielten, inzwischen von ihrer Tarnung verlustig gegangenen Rebellen beschossen wurden.

Helena lenkte das Pferd derweil an einem Synthetikstrand entlang, der von den kolossalen Brechern einer Wellenanlage traktiert wurde. Am Horizont des Meeres en miniature prangte eine Schön-Wetter-Himmel-Tapete von der Größe eines Straßenzuges.

»Das war also deine zweite Vorsichtsmaßnahme«, stellte Helena kühl fest, ungeachtet dessen, daß sie sich mittlerweile wie ein kurz vor dem Auseinanderbersten stehender Kernreaktor fühlte. »So viel Grips hätte ich dir gar nicht zugetraut. Wie du weißt, wird eigenmächtiges Handeln des einfachen Soldaten bei uns ›Mannfrauen‹ mit Stöckelschuhtragen nicht unter einem

Jahr bestraft. Was mich aber wirklich interessiert, ist ...«

Trotz des irrsinnig lauten Kampfgetöses vernahmen sie hinter sich ein lautes Gerümpel. Lilith und Helena schauten zurück und sahen zu ihrem Entsetzen, daß das Pferd, auf dem Cora saß, sich überschlug, offenbar von mehreren Schüssen getroffen. Die Reiterin flog im hohen Bogen in die donnernden Wellen.

»Sie wollen uns lebend!« schrie Lilith. Sie ging davon aus, daß Helena aus dem Vorgefallenen dieselbe Schlußfolgerung zog. Denn so wie die Dinge standen, hatten ihre Häscher es vorhin nicht gewagt, sie während des Galopps auf hartem Boden vom Pferd zu holen, weil in diesem Falle ein tödlicher Sturz sehr wahrscheinlich gewesen wäre. Nein, das Einfangen der Exoten wurde mit Glacehandschuhen betrieben, damit die Lieferung für den Zoo unversehrt blieb. Den ersten Affen hatten sie jedenfalls schon auf die sanfte Tour gefangen.

Sie erkannten, wie sich Cora in den Wellen langsam wieder aufrappelte, aber von einer Gruppe Kriegerinnen zu Pferde blitzschnell umzingelt wurde. Sie hatte ausgespielt. Und noch etwas zeigte sich: Die Bewegungsmuster der Aktiven, welche sich aus dem Gros der in Panik Fliehenden durch Synchronismus hervorhoben, wiesen darauf hin, daß sich alle an Helenas und Liliths Fersen geheftet hatten.

Diese verließen nun allmählich den Strand, eilten mit unverminderter Hast weiter, wenn auch immer noch ohne ein rechtes Ziel, bis sich vor ihnen wie ein großtuerischer Fingerzeig des Schicksals plötzlich ein steil ansteigender Kiesweg auftat. Wohin er führte, war ungewiß. In der Ferne wand und verlor er sich zwischen wuchtigen Felsen. Aus einer Spalte zwischen diesen Felsen brach dem Betrachter eine geballte Lichterflut entgegen, die wie eine Einladung wirkte – vielleicht tatsächlich in die ersehnte Freiheit.

Die beiden Frauen, die kurz gestoppt hatten, warfen erneut einen Blick zurück. Eine gewaltige Walze von Reiterinnen,

gesichtslos, wie miteinander verschmolzen, allein durch die hüpfenden Waffen in ihren Händen als Einzelwesen voneinander unterscheidbar, rollte auf sie zu. Automatisch leerte Lilith das Magazin ihrer Uzi auf den Block der Verfolger, und der Block antwortete diesmal derart gnadenlos, daß das Pferd einige Streifschüsse abbekam. Von Schock und Schmerz gleichermaßen gepeinigt, stürmte das Tier daraufhin mit durchdringendem Wiehern los, so daß ihnen jede Entscheidung endgültig abgenommen war.

»Was mich wirklich interessiert, ist ...«, nahm Helena einen erneuten Anlauf, während sie den Kiesweg entlangrasten, frontal auf die Felsen zu, zwischen denen das magische Licht leuchtete. Die hinter ihrem Rücken abgefeuerten Kugeln machten immer dreistere Annäherungsversuche, und es hatte ganz den Anschein, daß ihr verwundeter Freund zwischen ihren Schenkeln das Räuber-und-Gendarm-Spiel nicht mehr lange mitzuspielen gedachte. Je mehr sie sich der lichtdurchfluteten Gasse näherten, desto eindringlicher vernahmen sie ein Rauschen. Also schien es sich tatsächlich um eine Verbindung, quasi um ein Nadelöhr zur Außenwelt zu handeln.

Denn was sollte dieses gedämpfte Geräusch sonst sein, wenn nicht das Rauschen der Stadt?

Die Felsen waren nicht mehr weit entfernt; Kugeln prallten an ihnen ab, bohrten mit irrem Pfeifen unzählige Löcher in sie hinein, rissen Teile des Gesteins weg. Das Licht begann die Frauen zu blenden, so daß sie die Augen zusammenkneifen mußten. Nichtsdestotrotz konnten sie gerade noch so viel erkennen, daß ihre Hoffnungen wie Seifenblasen zerplatzten. Die verlockende Helligkeit hätte in der Tat als eine Hintertür fungieren können, wäre sie nicht durch ein gewaltiges in weiter Entfernung befindliches Portal hereingeströmt. Die Felsen hatten die Sicht verhindert und so der Täuschung Vorschub geleistet, daß man nach der Durchquerung der Schlucht direkt in die lichterlohe Freiheit spazieren könne. Doch was befand sich

dazwischen? Zwischen den Felsen und dem Portal?

Sie passierten die Felsspalte und wurden nicht nur um die Illusion ärmer, daß das inzwischen ohrenbetäubend gewordene Rauschen seine Quelle in den akustischen Signalen der Stadt habe, nein, sie verloren etwas viel Fundamentaleres: den Boden unter den Hufen ihres getreuen Freundes.

Die kranhohen, in einer Dreiecksposition tosenden Wasserfälle ergossen ihre Kaskaden mit der Gewalt von Flutwellen in das riesige Becken, so dröhnend, als wollten sie sich gegenseitig beeindrucken. Die Felsformation bildete eine Art Gemeinschaftskrone, zwischen deren Zacken die Landschaftsgestalter Kieswege angelegt hatten – leider ohne eine Absperrung am Ende der Rampe.

Und während die beiden Frauen auf ihrem tapferen Gaul den Wasserfall hinunterstürzten, ihre schockgeweiteten Augen starr auf das wogende Becken gerichtet, das ihnen wie eine Stahlwand im Crashtest entgegenraste und das bereits von Hunderten von Soldatinnen eingekreist war, da wollte Helena wenigstens noch ihren angefangenen Satz vollenden, wenn das schon mit dem großen Frieden nicht hingehauen hatte.

»Was mich wirklich interessiert, geliebte Lilith, ist: Wie sah eigentlich deine erste Vorsichtsmaßnahme aus?«

In Utero

Sinngemäß erklärten sie ihnen das Manifest. Sie: Vanessa, Viola und Angelika, in schwarze, schlauchartige Gewänder gehüllte, mumienhäutige Gestalten, die irgendwie eine frappante Ähnlichkeit mit den drei Hexen aus Shakespeares Macbeth besaßen. Ihnen: Helena, Lilith und Cora, die an Hand- und Fußgelenken mit massiven Metallklammern an chromblitzende, glatte Unterlagen gekettet waren, die an OP-Tische erinnerten. Sie alle befanden sich an einem vertrauten Ort. Im Gynäkologischen Institut für Insemination und In-vitro-Fertilisation, das inzwischen Vitapol hieß und sich um das Vierfache seines ursprünglichen Umfanges in die umliegende Landschaft ausgedehnt hatte. Und noch etwas Vertrautes gab es zu sehen: Margit, die mitten im Raum auf einem throngleichen hölzernen Sessel ruhte und bis jetzt noch kein einziges Wort gesprochen hatte.

Es wäre ungerecht gewesen, den Raum als Folterkammer zu bezeichnen, denn selbst der aufmerksamste Beobachter konnte nirgends ein Folterinstrument entdecken. Eher bestach er durch die Abwesenheit von allem, wenn man von den Frauen und dem spartanischen Mobiliar einmal absah. Ein Rechteck, zirka hundert Quadratmeter groß, mit einer tiefen Decke, die überall mit Jalousieblenden der Lüftungsschächte gespickt war und von der ein paar schwachstrahlende Glühlampen herabbaumelten. Dennoch schien in diesem nüchternen Ambiente eine dem Zerplatzen nahe Spannung zu schwingen. Wenn die Gefangenen ihre Köpfe ein paar Zentimeter emporhoben und zwischen ihren Füßen geradeaus blickten, konnten sie ahnen, woher die Auflösung dieser allseits spürbaren Spannung vielleicht kommen könnte. Die gegenüberliegende Wand des Raumes nahm nämlich zur Gänze ein rostiger Metallrolladen ein,

welcher die Sicht auf ein sehr aufregendes Panorama zu versperren schien. Schon bald, das dämmerte den drei Frauen langsam, würde sich der Vorhang lüften und ihnen ein Schauspiel bieten, das sie bis jetzt noch nie gesehen hatten.

Margit, die im Lichtkegel einer der kraftlos leuchtenden Deckenlampen wie der aufgebockte Mammutteighaufen eines Industriebäckers wirkte, öffnete die rechte Hand und ließ die drei blutverkrusteten Chips aus den Brüsten der ermordeten Soldatinnen zum Vorschein kommen.

»Computerchips, Elektrozeug, Maschinen, hab's irgendwie nie kapiert«, sprach sie mit ihrer heiseren Hundestimme wie zu sich selbst. Es war etwa eine lautlose Minute verstrichen, nachdem ihre Komplizinnen wechselweise und monologisierend den Gefangenen das Manifest nahezubringen versucht hatten. Diese waren von der kristallinen Prägnanz der Analyse beeindruckt, aber auch höchst erfreut darüber, daß alles in einem Desaster geendet hatte.

Margit in ihrem dunkelbraunen, kaftanartigen Umhang, eigentlich ein luxuriöses Zelt, blickte traurig auf die winzigen, quadratischen Chips in ihrer Hand.

»Aber ich fürchte, daß andere es mit dem Kapieren solcher Sachen auch nicht besonders eilig hatten. Ihr habt diese armen Frauen völlig umsonst abgemurkst. Denn die Dinger funktionieren in Wahrheit gar nicht. Es sind auch gar keine Computerchips, sondern ... was?«

Sie warf einen fragenden, doch gar nicht so genau wissen wollenden Blick auf Viola.

Die oberste Befehlshaberin aller Heere des Reiches, die gefürchtetste Frau gleich hinter 1 A, diejenige, die sich bei den militärischen Operationen gegen die Rebellen die bestialischsten Perversitäten einfallen ließ, sah ihrem strahlenden Konterfei auf den Plakaten an jeder Ecke der Stadt etwa so ähnlich wie ein frisch gepflückter Apfel demselben, wenn er nach zwei Monaten

immer noch nicht verzehrt worden ist. Die schwarze Augenklappe war zwar auf den Propagandabildern zu sehen – sie war ihr Markenzeichen und verlieh ihr etwas außergewöhnlich Martialisches –, doch für den Rest hatte offensichtlich eine völlig Fremde Modell gestanden.

Das vernarbte Gesicht, grau und spröde, glich nach zwölf Jahren vergeblicher Heilung einer Aschelandschaft eines hundertprozentig toten Planeten. Die Oberlider hingen wie eingeschrumpelte Ballons über die Augen, und der eingefallene Mundwinkel hatte sich zu einem sackähnlichen Gebilde entwickelt, das beim Sprechen große Probleme bereitete. Allein die fahle Stoppelfrisur war dieselbe geblieben.

»Plastikscheiß«, erwiderte Viola und machte wieder diese komischen, asymmetrischen Bewegungen unter ihrem düsteren Gewand, während sie um die Tische kreiste.

»Ja, Plastikscheiß, irgend so ein Plastikscheiß!«

Margit krauste die Stirn und verkniff die Augen, als müsse sie jeden Moment losheulen.

»Wir pflanzen die Dinger in die Titten der Weiber ein, und die sind auch noch stolz darauf, daß sie und ihre Kuhfunktionen von irgendwelchen Satelliten überwacht werden. Der beste Freund einer Frau ist und bleibt doch ihr Gynäkologe. Das Ganze ist so eine Art Orwell für Doofe! Und nun frage ich euch: Gibt es eine billigere Methode für den Staat, Kontrolle über seine Bürger auszuüben?«

»Ich nehme an, daß schon mit der Preisgabe dieses kleinen Geheimnisses unser Tod besiegelt ist. Wenn sich das nämlich herumspricht, haben wir ein Problem weniger und ihr tausend mehr.«

Helena war völlig entspannt. Nachdem sie und Lilith auf dem Rücken des verwundeten Schecken aus dreißig Metern Höhe den rauschenden Kaskaden gleich mit einem donnernden Splash! in das Wasserbecken gestürzt und kurz darauf von

Hunderten von Geheimpolizistinnen im Evaskostüm gefangenengenommen worden waren, hatte sich in ihr ein seltsamer Friede breitgemacht. Das Pferd hatte übrigens den Sturz nicht überlebt, weil es den Aufprall um den Preis schwerer innerer Verletzungen mit seinem Bauch abfangen mußte. Am liebsten wäre Helena ihm gefolgt, und als sie dann in der heraufziehenden Abenddämmerung in einem Kleinbus ins Vitapol verfrachtet wurden, da fühlte sie, daß ihr Wunsch bald in Erfüllung gehen würde, und der Frieden ward perfekt. Die OP-Tische, auf denen sie, nur in ihre Badetücher eingepackt, lagen, betrachtete sie bereits als Totenbahnen.

»Du freust dich wohl auf den Tod«, sagte Margit und stopfte sich mit der freien Hand eine weiße Tablette in den Mund. Dabei riß sie gleichzeitig ruckhaft den Kopf in die Höhe, damit die Pille bequemer die Gurgel herunterrutschen konnte, und entblöste den in ihre linke Halsschlagader implantierten Platinverschluß.

»Gedulde dich noch ein Weilchen, dann ist Bescherung.«

»Alles Bluff.« Helena grinste trotzig. »Deine Plastikscheiß-Chips sind Bluff, dein Mächtiges-Frauenreich-Scheiß ist Bluff, und der Scheiß, der in dieser Geheimbotschaft stand, ist auch nur Bluff. Du hast verloren. Du mußtest verlieren. Es dauert nur ein Weilchen, bis solche Irren wie du sich dessen bewußt sind.«

»Da magst du gar nicht so unrecht haben, du neunmalschlaue Weltenretterin, du, die du uns selbstredend das Elysium auf Erden bereiten wirst, wenn du einmal das Ruder übernimmst: die süßen Versprechen einer jeden Revolution. Aber nicht alles ist Bluff, glaub mir. Auch das Böse war fleißig. Erkläre es ihnen, Angelika.«

Die Greisin erschien im dunstigen Strahl einer der Glühlampen. Prof. Dr. Dr. Angelika Marcus schien ihren kühlen Dr.-Mengele-Charme mittlerweile vollends eingebüßt zu haben. Ihre einstige scharfe Raubvogel-Physiognomie war der Fratze

eines versteinerten Fossils gewichen. Wie gebleicht wirkende, zerzauste Haare, zu Schlitzen verengte Augen, in Faltenwurf herabhängende Tränensäcke und abnorm verrunzelte, uringelbe Haut. All diese Insignien des Verfalls und des Moders verschmolzen zu einem grausamen Anblick der sich anbahnenden Agonie. Das Alter hatte Angelika weder milder noch garstiger gemacht, sondern nur lebloser. Je mehr sie die letzten Geheimnisse des Lebens gelüftet hatte, um so mehr war das Leben aus ihr entwichen. Über kurz oder lang wurde wohl jeder von seinem ganz speziellen Fluch eingeholt.

Sie bewegte sich mit gespenstischer Langsamkeit, so als würde ihr zusammengeschrumpfter und ganz offensichtlich mit einem kleinen Buckel beladener Körper über den Boden schweben, und vollführte während des Sprechens sparsame Gesten. Nichtsdestotrotz unterließ sie es keine Sekunde lang, an der fingerdicken Selbstgedrehten zu nuckeln: das Ritual, welchem allein sie die wenigen ihr noch verbliebenen Lebensimpressionen verdankte.

»Die Akte, die ihr bekommen habt, sagt die Wahrheit«, begann sie mit erschöpfter, kaum hörbarer Stimme, führte mit zitternden, bräunlich verfärbten Gerippfingern ihre Kippe zu den Lippen und inhalierte hingebungsvoll. »Allerdings handelt es sich bei dem Inhalt um kein reproduktionsmedizinisches Novum, wie darin behauptet wird. Die Zeugung menschlichen Lebens ohne den männlichen Anteil wurde von mir bereits vor Jahren erfolgreich durchgeführt. Ja, es ist möglich, daß sich die Menschheit in der weiblichen Linie bis Ultimo ohne ein einziges Spermium weiter vermehren kann. Klingt zu schön, um wahr zu sein, nicht wahr?«

»Nein«, antwortete Helena. »Weil der Haken an der Geschichte alles andere als schön ist.«

»Exakt. Bei der eingeschlechtlichen Fortpflanzung würden wir letzten Endes kein neues Leben zeugen, sondern immer nur altes. Jede Frau würde bloß Kopien ihrer selbst herstellen, Ab-

ziehbilder, die lediglich den Status quo robohaft aufrecht-
erhalten. Die Welt wäre gefangen in einer Zeitschleife, in einer
unendlichen Wiederholung des Ist-Zustandes. Denn Kopien
haben keine neuen Ideen, sie denken und handeln stets wie das
Original, eine überraschende Wende zum Guten oder zum
Schlechten, zum Kreativen oder zum Destruktiven oder zu einer
wie auch immer gearteten Entwicklung ist von *lebenden Toten*
kaum zu erwarten. Auch der Beeinflussung der Individuen
untereinander unter künstlich abgewandelten Bedingungen
wären irgendwann mathematische Grenzen gesetzt. Wenn man
Bach geklont hätte, hätte der Bach-Klon dieselbe Musik
komponiert wie sein Klonvater, vielleicht mit ein paar
langweiligen Variationen. Die Evolution wäre durch diese
Methode zum Stillstand gekommen. Doch eine Reproduktion,
deren Zweck einzig und allein darin besteht, die
Endlosaufführung ein und desselben Films zu gewährleisten,
ergibt keinen Sinn. Das drohende Aussterben unserer Spezies
verlöre dann an Dramatik, weil wir ja wüßten, daß im
entgegengesetzten Falle doch nur Echos unserer einstigen
Stimmen die Lebenden beschallen würden. Echos sind
faszinierend, doch eine Akustik, die ausschließlich aus Echos
besteht, ist absurd. Zudem äußerst gefährlich, weil nur neu
durchmischte Organismen neuen Bedingungen, zum Beispiel
Infektionskrankheiten, die durch neu mutierte Parasiten
verursacht werden, siegreich begegnen können. Der Zweck von
Mann und Frau war eben nicht, beliebig neue Männer und
Frauen zu zeugen, sondern *andere*. Deshalb hat Sex soviel Spaß
gemacht, schätze ich.«

»Ihr seid auf die Spernavorräte also weiterhin angewiesen.
Doch wie lange wird der Vorrat noch reichen?«

»Keine Ahnung, Helena.«

Angelika schlurfte derweil zwischen den Tischen ziellos
umher wie die verwirrte Oma in den Fluren des Seniorenheims.
Dann kramte sie aus ihrer weiten, sackgroßen Tasche eine

frische Zigarette und zündete sie an der bis zur Nagelgröße heruntergebrannten alten an.

»Vielleicht fünfzig Jahre, vielleicht hundert. Ich habe ein Verfahren entwickelt, mit einem einzigen isolierten Spermium eine hundertprozentig erfolgreiche Befruchtung zu initiieren. Wenn man bedenkt, daß in einem einzigen Ejakulat Millionen von Spermien enthalten sind, so erscheint mir die Sicherung der gegenwärtigen Bevölkerungszahl über diesen langen Zeitraum hinweg gewährleistet. Zu dem neuartigen Verfahren gehört auch, daß die Spermien nicht mehr den mit Schäden verbundenen Einfrierungs- und Abtauvorgang über sich ergehen lassen müssen. Sie lagern nun in Tanks in einer Nährlösung, der mit elektrischen Impulsen Energie zugeführt wird. Einerseits sorgt diese Nährlösung dafür, daß die Jungs ihre Vitalität und Beweglichkeit nicht verlieren, andererseits dient sie ihnen im Eileiterkanal als Lotse und Leibgarde gegen spermienfeindliche Säuren. Die Spermien werden vaginal durch eine Art Pistole erst in die Gebärmutter und schließlich unmittelbar in den Eileitermund eingeführt. Ein einziger Schuß erfüllt dann seinen Zweck. Aus psychologischen sowie wirtschaftlichen Gründen ist diese Methode gegenüber der In-vitro-Fertilisations-Therapie lohnender.

Erstens haben die Frauen das Gefühl, daß sie auf irgendeine verrückte Weise wie in alten Zeiten auf natürliche Weise befruchtet werden, und zweitens ...«

»Mal im Ernst, Daniel Düsentrieb, die Folter, auf die wir uns schon die ganze Zeit so gefreut haben, besteht doch nicht nur aus diesem trockenen Furz, oder?«

Lilith besaß die Angewohnheit, bei diffizilen Dingen leichtfertig abzuschalten. Hier jedoch kam dem Wort »leichtfertig« eine tödliche Bedeutung zu. Dessenungeachtet lächelte sie Angelika, der Lebensspenderin in Freundin-Hein-Gestalt, provokant ins Gesicht. Schade, Helena hätte den Vortrag gerne zu Ende gehört.

»Stimmt, warum erzählen Sie uns das alles eigentlich?« wollte aber auch sie nun erfahren.

»Damit ihr wißt, daß euer Tod nicht umsonst ist«, gab Margit stellvertretend für die im Zigarettenqualm Verborgene die Antwort. Irgendwie schien sie die Sitzung mit halber Aufmerksamkeit zu verfolgen. Was für Teufeleien sie auch im Schilde führte, ihre finsternen Knopfaugen, die sich mal minutenlang selbstquälerisch von den Lampen blenden ließen, mal wie hypnotisiert irgendeinen Punkt an der Wand fixierten, sprachen die Sprache der Lethargie, ja des sukzessiven geistigen Wegdriftens. So wie sie sich wie ein Mehlwurm in Walroß-Format in ihrem Holzthron fläzte, sonderbar beschwingt den Kopf kreiseln ließ, bisweilen sogar lautlos die Lippen bewegte, als rede sie zu Gespenstern, die allein sie sehen könne, hätte man glauben mögen, daß man es mit einer Umnachteten zu tun habe. Wenn da nicht diese pointierten Aussprüche gewesen wären.

»Wir glauben, daß es uns bis zum vollständigen Versiegen des Spermvorrats möglich sein wird, das Yang-Virus aus den Körpern der Frauen und schließlich aus der ganzen Welt hinauszukomplimentieren, damit so wieder gesunde Söhne geboren werden können«, ergriff Angelika wieder das Wort, ohne diesmal die Zigarette aus dem Mund zu nehmen, die beim Sprechen auf und ab hüpfte.

»Forschungen auf diesem Gebiet laufen mit fieberhaftem Eifer bereits seit Jahren. Zur genauen Beobachtung und zum Experimentieren sind Gewebekulturen von Zellen von lebendigen Männern oder ersatzweise von Primaten vonnöten. Da sämtliche männliche Primaten jedoch in den Zoos und in den uns bekannten natürlichen Primatenvorkommen ebenfalls der Seuche anheimgefallen sind, sind viele Expeditionen zu unwirtlichen, fast vergessenen Gebieten unterwegs. Zum Beispiel zu einem schwer zugänglichen kleinen Fleckchen im Zentrum Borneos, das wegen seiner vulkanischen Struktur und

eines mysteriösen Dämonenglaubens von den Eingeborenen gemieden wird und nur einmal um 1880 von den damaligen niederländischen Kolonialherren zwecks Vermessung und geologischer Prospektion aufgesucht worden ist. Dort scheint noch eine intakte Orang-Utan-Population zu bestehen. Wenn es uns gelänge, so einen einzigen nicht infizierten Affenpascha in ein Hochsicherheits-Virologielabor zu schaffen, wären wir schon einen Riesenschritt weiter. Das erfordert einen ungeheuren Aufwand an Sterilisationstechnik, doch wir hegen große Hoffnungen.«

»Na prima!« jubelte Helena. »Dann könnt ihr ja jetzt den Schampus servieren, anstatt uns kaltzumachen. Wir jedenfalls werden nichts gegen die Affenjagd unternehmen, darauf habt ihr unser Wort!«

»Wir müssen vorher nur noch ein kleines Problem bereinigen.«

Margit, die Moderatorin mit begrenzter Aufnahmekapazität, war von ihrem Flug durch die unendlichen Weiten des Universums wieder in die Runde der sieben Weisen zurückgekehrt. Inzwischen perlte ihr der Schweiß in Strömen über das aufgedunsene Gesicht, was sie keineswegs veranlaßte, ihr wuchtiges Gewand auch nur einen Knopf weit zu lüften. In die blassen Wangen war sogar etwas Farbe eingekehrt. Vielleicht würde das Miststück gleich einen Hitzschlag erleiden und tot umfallen und dieser ganze Alptraum sich in Wohlgefallen auflösen, träumte Helena.

Dennoch wollte sie wissen: »Was für ein kleines Problem zur Bereinigung?«

»Erkläre es ihnen, Vanessa.«

»Ihr seid das Problem!« dröhnte Vanessa mit fester Stimme wie aus der Pistole geschossen.

Auch an ihr war die Zeit nicht spurlos vorbeigezogen. Doch es hatte den Anschein, als ob die berühmte Chef-Ökonomin des

Reiches ein paar der zurückliegenden Jährchen in einer jener wundersamen Kapseln im Tiefschlaf verbracht hatte, die Astronauten für Langzeitflüge in Science-fiction-Filmen bevorzugen. Die graumelierten langen Haare der schlaksigen Frau ließen im Gegensatz zu ihren Mitstreiterinnen keine deprimierenden Assoziationen an die Trostlosigkeit des Lebensherbstes aufkommen, sondern an gestählte Reife. Unter den zusammengewachsenen Augenbrauen funkelte unverändert das Kühnheit und fanatischen Eifer widerspiegelnde Augenpaar. Es gehörte zu dem zwar scharfgeschnittenen, doch erstaunlich regen Gesicht einer Mittfünfzigerin, der selbst das Mißlingen ihrer Ideale keine erwähnenswerten Schrammen hatte zufügen können. Und während die dunkle Gewandung die übrigen Schreibtischschlachterinnen als inwendig Tote allegorisierte, verlieh sie der agilen Vanessa sogar ein Hauch von Haute Couture.

»Ihr und euresgleichen dort draußen in der Wildnis seid wie Ungeziefer, das ein restaurierungsbedürftiges Haus besetzt hält«, sagte sie und kam ebenfalls um die Tische. Auch sie rauchte, allerdings eine Filterzigarette, und wenn die Situation eine andere gewesen wäre, hätte Helena überhaupt keine Scheu gehabt, bei ihr eine zu schnorren. Großer Gott, für einen tiefen, ungesunden Zug hätte sie jetzt ihr letztes Badetuch hergegeben!

»Doch solange das Ungeziefer am Fundament nagt, in den Abflußrohren krabbelt und unter den Dielen Nester baut, sind alle Sanierungsarbeiten zum Scheitern verurteilt. Vor den Abrißleuten und den Schreibern muß erst mal der Kammerjäger in solch ein Haus. Um es prosaisch zu sagen: Wir werden unsere Ziele nie erreichen, bevor ihr alle nicht das Zeitliche gesegnet habt. Du, Helena, müßtest als Politologin wissen, daß ein reiner Militärstaat keine langfristige Perspektive hat. Denn der Krieg ist in seinem Wesen unproduktiv, solange es keine beachtlichen Ressourcen des Feindes zu erobern gilt. Ich gebe zu, daß die Gründe für den ärmlichen Lebensstandard und den Innovations-

und Produktionsmangel im Reich nur zum Teil im Dauerclinch mit dem Widerstand wurzeln. Doch solange dieser Stachel im Fleisch steckt, Schmerzen hervorruft, die Konzentration in Anspruch nimmt, wird keine Heilung erfolgen, geschweige denn eine radikale Neuorientierung stattfinden. Noch verheerender als der wirtschaftliche ist der massenpsychologische Schaden, den der Widerstand wie eine erneute Seuche Tag um Tag verursacht. Ihr könnt euch etwas darauf einbilden, daß ihr es mittlerweile geschafft habt, für jedweden Mißstand in diesem Erdteil als Entschuldigung herzuhalten. Ob Müßiggang, Schlendrian, Inkompetenz, Flucht in weibische Verhaltensweisen, Scheu vor isolierender oder schmutziger Arbeit, stets weiß sich die Vaginafrau mit der unwiderlegbaren Ausrede zu rechtfertigen: Die Mannfrauen sind an allem schuld!«

»Mit einem Wort: Die Geister, die ihr gerufen habt, werdet ihr nicht mehr los«, freute sich Cora. Seit ihrer Festnahme hatte sie damit zum ersten Mal einen Ton von sich gegeben. Wäre sie nicht im Klammergriff dieser soliden Arm- und Fußbänder gewesen, hätte sie gar nichts gesagt, sondern sich stracks und harpunengleich an 1 As Gurgel katapultiert und sie zur Herausgabe von Informationen über den Verbleib ihrer Töchter gewürgt. Wer weiß, vielleicht würde sie es trotz der physikalischen Unmöglichkeit tun, kursierten doch die unglaublichsten Geschichten über Mütter, die sich ihrer Kinder wegen von einem Augenblick zum anderen in wahre Herkulesse verwandelt hätten.

»Ihr habt auf unserem Rücken einen Popanz aufgebaut, und jetzt wundert ihr euch darüber, daß die versklavten Frauen sich des Popanzes bedienen, um sich ein paar kleine Freiheiten von euren aberwitzigen Phantasmagorien zu gönnen.«

»Nein, wir wundern uns überhaupt nicht«, entgegnete Vanessa geladen. Ihre eh kaum intakt zu nennenden Sicherungen konnten sich leicht überhitzen, wenn man ihre desaströse Planwirtschaft als Spinnerei abtat.

»Was wir bisher aufgebaut und erreicht haben, war sozusagen die erste Stufe. Unter Berücksichtigung der katastrophalen Ausgangslage handelte es sich dabei um eine ganz natürliche Entwicklung, die vielleicht wenig von wirtschaftlichem Erfolg und Ruhm gekrönt war, aber im Rückblick durchaus voraussehbar erscheint. Doch nun kommt die zweite Stufe und damit die endgültige Lösung.«

»So, so, ›im Rückblick‹, ›die zweite Stufe‹«, stöhnte Helena resigniert. Eigentlich verspürte sie keine Lust mehr, diesen alten Weibern zuzuhören, die mit ihrem Geschwätz in Wahrheit nur ihr Versagen vor sich selbst rechtfertigten. Außerdem war sie seit zwanzig Stunden auf den Beinen bzw. in Ketten und hatte nicht geschlafen. Sollten sie ihr doch endlich eine Kugel durch den Kopf jagen und dann ihre verdammte zweite Stufe starten. Es war ihr einerlei.

»Ach, Vanessa, wann werdet ihr endlich begreifen, daß unfreie Menschen auch im Geiste unfrei bleiben, und wenn sie überhaupt eine Entwicklung bewerkstelligen, dann bestenfalls eine rückwärtsgewandte? Wann werdet ihr begreifen, daß wir keinen Schwanz zwischen den Beinen tragen? Die plumpe Imitation des männlichen Konkurrenzdenkens ist eine Sackgasse. Schau, Elektrizität ist bestimmt eine tolle Sache. Für Krankenhäuser, Nahverkehrsmittel, für die Herstellung von lebensnotwendigen Waren. Aber der Privatmensch braucht Elektrizität wohl doch nur, um seinen Alltag zu rationalisieren, weil er die meiste Zeit des Tages damit zubringt, für Dinge zu schuften, die er im Grunde gar nicht braucht. Was ist dagegen einzuwenden, daß die Frauen die Errungenschaft der Technik nach ihrem wirklichen Bedarf nutzen? Was ist dagegen einzuwenden, den Abend, zumindest vorübergehend, mit Kerzenlicht zu erhellen?«

»Nichts – wenn man ein Schimpanse ist.«

»Okay, vergiß es. Wie sieht also eure endgültige Lösung aus?«

»Wie Margit schon sagte: Wir bringen euch alle um.«

»Was, das ist alles? Deswegen der ganze Aufwand? Deswegen dieser filmreife Agenten-Zirkus?«

»Ja. Denn keine Mannfrauen, keine Entschuldigungen mehr, sich im Weibchengehege zu tummeln. Wir werden ohne Beeinträchtigungen von außen endlich den modernen Frauenstaat errichten, von dem das Frauenvolk stets träumte, doch auch stets tausend Gründe dafür parat hielt, es nicht zu tun. Wie die Männer werden dann Frauen ihr eigener Ernährer sein, sich in Wirtschaft und Wissenschaft engagieren, ihre Arbeit lieben, miteinander anders konkurrieren als nur mit ihrem Aussehen, ihren tollen Männern oder der Kinderzahl, neue Märkte erschließen, Erfindungen machen und Naturschätze abbauen, den Weltraum erobern ...«

»Vielleicht kannst du mich in deiner Liste auch vermerken«, spöttelte Lilith. »Wenn die Herren Damen in deinem Sonnenstaat wieder gut bei Kasse sind, brauchen sie bestimmt meine alten horizontalen Dienste.«

»Kaum. Gesindel eures Schlages stiftet nur Unfrieden. Eure blauäugigen freiheitlichen Ideen verleiten die Frauen nur dazu, sich in ihrem Minimalismus bestätigt zu fühlen. Weshalb zum Beispiel eine gigantische Pharmaindustrie aufrechterhalten, wo doch frau sich so gerne der homöopathischen Illusion hingibt, daß ein Extrakt aus Ziegenkacke jeden Krebs besiegt? Abgesehen davon, daß die Aufrechterhaltung einer Pharmaindustrie permanente und beinharte Konkurrenz aller Beteiligten untereinander erfordert. Kapiert? Aber eure schlichten Ideen kommen immer mehr an, sogar im Reich, wie ihr durch die im Badehaus erfahrene Hilfe feststellen konntet. Man muß euch ausrotten, mit Stumpf und Stiel. Es gibt keine andere Alternative.«

»Aber das tut ihr doch schon«, sagte Helena. »Ihr tötet uns tagtäglich. Was wollt ihr noch mehr?«

»Du hast es immer noch nicht verstanden, meine Liebe«, schaltete sich Margit erneut ein, obwohl ihre wäßrigen Augen mit den zu Stecknadelkopfgröße geschrumpften Pupillen signalisierten, daß sie jetzt lieber indische Sitarmusik gehört hätte, oder was Entrückte sonst so an stimmungsbegleitenden Dingen favorisieren.

»Diesmal werden wir euch *alle* töten, und zwar *alle auf einen Schlag!*«

»Wie das?«

»Denk mal scharf darüber nach.«

Helena, Lilith und Cora taten, wie ihnen geheißen. Lange und intensiv. Und als sie fast zur selben Zeit zu einem Ergebnis kamen, da hatten sie das Gefühl, als habe man kleine Löcher in ihre Schädeldecken gebohrt und ganz langsam eine ätzende Säure darin einlaufen lassen. Das Bild, das dabei vor ihrem geistigen Auge aufleuchtete, ließ sie vor Entsetzen krampfartig zusammenzucken und drohte ihre Herzen aussetzen zu lassen. Es war ein Bild aus Dantes Inferno:

Eine Rebellenstadt irgendwo am Fuße eines Berges, armselig und deprimierend, wie es immer der Fall war, von Bretterbuden übersät, noch zahlreicher aber von löchrigen Zelten. Die Straßen eine einzige Schlammrutschbahn mit urmenschlichem Odeur, weil Fäkalien direkt vor die Tür abgeleitet wurden. Es gab keine Hoffnung in dieser Stadt, nicht einmal ein Hauch davon, weil nirgends ein Kinderlachen zu hören und nirgends ein schmutziges Kindergesicht zu sehen war, das trotz der Hölle ringsum das Abenteuer Leben begierig in sich aufzog. Es gab in dieser Stadt einfach keine kleinen frechen Mädchen, sondern ausschließlich sich dahinschleppende Erwachsene, todtraurig, die meisten von ihnen krank oder verkrüppelt, von den Eindrücken geschlagener Schlachten halbwahnsinnig, immer abweisend. Kleine freche Mädchen, herausgestreckte Zungen, durch ein Blasrohr geschossene Kirschkerne etc. bedeuteten

zwar nicht das Ende der Tragödie, aber ein bißchen Balsam für die Seele der in der Tragödie Gefangenen. Zumindest, wenn es sich dabei um Frauen handelte.

Plötzlich ein Licht am Horizont – ein göttliches Licht! Zunächst verwandelte es den blauen Himmel in ein einziges stechendes Leuchten, so daß die schäbige Szenerie an eine überbelichtete Fotografie erinnerte. Dann aber übertraf es sich selbst, wuchs zu einer noch gewaltigeren Helligkeit aus, die die überbelichtete Fotografie vollkommen blank machte und schließlich ausbrannte. Diejenigen in der Rebellenstadt, die das Gotteslicht sahen, wurden sofort blind. Und die, die es nicht wurden, strafte die nächste Heimsuchung: das Feuer. Es ähnelte dem glühenden Atem eines Drachen, und wenn jemand Gelegenheit gehabt hätte, ihn zu erblicken, so hätte er lediglich bemerken können, daß die Luft von einem Augenblick zum anderen eine korallenrote Tönung annahm. Die Luft hatte sich in reine Hitze von unvorstellbar hoher Temperatur umgewandelt. Der Feuerstrom hielt sich erst gar nicht damit auf, seine Opfer in Flammen zu hüllen. Vielmehr durchdrang er wie die Atmosphäre einer Sonne Menschen, Tiere, Wellblechhütten, Pflanzen, alles bis in die geheimsten Atome und brachte sie in Sekundenschnelle zum Schmelzen. Gleich Schokoladenfiguren, die auf einer glühenden Herdplatte vergessen worden waren, verklumpten sich die Frauenleiber zunächst, um jedoch unmittelbar darauf durch unergründliche physikalische Gesetzmäßigkeiten zu nur andeutungsweise Menschen ähnelnden Gebilden zu erstarren. Die Toten wurden so zu Skulpturen ihrer selbst. Aber nur eine Nanosekunde lang. Die nachfolgende Druckwelle riß ihnen ihre Krustenhüllen fort, und für einen gedachten Moment kamen bloße Skelette in allen erdenklichen Posen zum Vorschein, bis schließlich auch die Knochen im tollwütigen Wirbel in alle Himmelsrichtungen stoben. Und nicht nur die Knochen, sondern die gesamte Stadt, der komplette Landstrich, ja selbst der Berg, der den Rebellen

bisher großmütig seinen Schutz hatte angedeihen lassen, alles wurde durch die Atombombe buchstäblich ausradiert.

Helena, Lilith und Cora sahen die Apokalypse kurz, aber in ihrer ganzen Klarheit in ihren Hirnkinos und erschauerten. Sie hatten einem Monster wie Margit alles zugetraut, sogar, daß sie ihr Blut soff. Aber diese Höllenvision übertraf selbst ihre finstersten Befürchtungen.

Doch würde der Einsatz von Atombomben nicht bedeuten, daß ...

»Das wirst du nicht tun, Margit«, raffte sich Helena schließlich zu einem Widerspruch auf, derweil selber so matt und gebrochen wie eine Überlebende Hiroshimas. »Du bluffst nur. Durch den radioaktiven Niederschlag und die sukzessive Verseuchung wäret ihr selbst dem schleichenden Tod preisgegeben. Hast du das den Nebelkrähen um dich herum schon verklickert?«

»Blödsinn!« blaffte Ihre weggetretene Hoheit. »Du scheinst dir seinerzeit zuviel von diesem Day-after-Mist reingezogen zu haben. Die Gefahr des Weltuntergangs bei einem nuklearen Konflikt hat immer nur bei einem suizidalen Krieg zwischen den großen Machtblöcken bestanden. Für begrenzte Konflikte wurden apartere Lösungen ausgetüftelt. Sehr flexible Lösungen, die eine Stadt bis auf die Grenzmauern wegschaben können, ohne erwähnenswerte Radioaktivität freizusetzen. Unsere Beschäftigung mit der Satellitentechnologie diente in Wahrheit nur dazu, die navigatorische Feinsteuerung dieser strategischen thermonuklearen Sprengkörper in den Griff zu kriegen. Und ihr könnt uns gratulieren: Wir haben sie mittlerweile in den Griff gekriegt! Etwa fünfhundert Cruise-Missiles und Minuteman-Flugkörpergefechtsköpfe warten nur darauf, ihre Zielkoordinaten eingespeist zu bekommen, damit sie euch exakt in einer Woche den Weg in den Himmel weisen können. Tut mir leid, so lange dauert nun einmal die Feinanvisierung.«

»Du wirst es trotzdem nicht tun«, widersprach Helena.

»Und warum nicht, zum Teufel?«

»Weil du solch eine Barbarei vor deinen feinnervigen Vaginafrauen nicht wirst rechtfertigen können. Und sag bloß nicht, daß sie uns hassen. Schlimmstenfalls sind die Mannfrauen ihnen gleichgültig. Was du und ich natürlich nicht glauben. In Wahrheit dulden sie nur eine Fehde, deren Sinn sie nicht so recht begreifen. Es ist Frauen nun einmal nicht gegeben, einander bis aufs Blut zu hassen. Wenn sie es je getan haben, dann war entweder ein Mann im Spiel oder ein Kind oder eine ihre Weiblichkeit betreffende Kränkung oder eine fatale Kombination von allem. Um es vereinfacht zu sagen: Frauen empfinden gegenüber anderen Frauen keinen Haß, weil diese reicher oder mächtiger oder schlauer oder anders sind. Das ist doch auch die Quintessenz eures Manifestes, nicht wahr? Im Gegensatz zu einer männlichen kann eine weibliche Kultur nicht auf Furcht und Haß und Grausamkeit aufbauen. Sie würde nie von Dauer sein. Sie besäße keine Vitalität. Sie würde zerfallen. Sie würde sich selbst auslöschen. Und genau aus diesem Grunde wird der künstliche Haß zwischen den beiden Scheinefeindinnen, den du so meisterhaft anzufachen verstehst, Margit, sehr bald verschwinden wie schlechte Luft aus einem Zimmer, dessen Fenster man sperrangelweit öffnet. Tätest du also diesen letzten grausamen Schritt, hättest du dir alle Sympathien beim Volk verscherzt. Es würde sich dann gegen dich erheben und diese ganze elende Tyrannei zerschlagen.«

»Es sei denn, das Volk hätte einen handfesten Grund, euch zu hassen«, schlußfolgerte Viola für alle Anwesenden.

Die Gefangenen sahen aus den Augenwinkeln, daß die Horrorvisage sich aus den milchigen Strahlenbündeln in das Halbdunkel zurückzog. Mit einem drollig lahmen Gang, der an den unkoordinierten Bewegungsablauf eines Nonsensspielzeuges erinnerte, bewegte sich die Spukgestalt zur rechten Seite des Raumes hin. Helena, Lilith und Cora bemerkten nun, daß

dort an der Wand in Brusthöhe ein stöpselartiger Messinggriff angebracht war. Er gehörte zu einer rechteckigen Klappe, die mit der Wand eine Ebene bildete. Viola öffnete die Klappe und gab so den Blick frei auf eine in die Mauer versenkte, glattpolierte Holzkonsole mit diversen Kippschaltern und unterschiedlich farbigen Leuchtdioden.

Jetzt war es also soweit: Das mannigfaltige Instrumentarium der tausend Qualen, das stach, ätzte, würgte, Elektroschocks austeilte und Laserstrahlen abschoß, würde endlich aus irgendwelchen Falltüren und Bodenversenkungen auftauchen und an ihren schutzlosen Körpern zum Einsatz kommen. Denkbar, daß sich Viola dabei von ihrer einstigen Selbsttestphase hatte beflügeln lassen.

Aber warum? Warum eigentlich, fragte sich Helena, warum der minuziöse Vortrag, die Preisgabe von Staatsgeheimnissen und diese operettenhafte Folterkammershow? Um aus ihnen herauszukriegen, welche Dosis radioaktiver Strahlung die Mannfrauen am effektivsten ins Grab brächte? Das alles ergab irgendwie keinen Sinn. Und wenn diese Ungeheuer schon in der Lage waren, mit A-Bomben um sich zu schmeißen, wieso mußten sie damit ausgerechnet vor drei lächerlichen Figuren angeben?

»Obwohl euer Denkvermögen sich dem der Ratten, mit denen ihr zusammenhaust, längst hätte angleichen müssen, habt ihr den wunden Punkt der ganzen Angelegenheit entdeckt«, sagte Viola ungerührt. »Das Volk braucht in der Tat ein triftiges Argument, euch zu hassen. Ein äußerst triftiges!«

Sie betätigte einen der silbrigen Kippschalter – und keine Stromschläge jagten durch ihre Nervenbahnen, und kein siedendheißes Wasser ergoß sich auf ihre Leiber. Nein, etwas setzte sich in Bewegung. Und zwar in den OP-Tischen. Durch eine Hydraulik in den Tischsäulen begannen diese sich aufzurichten, so daß Helena, Lilith und Cora mehr und mehr eine stehende Position einnahmen und geradeaus auf den

riesigen Metallrolladen blicken konnten. Ein paar Meter vor diesem rostigen Vorhang und mit dem Rücken zu ihm thronte Margit auf ihrem breiten Lehnssessel und glotzte sie apathisch an. Viola betätigte zwei weitere Schalter, woraufhin die Lichter im Raum langsam erloschen und der Rolladen sich quietschend und ächzend nach oben schob. Allmählich verwandelte sich der Ort in einen Kinosaal. Der Unterschied zum echten Kino bestand darin, daß die Leinwand eine Panoramafensterscheibe war und der gezeigte Film die Wirklichkeit, die sich hinter dem Glas abspielte.

Wie damals vor zwölf Jahren, diesmal allerdings in der Sommernachtsvariante, breitete sich vor den Augen der Frauen die Seelandschaft in ihrer ganzen magischen Schönheit aus. Zunächst hatten sie den Eindruck, daß sie auf eine Kirmes oder ein Popfestival blickten. Auf dem gegenüberliegenden Ufer waren ein illuminiertes Riesenrad und eine große hellerleuchtete Freilichtbühne zu sehen. Eine Kapelle spielte, und die dumpfen Baßrhythmen schienen selbst durch die massive Glasscheibe zu dringen. Ansonsten jedoch wurde mit Glanz und Geflimmer recht sparsam umgegangen. Lichterketten, vornehmlich riesige Fackeln, die Straßenlaternen gleich in die Ufererde gerammt waren, umrundeten das Wasser wie eine endlose Prozession von Glühwürmchen. Selbst der See schien seinen Teil zu der bescheidenen Aufhellung beizutragen. Teils durch den Widerschein des Sternenhimmels, der sich wie ein glitzerndes Tuch auf die Wasseroberfläche legte, teils durch die rot leuchtenden Grillgeräte auf den Flößen, die wie losgelöste, phosphoreszierende Seerosen auf dem Wasser trieben.

Aber natürlich handelte es sich bei dem ganzen Schauspiel weder um eine Kirmes noch um ein Popfestival. Sondern um eine Festlichkeit der besonderen Art. Davon zeugten die überall aufgestellten, nach arabischem Stil zu allen Seiten offenen Zelte, welche an den Pomp aristokratischer Picknickgesellschaften erinnerten. Meist in Goldtönen gehalten, waren sie mit

dekorativen Ornamenten weiblicher Fruchtbarkeitsemele geschmückt. In Embryonalstellung zusammengekrümmte, kopfüber liegende Babys, rundliche Muttergestalten mit zehn Brüsten oder diverse Abstraktionen der Vagina. Diese Verzierungen waren gewissermaßen der Schlüssel zu der Sache, der hier gehuldigt wurde. Denn in den Zelten befanden sich ausschließlich Betten – Betten für die, die frisch entbunden hatten.

Die Rebellen hatten von diesen bizarren Veranstaltungen schon oft gehört, allerdings nicht angenommen, daß es solche Exzesse wären. Es war unglaublich: Tausende von Frauen, etwa ein Drittel von ihnen unmittelbar vor der Niederkunft stehend, strömten unter frenetischem Gebrüll, Chorgesang und donnerndem Applaus ins Wasser. Gestützt oder getragen wurden die Mütter in spe von denen, die selbst so gern die Bejubelten gewesen wären. Dort wurden sie von einer Armada von Hebammen in Empfang genommen, die augenscheinlich auf Wassergeburten spezialisiert waren. Unter ihrer Aufsicht und Anleitung gingen die Gebärenden im Wasser, das nur unwesentlich kühler als ihre eigene Körpertemperatur sein durfte, in die Hocke. Im nahezu schwerelosen Zustand, was die Wehen erheblich linderte, und ohne die Gefahr für das Neugeborene, aus einer warmen Umgebung schockartig in eine frostige zu wechseln, kamen sie sodann kollektiv nieder.

Wie bei einer Rettungsaktion für in seichte Gewässer geratene Delphine wurden die frischgeschlüpften Babys von den Hebammen sekundlich aus dem feuchten Element in die laue Nacht gehoben, in solch schwindelerregender Fülle und so enthusiastisch gefeiert, daß dem Betrachter sich einerseits die Assoziation an eine Massentaufe aufdrängte, andererseits die an ein Blutbad, letzteres wegen des Übermaßes der nachgeburtlichen, im Wasser treibenden Ausscheidungen. Euphorisiert von dem beinahe religiösen Tamtam um sie herum, schafften es viele der Mütter, mit ihren Babys in den Armen das Ufer auf

eigenen Beinen zu erreichen und in den Zelten glücklich und zufrieden in die aufgestellten Betten zu sinken.

Selbstverständlich war das Mama-Open-air nichts weiter als ein propagandistisches Spektakel, eine ausgeklügelte Show, welche ein paarmal im Hochsommer veranstaltet, mit musikalischer Untermalung per Rundfunk bis in die entlegensten Winkel des Reiches übertragen und von Dutzenden Kameras fürs Kino aufgezeichnet wurde. Zum einen sollte es die früheren Feiertage halbwegs ersetzen, zum anderen von dem immerwährenden Krieg und der allgegenwärtigen Armut ablenken. Vor allem aber sollte es den Vaginafrauen jene kostbare Prämie vor Augen führen, die sie vom Staat im Falle politisch korrekten Wohlverhaltens zu erwarten hatten: ein Kind, zwei Kinder, drei Kinder ...

»In der Gebärmutter«, hauchte Margit, und der Blick der Fassungslosen wandte sich vom bombastischen Geburtshappening hinter der Scheibe dem lediglich als eine düstere Silhouette sichtbaren Goliathhaupt zu. Obwohl der Raum in tiefste Finsternis gehüllt war und nur das gedämpfte Licht von draußen für eine spärliche Aufhellung sorgte, bemerkten sie, daß l As Blick mehr als entrückt war.

»Ein Kind darin, ein Bauch darum: des Weibes einzige Erfüllung! Warum? Weil kein Gott einem Geschöpf eine so aufwendige Wunderapparatur einbaut, um es dann dessen Gutdünken zu überlassen, was es mit der Apparatur anstellt. Man könnte auch fragen: Ist die Gebärmutter für die Frau da oder umgekehrt? Doch kein Gott hat wohl damit gerechnet, daß die anderen, die gebärmutterlosen Geschöpfe, jene, an die der Aufruf, sich die Erde Untertan zu machen, in Wahrheit erging, sich so schnell wieder bei ihm einfinden würden. Dumm gelaufen! Vor allem verzwickt. Einerseits ist es schwierig, eine massenhafte Motivation zu innovativem Konkurrenzdenken, Technikbegeisterung und körperlicher Drecksarbeit bei Frauen zu erzeugen, wenn am Ende nicht als Belohnung die süße Frucht

der Gebärmutter lockt, andererseits sind es genau diese Frucht und die krankhafte Beschäftigung mit ihr, die ein Interesse an den erwähnten Sachen gar nicht erst aufkommen lassen. Eine Katze, die sich in den Schwanz beißt. Wir müssen aber wie die Männer sein, wenn wir eines Tages nicht Gras fressen wollen. Der Familienvater, der so sehr mit seiner Arbeit verheiratet war, daß seine Kinder ihn schon fragten, wo er eigentlich wohne, war eben keine Witzfigur, sondern der Grundpfeiler des Wohlstandes. Schaut sie euch an, diese Weiber!«

Margit deutete mit einer knappen Kopfbewegung hinter sich auf die Glasleinwand.

»Diese Idiotinnen, die ihre Bälger abknutschen, während ihnen die Nachgeburt noch am Arsch hängt! Ihr ganzes Spatzenhirn ist davon in Anspruch genommen, sich mit Wesen zu beschäftigen, die bereits jetzt von nichts anderem träumen, als daß auch ihnen eines schönen Tages die Bäuche anschwellen, die Brüste aufquellen, die Warzenhöfe Untertassengröße erreichen und ihre geheiligten Löcher ihresgleichen in die Welt werfen. Zukunft nennen sie das, egal, wie beschissen diese Zukunft auch sein mag, wie karg, öde und dumm. Hauptsache, sie können mit Puppen spielen! Die Zukunft braucht aber Puppen, deren Gedanken um die Inbetriebnahme von Kernkraftwerken und die Produktion von Mobilfunk-Telefonen kreisen und nicht um die Frage, wie der Kindergeburtstag zu gestalten sei. Nun ja, wir gedenken, ihnen gründlich den Kopf zu waschen, um eine Zukunft aufzubauen, die den Namen tatsächlich ... Aber ich schweife ab. Eigentlich wollten wir den Trick vorführen, wie die halbe Kuhwelt euch hassen lernen und schließlich eurer Auslöschung zustimmen wird.«

Wieder eine knappe Kopfbewegung, diesmal zu Viola an der Konsole. Diese betätigte erneut einen Schalter.

Zunächst passiert nichts, rein gar nichts. Eine Minute lang, vielleicht sogar länger schienen alle im Raum wie von einer Lähmung erfaßt, außer daß die Schatten von Angelika und

Vanessa sich von der Feier da draußen abwandten und mit ihren Schattenhänden ihre Schattengesichter bedeckten, als würden sie sich schämen oder die Realität ausblenden wollen. Aber sonst regte sich nichts, und in der angespannten Stille hätte man sogar das Husten einer Motte vernehmen können. Dann, ganz langsam, hatten Helena, Lilith und Cora das Gefühl, daß sich in die frohlockende Unruhe unten am Seeufer eine andere Art von Unruhe zu mischen begann. Man sah es den Beteiligten an: Ihre Mienen wechselten von ausgelassener Erregung zu Verstörung und den dazugehörigen Gesten der Hilflosigkeit. Gerade eben noch mit dem Ausstoßen von Hosianna!-Rufen und eifriger Gebärassistenz befaßt, schlich sich in die Masse der meist leichtbekleideten Frauen Panik. Eine jede warf ängstliche Blicke um sich, klammerte sich zitterig an die Nachbarin und versuchte die Ursache der Panik herauszufinden.

Diese kam allmählich zum Vorschein. Ein mehrere Hundertschaften umfassender Reitertrupp stürmte von den bewaldeten Hügeln zu den Ufern hinab, wegen des tausendfachen Mündungsfeuers der Maschinenpistolen wie in einen pulsierenden Sternhagel gehüllt. Auf den Pferden saßen Rebellen – Rebellen, wie sie sich der kleine Moritz vorstellen mochte. Nach Seeräuber-Manier hatten einige der wild um sich ballenden Aggressoren Tücher um den Kopf gebunden, andere trugen phantasievolle Operettenuniformen, und wieder andere saßen wie übergeschnappte Indianer in ganzkörperlicher Kriegsbemalung zu Pferde. Eigentlich brauchte man kein Kenner der Materie zu sein, um zu durchschauen, daß es sich bei dieser Mordbande nicht um ein Terrorkommando der gewissenlosen Mannfrauen handelte. Denn wenn die überhaupt ein solches Massaker veranstaltet hätten, dann weiß Gott nicht in den clownesken Kostümierungen eines Endzeitfilms. Helena, Lilith und Cora wußten nur allzugut, daß dieses Überfallkommando aus Soldatinnen des Reiches bestand, die sich als verdammenswerte Rebellen verkleidet hatten.

Sie wußten es. Die Angegriffenen jedoch nicht. Vielleicht sogar nicht einmal die Live-Berichterstatte(r)innen in den vielen busähnlichen Übertragungswagen am Rande des Pulks, deren aufgeregt gestikulierende Umrisse durch die Seitenscheiben zu sehen waren und die gerade jetzt das Geschehen in allen blutigen Details in die halbe Welt hinausposaunten. Viel wahrscheinlicher war es jedoch, daß sie ihre schockierende »Berichterstattung« schon vor Tagen auf den Schreibtisch bekommen hatten und nun vom Blatt ablasen. Und so berichteten sie über das, was planmäßig über die Bühne ging:

Die furchterregenden Reiterinnen feuerten blindlings in die Masse hinein, trampelten mit ihren Rössern über Fliehende hinweg, stachen sie mit langen Schwertern nieder, gaben gezielte Pistolenschüsse ab und warfen Handgranaten in paralysierte Grüppchen von Frauen, die sich voller Entsetzen aneinanderklammerten. Panik brach unter den Drangsalierten aus, die noch Minuten zuvor im siebten Himmel der Frauenwonnen geschwebt hatten, und bald glich das ganze Menschengewimmel einem vom Orkan heimgesuchten Meer, in dem die Wogen chaotisch in alle Richtungen schwappten, so daß in blinder Flucht viele totgetrampelt wurden. Vor Grauen verzerrte Gesichter mit weit aufgerissenen Mündern, zuckende und sich krümmende Leiber beim »Verdauen« ihrer Bauchschüsse, frische Mütter und Babys, traumatisiert und verwundet, die in enger Umschlingung auf der Erde auf Erlösung warteten, bis sie von tödlichen Hufschlägen oder von einer MP-Salve tatsächlich erlöst wurden:

Schlagartig war aus einem Sinnbild des Lebens eins des Todes geworden.

Als dann die Zelte mit den herausgerissenen Fackeln in Brand gesteckt wurden, in dem Uferwasser mehr und mehr Leichen trieben, blutüberströmte Nackte an den wimmernden und schreienden Fleischhaufen entlanggeisterten, als es allmählich klar wurde, daß die nun wieder in den Schutz des Waldes

davongaloppierenden apokalyptischen Reiter nichts als Sünde und Horror hinterlassen hatten, da gab es auch bei den bestürzten Zuschauerinnen nicht mehr den leisesten Zweifel daran, daß jede Frau mit einem Funken Gefühl nach dieser Nacht nicht nur einen nuklearen Angriff auf die Rebellen akzeptieren, sondern nachdrücklich fordern würde. Schlußendlich hatte sich für die Gefangenen der so harmlos anmutende Raum doch noch in eine Folterkammer verwandelt.

Der eiserne Rolladen senkte sich wie ein Sargdeckel über die Panoramascheibe und zauberte so das schaurige Hieronymus-Bosch-Gemälde am See weg, derweil das trübe Licht im Raum wieder langsam anging. Während des Gemetzels hatte Margit Helena, Lilith und Cora wortlos fixiert, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzudrehen und einen Blick auf ihre Freveltat zu werfen. Es schien wohl ein Film zu sein, den sie schon kannte. Lieber studierte sie die vom Grauen überwältigten Gesichtszüge der Zuschauerinnen so wie ein fanatischer Forscher kalt und penibel die Reaktionen seiner Labormäuse.

Die Augen der drei Frauen schwammen in Tränen. Das Ungeheuerliche, das sie hatten ansehen müssen, schien in ihnen eine Art seelisches Schleudertrauma verursacht zu haben. Vielleicht würden sie künftig nicht einmal mehr weinen können, weil die abscheulichen Eindrücke alles Mitgefühl absorbiert hatten. Sie würden weder weinen noch lachen können, so wie das Ungeheuer vor ihnen, das wie ein abgestorbenes Pendant seiner selbst nur glasig glotzen konnte und sonst gar nichts.

»Du bist ganz allein, Margit«, sagte Helena schließlich mit tränenerstickter Stimme. »So sind wir Frauen nicht. So waren nicht einmal die Männer. Du bist ganz allein.«

»Ich weiß«, erwiderte das Ungeheuer. »Es gibt nur mich und die Stimmen ... Ich und die Stimmen.«

»Was meinst du damit?«

»Du würdest es nicht verstehen. Doch täusche dich nicht

allzusehr in mir, Darling. Selbst das Monstrum hat einst seine Mami geliebt.«

»Was willst du von uns?«

»Zweierlei: Zunächst einmal werdet ihr euch gleich morgen früh im Rundfunk selbst der eben stattgefundenen Schweinerei bezichtigen. Ihr werdet erklären, daß ihr eure Kinderlosigkeit nicht verwinden könnt, von Neid zerfressen seid und deshalb die Sache mit Billigung sämtlicher Abtrünnigen minuziös geplant und ohne Skrupel durchgezogen habt. Zum anderen werdet ihr genaue Angaben über die Sammelpunkte der einzelnen Clans und ihrer Wanderrouten machen. Vielleicht glaubst du, Helena, daß das Grauen nicht steigerbar ist und daß man jede andere, nur nicht dich zum Verrat bewegen könne. Auch da täuschst du dich. Denn wir alle haben so unsere kleinen Schwächen, nicht wahr.«

Margit wies abermals mit einer sparsamen Geste in Violas Richtung, die ihre Konsole quasi als eine Fernsteuerung zum Entfesseln vielgestaltiger Dramen benutzte. Derweil lösten sich Vanessa und Angelika aus ihrer Schamespose mit den in den Händen vergrabenen Gesichtern, begaben sich zu Margit und stellten sich wie grimmige Wachposten jeweils auf eine Seite des Holzthrons. Diesmal drückte Viola einen rotglühenden Knopf, woraufhin ein kurzer Summton erklang und die rechtsgelegene große Tür aufsprang, die allen Beteiligten vor einigen Stunden Einlaß gewährt hatte.

Die beiden so unterschiedlichen neuen Gäste, die den unheimlichen Ort betraten, verblüfften eigentlich alle drei Rebellen. Doch Cora am meisten, so sehr, daß ihre verheulten Augen schlagartig von einer erneuten Tränenkaskade überflutet wurden. Die, die nun hereinkamen, waren im doppelten Sinne ein Kontrast zu den in Vergreisung befindlichen Personen. Ein beeindruckend hübscher Teenager in einem weißen luftigen Sommerkleidchen wandelte in Wildledersandalen zwischen den unversöhnlichen Parteien. Eine mit den Gaben erwachender

Weiblichkeit üppig beschenkte Blondine, deren Augen signalblau und deren Augenbrauen buschig und braun waren. Mit der rechten Hand führte sie einen eindrucksvollen Schimmel am Zügel, von solch engelsreinem Farbton und muskulösem Körperbau, daß es schon eine Augenweide war, ihn im reglosen Zustand zu betrachten. In der Linken trug das Mädchen einen tarnfarbigen Benzinkanister.

Mehr als das gallige Stück, welches das wunderliche Paar offenkundig aufzuführen gedachte, versetzte Cora die Physiognomie des Mädchens einen Schock. Vielleicht spielte ihr kurz vor dem Zusammenbruch stehendes Hirn ihr einen Streich, doch glaubte sie, in diesem Gesicht wie bei einer fotografischen Mehrfachbelichtung die Gesichter von noch zwei anderen Menschen durchschimmern zu sehen: ihr eigenes und das von Ted! Und obwohl so viele Jahre vergangen waren, und obwohl sie seinerzeit selber ihre Zwillingstöchter oft verwechselt hatte, wußte Cora plötzlich mit der Gewißheit eines Mathematik-Genies, daß Sybill nun vor ihr stand. Sie erkannte sie sofort. Und Sybill erkannte ihre Mutter, mit derselben unerschütterlichen Klarheit. Man sah es ihrem gierigen Blick an, der sich von der Gefangenen Numero drei nicht zu lösen vermochte, die ganze Erscheinung auf dem Tisch gleichsam in sich aufzog. Ihre Lider wurden dabei von einem heftigen nervösen Zucken heimgesucht, und trotz der Bullenhitze schien das Mädchen zu zittern. So entspann sich zwischen Mutter und Tochter ein Dialog in der Sprache minimalistischen Mienenspiels, vor allem jedoch in der Sprache telephatischer Gefühlsübertragung, wie sie wohl allein Blutsbande ermöglichen.

Nachdem Sybill in der Mitte des Raumes das Pferd zum Stehen gebracht hatte, öffnete sie den Verschuß des Kanisters und hob ihn demonstrativ über den Rücken des Pferdes, gerade so, als würde sie jeden Moment mit dem Auskippen des Benzins beginnen. Dabei schielte sie mit flehentlicher Bitte um Vergebung zu ihrer Mutter.

Es stimmte, alle hatten so ihre kleinen Schwächen. Und Helenas kleine Schwäche war es nun mal, daß sie eine Aversion gegen brennende Pferde hatte. Man mußte nur wissen, an welcher Stelle man mit der Nadel zustieß – am besten dort, wo es am meisten weh tat. Daß Gebärende, Neugeborene, Hunderte von Unschuldigen geschlachtet wurden, konnten einer abgewichenen Mannfrau wie ihr natürlich nichts anhaben. Da mußte man schon stärkere Geschütze auffahren. Etwas, wovon man wußte, daß die Dame es gewissermaßen wie ein masochistisches Kleinod hegte und pflegte, so etwas wie eine Phobie, die in den Händen des Folterknechts zum reinen »Arbeitsmaterial« zu werden versprach – Gott, waren diese Weiber krank!

Helena öffnete den Mund, um ...

»Genug!« sagte Lilith. »Hier endet der Widerstand. Ich werde euch alles erzählen, was ihr wissen wollt. Und nicht nur das. Ihr bekommt sogar Dinge zu hören, die ihr aus uns nicht einmal mit glühenden Eisen herausgekriegt hättet. Ich bin der Vogel, der am süßesten singt. Es ist mir einfach zu anstrengend, immer gut sein zu müssen. Hiermit wechsle ich offiziell die Fronten. Macht mir endlich diese blöden Fesseln ab!«

Auf ein Zeichen von Margit hin fummelte Viola an ihrer Wunderkonsole, woraufhin Liliths Hand- und Fußgelencklammern mit einem dumpfen Knacken aufsprangen. Durch den plötzlichen Verlust ihres Halts fiel sie nach vorn in sich zusammen und blieb erst einmal flach am Boden liegen.

»Tut mir leid, Helena-Liebling«, sagte sie zum Beton des Fußbodens. »Aber wie sagte schon Platon: einmal Hure, immer Hure! Das hättest du wissen müssen. Übrigens, ihr Hübschen, ihr habt nicht zufällig irgendwo ein Naschen Koks rumfliegen? Würde echt meine Zunge lösen.«

Irgendwann verließen sie den Raum. Vorher hatte Viola die Lampen auf ein mildes Zwielight heruntergedimmt, so daß

Helena und Cora nun auf ihren Tischen ruhten wie anhängliche Vampire in einer überdimensionalen Familiengruft. Sie fühlten sich auch so. Der mittlere Tisch, der sie voneinander trennte, war leer. Und obwohl darauf vor ein paar Minuten eine Verräterin gelegen hatte, wollte beiden Frauen nichts anderes als die Phrase von der »schmerzlichen Lücke« einfallen, sosehr sie sich auch anstengten, Lilith zu verachten. All diese Gedanken und Gefühle wurden freilich lautlos gedacht und empfunden. Seitdem der Festzug des Grauens, angeführt von einem der feierlichen Verbrennung knapp entronnenen Pferd, verschwunden war, hatten sie kein einziges Wort mehr miteinander gewechselt. Es gab nichts mehr zu bereden. Dies war das Ende. Punkt.

Die Gedanken und Gefühle wurden verschwommener, verworrener, wichen Trugbildern von Blut und Tod, von Säuglingen und Greisinnen, von Frauen und Männern – Männern, die die Frauen auslachten.

Helena und Cora waren eingeschlafen.

Cora wurde wach geküßt. Sie schlug die Augenlider auf und blickte Sybill ins unschuldige Ted-Cora-Gesicht. Wieviel Zeit mochte vergangen sein? Graute schon der Morgen? Jedenfalls fühlte sie sich ausgeruht. Und voller Hoffnung!

Gleich zwei Reaktionen hatte sie auf diese schöne Überraschung hin. Erstens wollte sie ihre Tochter umarmen, herzen, sie küssen, bis sie keine Luft mehr bekäme, und zweitens etwas sagen, irgendwas, einen mit einem Wolkenbruch von Tränen angefüllten Humbug vermutlich, mit dem alle Mütter der Welt ihre Töchter zu quälen pflegen, wenn sie ihnen nach so langer Zeit wiederbegegneten. Aber erstens spürte sie, daß ihre Arme und Füße immer noch in den Eisenklammern steckten und sie sich nicht in dem gewünschten Ausmaß regen konnte, und zweitens sah sie, daß Sybill blitzschnell den gestreckten Zeigefinger an ihre Lippen führte und ihr so das Zeichen zum Schweigen gab.

Sybills lange blonde Haare (sie rochen so atemberaubend) streiften über das Gesicht ihrer Mutter; das Mädchen hatte sich geschwind aufgerichtet. Weiterhin zur Vorsicht gemahnend, begab sie sich im Halbdunkel zur rechten Wand und öffnete die Klappe. Dann betätigte sie einen Schalter, und die Klammern, die Cora und Helena festhielten, sprangen auf.

Na so was! Auch meine Tochter ist eine Verräterin, dachte Cora und lachte diesmal laut ...

Und was war mit Sonja, ihrer anderen Tochter?

Coras Lächeln gefror.

No more »I Love You's«

Kurz vor dem Morgengrauen, wenn die Schwere der Nacht besonders drückend scheint, wenn die Finsternis schon so lange währt, daß die Erinnerung an das Licht zu verblassen beginnt, hoffen die Menschen, vermutlich sogar die Tiere, auf Erlösung. An diesem Morgen suchten und fanden die Frauen die Erlösung. Eine jede auf ihre Art.

Wie bei einem Wettlauf durch ein diabolisches Labyrinth eilten Helena und Cora durch die schattigen Eingeweide des Instituts, einerseits halb wahnsinnig vor Angst, anderseits erfüllt von der Vorfreude auf die in wenigen Minuten greifbare Freiheit. Wenn alles gutging. Sie steckten in Gärtnerinnenklamotten, die ihre Retterin für sie organisiert hatte: zerschlissene Jeans und verschossene Baumwollhemden, inklusive ausgefranster Strohhüte. Ihnen voran Sybill, die ihre Mutter an der Hand hielt, sie geradezu vorwärts riß, ohne zu merken, was diese Umklammerung für Cora bedeutete. Jeder erhaschte Anblick der feenhaften Gestalt und jeder Hautkontakt mit ihr bedachten sie mit wahren Glücksschauern, so daß sie am liebsten angehalten und ihre Tochter bis in alle Ewigkeit geherzt hätte. Doch dazu hatten sie ja später noch Zeit genug, in Zukunft, wenn sie für immer zusammen wären. Denn eher würde sich Cora sämtlichen Atombomben dieser Welt ganz allein entgegenstellen, als Sybill jemals wieder loszulassen. Kinder, Kinder, Kinder – des Weibes einzige Erfüllung! Da hatte Margit gar nicht mal so unrecht.

Seit ihrem letzten Besuch hatte sich das Gebäude enorm verändert. Vielleicht steigerte auch die Dunkelheit den Eindruck des Kolossalen, aber sie konnten sich trotz der Rennerei des Eindrucks nicht erwehren, daß die medizinischen Anlagen zwischenzeitlich wie ein ausgerasteter Tumor gewuchert waren

und sich den gesamten Ort einverleibt hatten. Zwischenwände, überhaupt jedwede Begrenzungen zwischen den Räumen schienen so gut wie nicht mehr zu existieren. Eine überdimensionale Anlage, halb Fließbandstraße, halb Alptraum-Chirurgie, nahm auch noch den letzten Winkel in Beschlag. Die pechschwarze, Assoziationen an vorsintflutliche Industrieungestümte weckende Anlage bestand überwiegend aus riesenhaften, siloartigen Tanks, in denen wohl die Nährlösungen mit den Billionen von Spermien lagern mochten, und unübersichtlichen Röhrengedärmen und insektenhaften Stahlgliedern, deren Spitzen mit chirurgischen Instrumenten bestückt waren. In einer straßenbreiten Schneise standen Legionen von Gynäkologenstühlen in Reih und Glied. Zu ihnen führten lange Schläuche, die an pistolenartigen Vorrichtungen endeten, welche wiederum strohhalmdicke, an Schweißmundstücke erinnernde Ausläufe hatten. Obwohl diese Maschinerie am laufenden Band Leben zeugte und die damit einhergehende Zuversicht sich auf ihr Erscheinungsbild hätte übertragen müssen, wies sie eher auf die morbide Eigenart ihrer Schöpfer hin. Das Leben begann für die Vaginafrauen in der Finsternis, vollzog sich in der Finsternis und endete irgendwann auch in der Finsternis.

Nachdem Helena und Cora unter der Führung ihrer Lotsin eine Odyssee durch endlose Korridore der Befruchtungsfabrik hinter sich gebracht hatten, wurden sie jäh von einem *Déjà-vu*-Gefühl erfaßt. Sie hatten eine Verschnaufpause eingelegt und spähten nun von einem Kreisflur mit sechs frei schwingenden Marmortreppen in ein Foyer hinunter. Über ihren Köpfen prunkte das Sternenzelt hinter großflächigen Scheiben, und mit einem Male begriffen sie, daß sie sich im Glasdom des Portalbereichs aufhielten. Genau hier hatte sich vor zwölf Jahren die wilde Schießerei abgespielt, hatte sich die Frauenwelt in zwei Lager gespalten. Die einstmals im Zentrum befindlichen vitrinenartigen Aufzüge waren verschwunden. Dafür glich das Foyer jetzt einem mit allen Schikanen der Sicherheitstechnik

ausstaffierten Grenzübergang eines ehemaligen Ostblockstaates. Absperrgitter für die Steuerung der Menschenschlangen und Metalldetektordurchgänge, wo man hinsah, sogar eine jeweils nur einer Person Einlaß gewährende Drehtür war am Eingang angebracht worden.

Beim Anblick dieser knisternden Leere, dieses Bilderbuchzenariums der mit Müh und Not geglückten Flucht kam Helena zum ersten Mal ins Grübeln. Plötzlich ging ihr das Absurde ihrer Situation auf, und Fragen über Fragen kamen ihr in den Sinn. Konnte es tatsächlich sein, daß das Herzstück des Reiches, jenes mit der Obsession eines ganzen Volkes belegte Gebäude, von keinem einzigen Wachposten kontrolliert wurde? Oder hatten die Sicherheitsleute heute ihren freien Tag? Weshalb hatten sie dann derart durch Dr. Jekylls Megalabor hetzen müssen, wo sich doch offenkundig kein einziger Mensch mehr hier aufhielt? Hatte Sybill sie in eine Falle gelockt? Aber wie sah diese Falle aus? Daß sie flohen und dann auf der Flucht erschossen wurden? Warum ausgerechnet auf der Flucht? Wen hätte es gejackt, wenn man sie gleich auf den antiseptischen OP-Tischen ins Jenseits befördert hätte? Wer hätte es je erfahren? Wie war es möglich, daß bei einer derart staatstragenden Sache eine Nebenfigur wie Coras Tochter die Gelegenheit erhielt, den Schlüsselfiguren die Flucht zu ermöglichen? Vermochten tatsächlich ein paar simple Schalter das Alarmsystem dieses als ein- und ausbruchsicher geltenden Bollwerks lahmzulegen und 1 A um ihre wunderschönen nuklearen Träume zu bringen?

»Wir müssen weiter«, flüsterte Sybill. »Bald seid ihr in der Freiheit.«

»Freiheit?« fragte Helena sich selbst argwöhnisch. Sie schwebte weiterhin im Kosmos ihrer Zweifel. Der Handlungsablauf des Geschehens kam ihr wie aus dem ehemaligen TV-Kinderprogramm vor. »Welche Freiheit meinst du?«

Sybill und Cora rangen gebückt mit auf den Knien gestützten Händen nach Luft. Genauso wie Helena blickten auch sie durch

die Glasfronten auf die weite Rasenfläche vor den Toren des Komplexes, die unter dem Gefunkel der Sterne in einem Geisterglanz schimmerte. Dort in der Ferne, am Ende des kreisförmigen Parks, wo der undurchdringliche Wald seinen Anfang nahm, schien sie zu liegen, die Freiheit, und vorausgesetzt, die jetzt ablaufende Realität stammte tatsächlich aus dem Kinderprogramm, bedurfte es nur weniger Minuten, sie zu ergattern.

»Ich meine nicht die Freiheit, wo meine Mutter in ihrem eigenen Blut liegt, falls du das andeuten wolltest, Helena.«

Auf Sybills Augen war der erste Tränentau zu sehen. Das Mädchen war inzwischen völlig naßgeschwitzt, und das weiße Sommerkleid klebte an ihrem Körper, so daß die Nippel ihrer Pfirsichbrüste sich wie kleine Torpedos durch den Stoff abzeichneten. Die blonden, trotz des Halbdunkels kaum schwächer leuchtenden Haare schwangen wie Zweige einer Trauerweide über das in kindlicher Schwermut eingefrorene Antlitz. Die vollen, wie poliert wirkenden Lippen waren geöffnet wie zur Bitte um eine Hostie des Trostes. Wäre es damals gewesen, in der guten alten bösen Zeit, in der irgendwelche gleichaltrigen Jungs dieser Intimität hätten teilhaftig werden dürfen, sie wären vor lauter Überwältigtsein garantiert in Ohnmacht gefallen.

Durch die Verdächtigungsattacke von Mamas bester Freundin erschüttert, befiel Sybill ein intensives Zittern. Ach du lieber Gott! stöhnte Helena innerlich, die Pubertät, die leidige Pubertät: jedes falsche Wort ein Erdbeben im Selbstbewußtsein, ein aufklatschender Meteor in das eh schon vom Sturm umtoste Gefühlsmeer; Lachen und Weinen gleichermaßen inflationär, einfach unkontrollierbar: wie schön! Konnte also diese Unschuld lügen? Unwahrscheinlich. Und wenn, dann hatten sich die Lüge ganz andere für sie ausgedacht.

»Ich vertraue ihr«, sagte Cora.

Klar, was sollte eine Mutter in bezug auf die Glaubwürdigkeit ihrer Tochter sonst sagen? Meine Tochter will uns unseren Mördern ausliefern? Natürlich hätte Helena ihre Zweifel laut äußern, die offensichtlichen Ungereimtheiten zur Sprache bringen können. Doch wozu? Sie lebten noch, das war die Hauptsache, und so wie es aussah, riß sich im Moment keiner ein Bein aus, um daran irgend etwas zu ändern.

»Los!« befahl Sybill, nachdem sie von ihrer Mutter als Zeichen des Vertrauens ein paar Streicheleinheiten erhalten hatte und das verheulte Gesicht an ihrem Hemd trockenwischen durfte. Anscheinend konnte nichts die Sprache des Blutes zum Schweigen bringen, jene mythischen Leinen kappen, die sich zwischen Eltern, insbesondere Müttern und ihren Kindern spannten. Keine Indoktrination der Kleinen gegen ihre Erzeuger und keine noch so schlimme Fehlentwicklung. Die Blutsbande existierten außerhalb von Moral, Zeit und Vernunft, außerhalb dessen, was nicht verwandten Menschen widerfuhr. Diesen Eindruck bekam Helena, wie sie Mutter und Tochter in frohgemuter Umarmung sah, wie sie sich herzten und dabei voreinander stumm ihre Seelen ausbreiteten, gerade so, als wären sie nie getrennt gewesen. Soviel Liebe gab es auf der Welt?

Dann stürmten sie gemeinsam los, mit leichten, unhörbaren Schritten, doch in gewohnt flottem Tempo. Sie liefen eine Treppe hinab, durchquerten den Empfangsraum, der beklagenswerterweise seinen avantgardistischen Charme von ehemals gegen die Tristesse einer Durchgangsstation für Schlachtvieh ausgetauscht hatte, und schlüpfen ungehindert einzeln durch die Drehtür. Selbstredend, daß diese von keiner Verschlusmechanik blockiert wurde. Vor den riesenhaften Granitzylindern riskierten sie fahrige Blicke in alle Himmelsrichtungen, was eigentlich überflüssig war, denn es schien bei derart paradiesischem Fluchtverlauf absurd, daß sie je einen Häscher zu Gesicht bekommen würden.

Weiter ging's. Den stoppelhaarkurz geschorenen Rasen unter ihren Schuhen, den zirka zweihundert Meter entfernten, zum Greifen nahen Wald in Sicht und das Sternenfirmament über ihren Köpfen. Trotz des überschüssigen Adrenalins in ihren Adern, das zu Denkfaulheit verleitete, konnte Helena nicht aufhören zu denken. Und sie dachte: Das ist die beste Gelegenheit, uns alle drei auf einmal abzuknallen, auf freiem Feld, ausreichend beleuchtet vom Geglitzer der Sterne, schutzlos. Hätten die Scharfschützen im Badehaus solche traumhaften Bedingungen gehabt, wäre es bestimmt nicht zu den zirkusreifen Szenen gekommen.

Was also verbarg sich hinter diesem Schmierentheater, was war der satanische Sinn? Helenas Füße rannten zwar mit den anderen Füßen in Richtung schützendes Unterholz, doch ihr Kopf schien mit dieser stupiden Angelegenheit rein gar nichts gemein zu haben. Ihr Hirn verwendete statt dessen seine ganze Kapazität darauf, methodisch zu arbeiten und die vermeintlich irrelevanten Puzzlestücke der letzten Stunden solcherart zusammenzufügen, daß das Ergebnis ein einleuchtendes Bild ergab. Also:

Man hatte sie mit dem Versprechen auf künftiges »Friede, Freude, Eierkuchen« hierher gelockt. Der Köder war ein Forschungsbericht gewesen, in dem detailliert die Methode der eingeschlechtlichen Vermehrung geschildert wurde, eine wissenschaftliche Errungenschaft, die zwar ihre Tücken hatte, jedoch den Rebellen die einzige Möglichkeit bot, sich fortzupflanzen. Und bereits an diesem Punkt trat der erste Widerspruch zutage. Was in dem Bericht stand, entsprach nämlich der Wahrheit. Die Jungfernzeugung war kein blühender Unsinn, der als bloßes Lockmittel hatte fungieren sollen. Selbst im Falle einer Massenvernichtung konnte kaum ausgeschlossen werden, daß dieses Wissen nicht schon längst weitergereicht worden war, vielleicht sogar über diesen Kontinent hinaus. Weshalb also hatte Margit eine solch brisante Information dem

Feind zugespielt? Warum diese Aufrichtigkeit, dieses Risiko? Hätte man die Köpfe der Rebellion nicht einfach entführen können? Oder ihnen irgendeinen anderen Köder hinschmeißen für dieses lächerliche Verhör, dessen Resultat so oder so recht dürftig ausfallen mußte? Durchaus, es sei denn ... Es sei denn, man beabsichtigte, der Gegenseite tatsächlich zu *helfen*. Doch so mißtrauisch, wie die Gegenseite nun einmal war, mußte selbst die Hilfe als ein Ränkespiel verkleidet werden. Was konkret hieß ...

Der Wald rückte näher. Drei Viertel der Rasenstrecke hatten die Flüchtenden schon bewältigt, ohne daß sie angegriffen worden wären oder diesbezüglich irgend etwas Verdächtiges registriert hätten. Ihr Blick schweifte für einen kurzen Moment zum Seeufer hinunter, dorthin, wo sich erst vor ein paar Stunden das Walschlachten der humanoiden Art abgespielt hatte. (Oder war dies auch bloß eine Illusionsnummer aus dem allenthalben bejubelten Schauspiel namens »Was ist wahr und was ist unwahr?« gewesen?) Von Feststimmung war nichts mehr zu spüren. Über das Gestade hatte sich die Finsternis gesenkt, und lediglich im zarten Sternenschimmer und im Schein der reflektierenden Wasseroberfläche konnte man mit einiger Mühe einzelne Gerippe abgebrannter Zelte und Imbißbuden und auf der anderen Seite die Silhouette des Riesenrades erkennen. Menschen hielten sich am Ort des Massakers nicht mehr auf. Sogar die Toten hatte man in aller Eile weggeschafft.

Helenas Gedanken kreisten weiter um die diversen Fragezeichen.

»Etwa fünfhundert Cruise-Missiles und Minuteman-Flugkörpergefechtsköpfe warten nur darauf, ihre Zielkoordinaten eingespeist zu bekommen, damit sie euch exakt in einer Woche den Weg in den Himmel weisen können. Tut mir leid, so lange dauert nun einmal die Feinanvisierung«, hatte Margit, die Offenherzige, gestanden. Zuvor war ihnen aus jedem frauenpolitisch relevanten Sachgebiet ein Vortrag gehalten

worden. Quasi als Belehrung, wie man die Angelegenheit mit den Weibern künftig besser deichseln mußte als bislang. Hauptsächlich das sogenannte Manifest, welches den Zusammenhang zwischen der weiblichen Natur und katastrophalen volkswirtschaftlichen Verhältnissen deutlich machen sollte, wurde den Gefangenen richtiggehend eingetrichtert. Aber aus welchem Grund? Damit sie vorher noch schnell die Erleuchtung empfangen, bevor sie das Nirwana betraten? Und waren die Informationen, die man aus ihnen herauszufoltern gedachte, eigentlich nicht einen Dreck wert für einen Militärapparat, der über die Satellitentechnologie verfügte? Weshalb, um alles in der Welt, waren sie eigentlich hier? Damit sie bestimmte Dinge in Erfahrung brachten, um dann wieder in die große weite Welt hinauszuziehen? ...

Ja, warum eigentlich nicht!

»... damit sie euch *exakt in einer Woche* den Weg in den Himmel weisen können ...«

Eine Woche. Wenn sie diesem Nachtmahr mit heiler Haut entrannen, müßte es machbar sein, sämtliche Clans innerhalb einer Woche zu warnen und dem unmittelbaren Gefahrenbereich zu entkommen. Die Flüchtlingstrecks wären in diesem Falle den Raketen stets einen Schritt voraus. Innerhalb einer Woche konnte man viel auf die Beine stellen. Man konnte nahezu allen Rebellen das Leben retten. Zurück blieben dann nur die Vaginafrauen, die ausnahmslos in den Städten lebten. Die Frauen, die in Margits Augen versagt hatten. Margit mochte keine Versager. Versager waren *nicht in Ordnung* ...

Endlich verließen sie den Park und drangen in den Wald ein. Der runde Mammutbau hinter ihnen und die anliegenden Gebäude ragten wie taubstumme Zeugen in den saphirblauen, sternenübersäten Himmel empor, die schon vieles gesehen hatten, sich darüber so ihre Gedanken machten, doch eines Kommentars sich ewiglich enthalten würden. Helena, Cora und Sybill kämpften sich durch die wildwuchernden Sträucher

hindurch, die den Beginn des Waldes anzeigten, bis sie schließlich auf einen ausgetretenen Pfad stießen, der sich schlangengleich ins Unbekannte wand. Nach zirka fünf Minuten Fußmarsch machte Sybill plötzlich halt und ergriff den Arm ihrer Mutter. Sie befanden sich nun an einer Stelle, die der stilisierten Tannicht-Kulisse einer Wagner-Oper ähnelte. Bleistiftgerade, haushohe Bäume ohne Astwerk im unteren Teil, mit großzügigem Abstand zwischen sich, der Nadelteppich darunter so eben, als wäre er gestampft worden. Man hatte das Gefühl, als stehe man in einer Säulenhalle. Das kümmerliche Sternenlicht, das trotz der Baumwipfel seinen Weg nach unten fand, ließ die drei Figuren in diesem gigantischen Nagelbrett wie durchsichtige Gespenster wirken.

»Ihr müßt diesem Pfad folgen, bis ihr auf eine Gabelung trefft«, flüsterte die bleiche Sybill leise. Sie hatte einen Kloß im Hals, und ihre Augen begannen wieder zu tränen. »Ihr nehmt den linken Weg, und nach ein paar Stunden erreicht ihr unkontrolliertes Gebiet.«

»Du kommst mit!« fauchte Cora, ganz die strenge Mama, die stets das letzte Wort behalten muß. »Und wenn ich dich an den Haaren mitschleifen muß.«

»Nein«, erwiderte Sybill traurig, so als erläutere sie ein Gesetz, das zwar bedauerlich, aber unumstößlich war.

»Nein. Ich komme nicht mit. Ich *kann* nicht mitkommen, Mutter. Denn ich gehöre hierher. Mein Leben, mein vergangenes und zukünftiges Leben wurzelt hier – nenne es Heimat oder Heim, ganz egal. Außerhalb des Reiches bin ich verloren, meine Seele ist verloren, und meine Träume sind verloren, in denen du immer der Mittelpunkt warst, meine Heldin. Ich möchte noch so viele wichtige Dinge tun im Leben, doch das einzige, was ich an eurer Seite tun würde, wäre Mädchen zu erschießen, mit denen ich aufgewachsen bin.«

»Dummes Zeug!« erzürnte sich Cora. »Wir erschießen keine

Mädchen, wie Margits Lügenpropaganda es dir weisgemacht hat, sondern kaltblütige Killer, die in unseren Dörfern Blutbäder anrichten. Hast du eine Ahnung, was Menschen, die ausschließlich vom Gemüseanbau leben, fühlen, wenn die Flugzeuge mit dem Entlaubungsgift kommen? Oder wenn ihre Nächsten am Fieber verrecken, weil ihnen Medikamente vorenthalten werden?»

»Noch ein Grund mehr, hier auszuharren und dafür zu sorgen, daß sich die Dinge zum Guten wenden. Wir sind die Generation, die euch ablösen wird, Mutter. Vielleicht gelingt es *uns*, unsere Tage in wahrer Schwesterlichkeit zu verbringen.«

»Bestimmt sogar. Nachdem die Cruise-Missiles die lästigen Schwestern der Gegenseite pulverisiert haben, könnt ihr eure Tage damit verbringen, im Badehaus zu hocken und euch gegenseitig den Rücken einzuseifen. Das wird ein Heidenspaß!«

»Dazu wird es bestimmt nicht kommen. Ihr habt eine Woche Zeit. Genug Zeit, eine geordnete Flucht zu organisieren und den Kontinent zu verlassen. Danach wird Margit von diesem wahnwitzigen Plan hoffentlich Abstand nehmen.«

»Vielleicht. Aber sie wird sicher weiterhin Müttern ihre Töchter entreißen, um sie zu Mördern zu erziehen, so gründlich, daß sie selbst ihre eigenen Mütter und Schwestern abschlachten würden. Apropos: Was ist eigentlich mit deiner Schwester? Ist sie etwa bei einem Gefecht umgekommen?»

»So gut wie. Die Sonja, die du einmal gekannt hast, gibt es nicht mehr. Margit hat sie um den Verstand gebracht.«

»Das ist jetzt auch gleichgültig. Ich habe wenigstens dich. Und eher geh' ich zurück und massakriere deine heilige I A eigenhändig, als dich ...«

»'tschuldigung, wenn ich eure Familienkonferenz unterbreche«, mischte sich Helena ein.

Inzwischen herrschte eine unheimliche Stille im Bäumemeer. Wenn sie still waren, war nichts, rein gar nichts mehr zu hören.

Kein Laut eines Tieres, kein Säuseln des Windes. Es schien, daß Flora und Fauna die Nachtruhe bis zur letzten Sekunde auskosten wollten, um mit vollgeladenen Batterien in einen aufregenden Sommertag zu starten. Wie in einem Vakuum, reg- und lautlos, standen sich die drei Frauen gegenüber. Und wenn dies ein unterbelichtetes Bild aus dem Poesiealbum gewesen wäre, hätte man meinen mögen, daß zwei Gärtnerinnen zur Morgenstunde eine edle weiße Lilie beim Auseinanderbreiten ihrer Blätter beobachteten.

»Das ist ja alles sehr rührend, was du uns erzählst, Herzchen. Doch wer garantiert uns, daß an dieser Gabelung keine bleihaltige Überraschung auf uns wartet?«

Sybill geriet bei der Frage nicht aus der Fassung. Ihre Nerven wurden schon über Gebühr von ihrer quengelligen Mutter strapaziert.

»Niemand. Ihr müßt mir vertrauen.«

»Aber ist es nicht höchst merkwürdig, daß wir zuerst mit einem Megaaufwand in eine Falle gelockt, dann in das bestbewachte Gebäude des Reiches verfrachtet und schließlich in apokalyptische Pläne eingeweiht werden, nur damit uns ein paar Stunden später ein Kind die Freiheit schenkt? Wie konntest du so leicht die Sicherheitstechnik austricksen? Wo waren die Wachen?«

»Ich weiß es nicht. Ich kann nur so viel sagen, daß meine Schwester und ich mit den Überwachungsmaßnahmen im Institut besser vertraut sind als die Leute, die sich das Ganze ausgedacht haben. Wir kennen die Schichtpläne der Wachen, wissen, wo die entsprechenden Schlüssel aufbewahrt werden, und kennen den Code für die Alarmanlage. Es war also einfach ...«

»Deine neunmalschlauen Bedenken sind mir momentan scheißegal, Helena«, zischte Cora und warf ihr einen vernichtenden Blick zu. Sie war gänzlich in ihre familiären

Zwistigkeiten vertieft.

»Von mir aus kannst du ruhig wieder zurücklaufen und deine Zweifel diesen Zombies im Operationssaal vortragen. Und was dich angeht, Sybill ...«, sie wandte sich wieder ihrer Tochter zu, »... entweder du gehst freiwillig mit uns oder ...«

»Niemand geht irgendwohin!« schnitt Sybill ihr rüde das Wort ab. »Wir bleiben alle hübsch hier.«

Sybill? Sie hatte den Mund nicht bewegt. Auch schien die Stimme aus einer anderen Richtung und von weit her gekommen zu sein. Doch es war unzweifelhaft ihre Stimme gewesen, oder etwa nicht?

Die drei schauten sich perplex um, und als sie ein Knistern aus den Baumreihen vernahmen, konzentrierten sie sich zunehmend darauf.

Sybills Kopie trat zirka zehn Meter von ihnen entfernt hinter einem Stamm hervor. Eine im Schicksalslabyrinth erschienene junge Göttin in Wildledersandalen. Die nach Gesehen- und Liebkostwerden drängenden üppigen Rundungen ihres Körpers notdürftig verhüllt durch das weiße Sommerkleid, ihr Haupt geschmückt mit langen blonden Haaren und glühend blauen Augen – es war, als stünde dort im Dunkeln ein Spiegel. Die Arme vorgestreckt, umklammerte sie mit beiden Händen einen gewaltigen Revolver, der wie eine unentschlossene Kompaßnadel zwischen den Polen Helena und Cora hin und her schlug.

»Flucht gescheitert. Zurück in die Zelle!« befahl Sonja streng. Sie machte keine Anstalten, näher zu kommen. Offensichtlich hatte sie während ihrer Kampfausbildung die kleinen Tricks, wie man den Gegner risikolos gefangennahm, gründlich gelernt.

Coras Gesicht hellte sich auf, um jedoch schon im nächsten Moment zu einer grimmigen Maske zu erstarren.

»Erstens sind wir unbewaffnet«, sagte sie beherrscht, »und zweitens wirst du dir gleich eine Backpfeife einhandeln, wenn du nicht sofort das Ding runternimmst, du freche Göre!«

»Geh langsam ein paar Schritte zur Seite, Sybill«, sagte Sonja trotz des mütterlichen Rüffels in demselben scharfen Tonfall wie zuvor. Die Mündung der Waffe pendelte weiterhin unbeirrt zwischen Helena und Cora.

»Was hast du vor?« wollte Sybill erschrocken wissen. »Sie ist unsere Mutter!«

»Falsch, Schwesterherz! Das war sie einmal. Vor langer, langer Zeit. So wie du einmal eine dem Reich treueregebene Kriegerin warst, bevor du dich entschlossen hast, eine Verräterin zu werden. Aber darüber sprechen wir später.«

Cora bewegte sich behutsam auf ihre zweite wiedergewonnene Tochter zu.

»Sonja, laß den Unsinn und komm endlich in meine Arme. Weißt du nicht, wie lange ich mich nach diesem Augenblick gesehnt habe? Kannst du dir nicht vorstellen, was eine Mutter erleiden muß, um durch ein so weites Tal der Schmerzen und der Tränen zu ihren Lieblingen zu finden? Ich liebe dich, Sonja, ich liebe euch beide so sehr, mehr als alles auf der Welt.«

»Ein Schritt weiter, und du leidest noch mehr, Mannfrau!« rief Sonja.

Cora hatte inzwischen die Hälfte der kurzen Strecke bewältigt, so daß sie sich nun in der Bleistiftlandschaft der Bäume genau zwischen den beiden Lagern befand. Aber jetzt mußte sie stehenbleiben. Zwar glaubte sie kaum, daß ihre eigene Tochter auf sie schießen würde, doch selbst Tarzan war ja den Menschen bei seiner ersten Begegnung nicht gerade um den Hals gefallen, nachdem er sein ganzes Leben unter den Affen verbracht hatte. Wer konnte wissen, zu was dieses zarte Pflänzchen fähig war, wer konnte schon garantieren, daß Margit sie nicht zu ihrem Ebenbild umgeformt hatte?

»Erinnerst du dich noch an Ted, deinen Vater, Sonja?« fragte Cora. Der ganze schweigende Wald, ein imaginäres Publikum voll Anteilnahme, schien ihren Worten zu lauschen.

»Erinnerst du dich an die vielen Tierfiguren, die er mit seinen Fingern im Schein einer Kerze zaubern konnte, und wie ihr euch dabei vor Lachen immer gekringelt habt? Wie ihr auf seinem Rücken geritten seid und er dabei wie ein Verrückter wieherte? Erinnerst du dich an unser Haus? An die Rutsche im Garten? An euer Zimmer mit den großen Maikäfern an den Wänden? Weißt du noch, was für einen Spaß wir immer hatten, wie schön wir es immer hatten, Sonja? Erinnerst du dich an deine Familie, Sonja?«

»Erinnerst du dich noch daran, wie du uns im Stich gelassen hast, Mamilein?« entgegnete Sonja. Und endlich, endlich kullerten auch ihr die ersten Tränenperlen über die Wangen. Der Revolver in ihren Händen begann leicht zu zittern.

»Das ist nicht wahr!« heulte Cora mit. »Das ist einfach nicht wahr! Margit hat euch mir fortgerissen. Ich mußte schreckliche Dinge tun, damit sie euch überhaupt am Leben ließ. Tausendfache Schuld lud ich auf mich, in der winzigen Hoffnung, meine beiden Engel wieder an die Brust drücken zu dürfen. Sonja, ich bettele nicht um mein Leben, aber ich flehe dich an, deine Lebenslügen zu durchschauen.«

»Du raspelst dasselbe Süßholz wie diese verblödeten reinen Frauen, die vor lauter Kuhseligkeit kaum zum Arbeiten kommen. Mit einem kleinen Unterschied allerdings: Die meinen es auch so. Du dagegen benutzt den Deckmantel der rachsüchtigen Mama, um das Werk von I A zu beschädigen, um unser wunderbares Reich nicht zu Atem kommen zu lassen, um uns Vaginafrauen die Freiheit zu nehmen.«

»Nein, nein, Liebes«, widersprach Cora mit zittriger Stimme und machte einen weiteren Schritt auf ihre weinende Tochter zu. »Du bist verblendet. Die Begriffe sind verdreht, ihres Sinns beraubt. Niemand neidet euch die Freiheit, weil ihr bereits in Unfreiheit lebt. Margit ist nicht die gütige Patronin, der allein das Wohl ihres Volkes am Herzen liegt, sondern ein irrsinnig gewordener Mann im Körper einer Frau, der Frauen dazu

bringen will, ein männliches Leben zu führen. Schau dich doch um, Liebes! Siehst du es denn nicht? Diese Armut. Diese militärische Dauerfolter, die schon Millionen von Menschen auf bestialische Weise ins Grab gerissen hat. Diese abartige Trennung der Generationen und die Normung der Menschen zu Funktionseinheiten, als wären sie Nutzvieh, das unter Ertrags Gesichtspunkten zu bewerten ist. Diese allgegenwärtige Depression, diese Apathie, diese Freudlosigkeit, ja diese Unweiblichkeit ...«

»Daran seid nur ihr schuld!« schluchzte und brüllte Sonja und ließ den Revolver langsam sinken. Ihr makellostes Samtgesicht hatte sich unterdessen in eine eingefallene und von den Tränenfluten vollkommen durchnäßte Knetmasse verwandelt. »Es ist genauso, wie Mutter Margit es immer gesagt hat: Ihr seid an allem schuld! Wenn es euch nicht gäbe, dann wäre alles *in Ordnung*. Wir, wir Frauen, ich meine, wir Vaginafrauen, wir könnten dann wirklich eine Welt nach Evas Bild erschaffen. Alles würde dann ... wir wären alle glücklich.«

»Aber du weißt, daß das in Wahrheit gar nicht stimmt, nicht wahr, Sonja?« konstatierte Cora leise und trat noch einen Schritt auf sie zu. Ein paar Meter noch, dann konnte sie ihre Tochter endlich umarmen. »Du weißt, daß du nur mit mir glücklich sein kannst. Weil ich deine Mutter bin, nach der du dich immer gesehnt hast. Du weißt, daß ich dich mehr liebe als die Sonne und das Wasser. Liebst du mich auch?«

»Und wie«, antwortete Sonja flüsternd. Sie schien wie durch die Wirkung einer Droge in sich zusammengesackt. Die spitz zulaufenden Arme, an deren Ende der Revolver hing, zeigten zum Boden. Dann jedoch, wie durch die Einnahme einer anderen Droge, offenkundig einer muntermachenden, richtete sich dieses wundgeflentte Gesicht, die ganze eingeknickte Gestalt überraschend auf, und die Waffe zielte genau zwischen Coras Augen.

»Ich liebe dich auch, Mutter«, gestand Sonja. »Mehr als die

Sonne und das Wasser. Und dennoch, ja dennoch müssen die Mannfrauen vernichtet werden. Ein für allemal. Deswegen müßt ihr hierbleiben ...«

»Laß sie gehen!«

Eine fremde Stimme, diesmal keine Kopie der Stimme von irgendwem, sondern eine fremde. Das heißt, so fremd auch wieder nicht.

Violas Fratze – mit ihren vielen Vernarbungen und wie geschmolzenem Wachs herabhängenden Lidern und Mundwinkeln eine Ode an die verwüstete Haut – tauchte zwischen den Bäumen hinter Sonjas Rücken auf. Wie das Objektiv einer Kamera verlagerte sich die Sehschärfe der Anwesenden ganz allmählich von dem vorderen Objekt auf die bleiche Stoppelfrisur der Phantomgestalt, auf die schwarze Augenklappe, auf das düstere Schlauchgewand, in dem sie steckte, und auf die 41er Smith & Wesson in ihrer Hand, die auf Sonjas Kopf gerichtet war. Diese warf einen flattrigen Blick über die Schulter, ohne der Aufforderung zu folgen und ihren Revolver zu senken.

Viola hatte anscheinend nicht vor, ihre günstige Position im Hintergrund zu verlassen und sich zu den Hauptakteuren zu gesellen.

»Laß sie gehen!« herrschte sie Sonja noch einmal an, mit der Pistole unverändert auf ihren Hinterkopf zielend. Cora, aber auch die beiden Zuschauerinnen Helena und Sybill auf dem Pfad trauten sich vor Anspannung kaum zu atmen.

»Eine Nacht des Verrats«, flüsterte Sonja schwermütig.

»Überall nichts als Verrat.«

»Nein, kein Verrat. Du verstehst überhaupt nichts«, entgegnete Viola kühl. Ihre schräg verrutschte, wie eine Lefze flatternde Oberlippe verursachte immer noch ein Nachzischen bei jedem Wort.

»Ich verstehe nur allzugut«, sagte Sonja.

»Ich bleibe bei dir, wenn du es willst, mein Kind«, stand Cora ihrer Tochter bei und näherte sich ihr noch einen halben Schritt.

»Quatsch! Ihr geht jetzt«, befahl Viola.

»Auf welcher Seite stehst du eigentlich?« wollte Helena von hinten wissen.

»Davon hatte ich keine Ahnung«, erklärte Sybill völlig verdattert.

»Was wird hier eigentlich gespielt?« fragte Cora.

»Ist Margit in diese Sache eingeweiht?« erkundigte sich Sonja. Schweigen.

»Alles war also nur eine Lüge«, sagte sie wie zu sich selbst, und erneut füllten sich ihre Augen mit Tränen. »Das Reich, die Ideale, die neue Welt der Frauen und ihre Zukunft: Lüge. Politik nennt man das wohl.«

»Dann laß uns mit Mama von hier verschwinden!« rief Sybill frohlockend, als habe sie endlich den Ausgang ihres Käfigs gefunden, und eilte zu ihrer Schwester. »Laß uns mit Mama dieses Reich der Lügen verlassen und wieder eine Familie sein. Mama ...«

»Mamamamamamamamama!« kreischte Sonja, wobei ihr die Tränen diesmal aus den Augen hervorspritzen schienen, und schoß.

Helena sah, daß Cora wie durch einen Fausthieb zur Seite gerissen wurde, und befürchtete, sie gleich in ihrem Blut liegen zu sehen. Aber Cora blieb aufrecht. Es war Sybill, die ihren Lauf abrupt abbrach, zwischen den Baumstämmen noch ein klein wenig weitertorkelte und dann in einer verrenkten Pose auf dem Laub zusammenbrach. An der Stelle auf ihrem Rücken, worunter sich das Herz verbarg, begann sich auf dem weißen Stoff ein immer größer werdender Blutfleck zu bilden.

Cora, die sich im Moment des Schusses reflexhaft weggedreht

hatte, so daß sie Sybills Ende in aller grausamen Deutlichkeit mit ansehen mußte, wandte sich mit vor Bestürzung aufgerissenen Augen wieder ihrer anderen Tochter zu. Sonja steckte sich den Lauf des Revolvers, dessen Mündung noch rauchte, in den Mund und drückte abermals ab. Ihre Schädeldecke hob förmlich ab. Alle beobachteten, wie eine amorphe Masse aus Haaren, Knochensplintern und blutigem Fleisch emporgeschleudert wurde. Danach, ein Drittel Kopf kürzer, fiel sie rückwärts um.

»Das ist nicht passiert!« schrie Cora und begann derart heftig zu schlottern, als stünde sie unter Strom. »Das ist nicht passiert! Das ist nicht passiert!«

Der Teil ihres Gehirns, der für die Koordination von Bewegungen zuständig war, schien irgendeinen Schaden abbekommen zu haben. Mal liefen ihre Füße zur toten Sybill, mal zur toten Sonja, doch immer wenn sie sich in die eine Richtung bewegten, wollte der Oberkörper in die andere, wirbelte herum, schleifte die verwirrten Füße quasi mit sich, bis die Konfusion wieder von neuem losging. Dabei hatte sie die ganze Zeit ihre Arme wie zu einem Gebet gen Himmel gestreckt, als erlebe sie ein promptes Wunder. Ihr Gesicht war ein zerklüftetes Gefilde des Schocks, und sie sagte immer nur dasselbe: »Das ist nicht passiert!«

Schließlich ließen die Launen des Zufalls sie doch zu Sonja taumeln, zu jenem Engel, dessen Streben, die komplette Engelsfamilie im Himmel zu vereinigen, nur knapp gescheitert war. Cora ging in die Hocke und beugte sich über die Leiche, die friedfertiger nicht hätte ausschauen können. Wenn man sich das riesige Leck an ihrem Schädel einmal weggdachte. Aber das wollte sie ja gar nicht. Im Gegenteil, sie strich mit den Fingern zärtlich über die blutbematschte Stelle, versuchte sie mit den im Sternenschein matt flimmernden blonden Haaren zu schmücken und benutzte sie als Farbtopf, um mit dem Blut auf die Wangen der Toten obskure Zeichen zu malen. Dabei lächelte sie

entrückt, als hielte sie mit ihr geheime Zwiesprache.

»Scheiße, ihr hättet euch wirklich nicht so lange mit diesem elenden langen Geschwätz aufhalten sollen«, sagte Viola und schlenderte aus dem Schutz der Bäume in Richtung Mutter und totem Kind. Jetzt, da sie sich aus der Nähe zeigte, potenzierte sich ihr monströses Aussehen. Ein Mirakel, daß so etwas Kaputtes so alt werden konnte. »Ihr hättet schleunigst verschwinden sollen und ...«

Viola erstarrte in ihrem eigentümlich schunkelnden Gang und schien wie von einer phänomenalen Entdeckung gefesselt.

»Nein«, sagte Cora und hob den Kopf. Das Blut ihrer Tochter schimmerte an ihren Fingern, von denen einer sich im Abzugsbügel des soeben benutzten Revolvers krümmte. Die Waffe, die sie dem toten Mädchen abgenommen hatte, war auf die plötzlich paralysierte Gestalt gerichtet.

»Nein«, wiederholte Cora. »*Du* verschwindest. Für immer!«

Dann feuerte sie zweimal auf Viola.

Doch sie schien nicht getroffen zu haben. Madame Deformation rührte sich nicht von der Stelle und fixierte die Schützin nur mit stechendem Blick. Sie hob ihre Pistole und schoß Cora treffsicher ins linke Auge. Cora sackte über Sonjas Leiche zusammen. Was kaum zur Trauer Anlaß gab, denn endlich war sie zu ihrer Engelsfamilie gestoßen.

Helena, die die sich überstürzenden Ereignisse vom Pfad aus beobachtet hatte, sah nun, daß Viola die Pistole wie einen nutzlosen Gegenstand aus der Hand fallen ließ und schwankenden Schrittes auf sie zukam.

»Da lief dieser eine Song auf meiner letzten Modenschau, an dem Abend, bevor Edgarchen mich holte – er geht mir nicht mehr aus dem Kopf«, sagte sie trübsinnig, während sie sich zwischen den Bäumen hindurchschlängelte und sich dabei hin und wieder an einem Stamm stützen mußte, um nicht umzukippen. Helena sah, daß sie doch getroffen war. Zwei

Löcher klafften über der Bauchgegend im Gewand, aus denen dünne Blutrinnsale sickerten und das Gewebe langsam durchtränkten.

»Ein Song von Annie Lennox. Je älter ich werde, desto öfter kommt er mir in den Sinn. Seltsam. In den unmöglichsten Situationen.«

Sie begann zu singen.

»No more I love you's/ The language is leaving me/ No more I love you's/ The language is leaving me in silence/ No more I love you's/ Changes are shifting outside the words/ Outside the words ...«

Viola setzte endlich einen Fuß auf den Pfad, streckte wie zum Gruß eine Hand nach Helena aus, strauchelte dann aber und stürzte vor ihren Füßen zu Boden. In einer merkwürdig verkrampften Haltung, so als hätte man den Körper irgendwie zurechtgestaucht, blieb sie auf dem Laub liegen.

Helena fühlte sich wie eine im Wald ausgesetzte Märchenfigur, der alle erdenklichen Schrecklichkeiten eines Märchens schon widerfahren sind. Meistens hatten diese Figuren Schwierigkeiten, wieder ins traute Heim zurückzufinden. Aber das traf auf sie nicht zu. Jetzt, da ihr einiges klargeworden war, zog es sie nicht mehr nach Hause, und an jenem Ort, wo sie hin wollte, würde es bestimmt kaum idyllisch zugehen. Doch sie mußte wieder ins Institut zurück! Auch wenn die Wahrscheinlichkeit, dort diejenige anzutreffen, mit der sie gerne ein paar Worte gewechselt hätte, gering war. Gleichwohl und unter allen Umständen mußte sie es versuchen. So schwach ihre Position auch war, sie hielt noch einen kleinen Trumpf in der Hand – sich selbst! Denn wenn sie die ihr zugedachte Rolle der mit brisanten Informationen und knapper Not Geflohenen nicht spielte und mit den Ihrigen den Kontinent *nicht* verließ, würde Margits grausamer Plan scheitern.

Es war unverzeihlich, daß sie so lange gebraucht hatte, diese

perfide Machenschaft zu durchschauen. Ein weiteres Blutbad war dadurch ermöglicht worden, eine Schwester im wahrsten Sinne des Wortes, Cora, hatte deswegen leiden und schließlich sterben müssen. Und Sonja und Sybill natürlich, zwei unschuldige, irregeleitete, nichtsahnende, nützliche Idiotinnen in Margits Götterdämmerungswahn. Vermutlich hatte sie sie die ganze Zeit geschont, um sie in einem solchen Fall einsetzen zu können. Schach-Bauern, die als erste geopfert wurden. Sie hatten ihren Zweck erfüllt, und doch hatte Margit den menschlichen Faktor sträflich unterschätzt.

Der menschliche Faktor und ein menschenverachtender Plan – mit 99,9 prozentiger Sicherheit glaubte Helena das Rätsel gelöst zu haben. Ihre Zweifel und die Geschehnisse der letzten Minuten hatten dazu beigetragen. Sie glaubte sogar, daß nicht einmal Vanessa und Angelika Margits wahre Absichten kannten. In der Annahme, ein lästiges Problem wohl oder übel mit grausamen Mitteln aus der Welt schaffen zu müssen, hatten sie etwas weit Grausameres übersehen. Ganz gewiß hatte es Viola gewußt – aber das war Vergangenheit. So oder so, Margit hatte letztendlich alle getäuscht. Aber ihr eigentliches Ziel hatte sie noch nicht erreicht. Denn Helena kannte inzwischen die Wahrheit.

Die Wahrheit war, daß man sie, Lilith und Cora nur deshalb ins Reich gelockt hatte, um sie plausibel und in aller Eindringlichkeit von einer Sache zu überzeugen: Die Rebellen mußten den Kontinent verlassen. Damit sie dies nicht mit ihrem verzögerten biologischen Ende gleichsetzten, hatte man ihnen vorher vorsorglich den Forschungsbericht über die eingeschlechtliche Fortpflanzung zukommen lassen. Außerdem wurden sie darüber unterrichtet, wie eine ideale Frauengesellschaft zu gestalten sei, wie man Fehler vermied, vor allem aber, wie stark die weibliche Natur die Ökonomie eines Staatswesens zu tangieren vermochte. Eine Predigt, die verdeutlichte, woran die gegenwärtige Frauenwelt krankte. Da jedoch

diejenigen, die es einmal besser machen sollten als die abgewirtschaftete Gegenseite, äußerst mißtrauisch waren, mußte zu Täuschungszwecken eine aufwendige Show inszeniert werden. Sybill war dabei ein wichtiger Baustein gewesen. Da man wußte, daß sie ihre Mutter abgöttisch liebte und alles daransetzen würde, sie zu befreien, hatte man ihr die Sache so leicht wie möglich gemacht und die Wachen aus dem Institut abgezogen. Aber man hatte Sonja nicht berücksichtigt, eine an den Schaltern der Macht wartende Elevin, bei der allerdings die jahrelange Indoktrination im Gegensatz zu ihrer Schwester Früchte getragen hatte. Beide Mädchen wurden zum Opfer dieses Intrigenspiels, und obwohl Helena immer noch kühl analysierte, erfaßte sie bei dieser Erkenntnis nun zum ersten Mal eine tiefe Trauer. Und sie verstand plötzlich Viola, die trotz der Aussichtslosigkeit ihrer eigenen und der äußeren Situation im letzten Moment noch alles hatte hinbiegen wollen. Es war unmöglich, in den Stand der Unschuld zurückzukehren und wieder bei Null anzufangen, wenn man vorher schuldig geworden war: »No more I love you's.«

Blieb die Frage, was das alles überhaupt sollte. Die Antwort erschloß sich allein einer so Einfühlsamen wie Helena: Jemand hatte mit seinen hochfliegenden Plänen Schiffbruch erlitten. Jemand hatte in seinem Größenwahn die Frau in eine männliche Form pressen wollen und war damit gescheitert. Jemand war zu Tode gekränkt. Weil Frauen keine genormten Elemente eines Utopie-Setzbaukastens waren, weil sie nach ihrem weiblichen Rhythmus leben und sich nicht als Staffage für die In-Ordnung-Allmachtsphantasie einer durchgeknallten »Mannfrau« hergeben wollten. Jemand konnte es einfach nicht verwinden, daß mit dem Verschwinden des Mannes auch sein zerstörerisches Konkurrenzverhalten verschwunden war und ebenso all sein unnützer Konsumplunder. Jemand hatte sich in den Frauen geirrt, in ihren Bedürfnissen und Sehnsüchten. Jemand war an seinem Lebenstraum zerbrochen. Jemand wollte Selbstmord

begehen. Aber nicht still und leise für sich allein. Das taten nur gewöhnliche Menschen, die wirklichen Versager. Nein, wenn ein Gott sterben mußte, dann mußten auch seine Geschöpfe sterben. Jemand beabsichtigte, selbst im Tode Gott zu spielen. Ja, die Atombomben würden in einer Woche ihre infernalische Kraft entfalten und den halben Kontinent in Ödland verwandeln. Doch sie würden nicht die Abtrünnigen töten, denn diese wären ja dann schon längst über alle Berge. Nein, sie würden denjenigen den Garaus machen, die Gott maßlos enttäuscht hatten. Jemand konnte einfach nicht vergeben. Und nicht verlieren.

Mit 99,9prozentiger Sicherheit wußte Helena das nun. Doch da blieb immer noch die Frage, weshalb die Rebellen verschont werden sollten. Warum die Güte? Und um diese 0,1 Prozent Zweifel zu beseitigen, machte Helena sich auf den Weg zurück ins Institut. Jemand mußte Antwort geben. Vielleicht auch sterben.

Allmählich brach der Morgen an. Das goldrote Licht am Horizont kroch wie Feuchtigkeit im Löschpapier über den Baumwipfeln empor und begann das Tiefblau des Nachthimmels zu neutralisieren. Die Sterne glühten noch, und im Innern des Gebäudes herrschte weiterhin Finsternis, lediglich hier und da durch den dämmerigen Schein von draußen um einige Grautöne reicher. Das Gekrächze und Getriller der Vögel, die aufgewacht waren und ihr Tagewerk aufgenommen hatten, drang trotz der dicken Scheiben bis in den letzten Winkel des Instituts, ohne jedoch die unheimliche Stille darin wesentlich zu verändern.

Das alles registrierte Helena en passant, während sie durch die Drehtür ins Foyer gelangte, über eine der Marmortreppen den Kreisflur erreichte und sich nach einer Weile schließlich wieder im ausgedehnten Flur des fabrikähnlichen Behandlungssaals befand. Dieselbe Route, bloß in umgekehrter Richtung, die sie

noch vor kurzem mit jenen zurückgelegt hatte, welche inzwischen ihren Frieden gefunden hatten. Wie sie hier ihre Kontrahentin aufspüren sollte, war ihr unklar. Es schien fraglich, daß sich Gottmutter noch in ihrer Kirche aufhielt und auf eine Kirchgängerin wartete, die ihr ein paar unangenehme Fragen stellen wollte. Doch Helena hatte die Sorge um Millionen Menschen an diesen Ort zurückgeführt, keine scharf durchdachte Strategie. Wenn ihr Vorhaben erfolglos blieb, konnte sie es nicht ändern. Hauptsache, sie hatte es versucht.

Der Flur mutete unendlich an. Zu beiden Seiten wurde er von Armeen von Gynäkologenstühlen gesäumt, die lediglich als Schattenrisse zu erkennen waren und mit ihren gewölbten Rückenlehnen und aufgebockten Unterschenkelstützen an Abstraktionen von Frauen mit gespreizten Beinen erinnerten. Neben jedem Stuhl befand sich eine mobile Operationsleuchte mit Schwenkarm. Dahinter, hinter diesen im Fischgrätmuster angelegten Reihen wuchs der undurchdringliche Apparaturenwall aus Spermatanks, Röhren, Meßgeräten und irgendwelchen metallenen Gliedern empor, an die gynäkologische Instrumente angeschlossen waren. Hunderte von Schläuchen, in pistolenähnlichen Griffen endend, wanden sich daraus ihren Weg zu den Stühlen.

Innerhalb der kurzen Zeit, da Helena die Straße der kalten Empfängnis in Augenschein nahm, hatte die Sonne sich weiter ins Zeug gelegt und ein kleines Quantum mehr Licht in den Saal geschickt. Alles schien nun wie von einem feinen Dampf verhüllt. Sie hatte ganz offensichtlich die Orientierung verloren und versuchte sich zu erinnern, aus welcher Gasse sie in Begleitung von Cora und Sybill auf diesen Moloch gestoßen war.

Plötzlich hörte sie Schritte. Keine stampfenden, die Welt erschütternden Schritte. Sondern schlurfende, wie von einem Nimmersatt, der in der Nacht noch den Kühlschrank leer räumt. Helena wollte sich verstecken, aber irgendwie spürte sie, daß

das nicht nötig war. Sie spürte, daß ihr Wunsch schneller in Erfüllung gegangen war als gedacht.

Und tatsächlich, Margit tauchte aus den Dunstschleiern auf, noch von geringer Größe, doch Schritt für Schritt mächtiger werdend – so wie es eben ihre Art war. Immer noch trug sie den gewaltigen, dunkelbraunen Umhang, der wie die Luftwülste einer Schwimmatratze dicke Linienpolsterungen aufwies und ihr bis zu den Absätzen reichte. Mit dem feisten Haupt oben als Ausguckturm sah die ganze Erscheinung wie ein Kampfpanzer auf zwei Füßen aus. Sie kam immer näher, und allmählich bemerkte Helena, daß sie in der Hand ein längliches Ding hielt. Vermutlich eine Waffe. Wie klug von ihr, daß sie die von der durchlöcherten Viola fallen gelassene Smith & Wesson noch schnell aufgelesen und sich hinten in den Hosenbund gesteckt hatte, bevor sie zu der Unterredung aufgebrochen war.

»Sieh mal an, meine beste Freundin gibt mir die Ehre«, jubelte Margit und blieb in einiger Entfernung stehen. Sie hatte natürlich keinen Augenblick daran gedacht, von Bord zu gehen, bevor die ganze Geschichte nicht ausgestanden war. »Ich setz' schon mal den Kaffee auf.«

Sie hob die Hand zum Hals, und Helena begriff auf einmal, daß sie Gottmutter eben unrecht getan hatte. Ihre Hand umklammerte keine Waffe, sondern eine Injektionsspritze.

Margit zuckte mit den Schultern, ironisch schicksalsergeben, als wolle sie so etwas wie eine That's-life-Geisteshaltung demonstrieren. Dann drückte sie die Nadel routiniert in das Platinimplantat in der Halsschlagader und preßte die darin enthaltene klare Substanz bis zum letzten Tropfen leer.

»Oooch!« stöhnte sie gleich darauf ekstatisch auf. Ihre aufgerissenen, funkelnden Augen strahlten dabei eine solche fiebrige Energie aus, als würden sie jeden Moment wie Projektilen ausschließen. Sie legte den Kürbiskopf in den Nacken, und die schwarzgefärbten Kleopatra-Haare fielen nach

hinten und entblößten das aufgeblähte Gesicht, das heftige Zuckungen heimsuchten. Der Kraftspeicher von 1A schien wieder aufgeladen zu sein. Nur zu schade, daß Helena nicht derartig starke Energiequellen anzapfen konnte.

»Ich gestehe, solche scharfsinnigen Frauen wie dich hätten wir gerne in unserer Mitte gesehen, ich meine, solche, die bis drei zählen können«, sagte Margit und schleuderte die Spritze gegen einen Tank. Sie zerbrach.

»Weshalb muß ein ganzes Volk in den Hades, nur weil du dich zu der Reise entschlossen hast?« wollte Helena wissen.

»Ich lasse ungern ein unaufgeräumtes Haus zurück. Es sollte den Nachfolgenden besenrein übergeben werden. Außerdem muß man für alles im Leben bezahlen.«

»Was haben diese Frauen verbrochen?«

»Sie haben versagt. Das reicht.«

»Warum, weil sie keine Fußballweltmeisterschaft auf die Beine gestellt haben?«

»Du bist nah dran. Sie zogen es vor, lieber den Weisungen aus ihrem Bauch zu gehorchen und sich auf eine sogenannte weibliche Lebensform zu berufen, als die Ärmel hochzukrempeln und zuzupacken. Es gibt aber weder eine weibliche noch eine männliche Lebensform. Zwei Teams spielen Fußball, und wer gewinnt, bekommt den Pokal. Nur so entsteht Wohlstand. Aber das hatten wir schon, nicht wahr?«

»Und nur weil das nicht hingehauen hat, willst du die halbe Welt ausradieren?«

Margits Gesicht streifte ein Anflug von Ironie.

»Wie man's nimmt. Der wahre Grund ist, daß ich in meinen philosophischen Stunden an ein Leben nach dem Tode zu glauben geneigt bin. Irgendwie sehe ich mich in diesem jenseitigen Zustand ballongleich über vertraute Orte schweben und die Dinge sorgfältig in Augenschein nehmen. Und das jagt

mir panische Angst ein. Ich habe Angst, daß ich am laufenden Band kotzen müßte. Diese kuhartigen Wesen da unten, die aus Kuhfladen ganze Städte errichten, weil sie zu blöd und zu faul sind, um industrielle Baustoffe zu produzieren, die in einem debilen Singsang mit ihren Kindern plappern, bis die auch nur noch debiles Zeug von sich geben, die nonstop humanistische Schlauscheiße daherschwafeln, ohne zu begreifen, daß jede Art von staatlicher Hilfe stets einer knallharten Ellenbogen-gesellschaft bedarf, die sich solch eine Gefühlsduselei überhaupt erst zu leisten vermag. Ich habe Angst, daß alles, was ich aufzubauen versucht habe, noch mehr den Bach runtergeht und ich nur noch Trümmer sehen werde. Ich habe Angst, daß meine Kotze all dieses Elend unter sich begraben wird. Warum also sich den Ärger erst aufhalsen?«

»So sehr haßt du die Frauen, Margit?« fragte Helena aufrichtig teilnahmsvoll.

»Stell dir vor: ja!« entgegnete Margit und spazierte ganz langsam auf sie zu.

»Und wieso willst du uns dann verschonen?«

Je näher Margit sich auf sie zubewegte, desto nachhaltiger wurde Helena von dem Drang ergriffen, die Pistole über ihrem Gesäß zwischen die Finger zu bekommen. Gewiß, der Berg und der Prophet in Personalunion schien unbewaffnet zu sein, doch konnte man jemandem trauen, der über den Einsatz von Atombomben so angeregt plauderte wie andere Leute über das Wetter? Obwohl sie diese aufschlußreiche Unterhaltung nicht durch eine Geste des Argwohns ruinieren wollte, wanderte Helenas Hand heimlich nach hinten.

Margit wandelte durch das Spalier der schräg einfallenden Lichttanzen wie eine Königin zu ihrer Krönung in der Kathedrale. Ihre elefantöse Gestalt entfaltete mit anwachsender Größe eine Aura der Bedrohung, die ihr Gegenüber schier physisch spürte und ahnen ließ, weshalb niemand in ihrer

Umgebung bis jetzt gewagt hatte, ihr zu widersprechen. Diese Frau war eine Naturgewalt, absolut und unberechenbar.

»Kannst du dir diese Frage nicht selbst beantworten, Helena?«

»Ich glaube schon«, erwiderte Helena. »Aber ich will es aus deinem Munde hören.«

»Trau dich nur. Vielleicht lerne ich ja etwas dazu.«

»Weil du in Wirklichkeit die Frauen gar nicht haßt, sondern liebst. Du verachtest nur das Weib, das in dir steckt. Du bist die wahre Mannfrau, nein, du bist der frauenhassende Mann, der in Frauen hassenswerte Aspekte von sich selber findet und deshalb alles Weibliche in Bausch und Bogen verflucht. Dennoch kannst du vom Weibe nicht lassen, weil es ein Teil deiner selbst ist. Du willst die Frauen töten und sie doch am Leben lassen.«

»Verrückt, nicht?«

Margit war mittlerweile bei ihrer Analytikerin eingetroffen, so daß Helena ihr aus nächster Nähe ins Gesicht schauen konnte. Es war eine ungesunde, teigige, bleiche Fleischmasse, die sich wie Schlagsahnebuckel übereinander wölbte. Die Augen ein wirres Flechtwerk aus rot pulsierenden Äderchen, die Lippen fast veilchenblau.

»Du hast es erfaßt, ich liebe euch kleinen Mösen«, sagte I A und griff zärtlich nach Helenas fettigen, unregelmäßig geschnittenen aschgrauen Haaren. »Deshalb sollt ihr überleben und es besser machen als ich und die anderen Geisteskranken.«

Helena erwischte die Pistole im Hosenbund, brachte sie mit einer eleganten Bewegung nach vorne und drückte den brünierten Stahl auf Margits Stirn. Für den Bruchteil einer Sekunde schien diese verblüfft, doch gleich darauf war ihr davon auch schon überhaupt nichts mehr anzumerken. Statt dessen driftete ihr glasig werdender Blick von ihrer Bedroherin weg und fixierte fasziniert eine bestimmte Stelle hinter ihrem Rücken.

Dort, im Spotlight einer Sonnenstrahldiagonale, stand Oliver in seinem grell reflektierenden, weißen Synthetikanzug und lächelte Margit an. Aus allen seinen Körperöffnungen und auch aus denen, die sich wie durch ein Osterwunder an den unmöglichsten Stellen von selbst aufgetan hatten, plätscherte Blut und färbte die weiße Pracht allmählich rot. Er hielt in der rechten Hand ein volles Martiniglas, das er prostend emporhob, und in diesem Augenblick wußte Margit, daß sie endgültig den Verstand verloren hatte.

»Finale!« sagte Oliver. »Mach endlich Schluß!«

Helena war durch den abgedrifteten Blick ihres Gegenübers irritiert. Stand schon die nächste Überraschung ins Haus? Sie drehte den Kopf nach hinten und schaute über ihre Schulter, konnte jedoch nichts und niemanden sehen.

»Weißt du was, ich habe es mir anders überlegt«, sagte Margit. »Wir wollen doch alle gemeinsam sterben!«

Wie eine Granate sah Helena Margits Faust auf sich zuschießen, nachdem sie den Kopf wieder zu ihr zurückgewandt hatte. Der Hieb, der ein durchdringendes Knirschen verursachte, brach ihr die Nase. Die Pistole flog ihr in hohem Bogen aus der Hand und landete irgendwo im Chaos des medizinischen Räderwerks.

Helena taumelte zurück, mit beiden Händen ihre vor Schmerzen glühende Nase umklammernd. Margit dagegen schien den Gewaltausbruch schon wieder vergessen zu haben. Sie stierte erneut auf die helle, menschenleere Stelle im Gang, die sie vorhin so sehr in ihren Bann gezogen hatte. Von dort schien sie geheimnisvolle Botschaften zu empfangen, denn sie nickte periodisch und murmelte vor sich hin. Helena verspürte wenig Interesse, das Rätsel aufzuklären. Sie wollte dieser Hölle entkommen, einerlei, was danach geschah.

Sie zog sich langsam hinter den Kordon der Gynäkologiestühle zurück, in der Hoffnung, sich so irgendwie zum Ausgang

stehlen zu können. Aber wie ein Raubtier, dessen Jagdinstinkt bei den geringsten Geräuschen oder Bewegungen erwacht, drehte sich Margit plötzlich zu ihr um. Zorn sammelte sich in ihren Pupillen und ergoß sich von da aus über das ganze Gesicht. Sie schien ihren goldigen Humor von eben vollends verloren zu haben, und ihre vor Kraft strotzende Erscheinung ließ ahnen, daß die Droge inzwischen ihren Weg zum Ziel gefunden hatte.

»Wohin so eilig? Ich dachte, du wolltest die Welt retten.«

Helena registrierte kaum, daß das aus ihrer Nase stürzende Blut zwischen ihren Fingern hindurchrann, weil ihre Aufmerksamkeit nun wieder von etwas viel Spannenderem gefesselt wurde. Margit schnappte nach dem Kragen ihres massigen Umhanges und riß ihn auf, so daß das gute Stück sich in der Mitte teilte und zu Boden fiel. Und getreu dem Kalauer, daß in jedem dicken Mann ein noch dickerer Mann stecke, kam eine nackte Gestalt zum Vorschein, die Niki de Saint Phalles pummelige »Nanas« hätte locker in die Leichtgewichtsklasse verweisen können. Ein Berg, ein Gebirge von einem Leib, der majestätisch nach allen Seiten schwappte, mannigfaltige Fleischterrassen bildete, mit Brüsten wie Medizinbälle – wie eine Verschweißung vieler Leiber. Alles irgendwie siech und kaputt. Doch das, worauf das Auge unwillkürlich als erstes hinsah, erregte noch mehr Aufsehen. Dort, wo Margits Scham hätte sein sollen, ragte ein schwarzer Holzpenis aufwärts, dessen Eichel aus einem Silberknauf bestand. Die ganze Konstruktion erwuchs aus einem mit Nieten versehenen Lederlatz, der an ihren Unterkörper geschnürt war. Es war ein Bild des Wahnsinns, und Margit selbst kannte wohl am wenigsten den Grund, weshalb sie es der entgeisterten Betrachterin präsentierte.

»Weißt du, wie es ist, eine Frau zu sein, ohne wie eine Frau zu fühlen, Helena? Weißt du, wie es ist, sich allein durch den Anblick, wie andere Frauen auf ihre ganz spezielle frauliche Art

ihre Babys lieblosen oder den Kopf an die Schulter ihrer Männer lehnen oder unbekümmert mit ihren Freundinnen schwatzen, gedemütigt zu fühlen? Weißt du, wie es ist, der letzte Mann auf einem Planeten zu sein, auf dem die Männer ausgestorben sind?«

Die Fleischmassen setzten sich in Richtung des Gynäkologenstuhls in Gang, hinter dem sich Helena verbarg. Sie hatte sich bereits damit abgefunden, daß sie diese Hölle nicht würde verlassen können, bevor sie den fetten Höllenhund eingeschläfert hätte.

»Dein Schädel ist voll von Klischees, was diese Dinge angeht«, entgegnete sie, weniger, weil sie glaubte, durch clevere Argumentation etwas bewirken zu können, sondern, weil sie hoffte, damit Zeit für die Suche nach einem Gegenstand zu gewinnen, womit sie sich verteidigen konnte. »Du bist von Zwängen beherrscht. Aber es sind nur eingebildete. Es geht auch anders – es geht auch weiblich.«

»Klingt wie das Hurra! von ehemaligen Gleichstellungsbeauftragten.«

Margit erreichte den Stuhl und wand sich trotz ihres Umfangs elegant um ihn herum. Helena wich zurück, so daß ein Kreisverkehr einsetzte. Dem machte die Verfolgerin ein Ende, indem sie den massiven Stuhl kurzerhand hochhob und auf den Flur schleuderte. Das metallische Gedröhne der auf dem Fußboden zerschellenden Sitzgelegenheit erinnerte an das Zusammensacken eines angeschossenen Ungetüms. Anschließend schmetterte Margit mit einer beiläufigen Armbewegung eine Operationsleuchte zur Seite, als wäre sie ein lästiges Insekt. Helena blieb nichts anderes übrig, als sich hinter dem nächstbefindlichen Gynäkologenstuhl zu verschanzen. Den überwältigenden Schmerz, der sich von ihrer Nase über den ganzen Kopf ausbreitete, nahm sie nur noch am Rande wahr.

»Du kannst nicht alle Frauen umbringen, Margit, nur weil du

in dieser Beziehung zu kurz gekommen bist«, sagte sie, um Zeit zu gewinnen. »Du bist nicht Gott.«

»Nein, das bin ich wahrhaftig nicht«, gestand Margit, während sie unbeirrt auf das Wild zustampfte. »Denn bekanntlich ist Gott ein Mann. Aber *ich bin wie Gott*. Ich kann Leben zeugen, und ich kann es vernichten.«

»Und was ist mit Güte?«

»Die möge uns, so Gott will, dort begegnen, wo wir uns in Kürze wiedersehen werden. Gib es auf, Helena. Ein Künstler von Format macht eher Tabula rasa, als an einem mißratenen Gemälde weiter herumzupfuschen.«

Die Halle lag inzwischen im strahlenden Gold der Morgendämmerung. Das düstere Endlosknäuel der medizinischen Apparaturen zu beiden Seiten des Flurs wirkte in den wallenden Lichtschleiern wie das seit Jahrhunderten verschollene Wrack eines Kriegsschiffes auf dem Grunde des Ozeans. Doch obwohl der Sonnenschein dem Ort hätte etwas Freundlichkeit verleihen müssen, verharrte er immer noch in trotziger Düsternis. Drei Gestalten, die plötzlich mitten im Flur standen, in grelles Licht getaucht wie die Mitglieder einer Rockband auf der Bühne, erregten wieder Margits Interesse. Oliver, Jakob und Thomas, alle drei im gleichen weißen Nobelzwirn der Siebziger, aus natürlichen sowie überhaupt nicht natürlichen Körperöffnungen blutend und dem letzten lebenden Familienmitglied mit Martinigläsern zuprostend, bewegten ihre Lippen, ohne daß ein Laut zu hören war. Margit wiederholte ihre Worte, ebenfalls unhörbar, wie eine ungeübte Dolmetscherin der Taubstummensprache, die sich durch das akkurate Nachsprechen Gewißheit verschaffen muß.

»Ich weiß«, sagte sie dann vernehmbar und verständig, wobei ihr Blick weiterhin entrückt auf den drei Geistern ruhte.

»Ich und die Stimmen. Ich und die Stimmen. Ich und die Stimmen ...«

Helena konnte nur rätseln, was in der nackten Riesin, die etwa drei Schritte von ihr stand, vor sich ging. Aus heiterem Himmel hatte sie haltgemacht, um nun eine stille Unterhaltung mit jemandem zu führen, den allein sie sehen und hören konnte. Doch Verrückte hatten es wohl so an sich, ständig verrückte Dinge zu tun.

Geistesabwesend berührte Helena mit einer Hand eine der Unterschenkelpolsterungen des Gynäkologenstuhls, an dessen Flanke sie sich befand. Das Teil gab dem sanften Druck nach und drehte sich willfährig und quietschend in die gestoßene Richtung. Helena schaute herunter und sah, daß die Stütze aus einem Chromrohr emporwuchs, welches wiederum in einem Sockelrohr steckte. Beide Verbindungsstücke schienen sich gelockert zu haben. Ohne Umschweife griff Helena nach dem Rohrstück und zog es samt Unterschenkelstütze aus der Verankerung.

Sie stürmte mit der Behelfskeule vorwärts und prügelte auf die mit ihren Trugbildern kämpfende Geisterbeschwörerin ein, links ins Gesicht, rechts ins Gesicht, unaufhörlich, bis die Teigfratze beachtliche Schmissee hatte und zu bluten anfangte.

»Ja, das ist der wahre Geist!« schrie Margit, die die Schläge aus ihrer Schattenwelt geholt hatten, und brach in dröhnendes Gelächter aus. Es schien sie nicht weiter zu bekümmern, daß ihr Gesicht inzwischen einer an mehreren Stellen aufgeplatzten Wassermelone glich. Schmerzen nahm sie offenkundig nur begrenzt wahr. Das Zeug, das sie sich vorhin gespritzt hatte, betäubte demnach nicht nur ihren Geist.

»Schlag auf die alte häßliche Margit nur ein, denn die fette Sau hat es ja nicht besser verdient!« brachte sie unter ihrem grölenden Gelächter hervor, was in Verbindung mit den klaffenden Wunden und dem herausspritzenden Blut Horror aufkommen ließ. Noch in der Luft fing sie dann die auf sie zusausende Unterschenkelstütze ab, riß sie Helena aus der Hand und drosch damit so erbarmungslos auf deren Kopf ein, daß die

Polsterung abbrach und die Geschlagene wie von einem Stanzhammer erfaßt meterweit zurückgeschleudert wurde. Ihre Beine verhedderten sich in dem Schläuchewust, der aus den Tanks hervorwuchs, und sie schlug hinter dem Gynäkologenstuhl auf den Boden auf. Margit schleuderte das Rohr weg und trampelte hurtig auf die Darniederliegende zu.

»Margit riecht nicht nach Chanel No. 5, sondern nach saurem Schweiß. Margit passen keine Kleider aus der Sommerkollektion, sondern nur aus dem traurigen Laden für Übergrößen in der dunklen Seitengasse. Margits Erscheinung provoziert keine kleinen dummen Hausfrauenphantasien über kleine dumme Hausfrauenflirts, sondern Szenen aus einer derben Klamotte. Margit hatte nie den Freibrief der Schwangerschaft, um sich jahrelang vor richtiger Arbeit zu drücken und auf Kosten anderer bu-bu zu machen. Margit stellt all das dar, was Frauen an Frauen hassen. Sie erinnert sie daran, wie es sein könnte, wenn frau Pech im Leben hätte. Ich bin der weibliche Alptraum! Niemand mag mich!«

Wieder räumte sie auf ihre resolute Art einen Gynäkologenstuhl aus dem Weg, und zwar den, hinter dem Helena blutüberströmt und halb bewußtlos nach Atem rang. Der Stuhl flog diesmal besonders weit durch den Flur, prallte gegen ein aus verschiedenen Einheiten und Gasflaschen bestehendes Narkose- und Dauerbeatmungsgerät und brach in seine Einzelteile auseinander. Margit packte Helena mit hartem Griff am Hemdkragen und hob sie mühelos wie ein Kätzchen in die Höhe, bis ihre Füße nicht mehr den Boden berührten und sie der Riesin geradewegs in die Augen schauen konnte. Sie stand vor der Alternative, sich entweder gleich einer Ohnmacht anzuvertrauen, um sich zumindest ohne bewußte Teilhabe von diesem wütenden Untier in Fetzen reißen zu lassen, oder aber die Schmerzen der letzten Weisheiten wegen noch ein Weilchen zu ertragen. Sie entschied sich großmütig für die zweite Lösung.

Margit hatte mit ihrem irren Gelächter aufgehört. Dafür

verströmte sie einen derartig bestialischen Mundgeruch, als wäre irgend etwas in ihren Mund hineingekrochen und darin verendet.

»Ja, ich hatte 'ne Menge Pech im Leben, Helena«, sagte sie, und in ihren von der Sonne angestrahlten Augäpfeln erblickte Helena das Spiegelbild ihres eigenen Gesichtes als zermatschte Tomate.

»Doch ich wollte es wieder in Ordnung bringen, habe mich bemüht, war fleißig. Alles vergebens. Ich wollte eine blühende feminine Gesellschaft schaffen, von der schon so viele kluge Denkerinnen vor mir geträumt haben. Bekommen habe ich nur die Attrappe. Weißt du, warum? Weil die Frau die Attrappe des Mannes ist. Frauen können fabelhaft kochen und schneiden, doch die größten Köche und Schneider waren letzten Endes samt und sonders Männer. Wohl ebenso die größten Despoten. Auch ich habe also versagt. Man kann eben seinem Schicksal nicht enttrinnen, schon gar nicht, wenn der eigene Arsch eine Tonne wiegt. Aber glaubst du im Ernst, du würdest es besser machen, wenn du an meiner Stelle sitzt? Glaubst du, du könntest die Frauen in die Stahlwerke und Chemiefabriken locken, wenn du ihnen versprichst, daß sie sich dafür abends die Nägel lackieren dürfen? Du Blinde! Das einzige, was diese Fotzen wirklich interessiert, ist, mit einem dicken Bauch durch die Gegend zu eiern, ihren Bälgen Aufläufe zu kochen, ihren Kleiderfimmel zu pflegen und darüber zu jammern, wie furchtbar anstrengend das alles ist. Ich sah in euch Rebellen eine Hoffnung, dachte, ihr wäret härter als ich. Aber nun weiß ich, daß auch ihr nur Weicheier seid, gefangen im Laufrad des Weibes. Komm Helena, Zeit zum Sterben!«

Mit diesen Worten stürmte Margit vorwärts, die halbbewußtlose Gestalt mit dem schräg herunterbaumelnden Kopf gleich einer defekten Marionette über den Boden schleifend. Oliver, Jakob und Thomas, das Trio mit den vielen Blutspeiern am Leib, gerieten angesichts der Aktion in regelrechte Euphorie und

schwenkten ihre Martinigläser in Laufrichtung der Hastenden.

Margit, schweißüberströmt und außer Atem, knallte Helena schließlich gegen einen der ovalen Tanks, nachdem sie einige der Gynäkologenstühle gestreift hatte. Und etwas zerbrach. Es war deutlich zu hören – und zu spüren. Helena konnte mit ihrer reduzierten Wahrnehmungsfähigkeit nicht mehr unterscheiden, ob soeben ihr Rückgrat ein Fall für den Schrottplatz geworden war oder dieses schuhschachtelförmige Instrument, das die Vorderseite des Tanks zierte. Sie kam schließlich zu dem Schluß, daß beides zutraf. Denn einerseits breitete sich in ihrem Rücken urplötzlich ein solch überwältigender Schmerz aus, als hätte ein Elefantenfuß ihn gestreichelt, andererseits roch sie den leise aufsteigenden giftigen Gestank von schmorenden Elektronikteilen, die sich vermutlich bei der Demolierung im Innern des Kastens entzündet hatten.

»Das Frauenreich der Lebenden hat sich als ein Flop erwiesen, Schätzchen«, sagte Margit in fanatischem Tonfall, wobei über ihr verwundetes Gesicht unablässig Spasmen zogen. »Das Reich der Toten dagegen kann nur von Erfolg gekrönt sein, weil sich dort ja nichts verändert hat. Männer und Frauen wiedervereint, wie in guten alten Zeiten, verstehst du? Endlich wieder ein Film mit Tom Cruise und endlich wieder schockierende Fernsehberichte über Büro-Lustmolche, die den lieben langen Tag an nichts anderes denken, als vertrockneten Büro-Gummibäumen an die Busen zu grapschen. Und endlich wieder Scheidungen, die den alten Trottel an den Bettelstab bringen. Hörst du das, Helena? Die Toten rufen schon nach uns. Los geht's!«

Helena, die immer noch zwischen den Fäusten der Riesin zappelte, spuckte einen beachtlichen, blutdurchmischten Klumpen in deren Irrsinnsvisage.

»Du stinkst«, sagte sie dann eisig. »Und du hast recht, du bist wirklich abgrundtief häßlich. Du wirst in dem traurigen Laden für Übergrößen in der dunklen Seitengasse nichts zum Anziehen finden, es sei denn, du stülpst dir den ganzen Laden über.«

»So?« meinte Margit, und die Zuckungen häuften sich.

»Dann wollen wir doch mal schauen, wie du aussiehst.«

Sie zerrte mit Brachialgewalt an Helenas Kragen und riß ihr das Hemd herunter. Helena stand mit nacktem Oberkörper da. Anschließend nahm sie sie in den Würgergriff und zerfetzte mit bloßen Händen zunächst den Hosenbund und danach die ganze Hose. Margit trat und boxte Helena wie ein durchgedrehtes Wildpferd in Richtung des nächsten Gynäkologenstuhls, stieß sie auf den Sitz und nötigte sie so in jene V-Position der Hilflosigkeit, die dem Frauenarzt genehm ist. Rasch fesselte sie ihre Fußgelenke mit den aus den Rohren wachsenden Lederriemen an die Unterschenkelstützen und trat dann in die Lücke dazwischen. Wie ein bizarres Wesen von einem anderen Stern ragte die schwabbelige Mammutgestalt nun über der an der Schwelle zur endgültigen Besinnungslosigkeit schwebenden Patientin empor, und der stramme Holzpenis schien ihr Tentakel zu sein. Das Sonnenlicht erfaßte sie, akzentuierte ihre welke Mehlwurmhaut, verlieh ihr in der Tat die sakrale Glorie einer Gottheit.

Helena gewahrte aus den Augenwinkeln, daß aus dem zerbrochenen Kästchen am Tank Funken wie von einer Wunderkerze schossen. Ein äußerst brisantes Element der Regelelektronik schien im Eimer zu sein, denn der bis zu der Aufhängung neben dem Stuhl reichende schwarze Schlauch mit der messingfarbenen Spermapistole vibrierte heftig, als stünde er unter großem Druck. Doch die Funken wurden weniger, bis nur noch fahler Rauch aus dem Kasten aufstieg. Helena, deren Lider sich vor Schmerz und Erschöpfung zu schließen begannen, erkannte, daß sie noch lange auf eine Explosion oder dergleichen würde warten müssen. Die Ablenkung hätte ihr vielleicht eine Chance geboten. Schade, jetzt mußte sie also doch in den Klauen dieser stinkenden Bestie ihren letzten Atem tun – und damit Millionen andere auch.

»Der schönste Tod ist der Liebestod, Helena«, sprach Margit, während ihr entrückter Blick sich auf die Vagina der vor ihr

liegenden Frau mit dem wundgeprügelten Gesicht senkte. »Und das ist auch die einzige Daseinsberechtigung der Frau: Liebe zu geben, Liebe zu empfangen und dann zu sterben.«

Sie beugte sich dicht über Helena, ergriff ihren Hals, drückte fest zu und stieß unten gleichzeitig die Silbereichel des Holzpenis zwischen ihre Schamlippen.

Eine flüchtige Bewegung, ein Huschen ... Obwohl ihre Augen sich mittlerweile zu bloßen Schlitzern verengt hatten, nahm sie eine grelle Reflexion wahr. Links neben Margits Kopf blinkte es auf und fuhr unaufhaltsam in ihren Gesichtskreis hinein. Helena, der die würgenden Hände an ihrem Hals mehr zu schaffen machten als das brutale Drängen des Knüppels in ihrem Unterleib, schlug unversehens die Augen auf.

Die Hand, die die Spermapistole mit dem dünnen Lauf und dem düsenartigen Mundstück führte, verlangsamte jäh ihre Geschwindigkeit, bis sie schließlich völlig innehielt. Dann jedoch stieß sie zu. Der Lauf der Pistole traf das Platinimplantat an Margits Hals und bohrte sich in die Halsschlagader.

Die Augäpfel der Göttin rollten himmelwärts, ihre Pupillen verschwanden fast gänzlich in den Augenhöhlen, so daß nur noch das blutädrige Weiß zu sehen war und der Mund sich in maßloser Überraschung öffnete.

Der Finger am Hahn der Pistole zog durch, und der zitternde Schlauch, der die Pistole mit reichlich Sperma aus der Nährlösung versorgte, entspannte sich schlagartig wie eine Schlange, die ihr Opfer endlich verschlungen hat.

Margit fuhr raketengleich in die Höhe, den Schlauch mit sich reißend, als wäre sie ein mit seinem Schicksal hadernder Kettenhund, schnappte verzweifelt nach der Pistole an ihrem Hals und versuchte sie herauszureißen. Doch es war zu spät: Ihr Kopf, ja ihr ganzer Körper bebte, als hätte er einen laufenden Preßlufthammer verschluckt. Die Augäpfel traten wie kleine aufgehende Airbags hervor, die Zunge schwoll gleich einer im

Zeitrafftempo verwesenden Wasserleiche an, paßte kaum mehr in den Mund, und aus ihrer Nase und den Ohren begann bereits die Pumpflüssigkeit zu sickern.

Oliver, Jakob und Thomas, die wie fadenscheinig werdendes Gewebe schon leichte Auflösungserscheinungen zeigten, waren angesichts Mamis bizarren Zustands irritiert. Ihr euphorisches Gelächter gefror und wandelte sich schließlich in einen Ausdruck des Kammers. Auch Mami schien sich nun keinerlei Illusionen über ihren weiteren Werdegang mehr zu machen. Plötzlich brach sie ihre Selbstrettungsaktion ab, wurde still und faltete die Arme wie zum Gebet auseinander.

»Mädchen sind doof!« brachte Margit noch mühsam mit ihrer Wurstzunge heraus.

Dann explodierte der Kopf. Ein Schwall aus fleischigem Glibber, Knochen, Blut, Sperma und der Nährlösung ergoß sich über die kopflose Gestalt. Für ein paar Momente wütete die entfesselte Spermapistole am sich ringelnden Schlauch wie ein freudetanzendes Seepferdchen und verspritzte ziellos ihren milchigen Saft. Gleich danach stürzte sie wie der Rumpf der Toten zu Boden und blubberte vor sich hin.

Helena wandte sich angeekelt ab und schaute zu ihrer Retterin auf. Lilith, die ein flottes beigefarbenes Sommerkleid trug, legte eine Hand auf ihre Stirn und lächelte ihr tröstend zu. Sie deutete mit dem Kinn zum lichtdurchfluteten Flur und fing an, ihr die Fesseln aufzuknoten.

»Ich konnte sie davon überzeugen, daß sie einer Irren folgte.«

Helena drehte unter Schmerzen den Kopf in die gewiesene Richtung und sah Angelika Marcus am Endes des Ganges in schuldbeladen gekrümmter Haltung stehen. Die Greisin schien vor Angst versteinert, wie ein kleines Kind, das seine Eltern verloren hat, auch wenn es genau weiß, daß diese mit dem Bösen im Bunde waren.

»Viel Überzeugungskraft brauchte ich allerdings nicht

aufzuwenden. Sie zweifelte selbst stark an der geistigen Verfassung der Königin. Sie ist eine alte Frau, die nur noch ihr Wissen weitergeben möchte, bevor sie stirbt. Außerdem scheint sie Margits wahre Absichten geahnt zu haben. Das haben wohl alle, und sobald wir allein miteinander reden konnten, waren sie es, die Verrat begingen.«

Lilith ergriff Helena an den Schultern und half ihr, sich aufzurichten, so daß sie gerade auf dem Stuhl sitzen konnte.

Ihre Nase mußte sofort behandelt werden, das wußte sie. Dessenungeachtet kreisten ihre Gedanken wie besessen um die weiteren Schritte, die nun anstanden. Die Hauptaufgabe war wohl, die jahrelange Tyrannei zu beenden und durch ein freiheitliches, schwesterliches Regime zu ersetzen. Bei dieser riskanten Operation durfte das Reich nicht aus den Fugen geraten und seine Bewohner, die in einer plötzlichen Phase der Orientierungslosigkeit in Panik geraten konnten, unter sich begraben. Keine Frau sollte wegen ideologischer Verbohrtheiten oder dem Wahnsinn einer einzelnen mehr sterben müssen. Der Krieg der Ideen war eigentlich die Sache des Mannes gewesen. Wer hätte je geahnt, daß Frauen sie in dieser Beziehung sogar übertreffen würden.

Helena glaubte gute Gründe für ihre Zuversicht zu haben, denn es schien unwahrscheinlich, daß die vielen Mitläufer Margits barbarisches Werk würden fortsetzen wollen oder können. Es gab niemanden mehr mit ihrem einzigartigen Teufelstalent, das das Gros der Frauen im Bösen zu vereinen vermocht hatte. Eine Woge der Versöhnung und der Rückbesinnung auf die wahren weiblichen Werte würde bald über den ganzen Kontinent schwappen, deren folgerichtiger Höhepunkt die Vernichtung aller von den Männern hinterlassenen Waffen sein konnte. Mit der Rückprogrammierung der Atombomben würde man anfangen müssen, falls Margit tatsächlich schon alles für den Abwurf in die Wege geleitet hatte. Das war in dem ganzen Lug-und-Trug-Theater nämlich gar nicht so ausgeschlossen. Mit

ihrem Tod jedenfalls war das böse Erbe der Männer verwirkt, ihr Leichengift aus den Frauen endgültig ausgetreten.

»Bist du dir da so sicher, Helena?« fragte Margit, und weil sie keinen Kopf mehr besaß, sprach sie einfach mit dem fransigen Fleischstumpf, ihrem offenen Hals. Es war ein Fehler gewesen, die verstümmelte, bei dem gewaltigen Umfang wie ihr eigenes Mausoleum aussehende Leiche auf dem Fußboden anzuschauen. Denn die Göttin schien selbst hier unten als lebloser Haufen noch genug Ausstrahlung zu haben, um die Lebenden weiterhin übel zu beeindrucken.

Helena war sich ihrer Sache nicht so sicher. Einiges, was Margit über die weibliche Natur gesagt hatte, entsprach durchaus der Wahrheit. Doch was bedeutete Wahrheit letztendlich anderes, als natürliche Gegebenheiten zu akzeptieren und dann das Beste daraus zu machen? Frauen, tja, Frauen waren nun einmal Frauen und keine Männer. Diese Banalität barg in der Tat viele Probleme, aber noch mehr Hoffnungen auf ein wahrhaft prächtiges Reich Evas. Eins war klar: Die alte Welt, jene zum größten Teil von Männern gestaltete, würde nicht mehr wiederkehren. Sie war ein für allemal versunken, so wie Atlantis, von dem jeder zwar in den höchsten Tönen sprach, aber keiner so genau wußte, wie es sich damals tatsächlich gelebt hatte. Helena versuchte sich zu erinnern ...

Die Erinnerung ... Manchmal kam die Erinnerung. Wie ein galoppierendes Pferd, das aus der Nebelbank hervorbricht und sich mit bedrohlicher Geschwindigkeit nähert. Die Erinnerung, sie kam immer näher, berührte sie und überwältigte sie. Die Erinnerung – sie kam auch jetzt ... Die Erinnerung, die blutige Erinnerung ...

Nein, es gefiel ihr nicht, was sie vor ihrem inneren Auge sah. Die Zukunft würde anders aussehen, besser, liebevoller, empfindsamer ...

Vanessa erschien auf dem Flur, in genau entgegengesetzter

Richtung zu Angelika, und näherte sich den beiden Rebellinnen schnellen Schrittes. In ihrer rechten Hand die 84er Beretta Cheetah, mit der sie vor langer, langer Zeit einer Person namens Tilly das Lebenslicht ausgeblasen hatte. Das hagere Gesicht kalt und unbeweglich wie eine Totenmaske. Ihr langer dunkler Umhang umflatterte sie während ihres forschenden Marsches, und sie schien energisch zu schnaufen, ganz so, als wäre Margits Seele zwischenzeitlich in sie übergegangen. Schließlich erreichte sie den Ort des Königinnenmordes und konnte ihren Blick lange nicht abwenden. Helena und Lilith waren zu erschöpft, ja in Gedanken bereits in der künftigen Welt der schwesterlichen Liebe gefangen, um sich für diese prekäre Situation eine Lösung einfallen lassen zu können. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als bloßes Publikum ihres eigenen Schicksals zu sein.

Vanessa schüttelte unmerklich den Kopf, zuckte mit den Schultern und ließ dann die Waffe sinken.

»Ich war immer dagegen«, stellte sie dann trocken fest.

»Glaubt ihr mir das?«

»Nein«, antwortete Helena. »Aber das mußt du ganz allein mit deinem Gewissen und jenen abmachen, die jede verdammte Nacht in deine Träume hineinkriechen und nach Erklärungen verlangen werden.«

Angelika Marcus trippelte leise herbei, gesellte sich zu den drei Frauen am Stuhl, und eine jede von ihnen wurde von Sprachlosigkeit und tiefer Schwermut erfaßt in Gedanken an die Toten und im Bewußtsein, daß für den erwünschten Frieden noch jede Menge Arbeit auf sie wartete. No more »I love you's« ... Ja, dies Gefühl schwang in ihren Gedanken ebenfalls mit. Aber dieses Mal nur, was die Männer anging. Aus Helenas Nase begann erneut Blut zu sickern. Die gute Zukunft würde noch ein Weilchen warten müssen, wenn sich zu ihrem kaputten Bein nicht auch noch eine schiefe Nase gesellen sollte. Schließlich, morgen war auch noch ein Tag.

MITTEILUNG UND DANKSAGUNG

Dies ist ein Roman und keineswegs die Abrechnung des Autors mit »der anderen Hälfte des Himmels«, unterstützt durch gezielt ausgesuchte, manipulierte Fakten. Was die statistischen Daten anbelangt, wurden diese nach gewissenhafter Recherche stets zugunsten der Frauen gerundet, einiges sogar im Gegensatz zu den Tatsachen entwickelt, wie zum Beispiel, daß in Westeuropa vier Kampfpilotinnen im Dienst stehen oder auf dem Gebiet der künstlichen Befruchtung eine Frau die Koryphäe sei. Bei einigen Figuren des Romans habe ich mich von noch lebenden Personen inspirieren lassen. Allerdings wurden hierzu gänzlich ihre Medienlegenden absorbiert, was bedeuten soll, daß sie mir in der Tat lediglich über das Gelesene und Gesehene als Inspiration dienten, ich sie also persönlich nicht kenne und folglich nicht beurteilen kann, was Dichtung und was Wahrheit ist.

Wohl wissend, daß es von schlechtem Stil zeugt, lebende Personen des Effektes wegen namentlich in eine fiktive Geschichte einzubauen, habe ich mich aber aus literarischen Notwendigkeiten heraus trotzdem dazu entschlossen – am unverfrorensten bei dem Namen Wolfgang Joop. Doch gerade hier zeigt sich deutlich, daß das mediale Bild solcher Persönlichkeiten längst zum Synonym für die industriellen Markenprodukte geworden ist, welche sie vertreten. Nicht verhehlen möchte ich nebenbei, daß ich mich vor Herrn Joops Kunst tief verneige und ihn für einen der kreativsten Köpfe der Zeitgeschichte halte.

Geschlechtsbezogene Bezeichnungen und Endungen wurden der Lesbarkeit zuliebe dem Fluß des Textes entsprechend verwendet – eventuelle Uneinheitlichkeiten sind dadurch bedingt.

»Das egoistische Gen« (»The Selfish Gene«, Oxford 1976) ist selbstverständlich nicht das Werk meiner literarischen Figur Prof. Dr. Dr. Angelika Marcus, sondern die epochale Arbeit von Richard Dawkins.

Der Schulaufsatz, den Margit als kleines Monster geschrieben hat, ist die Übersetzung einer Strophe aus »All this time« von Sting.

Mein innigster Dank gilt den beiden Wissenschaftlern Wolfgang Wickler und Uta Seibt, deren faszinierende Abhandlung »Männlich Weiblich / Ein Naturgesetz und seine Folgen« (München 1983) mich nachhaltigst motiviert hat, das vorliegende Buch in Angriff zu nehmen. Ebenso einen großen Dank schulde ich Herrn Prof. Dr. Hans G. Trüper aus dem Institut für Mikrobiologie & Biotechnologie der Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität Bonn, dessen Beitrag zu diesem Werk leider nur bruchstückhaft zu finden ist. Sein »Portrait des hypothetischen Yang-Virus« (Morphologie, Struktur, Wirtsbereich, Übertragungsweg, Verlauf der Infektion und Erkrankung, geschlechtsspezifische Hypervirulenz etc.) war in seiner ganzen Detailfreude und wissenschaftlichen Diktion nicht in die Handlung des Romans übertragbar. Wenigstens besitze ich aber jetzt die Formel! Einen speziellen und wahrlich kollegialen Dank an Matthias Horx, der mir für das Kapitel VANESSA freundlicherweise erlaubte, eine Passage aus seinem Buch »Aufstand im Schlaraffenland / Selbsterkenntnisse einer rebellischen Generation« (München, Wien 1989) zu verwenden und darüber hinaus seinen Text derart zu modifizieren, daß er mit meinem eine Einheit bildet. Ferner danke ich Christiane Westhoff, die sich eine Menge Mühe damit gemacht hat, die Natur- und Pferdeszenen auf ihre Glaubwürdigkeit hin zu überprüfen. Dank vor allem an den Verlag für die Engelsgeduld, die er mit mir und dem umfangreichen Text bewiesen hat. Schlußendlich gilt wie immer mein Dank Rolf Degen und meiner Frau Uschi, die meine ersten Leser sind, oft auch die

strengsten Kritiker. Ohne ihre Unterstützung und ihren Rat wäre die grausam schöne Frauenwelt niemals entstanden.

Bonn, im Juli 1997